

Patricia  
Cornwell

SCARPETTA  
FACTOR

THRILLER

| Hoffmann und Campe |





Die Kay-Scarpetta-Romane  
von Patricia Cornwell

*Post Mortem*

*Flucht*

*Das fünfte Paar*

*Phantom*

*Body Farm*

*Die Tote ohne Namen*

*Schuld*

*Verderben*

*Brandherd*

*Blinder Passagier*

*Das Revier*

*Dämonen*

*Staub*

*Defekt*

*Totenbuch*

---

*Scarpetta*  
*Scarpetta Factor*

Patricia Cornwell

**Scarpetta Factor**  
Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Karin Dufner

# | Hoffmann und Campe |

Die Originalausgabe erschien 2009 unter  
dem Titel

*The Scarpetta Factor* im Verlag G. P. Put-  
nam's Sons, New York.

1. Auflage 2010

Copyright © 2009 by CEI Enterprises, Inc.  
Copyright für die deutschsprachige Ausgabe  
© 2010 by Hoffmann und Campe Verlag,  
Hamburg

[www.hoca.de](http://www.hoca.de)

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

ISBN 978-3-455-30696-5

Datenkonvertierung eBook:  
Kreutzfeldt digital, Hamburg

[www.kreutzfeldt.de](http://www.kreutzfeldt.de)



HOFFMANN  
UNDCAMPE

---

*Ein Unternehmen der*  
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für Michael Rudell,  
Anwalt, Freund, Renaissancemensch

Und wie immer für Staci

Den Lebenden schulden wir Respekt,  
den Toten nur die Wahrheit.

*Voltaire, 1785*

Ein eiskalter Wind pffiff vom East River herüber und zerrte an Dr. Kay Scarpettas Mantel, als sie die Thirtieth Street hinuntereilte.

Obwohl es nur noch eine Woche bis Weihnachten war, konnte man in dieser Gegend, geprägt von den drei Orten des Elends und des Todes, die Scarpetta als Manhattans tragisches Dreieck bezeichnete, nichts von Festtagsstimmung bemerken. Hinter ihr lag der sogenannte Memorial Park, ein gewaltiges weißes Zelt, in dem die noch immer nicht identifizierten sterblichen Überreste der Opfer vom Ground Zero vakuumverpackt gelagert wurden. Vor ihr erhob sich das gotische Backsteingebäude der ehemaligen Nervenheilanstalt Bellevue, die inzwischen als

Obdachlosenunterkunft diente. Und gleich gegenüber befand sich die Anlieferungszone der Gerichtsmedizin, wo eine Garagentür aus grauem Stahl geöffnet war. Ein Lastwagen rangierte rückwärts heran, um weitere Paletten mit Pressspanplatten abzuladen. In der Gerichtsmedizin war es heute ziemlich laut zugegangen, durch die Gänge, die Schall übertrugen wie ein Amphitheater, hallte ein ständiges Hämmern. Die Assistenten zimmerten unermüdlich schlichte Fichtensärge in Erwachsenen- und Kindergröße zusammen und konnten dennoch kaum mit der Nachfrage für Armenbegräbnisse auf dem Potter's Field mithalten. Wie vieles andere auch eine Folge der Wirtschaftskrise.

Scarpetta bedauerte bereits, dass sie den Cheeseburger mit Pommes gekauft hatte, den sie in einem Pappkarton mit sich

herumtrug. Wie lange hatte er wohl im Warmhalteregal in der Mensa der New Yorker medizinischen Fakultät gestanden? Es war schon drei Uhr, also ziemlich spät für ein Mittagessen. Außerdem wusste Scarpetta um die geschmackliche Qualität dieser Mahlzeit. Doch ihr fehlte die Zeit, sich an einer Salatbar anzustellen, sich gesund zu ernähren oder zumindest etwas zu essen, worauf sie Lust hatte, denn sie hatte heute bereits fünfzehn Fälle bearbeitet. Selbstmorde, Unfälle, Tötungsdelikte und das Ableben mittelloser Personen, die ohne Beisein eines Arztes oder, noch trauriger, ohne Angehörige und völlig vereinsamt verstorben waren.

Bereits um sechs war sie zur Arbeit gegangen, um rechtzeitig fertig zu werden. Deshalb hatte sie die ersten beiden Autopsien schon um neun erledigt und sich die

schwierigste bis zum Schluss aufgespart – eine junge Frau mit sonderbaren Verletzungen, die nicht nur zeitaufwendig waren, sondern ihr einige Rätsel aufgaben. Über fünf Stunden lang musste Scarpetta sich mit Toni Dariens Leiche befassen, detailgetreue Zeichnungen anfertigen, sich ausführliche Notizen machen, Dutzende von Fotos schießen und das gesamte Gehirn für spätere Untersuchungen in einem Behälter mit Formalin konservieren. Sie hatte mehr Röhrchen mit Flüssigkeiten, Organ- und Gewebeproben sichergestellt als üblich und alles, was möglich war, aufbewahrt und dokumentiert, da ihr dieser Fall äußerst merkwürdig erschien. Und zwar nicht wegen der ungewöhnlichen Umstände, sondern wegen seiner Widersprüchlichkeiten.

Die Art und Weise, wie die junge Frau zu Tode gekommen war, wirkte bedrückend

alltäglich, weshalb sich eine langwierige Obduktion zur Klärung der grundlegenden Fragen erübrigt hatte. Sie war durch Gewalteinwirkung mit einem stumpfen Gegenstand getötet worden – ein einziger Schlag auf den Hinterkopf mit einem vermutlich bunt lackierten Objekt. Allerdings ergab sonst nichts einen Sinn. Beim Auffinden der Toten kurz vor Morgengrauen am Rand des Central Park, etwa zehn Meter entfernt vom Anfang der East Hundredtenth Street, hatte man angenommen, sie sei am Vorabend im Regen joggen gegangen und dabei überfallen, vergewaltigt und ermordet worden. Der Täter hatte ihr die Jogginghose und den Slip bis zu den Knöcheln heruntergezogen und Vliespulli und Sport-BH über die Brüste geschoben. Wegen des Polatech-Schals, der mit einem Doppelknoten fest um ihren Hals geschlungen war,

hatten die Polizisten und die Mitarbeiter der Gerichtsmedizin, die zuerst am Tatort eingetroffen waren, angenommen, dass der Mörder sie mit einem ihrer eigenen Kleidungsstücke erdrosselt hatte.

Aber das war ein Irrtum. Bei der Untersuchung der Leiche in der Gerichtsmedizin hatte Scarpetta keinerlei Hinweise darauf finden können, dass es sich bei dem Schal um die Mordwaffe handelte oder dass er zumindest zum Tod des Opfers beigetragen hatte. Es gab weder Anzeichen für Erstickten noch körperliche Reaktionen wie Rötungen oder Blutergüsse, nur eine trockene Abschürfung am Hals, als habe man ihr den Schal erst nach ihrem Tod umgebunden. Natürlich bestand die Möglichkeit, dass der Täter ihr zuerst auf den Kopf geschlagen und sie in dem Glauben, dass sie noch lebte, anschließend erwürgt hatte. Doch wie viel

Zeit hatte er in diesem Fall mit ihr verbracht? Nach der Verletzung, Schwellung und Einblutung im Kortex zu urteilen, war sie noch eine Zeitlang, vielleicht sogar einige Stunden, am Leben geblieben. Und dennoch war der Fundort nahezu frei von Blut. Erst beim Umdrehen der Leiche war die Wunde am Hinterkopf bemerkt worden, eine fünf Zentimeter lange, stark geschwollene Verletzung, aus der jedoch kaum Flüssigkeit austrat. Das Fehlen von Blut schob man auf den Regen.

Allerdings hatte Scarpetta ernsthafte Zweifel an dieser Theorie. Der Riss in der Kopfhaut hatte gewiss heftig geblutet, weshalb es ziemlich unwahrscheinlich war, dass der Regen, eigentlich eher ein Nieseln, fast das gesamte Blut aus Tonis langem, dichtem Haar herausgespült haben sollte. Hatte der Angreifer ihr zuerst einen

Schädelbruch verpasst, sich dann in einer regnerischen Winternacht stundenlang mit ihr im Freien aufgehalten und ihr zu guter Letzt den Schal fest um den Hals geschnürt, um sicherzugehen, dass sie ihn nicht verriete? Oder war das Würigen Teil eines sexuellen Gewaltrituals? Warum wollten sowohl Totenflecken als auch Totenstarre so gar nicht zu den Bedingungen am Fundort passen? Offenbar war die Frau spät in der vergangenen Nacht im Park umgebracht worden – und dennoch machte sie den Eindruck, als sei sie schon seit mindestens sechsunddreißig Stunden tot. Scarpetta verstand die Welt nicht mehr. Vielleicht sah sie ja auch Gespenster oder konnte nicht mehr klar denken, weil sie sich gehetzt fühlte und ihr Blutzuckerspiegel bedenklich niedrig lag. Schließlich hatte sie den ganzen Tag

noch nichts gegessen, aber dafür jede Menge Kaffee getrunken.

Und nun würde sie auch noch zu spät zu der für drei Uhr angesetzten Dienstbesprechung kommen. Außerdem musste sie um sechs zu Hause sein, um ins Fitnessstudio und anschließend mit ihrem Mann Benton Wesley zum Essen zu gehen. Danach würde sie auf schnellstem Wege zu CNN fahren, obwohl sie nicht die geringste Lust dazu verspürte. Sie hätte sich nie breit-schlagen lassen dürfen, in *Tue Crispin Report* aufzutreten. Welcher Teufel hatte sie nur geritten, als sie sich einverstanden erklärt hatte, mit Carley Crispin vor die Kamera zu treten, um die Veränderungen der Haarstruktur nach dem Tod, die Bedeutung des Mikroskopierens und andere Gebiete der Forensik zu erörtern, die von der Öffentlichkeit ständig missverstanden

wurden? Was einzig und allein die Schuld jener Branche war, zu der Scarpetta inzwischen selbst gehörte: der Unterhaltungsindustrie. Mit ihrem Mittagessen im Pappkarton marschierte sie durch die Anlieferungszone, wo überall Kisten und Schachteln voller Büromaterial und bei der Autopsie benötigten Utensilien sowie Karren, Rollwagen aus Metall und Pressspanplatten herumstanden. Der Wachmann in seiner Plexiglaskabine telefonierte gerade und würdigte sie kaum eines Blickes, als sie an ihm vorbeihastete.

Oben an der Rampe zog sie die Karte, die sie an einer Kordel um den Hals trug, durch ein Lesegerät, um die schwere Metaltür zu öffnen, und betrat ein weiß und petrolgrün gekacheltes, mit Geländern ausgestattetes Labyrinth, das überall und nirgendwo hinzuführen schien. In ihren Anfangstagen als

Teilzeit-Gerichtsmedizinerin hatte Scarpetta sich ständig verlaufen und war in der Anthropologie anstatt in der Neuropathologie oder der Kardiopathologie, in der Herrenumkleide anstatt in der für Damen oder im Raum für verwesende Leichen anstatt im Autopsiesaal gelandet. Sie hatte die falsche Kühlkammer, das falsche Treppenhaus und manchmal sogar die falsche Etage erwischt, wenn sie den alten Lastenaufzug aus Stahl benutzte.

Allerdings hatte sie bald verstanden, welche Logik hinter dem Grundriss des Gebäudes steckte. Es handelte sich gewissermaßen um einen Rundweg, der in der mit einem gewaltigen Garagentor versehenen Anlieferungszone begann. Wenn der gerichtsmedizinische Transportdienst eine Leiche brachte, lud man die Bahre dort ab und schob sie durch einen

Strahlendetektor. Wies kein Alarmsignal auf das Vorhandensein von radioaktivem Material hin, wie es Radiologen beispielsweise bei der Behandlung einiger Krebsarten verwendeten, war die nächste Haltestelle die im Boden eingelassene Waage, wo man die Leiche wog und vermaß. Die folgende Station hing vom Zustand des Toten ab. Ließ dieser zu wünschen übrig oder wurde er als Gefahr für die Lebenden eingestuft, brachte man den Verstorbenen in die Kühlkammer für verwesende Leichen gleich neben dem dazugehörigen Autopsieraum, wo man die Obduktion allein, unter besonderer Belüftung und mit Hilfe anderer Schutzmaßnahmen durchführen konnte.

Eine Leiche in guter Verfassung wurde einen Flur entlanggeschoben, der rechts von der Anlieferungszone abging. Je nach Art der Verletzungen standen noch weitere

Zwischenstopps auf dem Programm: das Röntgenlabor, der Lagerraum für Gewebeprobe, zwei weitere Kühlkammern für noch nicht untersuchte Leichen, der Aufzug für diejenigen, die oben aufgebahrt und identifiziert werden mussten, Asservatenkammern, die Neuropathologie, die Kardiopathologie und zu guter Letzt der Autopsiesaal. Wenn die Leiche nach Abschluss dieses Rundwegs zur Bestattung freigegeben wurde, endete sie wieder an der Anlieferungszone, und zwar in einer Kühlkammer, wo nun auch Toni Darien in einem Leichensack auf einem Regal hätte liegen sollen.

Doch die befand sich auf einem Rollwagen, der vor der Edelstahltür der Kühlkammer stand. Eine Assistentin war gerade damit beschäftigt, ein blaues Laken über sie zu breiten und es bis zum Kinn hochzuziehen.

»Was machen Sie da?«, fragte Scarpetta.

»Wir hatten oben eine kleine Szene. Sie wird aufgebahrt.« »Auf wessen Wunsch und warum?«

»Die Mutter ist in der Vorhalle und weigert sich, zu gehen, bevor sie sie gesehen hat. Keine Sorge, ich kümmere mich darum.« Die Assistentin hieß Rene, war Mitte dreißig und hatte schwarze Locken und dunkelbraune Augen. Außerdem besaß sie ein ungewöhnliches Talent im Umgang mit Angehörigen. Wenn in dieser Phase ein Problem aufgetreten war, handelte es sich sicher nicht um eine Kleinigkeit, denn Rene gelang es normalerweise, jede Situation zu entschärfen.

»Ich dachte, der Vater hätte sie bereits identifiziert«, wunderte sich Scarpetta.

»Nachdem er die Papiere ausgefüllt hatte, habe ich ihm das Foto gezeigt, das Sie

mir gemailt hatten. Das war, bevor Sie in die Mensa gegangen sind. Kurz darauf erschien die Mutter, und die beiden haben sich in der Vorhalle gestritten. Das heißt, sie sind eher übereinander hergefallen, bis er wutentbrannt abgehauen ist.«

»Sind sie geschieden?«

»Sie hassen einander offenbar wie die Pest. Jetzt besteht die Mutter darauf, die Leiche zu sehen, und lässt sich nicht abweisen.« Renes in einem violetten Gummihandschuh steckende Hand strich der Toten eine feuchte Haarsträhne aus der Stirn und steckte ihr weiteres Haar hinter die Ohren, um die Spuren der Autopsie zu tarnen. »Ich weiß, dass Sie in ein paar Minuten Dienstbesprechung haben. Ich erledige das schon.« Sie warf einen Blick auf den Pappkarton in Scarpettas Hand. »Sie haben ja noch nicht einmal gegessen.

Haben Sie heute überhaupt etwas in den Magen gekriegt? Vermutlich nicht, so wie immer. Wie viel haben Sie inzwischen abgenommen? Sie werden noch in der Anthropologie landen, weil man Sie mit einem Skelett verwechselt.«

»Worüber haben sie sich denn in der Vorhalle gestritten?«, erkundigte sich Scarpetta.

»Bestattungsinstitute. Die Mutter möchte eines auf Long Island beauftragen, der Vater beharrt auf New Jersey. Die Mutter will eine Beerdigung, aber die Vater besteht darauf, sie einäschern zu lassen. Die beiden haben sich wegen ihr gezankt.« Sie berührte wieder die Tote, als könne sie am Gespräch teilnehmen. »Dann haben sie einander alle möglichen Anschuldigungen an den Kopf geworfen. Sie haben so einen

Radau veranstaltet, dass sogar Dr. Edison aus seinem Büro gekommen ist.«

Dr. Edison war der Chief Medical Examiner und Scarpettas Vorgesetzter, wenn sie in der Stadt war. Da sie den Großteil ihrer beruflichen Laufbahn selbst Chief Medical Examiner oder Inhaberin einer Privatpraxis gewesen war, fiel es ihr ein wenig schwer, sich einem Vorgesetzten unterzuordnen. Andererseits hätte sie niemals Leiterin der New Yorker Gerichtsmedizin sein wollen, selbst wenn man ihr je diesen Posten angetragen hätte. Einer derart riesigen Behörde vorzustehen war, als wäre man Oberbürgermeisterin einer Großstadt.

»Tja, Sie kennen ja die Vorschriften«, sagte Scarpetta. »Solange sich die beiden nicht einig sind, bleibt die Leiche hier und wird nur auf Anweisung der Rechtsabteilung freigegeben. Was ist eigentlich

passiert, als Sie der Mutter das Foto gezeigt haben?«

»Ich habe es versucht, aber sie hat sich geweigert, es anzuschauen. Sie beharrt darauf, ihre Tochter zu sehen. Vorher geht sie nicht.«

»Ist sie im Raum für die Angehörigen?«

»Dorthin habe ich sie zumindest gebracht. Die Akte und Kopien der Formulare liegen auf Ihrem Schreibtisch.«

»Danke. Ich werfe einen Blick hinein, wenn ich oben bin. Sie schieben die Leiche in den Aufzug, und ich kümmere mich um den Rest«, erwiderte Scarpetta. »Wären Sie so gut, Dr. Edison auszurichten, dass ich es nicht zur Dienstbesprechung schaffe? Sie hat sowieso schon angefangen. Hoffentlich erwische ich ihn noch, bevor er Feierabend macht. Ich muss mit ihm über diesen Fall sprechen.«

»Ich gebe ihm Bescheid.« Rene schloss die Hände um den Griff des Rollwagens.  
»Viel Glück heute Abend im Fernsehen.«

»Sagen Sie ihm auch, ich hätte ihm die Fotos vom Fundort bereits abgespeichert. Allerdings schaffe ich es erst morgen, das Autopsieprotokoll zu diktieren und ihm die Fotos zu mailen.«

»Ich habe die Vorankündigungen für die Sendung gesehen. Klingt gut.« Rene hatte sich offenbar auf das Thema Fernsehen eingeschossen. »Nur diese Carley Crispin kann ich nicht ausstehen. Wie heißt noch mal der Profiler, der auch ständig dabei ist? Dr. Agee. Außerdem habe ich es satt, dass es immer nur um Hannah Starr geht. Ich wette, Carley wird Sie danach fragen.«

»Bei CNN weiß man, dass ich nicht über laufende Ermittlungen spreche.«

»Glauben Sie auch, dass sie tot ist? Ich bin mir nämlich ziemlich sicher.« Renes Stimme folgte Scarpetta in den Aufzug. »So wie diese Frau in Aruba? Natalee? Leute verschwinden nur aus einem ganz bestimmten Grund, und zwar, weil andere Leute es so wollen.«

Man hatte Scarpetta zugesichert, dass es nicht dazu kommen würde. Das würde Carley Crispin niemals wagen. Schließlich war Scarpetta nicht irgendeine Expertin, eine Außenstehende, ein selten geladener Gast oder irgendjemandes Sprachrohr, hielt sie sich während der Fahrt im Aufzug vor Augen. Sie war die oberste forensische Analytikerin bei CNN und hatte dem Produzenten Alex Bachta unmissverständlich klargemacht, dass sie sich nicht über Hannah Starr äußern, ja, nicht einmal ihren Namen erwähnen würde. Die attraktive und

erfolgreiche Finanzberaterin hatte sich am Tag nach Thanksgiving in Luft aufgelöst. Zuletzt war sie beobachtet worden, wie sie ein Restaurant in Greenwich Village verließ und in ein Taxi stieg. Falls sich die schlimmsten Befürchtungen bewahrheiteten, dass sie ermordet worden war, und ihre Leiche in New York City aufgefunden wurde, war die hiesige Gerichtsmedizin dafür zuständig. Also bestand die Möglichkeit, dass die Leiche auf Scarpettas Autopsietisch landete.

Im Parterre stieg Scarpetta aus dem Aufzug und ging, vorbei am Büro für Sondereinsätze, den langen Flur entlang. Hinter einer weiteren verschlossenen Tür befand sich die Vorhalle. Sie war mit weinrot und blau bezogenen Sofas und Sesseln, Couchtischen und Zeitschriftenständern ausgestattet. Vor einem Fenster mit Blick

auf die First Avenue standen ein Weihnachtsbaum und eine Menora. In den Marmor über dem Empfangstisch waren die Worte *Taceant Colloquia Efugial Risus Hic Locus Est Ughi Mors Gaudet Succurrere Vitae* eingemeißelt – der Ort, wo der Tod seine Freude daran hat, den Lebenden zu helfen. Ein Radio hinter dem Empfangstisch spielte Musik. Die Eagles sangen »Hotel California«. Filene, eine Mitarbeiterin des Sicherheitsdienstes, hatte offenbar beschlossen, dass die menschenleere Vorhalle ihr Revier war und deshalb mit Musik nach ihrem Geschmack beschallt werden konnte.

»... *You can check out anytime but you can never leave* – Man kann jederzeit auschecken, aber man kommt nicht weg«, sumnte Filene leise mit, anscheinend ohne sich der Ironie bewusst zu sein.

»Es wartet jemand im Zimmer für die Angehörigen.« Scarpetta blieb am Empfangstisch stehen.

»Oh, Verzeihung.« Filene bückte sich, um das Radio auszuschalten. »Ich glaube, von hier aus war es nicht zu hören. Aber es ist schon in Ordnung. Ich kann auch ohne meine Musik leben. Es ist nur so langweilig hier, wissen Sie? Den ganzen Tag sitzt man herum, und nichts passiert.«

Dass Filene hier ausschließlich unschöne Dinge zu sehen bekam, war vermutlich eher als Langeweile der Grund, warum sie sich so oft wie möglich mit aufmunterndem Softrock tröstete, ganz gleich, ob sie nun am Empfang oder unten in der Autopsie Dienst hatte. Scarpetta störte das nicht, solange keine trauernden Angehörigen von Musik oder Liedtexten belästigt wurden, die man

als provokativ oder pietätlos auslegen konnte.

»Sagen Sie Mrs. Darien, dass ich gleich bei ihr bin«, wies Scarpetta sie an. »Ich brauche etwa eine Viertelstunde, um etwas nachzuschauen und mir die Formulare anzusehen. Und keine Musik, bis sie wieder weg ist, einverstanden?«

Von der Vorhalle ging der Verwaltungstrakt ab, den Scarpetta mit Dr. Edison, zwei Sekretärinnen und der Personalchefin teilte, die bis nach Silvester auf Hochzeitsreise sein würde. Da das Gebäude ein halbes Jahrhundert alt und ziemlich beengt war, hatte der Platz nicht gereicht, um Scarpetta im zweiten Stock unterzubringen, wo die festangestellten Forensiker ihre Büros hatten. Wenn sie in der Stadt war, benutzte sie deshalb den ehemaligen Konferenzsaal des Chief Medical Examiner im Parterre,

mit Blick auf den mit türkisfarbenen Backsteinen eingefassten Eingang des Gerichtsmedizinischen Instituts in der First Avenue. Sie entriegelte die Tür und trat ein. Nachdem sie ihren Mantel aufgehängt und ihren Essenskarton auf den Tisch gestellt hatte, setzte sie sich an den Computer.

Sie ging ins Internet und gab *BioGraph* in das Suchfeld ein. Am oberen Bildschirmrand erschien eine Frage: *Meinten Sie BioGraphy?* Nein, Fehlanzeige. *Biograph Records* war auch nicht das, was sie interessierte. *American Mutoscope and Biograph Company* war das älteste Filmstudio in den Vereinigten Staaten, gegründet im Jahr 1895 von einem Erfinder, der für Thomas Edison gearbeitet hatte. Dieser war, ein interessanter Zufall, ein entfernter Verwandter des Chief Medical Examiner. Unter dem Begriff *BioGraph* mit großem *B* und

großem G war nichts zu finden. Und genau dieses Wort war auf die Rückseite der ungewöhnlichen Uhr eingraviert, die Toni Darien bei ihrer Einlieferung an diesem Morgen am linken Handgelenk getragen hatte.

In Stowe, Vermont, herrschte starker Schneefall. Große, schwere, feuchte Flocken türmten sich auf den Balsamfichten und Tannen. Die Skilifte am Green Mountain waren im Schneesturm nur als kaum auszumachende zarte Linien zu erkennen und standen still. Bei diesem Wetter ging niemand zum Skilaufen. Die Leute verkrochen sich lieber im warmen Haus.

Lucy Farinellis Hubschrauber saß im nahe gelegenen Burlington fest. Zumindest stand er wohlbehalten in einem Hangar, was allerdings hieß, dass sie und die New

Yorker Staatsanwältin Jaime Berger in den nächsten fünf Stunden, vielleicht auch noch länger, nirgendwohin fliegen würden. Jedenfalls nicht bis neun Uhr abends, wenn das Unwetter voraussichtlich nach Süden weitergezogen sein würde, sodass die Bedingungen einen Sichtflug möglich machten. Die Wolkendecke würde auf zehntausend Meter steigen, die Sichtweite etwa acht Kilometer betragen und der Wind mit einer Stärke von dreißig Knoten aus Nordosten wehen. Da sie auf dem Rückflug nach New York kräftigen Rückenwind haben würden, konnten sie gerade noch rechtzeitig zurück sein. Doch Berger war schlechter Laune, hatte den ganzen Tag im Nebenzimmer am Telefon verbracht und gab sich keine Mühe, nett zu Lucy zu sein. Für sie sah die Sache so aus, dass sie wegen des Wetters länger hierbleiben mussten als

geplant, wofür Lucy als Pilotin die Verantwortung trug. Dass der Wetterbericht sich geirrt hatte, spielte keine Rolle. Zwei kleine Schlechtwetterfronten hatten sich über Saskatchewan in Kanada zu einer großen vereint und sich mit arktischen Luftmassen zu einem heftigen Sturm verquickt.

Lucy drehte die Lautstärke des YouTube-Videos herunter, Mick Fleetwoods Schlagzeugsolo in »World Turning«, ein Live-Konzert aus dem Jahr 1987.

»Kannst du mich jetzt verstehen?«, fragte sie ihre Tante Kay am Telefon. »Der Empfang hier ist miserabel, und das Wetter verschlimmert die Sache noch.«

»Viel besser. Wie läuft es?«, erklang Scarpettas Stimme an Lucys Kieferknochen.

»Bis jetzt nichts gefunden. Was seltsam ist.«

Lucy hatte drei MacBooks eingeschaltet. Jeder Bildschirm war in Quadranten aufgeteilt, die das aktuelle Flugwetter, Datenströme aus dem Absuchen neuraler Netzwerke, Links zu möglicherweise interessanten Websites, den E-Mail-Verkehr von Hannah Starr, Lucys E-Mails und aus Überwachungskameras stammende Aufnahmen des Schauspielers Hap Judd zeigten, und zwar in OP-Kleidung in der Pathologie des Park General Hospital, bevor er berühmt geworden war.

»Bist du sicher, was den Namen angeht?«, fragte sie, während sie die Bildschirme betrachtete und sich von den verschiedenen Eindrücken ablenken ließ.

»Ich weiß nur, was in die Rückseite aus Stahl eingraviert ist.« Scarpetta klang ernst und abgehetzt. »*BioGraph*.« Sie buchstabierte es noch einmal. »Und eine

Seriennummer. Vielleicht kann die übliche Software, die das Internet durchkämmt, nichts damit anfangen. Wie bei einem Virus: Wenn man nicht weiß, was man sucht, findet man es nicht.«

»Das ist nicht mit einer Anti-Virus-Software zu vergleichen. Meine Suchmaschinen verwenden keine Software. Ich führe Open-Source-Suchen durch. Und ich kann deswegen nichts über BioGraph entdecken, weil nichts darüber im Netz steht. Es wurde nichts veröffentlicht. Weder auf schwarzen Brettern noch in Blogs, Datenbanken oder sonst irgendwas.«

»Bitte nicht hacken«, sagte Scarpetta.

»Ich nutze nur die Schwachstellen in operierenden Systemen.«

»Ja, und wenn du durch eine nicht abgeschlossene Hintertür in ein fremdes

Haus spazierst, ist es auch kein Hausfriedensbruch.«

»Jedenfalls wird BioGraph nirgendwo erwähnt, sonst wäre ich schon darauf gestoßen.« Lucy hatte nicht vor, sich auf ihre übliche Debatte einzulassen, dass der Zweck die Mittel heiligte.

»Das kann ich mir einfach nicht vorstellen. Es handelt sich um eine Hightech-Uhr mit USB-Anschluss, die man mit einem Ladegerät aufladen muss. Sicher war sie ziemlich teuer.«

»Ich finde sie aber nicht, ganz gleich, ob ich unter *Uhren* oder unter *technische Geräte* nachschaue.« Lucy beobachtete, wie die Ergebnisse über den Bildschirm liefen, während ihre neuronalen Netz-Suchmaschinen eine Unzahl von Schlüsselwörtern, Texten, Dateien, URLs, Titeln, E-Mails und IP-Adressen durchgingen. »Ich

entdecke hier nichts, was der Uhr, die du beschrieben hast, auch nur entfernt ähnlich sieht.«

»Man muss doch irgendwie in Erfahrung bringen können, womit wir es zu tun haben.«

»Es klappt nicht, genau darauf will ich ja hinaus«, entgegnete Lucy. »Es existiert keine BioGraph-Uhr oder ein Gerät, das dem Ding an Toni Dariens Handgelenk entspricht. Ihre BioGraph-Uhr gibt es nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Dass sie im Internet, im Kommunikationsnetzwerk oder überhaupt im Cyberspace nicht vorkommt. Mit anderen Worten: Virtuell ist sie nicht vorhanden«, antwortete Lucy. »Wenn ich mir das Ding mal anschauen könnte, würde ich vermutlich erkennen, was es ist. Insbesondere falls

du recht hast und es sich tatsächlich um einen Datenträger handelt.«

»Das geht erst, nachdem das Labor damit fertig ist.«

»Mist, pass bloß auf, dass die nicht mit Hammer und Schraubenzieher daran herumfuhrwerken«, meinte Lucy.

»Sie wird nur auf DNA untersucht. Die Polizei hat bereits versucht, Fingerabdrücke abzunehmen. Nichts. Bitte richte Jaime aus, dass sie mich anrufen soll, wenn es ihr passt. Hoffentlich amüsiert ihr euch gut. Entschuldige, dass ich gerade keine Zeit zum Reden habe.«

»Ich sage es ihr, wenn ich sie sehe.«

»Ist sie denn nicht bei dir?«, wunderte sich Scarpetta.

»Der Fall Hannah Starr und jetzt auch noch das hier. Jaime ist ziemlich

beschäftigt. Gerade du müsstest das ja kennen.«

Lucy hatte nicht das Bedürfnis, ihr Privatleben zu erörtern. »Hoffentlich hatte sie einen schönen Geburtstag.«

Darüber wollte Lucy auch nicht sprechen. »Wie ist das Wetter bei euch?«

»Kalt, windig und bedeckt.«

»Ihr werdet noch mehr Regen und nördlich der Stadt möglicherweise auch Schneekriegen«, erwiderte Lucy. »Gegen Mitternacht klart es aber auf, weil sich die Schlechtwetterfront abschwächt, während sie in eure Richtung zieht.«

»Ihr beide bleibt doch, wo ihr seid?«

»Wenn ich den Hubschrauber nicht anwerfe, besorgt sie sich einen Hundeschlitten.«

»Ruf mich an, bevor ihr startet, und sei bitte vorsichtig«, sagte Scarpetta. »Ich

muss jetzt los und mit Toni Dariens Mutter reden. Du fehlst mir. Wir sollten unbedingt bald zusammen essen gehen oder etwas unternehmen.«

»Klar«, meinte Lucy.

Sie beendete das Telefonat und stellte das YouTube-Video wieder lauter. Mick Fleetwood drosch noch immer auf sein Schlagzeug ein. Mit beiden Händen auf den MacBooks, als spiele sie ein Keyboardsolo in einem Rockkonzert, klickte sie die E-Mail an, die gerade für Hannah Starr eingegangen war. Warum schickte man jemandem eine E-Mail, der verschwunden oder vielleicht sogar tot war? Lucy fragte sich, ob Bobby Fuller, Hannah Starrs Mann, wohl so dumm war, nicht daran zu denken, dass die New Yorker Polizei und die Staatsanwaltschaft todsicher Hannahs E-Mails überwachten beziehungsweise eine

Forensikexpertin wie Lucy damit beauftragt hatten. Seit drei Wochen schickte Bobby seiner vermissten Frau täglich Nachrichten. Möglicherweise wusste er ja genau, was er tat, und wollte, dass die Strafverfolgungsbehörden die Briefe an seine *bien-aimée*, seine *chouchou*, seine *amore mia*, die Liebe seines Lebens, lasen. Denn wenn er sie ermordet hatte, würde er ihr schließlich keine Liebesbriefe schreiben, richtig?

*Von: Bobby Fuller*

*Datum: Donnerstag, 18. Dezember,  
15:24*

*An: Hannah*

*Betreff: Non posso vivere senza di te*

*Mein Kleines,  
ich hoffe, dass Du Dich an einem sicheren Ort befindest, wenn Du das liest. Mein*

*Herz reist auf den Schwingen meiner Seele und wird Dich finden, wo immer Du auch bist. Vergiss das nicht. Ich kann weder essen noch schlafen. B.*

Inzwischen wusste Lucy seine IP-Adresse auswendig: die Wohnung von Bobby und Hannah in North Miami Beach, wo er in palastartiger Umgebung litt und sich vor den Medien versteckte. Lucy kannte auch die Wohnung selbst nur allzu gut, denn sie war mit seiner Frau, dieser reizenden Betrügerin, erst vor kurzem dort gewesen. Jedes Mal, wenn Lucy eine E-Mail von Bobby las und versuchte, sich in ihn hineinzuversetzen, überlegte sie, wie er sich wohl fühlte, falls er Hannah für tot hielt.

Ahnte er wohl, ob sie tot war oder ob sie noch lebte? War er vielleicht genau über ihr Schicksal im Bilde, weil er die Finger im

Spiel hatte? Lucy tappte völlig im Dunkeln. Es gelang ihr einfach nicht, in Bobbys Gedankenwelt einzudringen oder auch nur Interesse dafür zu entwickeln. Für sie war lediglich wichtig, dass Hannah die Suppe, die sie sich selbst eingebrockt hatte, irgendwann würde auslöffeln müssen. Sie hatte eine Strafe verdient, denn sie hatte Lucys Zeit und Geld verschwendet und nahm ihr nun außerdem etwas weg, was noch viel kostbarer war. Drei Wochen Hannah bedeuteten Funkstille mit Berger. Auch wenn sie zusammen waren, herrschte Abstand zwischen ihnen. Lucy hatte Angst, kochte gleichzeitig vor Wut und war manchmal versucht, etwas Schreckliches zu tun.

Sie leitete Bobbys letzte Mail an Berger weiter, die im Nebenzimmer auf und ab ging. Ihre Schritte klapperten auf dem

Parkettboden. Die Adresse einer Website, die in einem Quadranten eines MacBooks aufgetaucht war, ließ Lucy aufmerksam werden.

»Was führen wir denn jetzt im Schilde?«, fragte sie in das leere Wohnzimmer des Hauses hinein, das sie gemietet hatte, um Berger zu ihrem Geburtstag mit einem Kurzurlaub zu überraschen. Es war ein Fünf-Sterne-Ferienhaus mit WLAN-Anschluss, offenen Kaminen, Federbetten und feingewebter Leinenwäsche. Hier fehlte es einem an nichts, außer an dem, weshalb man eigentlich hergekommen war – Nähe, Romantik und Spaß. Lucy gab Hannah die Schuld, außerdem Hap Judd, Bobby und dem Rest der Welt. Sie hatte das Gefühl, dass es alle auf sie abgesehen hatten und Berger sie zurückwies.

»Es ist zum Aus-der-Haut-Fahren«, verkündete Berger, die gerade hereinkam.

Sie meinte damit die Zustände jenseits der Fenster, wo hinter einem dichten Schleier aus Schneeflocken nur weiße Schemen zu erkennen waren. »Müssen wir denn für immer hierbleiben?«

»Was soll denn das?«, murmelte Lucy und klickte einen Link an.

Die Suche nach IP-Adressen hatte eine Website zutage gefördert, die vom Institut für forensische Anthropologie an der University of Tennessee betrieben wurde.

»Mit wem hast du gerade telefoniert?«, erkundigte sich Berger.

»Mit meiner Tante. Und jetzt führe ich Selbstgespräche. Mit irgendwem muss ich ja reden.«

Berger ignorierte den Seitenhieb. Sie hatte nicht vor, sich zu entschuldigen, und war machtlos gegen ihre schlechte Laune. Immerhin war Hannah Starrs

Verschwinden ja nicht ihre Schuld, und dasselbe galt für die Tatsache, dass Hap Judd ein Perverser war, der ihnen möglicherweise etwas verschwieg. Und zu allem Überfluss war nun auch noch letzte Nacht eine Joggerin im Central Park vergewaltigt und ermordet worden. Deshalb erwartete Berger von Lucy, dass sie sich verständnisvoller und nicht so egoistisch verhielt. Warum wurde sie nicht endlich erwachsen und legte ihre Unsicherheit und ihre fordernde Haltung ab?

»Geht es auch ohne das Schlagzeug?« Bergers Migräne hatte sich wieder gemeldet. In letzter Zeit litt sie häufig daran.

Als Lucy YouTube ausschaltete, wurde es still im Raum. Bis auf das Zischen des Gaskamins war nichts zu hören. »Noch mehr von diesem kranken Zeug«, stellte sie fest.

Berger setzte ihre Brille auf und beugte sich vor, um es sich anzusehen. Sie roch nach Badeöl von Amorvero und war ungeschminkt, doch das hatte sie auch gar nicht nötig. Ihr kurzes dunkles Haar war zerzaust, und sie wirkte in ihrem schwarzen Jogginganzug mit nichts darunter unverschämt sexy. Außerdem war der Reißverschluss des Oberteils nicht zugezogen und gab jede Menge Dekolleté frei – nicht dass das etwas zu bedeuten gehabt hätte. Seit einer Weile wurde Lucy nicht mehr schlau aus ihr, denn sie wirkte ständig, als wäre sie mit ihren Gefühlen ganz weit weg. Am liebsten hätte sie sie in die Arme genommen, um ihr zu zeigen, was sie miteinander verbunden hatte und wie es früher gewesen war.

»Er schaut sich die Website der Body Farm an, und ich bezweifle stark, dass er

beabsichtigt, sich umzubringen und seine Leiche der Wissenschaft zu spenden«, fuhr Lucy fort.

»Von wem sprichst du?« Berger las das Formular, das auf dem Bildschirm des MacBooks erschienen war.

*Institut für forensische Anthropologie  
University of Tennessee, Knoxville  
Fragebogen für Leichenspenden*

lautete die Überschrift.

»Hap Judd«, antwortete Lucy. »Seine IP-Adresse hat Verbindung zu dieser Website, und er hat unter falschem Namen etwas bestellt ... Moment, wir wollen mal schauen, was dieser Schmierlappen vorhat. Wir folgen seiner Spur.« Sie öffnete weitere Websites. »Hier, auf diesem Bildschirm.

FORDISC Software Sales. Ein interaktives Computerprogramm, das auf Windows läuft. Es klassifiziert und identifiziert Skeletteile. Der Typ ist echt morbide. So etwas ist doch nicht normal. Ich bin sicher, dass der Kerl nicht ganz koscher ist.«

»Machen wir uns nichts vor. Du bist auf etwas gestoßen, weil du danach gesucht hast«, entgegnete Berger, als wolle sie andeuten, dass Lucy nicht offen zu ihr war. »Du bist darauf versessen, Beweise dafür zu finden, dass er ein Verbrecher ist.«

»Ich finde die Beweise nur deshalb, weil er sie hinterlässt«, gab Lucy zurück. Seit Wochen stritten sie schon über das Thema Hap Judd. »Warum sperrst du dich so? Glaubst du, ich denke mir das alles nur aus?«

»Ich möchte mit ihm nur über Hannah Starr reden, während du ihn kreuzigen willst.«

»Um etwas aus ihm rauszukriegen, musst du ihm zuerst richtig Angst machen. Insbesondere dann, wenn sein verdammter Anwalt nicht dabei ist. Und ich habe es geschafft, das in die Wege zu leiten, damit du dein Ziel erreichst.«

»Falls wir je hier wegkönnen und er tatsächlich aufkreuzt.« Berger trat vom Computer zurück. »Vielleicht spielt er in seinem nächsten Film ja einen Anthropologen, einen Archäologen oder einen Entdecker«, meinte sie. »So etwas wie *Jäger des verlorenen Schatzes* oder einer dieser Mumienschocker, in denen Gräber und alte Flüche vorkommen.«

»Na klar«, höhnte Lucy. »Method Acting, das völlige Sichversenken in die Rolle eines

Perversen. Möglicherweise schreibt er ja auch wieder eines seiner miserablen Drehbücher. Das wird er sicher als Alibi angeben, wenn wir ihm wegen des Park General Hospital und seiner ungewöhnlichen Vorlieben zusetzen.«

»Nicht *wir* werden ihm zusetzen, sondern ich. Du wirst nichts weiter tun, als ihm die Ergebnisse deiner Computerrecherche zu zeigen. Marino und ich übernehmen das Reden.«

Lucy würde sich später mit Pete Marino absprechen, wenn keine Gefahr bestand, dass Berger sie belauschte. Er verachtete Hap Judd und hatte ganz bestimmt keine Angst vor ihm. Marino interessierte es einen feuchten Kehricht, ob es sich bei der Person, die er verhörte oder einsperrte, um einen Prominenten handelte. Berger hingegen schien sich von Judd einschüchtern zu

lassen, was Lucy nicht verstand. Bis jetzt hatte sie nämlich noch nie erlebt, dass Berger jemanden mit Glacéhandschuhen anfasste.

»Komm her.« Lucy zog sie an sich, bis sie auf ihrem Schoß saß. »Was ist los mit dir?« Sie küsste ihren Rücken und schob die Hände unter das Oberteil ihres Jogginganzugs. »Seit wann bist du so schreckhaft? Das wird heute eine lange Nacht. Wir sollten ein Nickerchen halten.«

Grace Darien hatte langes dunkles Haar und wie ihre ermordete Tochter eine Stupsnase und volle Lippen. Sie trug ihren roten Wollmantel bis zum Kinn zugeknöpft und wirkte zerbrechlich und mitleiderregend, wie sie so am Fenster mit Blick auf den schwarzen Eisenzaun und die mit totem wildem Wein überwucherte

Backsteinmauer des Bellevue stand. Der Himmel war bleigrau.

»Mrs. Darien? Ich bin Dr. Scarpetta.«  
Scarpetta trat ein und schloss die Tür.

»Es kann doch auch ein Irrtum sein.«  
Mrs. Darien wich vom Fenster zurück. Ihre Hände zitterten heftig. »Ständig sage ich mir, dass es nicht wahr ist. Es ist unmöglich. Gewiss handelt es sich um eine andere Frau. Was macht Sie so sicher?« Sie setzte sich an den kleinen Holztisch neben dem Wasserspender. Ihre Miene war stumpf und wie betäubt, ihre Augen funkelten ängstlich.

»Wir haben Ihre Tochter auf der Grundlage ihrer persönlichen Habe, die von der Polizei sichergestellt wurde, vorläufig identifiziert.« Scarpetta zog sich einen Stuhl heran und nahm ihr gegenüber Platz.  
»Außerdem hat Ihr ehemaliger Mann sich ein Foto von ihr angesehen.«

»Das hier gemacht wurde.«

»Ja, ich möchte Ihnen mein aufrichtiges Beileid aussprechen.«

»Hat er Ihnen auch verraten, dass er sie nur ein- oder zweimal im Jahr zu Gesicht bekommt?«

»Wir werden, wenn nötig, auch die zahnärztlichen Unterlagen und die DNA vergleichen«, erwiderte Scarpetta.

»Ich schreibe Ihnen die Adresse ihres Zahnarztes auf. Sie geht noch immer zum selben Zahnarzt wie ich.« Als Grace Darien in ihrer Handtasche wühlte, fielen ein Lippenstift und eine Puderdose klappernd auf den Tisch. »Wie hieß noch mal die Polizistin, mit der ich gesprochen habe, als ich nach Hause kam und die Nachricht erhielt? Später hat ein anderer Detective angerufen. Ein Mann. Mario. Marinaro.« Ihre Stimme bebte, und sie musste die Tränen

unterdrücken, während sie einen kleinen Notizblock und einen Stift hervorkramte.

»Pete Marino?«

Sie kritzelte etwas auf den Block und riss die Seite heraus. Ihre Bewegungen waren ungeschickt, fast als litte sie an Schüttellähmung. »Die Telefonnummer unseres Zahnarztes weiß ich nicht auswendig. Hier sind Name und Adresse.« Sie schob den Zettel zu Scarpetta hinüber. »Marino, ja, ich glaube, das war sein Name.«

»Er ist Detective beim New York Police Department und dem Büro von Staatsanwältin Jaime Berger unterstellt. Die Staatsanwaltschaft wird in dieser Sache ermitteln.« Scarpetta verstaute den Zettel in der Akte, die Rene für sie hinterlegt hatte.

»Er sagte, sie würden Tonis Haarbürste und ihre Zahnbürste aus ihrer Wohnung holen. Wahrscheinlich haben sie es schon

getan, keine Ahnung. Seitdem habe ich nichts mehr gehört«, fuhr Mrs. Darien stockend und mit zitternder Stimme fort. »Die Polizei hat sich zuerst an Larry gewandt, weil ich nicht zu Hause war. Ich habe meine Katze zum Tierarzt gebracht. Ich musste sie einschläfern lassen, können Sie sich einen ungünstigeren Zeitpunkt vorstellen? Damit war ich gerade beschäftigt, als man versuchte, mich zu finden. Der Detective von der Staatsanwaltschaft meinte, man könne ihre DNA von Gegenständen aus ihrer Wohnung abnehmen. Ich begreife nicht, wie sie ohne diese Tests so überzeugt sein können, dass sie es ist.«

Scarpetta hatte nicht die geringsten Zweifel an Toni Dariens Identität. Ihr Führerschein und ihre Wohnungsschlüssel waren in einer Tasche der Vliesjacke gewesen, die die Leiche trug. Röntgenaufnahmen der

Toten hatten verheilte Brüche des Schlüsselbeins und des rechten Arms gezeigt, alte Verletzungen, die Toni sich vor fünf Jahren zugezogen hatte, als sie auf ihrem Rad von einem Auto angefahren worden war. So stand es wenigstens im Polizeibericht.

»Ich habe sie immer davor gewarnt, in der Stadt zu joggen«, sprach Mrs. Darien weiter. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft. Und sie hat es auch nie bei Dunkelheit getan. Deshalb verstehe ich nicht, warum sie im Regen draußen herumgelaufen ist. Sie hat es gehasst, im Regen zu joggen, insbesondere wenn es dazu auch noch kalt ist. Es ist ganz bestimmt eine Verwechslung.«

Scarpetta schob eine Schachtel mit Papiertaschentüchern zu ihr hinüber. »Bevor wir sie uns anschauen, würde ich Ihnen gern ein paar Fragen stellen.

Einverstanden?« Nachdem Grace Darien ihre Tochter gesehen hatte, würde sie nicht mehr in der Lage sein, ein Gespräch zu führen. »Wann hatten Sie das letzte Mal Kontakt mit Ihrer Tochter?«

»Am Dienstagvormittag. Die genaue Uhrzeit weiß ich nicht mehr, es muss so gegen zehn gewesen sein. Ich habe sie angerufen, und wir haben uns ein bisschen unterhalten.«

»Also vor zwei Tagen, am 16. Dezember.«

»Ja.« Sie tupfte sich die Augen ab.

»Seitdem nicht mehr? Keine Telefonate, Nachrichten auf dem Anrufbeantworter, E-Mails?«

»Wir haben nicht jeden Tag telefoniert oder gemailt. Aber sie hat mir eine SMS geschickt. Ich kann sie Ihnen zeigen.« Sie griff nach ihrer Handtasche. »Das hätte ich

dem Detective vermutlich erzählen müssen. Wie, sagten Sie, heißt er noch mal?«

»Marino.«

»Er brauchte ihre E-Mail-Adresse, weil sie ihre Mails überprüfen wollten. Ich habe sie ihm gegeben, aber natürlich kenne ich ihr Passwort nicht.« Sie kramte nach ihrem Telefon und ihrer Brille. »Als ich Toni am Dienstagmorgen anrief, habe ich sie gefragt, ob sie zu Weihnachten lieber Truthahn oder Schinken essen wolle. Sie meinte, keines von beiden. Sie würde vielleicht für sich Fisch mitbringen, und ich habe geantwortet, dann würde ich mir besorgen, worauf ich Lust hätte. Es war ein ganz alltägliches Gespräch, das sich hauptsächlich um Themen wie dieses drehte. Ihre beiden Brüder kommen nämlich nach Hause. Die ganze Familie auf Long Island.« Die Brille auf der Nase und mit zitternden Händen blätterte

sie die Nachrichten auf dem Mobiltelefon durch. »Dort wohne ich nämlich. In Islip. Ich bin Krankenschwester im Mercy Hospital.« Sie reichte Scarpetta das Telefon. »Das hat sie mir gestern Abend geschickt.« Sie nahm noch ein paar Papiertaschentücher aus der Schachtel.

Scarpetta las die Nachricht.

*Von: Toni*

*Versuche immer noch, Urlaub zu kriegen, aber an Weihnachten geht es hier rund. Ich brauche eine Vertretung, doch niemand hat Lust, vor allem wegen der Stunden. XXOO*

*GB 917-555-1487*

*Eingegangen: Mitt., 17. Dez., 2 0:07*

»Die Nummer, die mit 917 anfängt, ist die Ihrer Tochter?«, fragte Scarpetta.

»Ihre Mobilfunknummer.«

»Könnten Sie mir die Nachricht erklären?« Sie wollte sichergehen, dass Marino davon erfuhr.

»Sie arbeitet nachts und am Wochenende und bemüht sich um eine Vertretung, damit sie über die Feiertage freinehmen kann«, erwiderte Mrs. Darien. »Ihre Brüder kommen.«

»Ihr ehemaliger Mann sagt, sie sei Kellnerin in Hell's Kitchen. «

»Klar, dass er es so ausdrückt, als würde sie in einem Imbiss arbeiten oder Hamburger braten. Sie ist im High Roller Lanes beschäftigt, einem sehr hübschen Lokal, sehr stilvoll, keine gewöhnliche Bowlingbahn. Später einmal möchte sie ein eigenes Restaurant in einem großen Hotel in Las Vegas, Paris oder Monte Carlo eröffnen.«

»Hatte sie gestern Abend Dienst?«

»Nein, normalerweise nicht am Mittwoch. Für gewöhnlich hat sie von Montag bis Mittwoch frei. Donnerstag bis Sonntag arbeitet sie sehr lange.«

»Wissen ihre Brüder schon Bescheid?«, erkundigte sich Scarpetta. »Ich möchte nicht, dass sie es aus den Nachrichten erfahren.«

»Larry hat es ihnen sicher mitgeteilt. Ich hätte damit ja noch gewartet. Es könnte schließlich eine Verwechslung sein.« »Gibt es vielleicht noch andere Personen, die es nicht in den Nachrichten hören sollten?«, fragte Scarpetta so taktvoll wie möglich. »Hatte sie einen Freund? Einen Lebensgefährten?«

»Tja, das habe ich mir auch schon überlegt. Als ich Toni im September zu Hause besucht habe, lagen lauter Stofftiere auf dem Bett, und viele Parfümflaschen

standen herum. Auf meine Frage, woher sie die hatte, hat sie sehr ausweichend geantwortet. Und an Thanksgiving hat sie mir den ganzen Tag eine SMS nach der anderen geschickt. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. Sie wissen ja, wie Verliebte so sind. Bei der Arbeit lernt sie viele Menschen kennen, und es sind einige attraktive und interessante Männer dabei.«

»Könnte sie sich Ihrem geschiedenen Mann anvertraut und ihm zum Beispiel von einem Freund erzählt haben?«

»Sie standen sich nicht sehr nah. Offenbar begreifen Sie nicht, warum Larry sich so verhält und was er in Wirklichkeit im Schilde führt. Er will es mir nur heimzahlen, indem er dafür sorgt, dass alle ihn für einen liebevollen Vater halten, nicht für einen Säufer und Spielsüchtigen, der seine Familie im Stich gelassen hat. Toni wäre nie

mit einer Einäscherung einverstanden gewesen. Und falls es wirklich zum Schlimmsten gekommen sein sollte, werde ich das Bestattungsinstitut beauftragen, das sich um die Beerdigung meiner Mutter gekümmert hat. Levine and Sons.«

»Ich fürchte, die Gerichtsmedizin kann Tonis Leiche erst dann freigeben, wenn Sie und Mr. Darien sich geeinigt haben«, entgegnete Scarpetta.

»Sie dürfen nicht auf ihn hören. Als er ging, war Toni noch ein Baby. Welches Recht hat er, sich einzumischen?«

»Laut Gesetz muss eine Einigung, nötigenfalls vor Gericht, erfolgen, bevor wir die Leiche freigeben können«, wiederholte Scarpetta. »Es tut mir leid, denn mir ist klar, dass Sie zusätzliche Auseinandersetzungen und Belastungen im Moment überhaupt nicht gebrauchen können.«

»Warum taucht er nach über zwanzig Jahren plötzlich hier auf, stellt Forderungen und verlangt, dass man ihm ihre persönliche Habe aushändigt? Er hat sich in der Vorhalle mit mir gestritten und dem Mädchen dort gesagt, er wolle Tonis Sachen haben, also das, was sie bei ihrer Einlieferung bei sich hatte. Und dabei ist sie es vielleicht nicht einmal. Er hat schreckliche und herzlose Dinge gesagt! Außerdem war er betrunken und hatte sich nur ein Foto angeschaut. Und Sie glauben ihm? O Gott. Was werde ich zu sehen bekommen? Sagen Sie es mir, damit ich weiß, was mich erwartet.«

»Ihre Tochter ist durch stumpfe Gewalteinwirkung auf den Hinterkopf gestorben, die zu einem Schädelbruch und Hirnverletzungen geführt hat«, antwortete Scarpetta.

»Jemand hat ihr auf den Kopf geschlagen.« Mrs. Dariens Stimme zitterte, und sie brach in Tränen aus.

»Ja, es war ein heftiger Schlag auf den Kopf.«

»Wie oft? Ein Mal?«

»Mrs. Darien, ich muss Sie darauf hinweisen, dass alles, was ich hier mit Ihnen bespreche, vertraulich ist. Außerdem ist es meine Pflicht, mich in Diskretion und Zurückhaltung zu üben«, erwiderte Scarpetta. »Es ist wichtig, dass nichts an die Öffentlichkeit gelangt, das zur Folge haben könnte, dass der Mörder Ihrer Tochter ungeschoren davonkommt. Ich hoffe dabei auf Ihr Verständnis. Nach Abschluss der polizeilichen Ermittlungen können Sie einen Termin mit mir vereinbaren, und dann erörtern wir alles so ausführlich, wie Sie wollen.«

»Toni soll also gestern Nacht im Regen an der Nordseite des Central Park beim Joggen gewesen sein? Was wollte sie überhaupt dort? Hat sich jemand schon einmal diese Frage gestellt?«

»Wir stellen uns eine Unmenge von Fragen, haben aber leider erst wenige Antworten gefunden«, meinte Scarpetta. »So weit ich informiert bin, befindet sich die Wohnung Ihrer Tochter in der Upper East Side in der Second Avenue. Das ist etwa zwanzig Häuserblocks vom Fundort entfernt, für eine trainierte Läuferin keine weite Strecke.«

»Aber es war dunkel und noch dazu im Central Park in der Nähe von Harlem. Niemals wäre sie nach Einbruch der Dunkelheit in dieser Gegend joggen gegangen. Außerdem hasste sie Regen und Kälte. Hat sich jemand von hinten an sie

angeschlichen? Hat sie sich gewehrt? O mein Gott!«

»Ich muss Sie noch einmal daran erinnern, dass, was Einzelheiten angeht, äußerste Diskretion nötig ist«, sagte Scarpetta. »Ich kann Ihnen nur so viel verraten, dass es keine offensichtlichen Hinweise auf einen Kampf gibt. Anscheinend ist Toni auf den Kopf geschlagen worden, was eine schwere Verletzung mit starken Einblutungen ins Gehirn zur Folge hatte. Die heftigen Gewebereaktionen lassen vermuten, dass sie noch einige Zeit gelebt hat.«

»Aber sie war doch sicher bewusstlos.«

»Die Untersuchung hat ergeben, dass sie eine Weile am Leben war, allerdings sicher nicht mehr bei Bewusstsein. Vielleicht hat sie gar nichts von dem Überfall gespürt. Aber mehr wissen wir erst, wenn wir die restlichen Testergebnisse haben.« Scarpetta

schlug die Akte auf, entnahm ihr das Formular für die Krankengeschichte und legte es vor Mrs. Darien hin. »Ihr geschiedener Mann hat es ausgefüllt. Es wäre nett, wenn Sie einmal einen Blick darauf werfen könnten.«

Beim Lesen zitterte das Papier in Mrs. Dariens Hand.

»Name, Adresse, Geburtsort, Namen der Eltern. Sagen Sie mir, ob wir noch etwas korrigieren müssen«, forderte Scarpetta sie auf. »Litt sie an Bluthochdruck, Diabetes, Unterzuckerung, psychischen Problemen, oder war sie vielleicht schwanger?«

»Er hat überall *Nein* angekreuzt. Woher zum Teufel will er das wissen?«

»Keine Depressionen, Stimmungsschwankungen oder Veränderungen ihres Verhaltens, die Ihnen merkwürdig erschienen?« Scarpetta dachte an die

BioGraph-Uhr. »Hatte sie Schlafstörungen? Irgendetwas, das nicht mehr so war wie früher? Sie meinten doch, sie sei in letzter Zeit ein wenig durcheinander gewesen.«

»Vielleicht lag es an einem Mann, an der Arbeit oder der momentanen Wirtschaftskrise. Einige ihrer Kolleginnen sind gekündigt worden«, erwiderte Mrs. Darien. »Sie ist eben hin und wieder bedrückt, so wie andere Leute auch. Insbesondere um diese Jahreszeit. Sie mag den Winter nicht.«

»Irgendwelche Medikamente?«

»Nur rezeptfreie, soweit ich weiß. Vitamine. Sie achtet sehr auf ihre Gesundheit.«

»Mich würde interessieren, wer ihr Internist war. Zu welchem Arzt oder welchen Ärzten ging sie? Das hat Mr. Darien nicht ausgefüllt.«

»Woher soll er es auch wissen? Schließlich musste er die Rechnungen nicht bezahlen. Seit dem College wohnt Toni allein, weshalb ich keine Ahnung habe, wer ihr Arzt ist. Außerdem ist sie nie krank und strotzt nur so vor Tatendrang. Ständig ist sie unterwegs.«

»Gibt es irgendwelche Schmuckstücke, die sie oft trug? Vielleicht Ringe, ein Armband oder eine Kette, die sie nur selten abnahm?«, erkundigte sich Scarpetta.

»Das kann ich nicht sagen.«

»Und eine Armbanduhr?«

»Ich glaube nicht.«

»Eine Art schwarze Sportuhr aus Plastik? Eine große schwarze Uhr? Kommt Ihnen das bekannt vor?«

Mrs. Darien schüttelte den Kopf.

»Ich kenne solche Uhren von Personen, die an Studien teilnehmen. Sie sicher auch.

Uhren, die die Herztätigkeit überwachen oder zum Beispiel bei Patienten mit Schlafstörungen eingesetzt werden«, fügte Scarpetta hinzu.

Ein Funke Hoffnung malte sich in Mrs. Dariens Blick.

»Was war, als Sie Toni zu Thanksgiving getroffen haben?«, hakte Scarpetta nach. »Hatte sie da vielleicht eine Uhr um, wie ich sie gerade beschrieben habe?«

»Nein.« Wieder schüttelte Mrs. Darien den Kopf. »Genau das meine ich ja. Vielleicht ist sie es ja gar nicht, denn meiner Ansicht nach besitzt sie keine solche Uhr.«

Scarpetta fragte sie, ob sie sich jetzt die Leiche ansehen wolle. Die beiden Frauen standen vom Tisch auf und gingen ins Nebenzimmer, das klein und kahl war. Einige Fotos der New Yorker Skyline zierten die hellgrünen Wände. Das Sichtfenster

war etwa taillenhoch, ungefähr auf der Ebene eines Sarges auf einem Rollwagen. Auf der anderen Seite befand sich eine Stahlwand, die Türen des Aufzugs, der Tonis Leiche aus der Pathologie nach oben gebracht hatte.

»Bevor ich die Tür öffne, werde ich Ihnen erklären, was Sie erwartet«, begann Scarpetta. »Möchten Sie sich aufs Sofa setzen?«

»Nein. Nein, danke, ich stehe lieber. Ich bin bereit.« Ihre Augen waren panisch geweitet, und sie atmete schnell.

»Ich drücke nun auf einen Knopf.« Scarpetta wies auf ein Schaltbrett mit drei Knöpfen an der Wand. Es waren alte Aufzugknöpfe, zwei schwarze und ein roter. »Wenn die Tür aufgeht, liegt die Leiche genau vor Ihnen.«

»Ja, ich verstehe. Ich bin bereit.« Mrs. Darien konnte kaum sprechen. Offenbar

stand sie Todesängste aus, zitterte wie in eisiger Kälte und keuchte, als hätte sie sich gerade körperlich angestrengt.

»Die Leiche befindet sich auf einem Rollwagen im Aufzug auf der anderen Seite des Fensters. Ihr Kopf ist links, der restliche Körper ist abgedeckt.«

Als Scarpetta den obersten schwarzen Knopf drückte, teilten sich die Stahltüren mit einem lauten Klappern. Durch das zerkratzte Plexiglas war Toni Darien zu erkennen. Sie war in ein blaues Tuch gehüllt, ihr Gesicht bleich, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte farblose, trockene Lippen, und ihr Haar glänzte noch feucht vom Waschen. Ihre Mutter presste die Handflächen an die Fensterscheibe, stützte sich ab und fing an zu schreien.

Ratlos blickte Pete Marino sich in der Einzimmerwohnung um und versuchte, ihre Atmosphäre zu erfassen und zu erspüren, was sie ihm zu sagen hatte.

Örtlichkeiten waren wie Tote. Sie konnten einem eine Menge mitteilen, wenn man ihre wortlose Sprache verstand. Was Marino auf Anhieb gestört hatte, war, dass Toni Dariens Laptop und ihr Mobiltelefon fehlten, obwohl die Ladegeräte noch in den Steckdosen steckten. Außerdem beschäftigte ihn, dass sonst alles an seinem Platz zu sein schien und die Wohnung nach Auffassung der Polizei in keinerlei Zusammenhang mit dem Mord stand. Marino hingegen hatte das Gefühl, dass jemand hier gewesen war. Er wusste nicht, warum

er diesen Eindruck hatte. Es war wie ein Prickeln im Nacken, wenn man glaubte, dass man beobachtet wurde. Etwas verlangte nach seiner Aufmerksamkeit, doch er kam nicht dahinter, was es sein könnte.

Marino trat ins Treppenhaus hinaus, wo ein uniformierter Kollege die Wohnung bewachte und ohne Jaime Bergers Erlaubnis niemanden hereinließ. Sie wolle sie versiegeln lassen, bis sie sicher sei, dass sie nichts mehr daraus brauche, hatte sie Marino gegenüber am Telefon beharrt und entnervt hinzugefügt, er solle sich nicht zu sehr auf die Wohnung versteifen und sie wie einen Tatort behandeln. Ziemlich widersprüchlich also. Marino war schon zu lange im Geschäft, um etwas auf die Anweisungen anderer Leute, einschließlich seiner Vorgesetzten, zu geben. Er tat das, was er für richtig hielt. Und was ihn betraf,

war Toni Dariens Wohnung ein Tatort, den er auf den Kopf stellen würde.

»Ich sag Ihnen was«, wandte sich Marino an den Polizisten vor der Tür, der mit Nachnamen Mellnik hieß. »Vielleicht sollten Sie Bonnell anrufen. Ich muss mit ihr über den verschwundenen Laptop und das Mobiltelefon sprechen und sichergehen, dass sie die Sachen nicht mitgenommen hat.«

Bonnell war die Ermittlerin des NYPD, die die Wohnung an diesem Tag gemeinsam mit der Spurensicherung untersucht hatte.

»Was, haben Sie denn kein eigenes Telefon?« Mellnik lehnte an der Wand im dümmrig beleuchteten Treppenhaus. Ganz in der Nähe, oben an der Treppe, stand ein Klappstuhl.

Nachdem Marino fort war, würde Mellnik den Stuhl wieder in die Wohnung stellen und sich setzen, bis er eine Pinkelpause

brauchte oder die Ablöse für die Nachtschicht erschien. Ein elender Job, aber jemand musste ihn ja machen.

»Sie sind wohl zu beschäftigt«, gab Marino zurück.

»Nur weil ich mir hier den Arsch platt sitze, heißt das noch lange nicht, dass ich nichts zu tun habe.« Der kleine, vierschrötige Mann strich sich das schwarze gelte Haar zurück. »Ich denke nach. Natürlich könnte ich sie anrufen, aber ich habe es Ihnen doch schon erklärt. Als ich ankam, hat mir der Kollege, den ich abgelöst habe, fast das Ohr abgekaut und mir brühwarm erzählt, was die Leute von der Spurensicherung so geredet haben. Wo ist ihr Telefon? Wo ist ihr Laptop? Allerdings glauben sie nicht, dass jemand hier war, der die Sachen geklaut hat. Keine Hinweise. Meiner Ansicht nach ist verdammt

offensichtlich, was mit ihr passiert ist. Warum gehen Leute, insbesondere Frauen, nachts im Park joggen? Daraus soll mal einer schlau werden.«

»Und als Bonnell und die Spurensicherung eintrafen, war die Tür abgeschlossen?«

»Wie ich Ihnen gesagt habe, hat der Hausmeister aufgesperrt. Der Mann heißt Joe und wohnt im Parterre, am anderen Ende.« Er zeigte mit dem Finger. »Sie können es ja selbst sehen. Keinerlei Anzeichen dafür, dass jemand das Schloss aufgebrochen und sich Zutritt verschafft hat. Die Tür war zu, die Rollläden an den Fenstern waren heruntergelassen, nichts wurde durchwühlt. Ganz normal also. Das habe ich von dem Kollegen, der vor mir Schicht hatte, und der hatte die Spurensicherung die ganze Zeit über im Blick.«

Marino betrachtete den Türknauf und den Riegel und berührte sie mit der behandschuhten Hand. Dann förderte er eine Taschenlampe zutage und hielt sorgfältig Ausschau nach Einbruchsspuren. Mellnik hatte recht. Offenbar war nichts beschädigt oder vor kurzem zerkratzt worden.

»Treiben Sie Bonnell für mich auf«, meinte er. »Und außerdem die Zentrale, damit ich es direkt von ihr erfahre. Denn wenn die Chefin wieder in der Stadt ist, oder sogar schon früher, wird man mich fünfzigmal das Gleiche fragen. Die meisten Leute, die ihre Laptops mitnehmen, lassen das Ladegerät nicht zurück. Und das stört mich.«

»Wenn die Spurensicherung den Computer eingepackt hätte, dann sicher auch das Ladegerät. Hat sie aber nicht«, erwiderte Mellnik. »Vielleicht besaß das

Opfer ja ein zweites Ladegerät. Schon mal daran gedacht? Oder sie ist mit dem Laptop irgendwohin gegangen, wo es auch ein Ladegerät gibt. Ein zusätzliches. Ich glaube, so ist es gewesen.«

»Ich bin überzeugt, dass Sie für diese an den Haaren herbeigezogene Erklärung ein handschriftliches Dankeschreiben von Berger kriegen.«

»Wie ist es denn so, für sie zu arbeiten?«

»Warten Sie nicht, bis der Film rauskommt. Lesen Sie das Buch.«

»Welches Buch?« Mellnik ließ sich auf seinem Klappstuhl nieder und nahm das Telefon vom Waffengürtel. »Was für ein Buch meinen Sie?«

»Vielleicht sollten Sie es selbst schreiben, wo Sie doch so neugierig sind.« Marino blickte den Flur entlang – brauner Teppich,

schmutzig braune Wände, acht Wohnungen im ersten Stock.

»Glauben Sie mir, ich habe keine Lust, für den Rest meines Lebens diesen Scheißjob zu machen.«

»In diesem Haus gibt es keinen Portier«, stellte Marino fest. »Wenn man reinwill, muss man entweder einen Schlüssel haben oder irgendwo klingeln, damit einem jemand die Tür aufmacht, so wie Sie vorhin, als ich ankam. In der Vorhalle, wo die Briefkästen sind, hat man dann zwei Möglichkeiten. Man geht nach links, vorbei an vier Wohnungen, unter anderem an der des Hausmeisters, und nimmt die Treppe. Oder man geht nach rechts, passiert den Wäscheraum, den Werkzeugschrank, die Heizanlage und einen Lagerraum und nimmt die andere Treppe. Ein Stockwerk höher, und man steht keine zwei Meter von

Tonis Wohnungstür entfernt. Falls jemand in dieser Wohnung war und aus irgendeinem Grund einen Schlüssel hatte, hätten die Nachbarn ihn nicht unbedingt sehen müssen. Wie lange sitzen Sie jetzt schon hier?«

»Seit zwei. Wie ich schon sagte, war da vor ein anderer Kollege da. Ich glaube, sie haben nach Auffinden der Leiche sofort jemanden geschickt.«

»Ja, ich weiß. Das hat Berger veranlasst. Wie vielen Personen – ich meine, Nachbarn – sind Sie begegnet?«

»Seit ich hier bin? Keiner Menschenseele.«

»Haben Sie gehört, dass in irgendeiner Wohnung Wasser lief? Schritte oder andere Geräusche?«, fragte Marino.

»Von hier an der Treppe aus oder während ich in der Wohnung war? Es war

ziemlich ruhig. Allerdings bin ich ja erst« – er schaute auf die Uhr – »vor etwa zwei Stunden gekommen.«

Marino steckte die Taschenlampe wieder ein. »Um diese Tageszeit ist niemand zu Hause. Ein Gebäude wie dieses eignet sich nämlich nicht für Rentner oder Menschen, die an die Wohnung gefesselt sind. Erstens gibt es keinen Aufzug, was einen großen Nachteil bedeutet, wenn man alt, behindert oder krank ist. Außerdem unterliegt das Haus nicht der Mietpreisbindung und ist nicht im Besitz einer Genossenschaft. Die Nachbarn haben kaum Kontakt, und es gibt keine langjährigen Mieter. Die meisten bleiben nur ein paar Jahre. Viele Alleinstehende und kinderlose Ehepaare. Durchschnittsalter zwischen zwanzig und dreißig. Insgesamt sind es vierzig Wohnungen, von denen acht derzeit leerstehen. Ich habe den

Verdacht, dass die Immobilienmakler dem Hausmeister nicht gerade die Bude einrennen. Der Grund für den Leerstand ist wohl die miese Wirtschaftslage, denn die Mieter sind alle innerhalb der letzten sechs Monate ausgezogen.«

»Woher zum Teufel wissen Sie das alles? Sind Sie Hellseher?«

Marino nahm ein zusammengefaltetes Papierbündel aus der Tasche. »RTCC – der Zentralcomputer der Polizei. Ich habe eine Liste aller Hausbewohner: wie sie heißen, was sie von Beruf sind, ob sie je eingesessen haben, wo sie arbeiten, wo sie einkaufen, was für ein Auto sie fahren und, wenn überhaupt, wen sie vögeln.«

»Ich war noch nie dort.« Damit meinte er das Real Time Crime Center, das Marino für sich als Kommandobrücke von Raumschiff Enterprise bezeichnete. Die Abteilung

in der Polizeizentrale mit der Adresse One Police Plaza steuerte praktisch alle Hightech-Operationen des New York Police Department.

»Keine Haustiere«, fügte Marino hinzu.

»Was haben Haustiere denn damit zu tun?« Mellnik gähnte. »Seit sie mich auf Spätschicht gesetzt haben, bin ich völlig fertig und kann nicht mehr richtig pennen. Meine Freundin und ich sind wie Schiffe, die in der Nacht aneinander vorbeifahren.«

»In Häusern, wo tagsüber kein Mensch da ist, kann niemand einen Hund Gassi führen«, sprach Marino weiter. »Die Mieten hier fangen bei zwölfhundert an. Wer in diesem Haus wohnt, kann es sich nicht leisten, jemanden dafür zu bezahlen, dass er seinen Hund ausführt, und hat auch gar kein Interesse daran. Außerdem bringt es mich zu meinem ursprünglichen Thema

zurück. Alles ist wie ausgestorben. Kein Mensch hört oder sieht etwas. Wenigstens nicht tagsüber, wie ich bereits sagte. Wenn ich also etwas im Schilde führen und in die Wohnung eindringen wollte, würde ich es um diese Zeit tun. Und zwar, ohne mich zu verstecken, denn während es auf der Straße und auf dem Gehweg von Leuten nur so wimmelt, ist das Haus menschenleer. «

»Darf ich Sie daran erinnern, dass sie nicht hier überfallen wurde«, wandte Mellnik ein. »Sie wurde beim Joggen im Park ermordet.«

»Versuchen Sie, Bonnell zu erreichen. Das schult die ermittlerischen Fähigkeiten. Vielleicht werden Sie ja Dick Tracy, wenn Sie groß sind.«

Marino kehrte in die Wohnung zurück und ließ die Tür offen. Toni Darien hatte gelebt wie viele, die vor kurzem von zu

Hause ausgezogen sind. Es war ein winziger Raum, den Marino vollständig auszufüllen schien, als wäre die Welt um ihn herum plötzlich geschrumpft. Etwa fünfzehn Quadratmeter, schätzte er, nicht dass seine eigene Wohnung in Harlem viel größer gewesen wäre. Allerdings hatte er zumindest ein separates Schlafzimmer und musste nicht im Wohnzimmer übernachten. Außerdem gehörte ein kleiner Garten dazu, ein Stückchen Kunstrasen mit Picknicktisch, den er mit seinen Nachbarn teilte. Das war zwar nicht unbedingt ein Palast, aber um einiges stilvoller als das hier. Bei seiner Ankunft vor ungefähr einer halben Stunde hatte er sich so verhalten wie immer an einem Tatort – er hatte sich einen Überblick verschafft, ohne auf Einzelheiten zu achten.

Nun schaute er gründlicher hin. Mit dem Vorraum fing er an, der gerade genug Platz bot, um sich umzudrehen, und mit einem winzigen Rattantisch möbliert war. Darauf stand ein Souvenir-Aschenbecher von Caesars Palace, in dem Toni vermutlich ihre Schlüssel aufbewahrte. Der Schlüsselbund mit einem silbernen Würfel daran war in der Tasche der Vliesjacke gefunden worden, die sie bei ihrer Ermordung getragen hatte. Vielleicht hatte sie ja von ihrem alten Herrn die Spielleidenschaft geerbt. Marino hatte ihn überprüft. Lawrence Darien war einige Male wegen Alkohols am Steuer verurteilt worden, hatte Insolvenz angemeldet und war vor ein paar Jahren in einen Glücksspielring vor der Küste von Bergen County, New Jersey, verwickelt gewesen. Es gab Hinweise auf Verbindungen zum organisierten Verbrechen, vermutlich zur

Mafiafamilie Genovese, doch das Verfahren war eingestellt worden. Der Mann war ein Dreckskerl und Versager, ein ehemaliger Bioelektrik-Ingenieur mit Abschluss am MIT, der seine Familie verlassen hatte und als Vater nicht zu gebrauchen war. Gerade jemandem wie ihm war durchaus zuzutrauen, dass er seine Tochter mit den falschen Leuten bekannt machte.

Toni erweckte nicht den Eindruck, als habe sie übermäßig viel getrunken. Bis jetzt glaubte Marino auch nicht, dass sie auf Partys und Drogen gestanden hatte. Seiner Ansicht nach traf eher das Gegenteil zu. Sie war diszipliniert, ehrgeizig, fleißig, ausgesprochen sportlich und sehr gesundheitsbewusst gewesen. Auf dem Rattantischchen neben der Tür stand auch ein gerahmtes Foto, das sie bei einem Wettlauf, vielleicht einem Marathon, zeigte. Auf dem Foto war

sie hübsch wie ein Model, mit langem dunklem Haar, groß und ein wenig mager. Die typische Figur einer Läuferin, keine Hüften, kein Busen. Mit einem entschlossenen Ausdruck im Gesicht strampelte sie sich auf einer Straße ab, die von anderen Läufern wimmelte. Am Straßenrand standen jubelnde Zuschauer. Marino fragte sich, wer das Foto wohl gemacht hatte und wann es aufgenommen worden war.

Die Küche befand sich nur wenige Schritte vom Vorraum entfernt. Ein Herd mit zwei Platten, ein Kühlschrank, ein Spülbecken, drei Schränke, zwei Schubladen, alles weiß. Auf der Arbeitsfläche lag ein Stapel ungeöffneter Briefe, so als habe sie noch keine Zeit gehabt, sich damit zu beschäftigen, oder sich nicht dafür interessiert. Marino entdeckte einige Kataloge

und Werbebroschüren mit Gutscheinen und ein grellrosa Flugblatt, das den Mietern mitteilte, dass morgen, am 19. Dezember, von acht bis zwölf Uhr mittags das Wasser abgestellt werden würde.

Daneben befand sich ein Abtropfgestell aus Edelstahl mit einem Buttermesser, einer Gabel, einem Teller, einer Schale und einem Kaffeebecher mit einer Comicfigur aus *The Far Side* darauf – das Kind von der Midvale School für Hochbegabte, das gegen eine Tür drückte, auf der »Ziehen« stand. Das Spülbecken war leer und sauber, ein Spülschwämmchen und eine Flasche Spülmittel, Marke Dawn, keine Krümel auf der Arbeitsfläche, keine Essensreste, der Parkettboden blitzsauber. Marino öffnete den Unterschrank der Spüle und entdeckte einen kleinen Mülleimer, ausgekleidet mit einem weißen Müllbeutel. Er enthielt eine

braune, nach Fäulnis stinkende Bananenschale, einige verschrumpelte Heidelbeeren, einen Behälter, in dem Sojamilch gewesen war, Kaffeesatz und viele Papierhandtücher.

Als er ein paar davon ausschüttelte, stieg ihm der Geruch von Honig, Zitrusfrüchten und Ammoniak in die Nase. Vielleicht Möbelpolitur und Glasreiniger. Tatsächlich stieß er auf eine Sprühflasche des Glasreinigers Windex mit Zitronenduft und eine Flasche Möbelpolitur, die Bienenwachs und Orangenöl enthielt. Offenbar war Toni sehr ordentlich gewesen, möglicherweise sogar zwanghaft, und hatte zuletzt geputzt und aufgeräumt. Aber wofür hatte sie das Windex benutzt? Marino konnte keine Glasflächen erkennen. Er durchquerte den Raum, spähte durch die Jalousien und fuhr mit dem behandschuhten Finger über die

Scheibe. Die Fenster waren schmutzig und machten nicht den Eindruck, als seien sie kürzlich gereinigt worden. Vielleicht hatte sie mit dem Windex ja einen Spiegel sauber gemacht. Es konnte auch sein, dass jemand anders hier geputzt hatte, in dem Irrglauben, dass er damit Fingerabdrücke und DNA beseitigte. Weniger als zehn Schritte brachten Marino zurück in die Küche. Die Papierhandtücher aus dem Abfall wanderten in einen Asservatenbeutel, um sie auf DNA zu untersuchen.

Toni hatte ihre Frühstücksflocken im Kühlschrank aufbewahrt. Außerdem einige Behälter mit Vollkorn-Buchweizengrütze, noch mehr Sojamilch, Heidelbeeren, verschiedene Käse, Joghurt, Römersalat, Kirschtomaten und eine Plastikschele, die Nudeln mit Parmesansauce enthielt. Entweder stammte sie von einem Imbiss, oder

sie hatte sich in einem Restaurant die Reste zum Mitnehmen einpacken lassen. Wann? Gestern Abend? Oder setzte sich die letzte Mahlzeit, die sie in ihrer Wohnung eingenommen hatte, aus einer Schale Frühstücksflocken mit einer Banane, Heidelbeeren und einer Tasse Kaffee zusammen? Frühstück also? Denn heute Morgen hatte sie nicht mehr gefrühstückt, so viel stand fest. Hatte sie gestern ihr Frühstück verspeist, war dann den ganzen Tag unterwegs gewesen und zum Abendessen beim Italiener eingekehrt? Und danach? War sie nach Hause gekommen, hatte die restlichen Spaghetti in den Kühlschrank gestellt und war irgendwann während der regnerischen Nacht joggen gegangen? Marino war neugierig, was Scarpetta bei der Autopsie in Sachen Mageninhalt herausgefunden hatte. Im Laufe des Nachmittags hatte er einige

Male versucht, sie zu erreichen, und ihr Nachrichten hinterlassen.

Der Parkettboden knarzte unter Marinos großen, in Stiefeln steckenden Füßen, als er sich umdrehte und ins Wohnzimmer zurückkehrte. Von der Second Avenue hallte Verkehrslärm herauf. Autos hupten, und der Gehweg wimmelte von Passanten. Der ständige Geräuschpegel und das Menschengewühl hatten Toni vielleicht ein falsches Sicherheitsgefühl vermittelt. Dass sie sich, nur eine Etage über der Straße, isoliert vorgekommen war, kam Marino äußerst unwahrscheinlich vor. Vermutlich hatte sie nach Einbruch der Dunkelheit die Jalousien heruntergelassen, damit niemand in die Wohnung schauen konnte. Laut Mellnik waren die Jalousien beim Eintreffen Bonnells und der Spurensicherung unten gewesen, und es war anzunehmen, dass

Toni selbst sie heruntergelassen hatte. Aber wann? Schließlich hatte sie ihre letzte Mahlzeit in dieser Wohnung am gestrigen Morgen eingenommen und nach dem Aufstehen sicher die Jalousien hochgezogen. Offenbar sah sie gern hinaus, denn zwischen den beiden Fenstern standen ein kleiner Tisch und zwei Stühle. Der Tisch war sauber. Ein aus Stroh geflochtenes Tischset lag darauf. Marino konnte sich gut vorstellen, wie sie gestern hier gesessen und ihre Frühstücksflocken gegessen hatte. Aber mit heruntergelassenen Jalousien?

Zwischen den Fenstern befand sich auch ein Flachbildschirmfernseher, der mit einem Arm an der Wand befestigt war. Es war ein Samsung mit einer Bildschirmdiagonale von zweiunddreißig Zoll, die Fernbedienung lag auf dem Couchtisch neben dem zweisitzigen Sofa. Marino griff danach

und drückte auf »Power«, um festzustellen, welche Sendung sie sich zuletzt angeschaut hatte. Im Fernsehen liefen die *Headline News*. Der Nachrichtensprecher berichtete über den Mord an einer Joggerin im Central Park, deren Name von den Behörden noch unter Verschluss gehalten wurde. Dann wurde zu Bürgermeister Bloomberg umgeschaltet, der einen Kommentar dazu abgab. Darauf folgte Polizeipräsident Kelly, der die für Politiker oder Behördenleiter üblichen Phrasen drosch, um die Bevölkerung zu beruhigen. Marino hörte zu, bis sich die nächste Meldung mit der Empörung über die Staatshilfe für AIG befasste.

Er legte die Fernbedienung zurück auf den Couchtisch, und zwar genau an dieselbe Stelle wie zuvor, holte seinen Block heraus und notierte sich, auf welchen Sender der Fernseher eingestellt gewesen war. Dabei

fragte er sich, ob die Spurensicherung oder Bonnell daran gedacht hatten. Vermutlich nicht. Hatte Toni die Nachrichten verfolgt? War das morgens nach dem Aufstehen ihre erste Handlung gewesen? Hatte sie sich die Nachrichten tagsüber oder abends vor dem Schlafengehen angesehen? Wo hatte sie während der letzten Nachrichtensendung ihres Lebens gesessen? Der Haltearm an der Wand war so gedreht, dass der Fernseher zum Bett zeigte. Es war mit einer hellblauen Überdecke aus Satin versehen. Auf den Kissen thronten drei Stofftiere: ein Waschbär, ein Pinguin und ein Strauß. Marino überlegte, ob es sich dabei um Geschenke handelte, vielleicht von ihrer Mutter, wahrscheinlich nicht von einem Freund. Männer verschenkten normalerweise keine Stofftiere, außer sie waren schwul. Marino stupste den Pinguin mit dem

behandschuhten Finger an, betrachtete das Etikett und musterte dann die an den anderen beiden Tiere. *Gund*. Er schrieb sich den Namen des Herstellers auf.

Neben dem Bett stand ein Nachttisch mit Schublade, die eine Nagelfeile, einige AA-Batterien, ein kleines Döschen Motrin und einige alte Taschenbücher, Kriminalschocker aus dem wahren Leben – *7he Jeffrey Dahmer Story: An American Nightmare* und Ed Gein: *Psycho*. Marino notierte sich die Titel und blätterte jedes Buch durch, um festzustellen, ob Toni etwas hineingeschrieben hatte. Aber nichts. Zwischen den Seiten der *Jeffrey Dahmer Story* steckte eine Quittung, die das Datum 18. November 2006 trug, offenbar der Tag, an dem das Buch gekauft worden war, und zwar antiquarisch bei Moe's Books in Berkeley, Kalifornien. Eine alleinlebende Frau, die

solchen gruseligen Schund las? Vielleicht waren es ja Geschenke gewesen. Marino verstaute die Bücher in einem Asservatenbeutel. Er würde sie ins Labor bringen und auf Fingerabdrücke und DNA untersuchen lassen. Nur so ein Gefühl.

Links vom Bett befand sich der Wandschrank. Die Kleidung darin war schick und sexy: Leggings, lange, bunt gemusterte Pullover, tief ausgeschnittene bedruckte Oberteile, figurbetonende Sportsachen und einige eng anliegende Kleider. Marino kannte die Marken nicht, aber er war ja auch kein Fachmann in Modefragen – Baby Phat, Coogi, Kensie Girl. Auf dem Boden standen zehn Paar Schuhe, unter anderem Laufschuhe von Asics, wie sie sie bei ihrer Ermordung getragen hatte, und Lammfellstiefel von Uggs für winterliches Wetter.

Die gefaltete Bettwäsche war in einem oberen Regal gestapelt. Daneben stand ein Pappkarton, den Marino herunterholte, um einen Blick hineinzuworfen. DVDs, Spielfilme, hauptsächlich Comedy und Action. Außerdem die *Ocean's Eleven*-Serie, wieder das Glücksspielmotiv. Offenbar hatte sie George Clooney, Brad Pitt und Ben Stiller gemocht. Keine Gewaltfilme und nichts Angsteinflößendes wie die Bücher in ihrem Nachtkästchen. Möglicherweise hatte sie ja keine DVDs mehr gekauft, sondern sich die Filme, auch Horrorstreifen, falls sie darauf gestanden hatte, auf Kabel oder im Bezahlfernsehen angeschaut. Oder auf ihrem Laptop? Wo zum Teufel war ihr Laptop? Marino fotografierte und machte sich weitere Notizen.

Plötzlich fiel ihm auf, dass er bis jetzt noch keinen Wintermantel entdeckt hatte.

Ein paar Windjacken, einen langen roten Wollmantel, der ziemlich altmodisch wirkte, vielleicht noch aus der High-School-Zeit oder ein abgelegtes Stück von ihrer Mutter – aber wo war der dicke Mantel, den man brauchte, wenn man an einem Tag wie heute in der Stadt herumlief? Ein Parka, eine Skijacke, irgendetwas, das mit Daunen gefüttert war. Außerdem gab es hier jede Menge Freizeit- und Sportbekleidung, Vliespullis und Jogginganzüge. Doch was trug sie zur Arbeit? Was zog sie an, wenn sie ausging, um etwas zu erledigen, zu essen oder bei wirklich kaltem Wetter zu trainieren? Auch an oder in der Umgebung ihrer Leiche war keine Winterjacke gefunden worden. Sie hatte nur einen Vliespulli getragen, was Marino angesichts des schauderhaften Wetters gestern Abend merkwürdig vorkam.

Er betrat das Badezimmer und machte Licht. Ein weißes Waschbecken, eine weiße Badewanne mit Duschkopf, ein blauer, mit Fischen gemusterter Duschvorhang, eine weiße Badewanneneinlage. An den weiß gekachelten Wänden hinten einige Fotos, die sie ebenfalls beim Laufen zeigten, allerdings nicht bei demselben Wettkampf wie auf dem Foto im Vorraum. Sie hatte verschiedene Startnummern auf der Brust, musste also an diversen Rennen teilgenommen haben. Offenbar war es ihre große Leidenschaft gewesen. Das und Parfüms. Auf der Ablage standen sechs Flakons, alles Designermarken. Fendi, Giorgio Armani, Escada. Er fragte sich, ob sie sie in einem Discountladen gekauft oder mit siebzig Prozent Rabatt im Internet bestellt hatte. So hatte er nämlich vor einem Monat, ein

wenig verfrüht, seine Weihnachtseinkäufe erledigt.

Nur dass er es inzwischen nicht mehr für eine gute Idee hielt, Georgia Bacardi ein Parfüm namens Trouble – Ärger – zu schenken, das er für einundzwanzig Dollar zehn, ein gewaltiger Preisnachlass, ergattert hatte, weil die Verpackung fehlte. Als er bei eBay auf das Angebot gestoßen war, hatte er es als witzige Anspielung empfunden. Inzwischen jedoch war es gar nicht mehr witzig, denn sie hatten wirklich Ärger. Es herrschte so dicke Luft, dass sie eigentlich nur noch stritten und ihre Besuche und Anrufe immer seltener wurden. Ein eindeutiges Warnzeichen. Die Geschichte wiederholte sich. Er hatte noch nie eine längere Beziehung durchgehalten. Sonst wäre er jetzt auch nicht mit Bacardi zusammen,

sondern vielleicht immer noch glücklich mit Doris verheiratet gewesen.

Er öffnete das Badezimmerschränkchen über dem Waschbecken, denn er wusste, dass Scarpetta sich sofort nach dem Inhalt erkundigen würde. Motrin, Midol, Heftpflaster, um vom Wundscheuern bedrohte Stellen abzukleben, Pflaster, sterile Kompressen, ein Mittel gegen Wasserblasen und viele Vitamine. Es waren auch drei Döschen mit einem rezeptpflichtigen Medikament dabei, stets dasselbe Präparat, allerdings waren auf den Aufklebern unterschiedliche Daten vermerkt. Diflucan. Marino war zwar kein Apotheker, aber er wusste, was Diflucan war, und kannte die Probleme, wenn eine Frau, auf die er stand, es nehmen musste.

Möglicherweise hatte Toni chronische Probleme mit Pilzinfektionen gehabt,

möglicherweise weil sie häufig Sex hatte. Vielleicht hatte es ja auch etwas mit dem vielen Joggen zu tun. Oder damit, dass sie Nylonstrumpfhosen oder andere nicht atmungsaktive Materialien wie Lackleder oder Vinyl trug. Eingeschlossene Feuchtigkeit war der Feind Nummer eins, hatte Marino im Laufe der Jahre gelernt. Das und wenn man seine Sachen nicht heiß genug wusch. Er hatte sogar von Frauen gehört, die ihre Slips in die Mikrowelle steckten. Eine Frau, mit der er in seiner Zeit bei der Richmonder Polizei liiert gewesen war, hatte sogar ganz auf Unterwäsche verzichtet und behauptet, der Luftzug sei die beste Vorbeugung. Er hatte nichts dagegen gehabt. Marino stellte eine Liste sämtlicher Gegenstände im Badezimmerschränkchen und im Unterschränkchen auf. Es waren hauptsächlich Kosmetika.

Er war immer noch im Bad und fotografierte, als Mellnick erschien. Er telefonierte und signalisierte Marino mit einem hochgereckten Daumen, dass er Detective Bonnell aufgespürt hatte.

Marino nahm das Telefon von ihm entgegen. »Ja?«

»Was kann ich für Sie tun?« Eine angenehme, dunkle Frauenstimme, die Marino gefiel.

Er kannte Bonnell nicht und hatte bis heute noch nie von ihr gehört. Das war bei einer Polizeibehörde wie der in New York, die etwa vierzigtausend Polizisten, davon sechstausend Detectives, beschäftigte, nicht weiter verwunderlich. Marino bedeutete Mellnik mit einer Kopfbewegung, er solle draußen im Treppenhaus warten.

»Ich brauche Informationen«, sagte Marino ins Telefon. »Ich arbeite bei Berger

und glaube nicht, dass wir uns schon einmal begegnet sind.«

»Wenn Berger etwas von mir will, kann sie mich anrufen.«

Marino war es gewohnt, dass die Leute versuchten, ihn zu übergehen, um sich direkt mit Berger in Verbindung zu setzen. Wie oft hatte er sich mit den verschiedensten Ausflüchten herumärgern müssen, warum der Betreffende unbedingt mit ihr persönlich und nicht mit ihm sprechen wollte. Offenbar war Bonnell erst seit kurzem bei der Mordkommission. Sonst wäre sie nicht so fordernd und forsch aufgetreten. Vielleicht hatte sie ja auch Gerüchte über ihn aufgeschnappt und beschlossen, ihn nicht zu mögen, ohne sich selbst ein Bild von ihm gemacht zu haben.

»Wissen Sie, sie ist zurzeit ein wenig beschäftigt«, meinte er. »Deshalb hat sie

mich damit beauftragt, Fragen zu beantworten. Sicher möchte sie den morgigen Tag nicht mit einem Anruf des Bürgermeisters beginnen, der wissen will, was zum Teufel sie unternimmt, um die kläglichen Überreste der Tourismusbranche zu retten. Wenn eine Woche vor Weihnachten eine Joggerin im Central Park vergewaltigt und ermordet wird, verzichtet so mancher darauf, mit Frau und Kindern nach New York zu kommen, um sich die Rockettes anzuschauen.«

»Ich nehme an, sie hat noch nicht mit Ihnen gesprochen.«

»Doch, hat sie. Warum, glauben Sie, bin ich in Toni Dariens Wohnung?«

»Falls Berger Informationen von mir braucht, hat sie meine Nummer«, entgegnete Bonnell. »Ich erfülle ihr gern jeden Wunsch.«

»Warum lassen Sie mich durch den Reifen springen?« Marino war bereits stinksauer, und dabei telefonierte er erst eine knappe Minute mit ihr.

»Wann haben Sie zuletzt mit ihr geredet?«

»Weshalb interessiert Sie das?« Irgendetwas war hier im Busch. Eine Sache, von der Marino nichts ahnte.

»Es wäre sehr hilfreich, wenn Sie meine Frage beantworten würden«, beharrte Bonnell. »Eine Hand wäscht die andere.«

»Sie und Ihre Leute waren heute Morgen noch nicht einmal mit dem Fundort am Park fertig, als ich mit ihr telefonierte habe. Sobald man sie benachrichtigt hatte, hat sie mich angerufen, denn schließlich leitet sie diese gottverdammten Ermittlungen.« Nun war es Marino, der klang, als müsse er sich

rechtfertigen. »Seitdem hatte ich sie den ganzen Tag immer wieder an der Strippe.«

Das stimmte nicht ganz, denn er hatte genau drei Mal mit Berger telefoniert, das letzte Mal vor ungefähr drei Stunden. »Was ich sagen wollte«, fuhr Bonnell fort, »ist, dass Sie sich vielleicht wieder an sie wenden sollten anstatt an mich.« »Wenn ich Lust auf ein Gespräch mit ihr hätte, würde ich sie anrufen. Ich rufe aber *Sie* an, weil ich einige Dinge in Erfahrung bringen muss. Haben Sie ein Problem damit?«, erwiderte Marino und ging ärgerlich in der Wohnung hin und her. »Könnte sein.«

»Wie heißen Sie noch mal mit Vornamen? Und verschonen Sie mich mit den Initialen.«

»L. A. Bonnell.«

Marino fragte sich, wie sie wohl aussah und wie alt sie war. »Nett, Sie

kennenzulernen. Ich bin P. R. Marino, wie in PR-Arbeit, mein besonderes Talent. Eigentlich wollte ich mich nur vergewissern, ob Ihre Leute Toni Dariens Laptop und Mobiltelefon mitgenommen haben oder ob die Sachen bei Ihrer Ankunft schon fehlten.«

»Sie waren weg. Wir haben nur die Ladegeräte vorgefunden.«

»Besaß Toni eine Handtasche oder eine Aktenmappe? Bis auf ein paar leere Handtaschen im Schrank kann ich nichts entdecken, was sie täglich benutzt haben könnte, und ich bezweifle, dass sie mit Handtasche joggen gegangen ist.«

Eine Pause entstand. »Nein, ich habe nichts dergleichen bemerkt.«

»Nun, das ist wichtig. Denn wenn sie eine Handtasche oder Aktenmappe hatte, sind

sie verschwunden. Haben Sie Beweismittel fürs Labor sichergestellt?«

»Derzeit betrachten wir die Wohnung nicht als Tatort.«

»Mich wundert, warum Sie sie so kategorisch ausschließen und was Sie so sicher macht, dass es keinerlei Zusammenhänge gibt. Weshalb sind Sie so überzeugt, dass der Mörder nicht aus ihrem Bekanntenkreis stammt oder sogar schon einmal in ihrer Wohnung war?«

»Sie wurde nicht dort ermordet, und es existieren weder Einbruchsspuren noch Hinweise darauf, dass etwas gestohlen oder verändert wurde«, antwortete Bonnell. Sie klang wie eine Presseerklärung.

»Hey, Sie reden hier mit einem Kollegen, nicht mit einem dämlichen Reporter«, protestierte Marino.

»Das einzig Ungewöhnliche ist, dass Laptop und Mobiltelefon fehlen. Und vielleicht auch die Sache mit der Handtasche beziehungsweise Aktenmappe. Gut, ich stimme zu, dass wir der Sache auf den Grund gehen müssen«, erwiderte Bonnell in weniger förmlichem Ton. »Aber wir sollten das auf später verschieben, wenn Jaime Berger zurück ist und wir uns zusammensetzen können.«

»Ich finde, Sie sollten sich eingehender mit Tonis Wohnung befassen und sich Gedanken darüber machen, dass möglicherweise jemand eingedrungen sein und die besagten Gegenstände entwendet haben könnte.« Marino ließ nicht locker.

»Nichts spricht dagegen, dass sie die Sachen selbst anderswohin gebracht hat.« Offenbar wusste Bonnell etwas, das sie ihm am Telefon nicht verraten wollte. »Zum

Beispiel hätte sie ihr Mobiltelefon letzte Nacht beim Joggen dabeihaben können, und der Täter hat es ihr weggenommen. Oder sie hat es vor dem Joggen irgendwo hinterlegt. Bei einer Freundin oder einem Freund. Schwer festzustellen, wann sie zuletzt zu Hause war. Die Angelegenheit ist ziemlich mysteriös.«

»Haben Sie Zeugen befragt?«

»Denken Sie, ich hätte mir die Zeit mit einem Einkaufsbummel vertrieben?« Sie wurde immer patziger.

»Damit meinte ich, hier im Haus«, entgegnete Marino. »Ich werde gleich nach meinem Telefonat mit Ihnen alles an Berger weitergeben«, fügte er hinzu, als Schweigen entstand, das er als passiven Widerstand deutete. »Also würde ich vorschlagen, dass Sie mir reinen Wein einschenken. Ansonsten müsste ich ein paar Bemerkungen zum

Thema mangelnde Kooperationsbereitschaft fallenlassen. «

»Berger und ich haben keine Kooperationsprobleme.« »Gut, und daran soll sich auch nichts ändern. Ich habe Sie etwas gefragt: Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Mit einigen Zeugen«, sagte Bonnell. »Ein Mann, der auf ihrer Etage wohnt, meinte, er habe sie gestern Nachmittag nach Hause kommen sehen. Er sei selbst gerade aus dem Büro zurück und auf dem Weg ins Fitnessstudio gewesen, als Toni die Treppe hinaufstieg. Während er den Flur entlangging, habe sie ihre Wohnungstür aufgeschlossen.«

»Ging er in ihre Richtung?«

»Auf beiden Seiten des Flurs befinden sich Treppen. Er hat die Treppe zu seiner Wohnung genommen, nicht die zu ihrer.«

»Das heißt, dass er sie nicht aus der Nähe gesehen hat.«

»Mit den Einzelheiten sollten wir uns später befassen. Wenn Sie das nächste Mal mit Jaime telefonieren, können Sie ihr ja vorschlagen, dass wir uns am besten zusammensetzen«, beharrte Bonnell.

»Sie werden mir die Einzelheiten jetzt sofort verraten. Das ist eine indirekte Anweisung von ihr«, erwiderte Marino. »Ich versuche gerade, mir die Szene vorzustellen, die Sie beschrieben haben. Der Typ hat Toni von seinem Ende des Flurs aus, also aus etwa dreißig Meter Entfernung, beobachtet. Haben Sie persönlich mit diesem Zeugen gesprochen?«

»Eine indirekte Anweisung. Diesen Ausdruck kannte ich bis jetzt noch nicht. Ja, ich habe ihn selbst vernommen.«

»Seine Wohnungsnummer?«

»Eins-zehn, das ist von der Wohnung des Opfers aus betrachtet drei Türen weiter auf der linken Seite. Am anderen Ende des Flurs.«

»Ich statue ihm einen Besuch ab, bevor ich gehe.« Marino holte den zusammengefalteten Ausdruck aus dem RTCC heraus, um festzustellen, wer in Wohnung 110 lebte.

»Ich glaube, er wird nicht da sein. Mir hat er nämlich erzählt, er wolle für ein verlängertes Wochenende verreisen. Er hatte zwei Reisetaschen und ein Flugticket bei sich. Ich fürchte, Sie sind da auf dem Holzweg.«

»Was meinen Sie mit ›auf dem Holzweg‹?« *Verdammt*, warum enthielt man ihm wichtige Fakten vor?

»Das heißt, dass Ihre und meine Informationen möglicherweise voneinander

abweichen«, entgegnete Bonnell. »Ich versuche, Ihnen auf Ihre indirekte Anweisung hin etwas mitzuteilen, und Sie hören mir nicht richtig zu.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Ich sage Ihnen, was ich weiß, und umgekehrt. Graham Tourette«, las Marino vom Computerausdruck ab. »Einundvierzig Jahre alt, Architekt. Ich bekomme meine Informationen, weil ich mir die Zeit nehme, danach zu suchen. Keine Ahnung, woher Sie Ihre haben, aber ich habe ganz den Eindruck, dass Sie sich diese Mühe lieber sparen.«

»Graham Tourette ist der Mann, mit dem ich gesprochen habe.« Inzwischen klang Bonnell nicht mehr patzig, sondern argwöhnisch.

»Kannte dieser Graham Tourette Toni besser?«, erkundigte sich Marino.

»Er behauptete, nein. Er habe nicht einmal gewusst, wie sie hieß. Aber er ist sicher, dass sie gestern gegen sechs ihre Wohnung betreten hat. Sie habe ihre Post in der Hand gehabt, also Briefe, Zeitschriften und ein Flugblatt. Mir gefällt es gar nicht, das alles am Telefon zu erörtern. Außerdem kann mich momentan sonst niemand erreichen, weil die Leitung blockiert ist. Ich lege jetzt besser auf. Wenn Jaime zurückkommt, treffen wir uns.«

Marino hatte kein Wort darüber verloren, dass Berger sich nicht in der Stadt aufhielt. Allmählich hatte er den Verdacht, dass Bonnell mit ihr telefoniert hatte und nicht beabsichtigte, ihm den Inhalt des Gesprächs zu verraten. Also wussten Berger und Bonnell anscheinend mehr als Marino.

»Was für ein Flugblatt?«, fragte er.

»Es war auf grellrosa Papier gedruckt. Er meinte, er habe es aus der Entfernung erkannt, weil an diesem Tag, also gestern, alle Mieter so eines erhalten hatten.«

»Haben Sie Tonis Briefkasten überprüft?«, erkundigte sich Marino.

»Der Hausmeister hat ihn für mich geöffnet«, antwortete Bonnell. »Man braucht dazu einen Schlüssel. Ihre Schlüssel steckten in ihrer Tasche, als sie im Park aufgefunden wurde. Um es einmal so auszudrücken, wir haben es mit einer heiklen Situation zu tun.«

»Ja, das ist mir klar. Sexualmorde im Central Park sind immer heikel. Ich habe die Fotos vom Fundort gesehen, was ich, nebenbei bemerkt, nicht Ihnen zu verdanken habe. Ich musste sie mir bei den Mordermittlern von der Gerichtsmedizin besorgen. Drei Schlüssel an einem

Anhänger mit Glückswürfeln, die ihr leider kein Glück gebracht haben.«

»Als ich heute Morgen mit der Spurensicherung dort war, war der Briefkasten leer«, verkündete Bonnell.

»Ich habe zwar die Festnetznummer von diesem Tourette, aber nicht die Mobilfunknummer. Wären Sie so gut, mir alle Informationen über ihn zu mailen, für den Fall, dass ich mit ihm sprechen möchte?« Marino gab ihr seine E-Mail-Adresse.

»Außerdem müssen wir uns die Aufnahmen der Überwachungskamera anschauen. Wie ich annehme, gibt es eine an der Vorderseite des Hauses. Vielleicht sogar eine in der Nähe, sodass wir feststellen können, wer gekommen und gegangen ist. Das Beste wäre, wenn ich mich mit meinen Kontaktleuten im RTCC in Verbindung setze

und sie bitte, sich direkt in diese Kamera einzuklinken.«

»Wozu soll das gut sein?« Inzwischen hörte Bonnell sich entnervt an. »Wir haben rund um die Uhr einen Polizisten vor Ort. Glauben Sie, dass der Täter sich noch einmal blicken lässt, falls die Wohnung wirklich Hinweise auf den Mord liefert?«

»Man kann nie wissen, wer Lust auf einen Spaziergang kriegt«, erwiderte Marino. »Mörder sind ein neugieriges und paranoides Völkchen. Manchmal wohnen sie sogar auf der anderen Straßenseite oder sind der nette Junge von nebenan. Alles ist möglich. Der Punkt ist, dass wir die Bilder ganz sicher kriegen und verhindern können, dass sie versehentlich gelöscht werden, wenn wir die Kamera mit dem Zentralcomputer vernetzen. Und was noch viel wichtiger ist: Berger wird die Aufnahmen

sehen wollen. Außerdem interessiert sie sich bestimmt für den Bandmitschnitt, als die Person, die die Leiche gefunden hat, die Polizei verständigte.«

»Es war nicht nur einer«, antwortete Bonnell. »Einige Leute haben im Vorbeifahren angerufen, weil sie glaubten, etwas gesehen zu haben. Seitdem läutet das Telefon ununterbrochen. Wir sollten uns treffen. Da Sie offenbar nicht aufgeben, unterhalten wir uns am besten persönlich.«

»Wir brauchen außerdem Tonis Telefonunterlagen und ihre E-Mails«, sprach Marino weiter. »Hoffentlich gibt es eine logische Erklärung für das Fehlen des Telefons und des Laptops, zum Beispiel, dass sie sie bei einer Freundin gelassen hat. Dasselbe gilt für ihre Handtasche und ihre Aktenmappe.«

»Wie ich schon sagte. Wir sollten uns unterhalten.«

»Aber das tun wir doch gerade.« Marino hatte nicht vor, sich von Bonnell die Bedingungen vorschreiben zu lassen. »Vielleicht meldet sich ja jemand und sagt, Toni habe ihn besucht, sei joggen gegangen und nicht mehr zurückgekommen. Dann haben wir ihren Laptop, ihr Telefon, ihre Handtasche und ihre Aktenmappe, und ich fühle mich möglicherweise ein wenig besser. Denn im Moment geht es mir gar nicht gut. Ist Ihnen das gerahmte Foto von ihr auf dem kleinen Tisch hinter der Tür aufgefallen?« Marino trat in den Vorraum und griff danach. »Sie nimmt unter der Startnummer 343 an einem Wettlauf teil. Im Bad hängen auch welche.«

»Was soll damit sein?«, wunderte sich Bonnell.

»Auf keinem der Fotos trägt sie Kopfhörer oder einen iPod, und in ihrer Wohnung habe ich auch nichts dergleichen gefunden.«

»Und?«

»Ich will auf Folgendes hinaus«, fuhr Marino fort. »Nämlich darauf, dass Sie nicht über den eigenen Tellerrand hinaus schauen. Marathonläufer und die Teilnehmer an Wettrennen dürfen nämlich keine Musik hören. Streng verboten. Als ich noch in Charleston gewohnt habe, war der Marine Corps Marathon stets Titelgeschichte. Es wurde gedroht, jeden Läufer zu disqualifizieren, der mit Kopfhörern aufkreuzt.«

»Muss ich das jetzt verstehen?«

»Falls sich jemand von hinten an Sie anschleicht, um Ihnen eins über den Schädel zu ziehen, sind die Chancen, dass Sie das

mitkriegen, um einiges höher, wenn Sie sich nicht auf voller Lautstärke mit Musik zudröhnen. Toni Darien hat beim Laufen vermutlich nicht Musik gehört. Dennoch hat es der Täter geschafft, ihr auf den Hinterkopf zu schlagen, ohne dass sie sich auch nur umgedreht hätte. Finden Sie das nicht merkwürdig?«

»Sie können nicht wissen, ob der Täter sie nicht von vorn angegriffen hat. Vielleicht hat sie sich ja abgewandt oder sich geduckt, um ihr Gesicht zu schützen«, entgegnete Bonnell. »Schließlich wurde sie nicht direkt am Hinterkopf getroffen, sondern eher links hinter dem Ohr. Also hätte sie sich genauso gut umdrehen und sich wehren können, war aber zu langsam. Könnte es sein, dass Sie Mutmaßungen anstellen, weil Ihnen die Informationen fehlen?«

»Jemand, der versucht, auf einen Angriff zu reagieren oder sich zu schützen, hebt instinktiv die Arme und Hände und zieht sich auf diese Weise Abwehrverletzungen zu«, erwiderte Marino. »Auf den Fundortfotos, die ich kenne, hat sie jedoch keine. Allerdings habe ich noch nicht mit Dr. Scarpetta gesprochen und werde es mir von ihr bestätigen lassen. Ich habe eher den Eindruck, dass Toni Darien völlig ahnungslos war und von einer Sekunde auf die andere auf dem Boden lag. Und das erscheint mir bei jemandem, der nach Einbruch der Dunkelheit joggt und vermutlich gewohnt ist, auf seine Umgebung zu achten, ziemlich ungewöhnlich. Immerhin läuft sie häufig, und zwar ohne Kopfhörer.«

»Hat sie gestern Nacht an einem Rennen teilgenommen? Was bringt Sie auf den Gedanken, dass sie niemals Kopfhörer

getragen hat? Vielleicht hatte sie gestern ja welche dabei, und der Mörder hat den iPod oder Walkman gestohlen.«

»Soweit ich über ernsthafte Läufer im Bilde bin, benutzen sie keine Kopfhörer, egal ob sie nun im Wettkampf sind oder nur trainieren. Insbesondere in der Stadt. Sie brauchen nur die Augen aufzumachen. Verraten Sie mir, wie viele ernsthafte Jogger in New York Sie schon mit Kopfhörern gesehen haben. In diesem Fall würden sie nämlich abgelenkt, landen womöglich auf dem Radweg, werden versehentlich von einem Auto überfahren oder von hinten überfallen.«

»Joggen Sie?«

»Jetzt passen Sie mal gut auf. Ich habe keine Ahnung, was Sie mir hier offenbar verschweigen, doch ich schließe aus dem, was ich vor meiner Nase habe, dass wir mit

vorschnellen Urteilen vorsichtig sein sollten, solange wir einen Scheißdreck wissen«, gab Marino zurück.

»Ganz Ihrer Ansicht. Dasselbe versuche ich Ihnen ebenfalls klarzumachen, P. R. Marino.«

»Wofür ist L. A. die Abkürzung?«

»Nur für eine Stadt in Kalifornien. Wenn Sie mich also nicht mit Bonnell oder mit Arschloch ansprechen wollen, nennen Sie mich L. A.«

Marino schmunzelte. Möglicherweise war sie ja doch nicht so schlimm. »Ich sage Ihnen was, L. A.«, antwortete er. »Ich wollte in ein paar Minuten ins High Roller Lanes fahren. Warum treffen wir uns nicht dort? Bowlen Sie?«

»Ich glaube, dazu muss man einen IQ unter sechzig haben. Sonst leihen sie einem keine Schuhe.«

»Eher siebzig. Und ich bin ziemlich gut«, erwiderte Marino. »Außerdem habe ich meine eigenen Schuhe.«

Scarpetta wunderte sich nicht, dass Marino heute versucht hatte, sie zu erreichen. Sie hatte zwei Nachrichten von ihm auf der Mailbox, und vor wenigen Minuten hatte er ihr eine SMS geschickt, wie immer gespickt mit Tippfehlern, nicht zu entziffernden Abkürzungen und unter völliger Missachtung von Zeichensetzung oder Groß- und Kleinschreibung, sofern sein BlackBerry die Korrektur nicht automatisch vornahm. Er war noch nicht dahintergekommen, wie man Symbole und Abstände einfügte. Vielleicht war es ja auch nur Faulheit.

*berger vereist du nicht errbar aber  
zurück heute nachmittag will erg fall*

*darien und ich habe auch was und vile  
fragen ruf an*

Offenbar wollte Marino Scarpetta daran erinnern, dass Jaime Berger verreist war. Ja, das wusste Scarpetta bereits. Wenn Berger heute Abend nach New York zurückkehrte, hieß es weiter in Marinos Hieroglyphen, würde sie die Autopsieergebnisse sehen und alles über die Beweismittel wissen wollen, die Scarpetta sichergestellt hatte. Schließlich war Bergers Abteilung für Sexualverbrechen für diesen Fall zuständig. Weiterhin deutete Marino an, er habe Informationen und Fragen, und bat um Rückruf. Auch gut, denn sie hatte ihm eine Menge zu sagen.

Auf dem Weg in ihr Büro versuchte sie, seine SMS zu beantworten, und ärgerte sich wieder einmal über das BlackBerry, das

Lucy ihr vor zwei Wochen geschenkt hatte. Es war eine mit Bedacht ausgewählte und großzügige Überraschung gewesen, allerdings in Scarpettas Augen ein Trojanisches Pferd, also etwas, das man anderen Leuten in den Garten schob, damit es ihnen Schwierigkeiten machte. Ihre Nichte hatte beschlossen, dass Berger, Marino, Benton und Scarpetta das gleiche Wunderwerk auf dem neuesten Stand der Technik besitzen sollten wie sie selbst. Außerdem hatte sie sich sogar die Mühe gemacht, einen eigenen Server einzurichten, etwas, das sie als Zwei-Wege-authentifiziertes Umfeld mit dreifacher Datenverschlüsselung und Firewall bezeichnete.

Das neue Gerät verfügte über Touchscreen, Kamera, Videorecorder, GPS, Abspielmodus, SMS-Funktion – mit anderen Worten, über mehr multimediale

Fähigkeiten, als Scarpetta Zeit und Lust hatte, sie zu ergründen. Bis jetzt war ihr Verhältnis zu dem Smartphone gespannt, und sie war zudem inzwischen sicher, dass es ihr intellektuell überlegen war. Sie blieb stehen, um mit den Daumen auf dem LCD-Display etwas einzutippen. Jeder zweite Buchstabe musste gelöscht und neu eingegeben werden, denn im Gegensatz zu Marino verschickte sie keine Nachrichten, die von Fehlern strotzten.

*Rufe dich später an. Besprechung mit dem Chef. Wir haben Probleme. Die Sache stockt.*

Ausführlicher wollte sie nicht werden, da sie SMS stark misstraute, aber zunehmend nicht darum herumkam, welche zu verschicken, weil es heutzutage jeder tat.

In ihrem Büro stank es ekelerregend nach Cheeseburger und Pommes. Ihr Mittagessen war offenbar nur noch von archäologischem Interesse. Nachdem sie den Karton weggeworfen hatte, stellte sie den Papierkorb vor die Tür und schloss die Jalousien der Fenster mit Blick auf die Granitstufen vor dem Eingang zur Gerichtsmedizin. Hier saßen häufig die Angehörigen und Freunde der Patienten, die in diesem Gebäude endeten, wenn sie es nicht aushielten, in der Vorhalle zu warten. Scarpetta hielt inne und sah zu, wie Grace Darien hinten in einem schmutzigen weißen Dodge Platz nahm. Sie zitterte zwar nicht mehr am ganzen Leibe, wirkte aber immer noch verwirrt und stand offenbar unter Schock.

Beim Anblick der Leiche war sie beinahe ohnmächtig geworden. Scarpetta hatte sie

zurück ins Zimmer für die Angehörigen gebracht, eine Weile bei ihr gesessen, ihr eine Tasse Tee gekocht und sie getröstet, so gut sie konnte, bis sie sicher war, dass die trauernde Frau es bis zum Auto schaffen würde. Scarpetta machte sich Sorgen um Mrs. Dariens Zukunft und hoffte, die Freundin, die sie hergefahren hatte, würde noch ein bisschen bleiben, damit sie nicht allein war. Vielleicht würden sich die Kollegen im Krankenhaus ja um sie kümmern und ihre Söhne schon früher als geplant nach Islip kommen. Möglicherweise würde es ihr und ihrem Exmann ja auch gelingen, den Streit über die Bestattung der sterblichen Überreste ihrer ermordeten Tochter beizulegen, sich, was ihre Habe anging, zu einigen und zu dem Schluss zu kommen, dass das Leben zu kurz war, um es mit Hass und Groll zu vergeuden.

Scarpetta setzte sich an ihren Schreibtisch, eigentlich ein improvisierter Arbeitsplatz aus drei zusammengeschobenen Tischen. Daneben standen zwei Aktenschränke aus Metall, auf denen Drucker und Fax thronen. Hinter ihr befand sich der Tisch mit ihrem Olympus-BX41-Mikroskop, das mit einer Glasfaser-Lichtquelle und einer Videokamera verbunden war. So konnte sie Objektträger und Beweisstücke auf einem Bildschirm betrachten und die Bilder gleichzeitig elektronisch speichern oder auf Fotopapier ausdrucken. Einige alte Freunde wie *Cecil Textbook of Medicine*, *Robbins Pathology*, *The Merck Manual*, Saferstein, Schlesinger, Petraco und ein paar andere Dinge, die sie von zu Hause mitgebracht hatte, damit sie ihr Gesellschaft leisteten, hatte sie in Griffweite. Das Sektionsbesteck aus ihrer Zeit als Medizinstudentin am

Johns Hopkins und weitere Erinnerungsstücke ließen sie nicht vergessen, dass die Forensik über eine lange Tradition verfügte. Messingwaagen. Ein Mörser mit Stößel. Apothekerflaschen und Gläser. Ein Operationsbesteck aus dem Bürgerkrieg. Ein Verbundmikroskop aus dem späten achtzehnten Jahrhundert. Eine Sammlung von Polizeimützen und Abzeichen.

Scarpetta wählte Bentons Mobilfunknummer. Sofort sprang die Mailbox an, was normalerweise hieß, dass er das Telefon abgeschaltet hatte, weil er sich an einem Ort aufhielt, wo er es nicht benutzen konnte. In diesem Fall handelte es sich bei diesem Ort um den Gefängnistrakt des Bellevue, wo er als beratender forensischer Psychologe tätig war. Also versuchte sie es in seinem Büro und war erleichtert, als er sich meldete.

»Bist du immer noch dort?«, meinte sie.

»Wollen wir uns ein Taxi teilen?«

»Hast du vor, mich anzubaggern?«

»Angeblich bist du leicht rumzukriegen.

Aber ich brauche noch etwa eine Stunde, weil ich zuerst mit Dr. Edison reden muss. Klappt das bei dir?«

»Eine Stunde ist in Ordnung.« Er klang bedrückt. »Bei mir steht auch ein Gespräch mit meinem Chef an.«

»Ist etwas passiert?« Scarpetta klemmte den Hörer zwischen Schulter und Kinn und rief ihre E-Mails auf.

»Es könnte sein, dass ich einen Drachen töten muss.« Seine vertraute dunkle Stimme war zwar beruhigend, doch sie hörte – wie so häufig in letzter Zeit – einen Anflug von Angst und Wut heraus.

»Ich dachte, es wäre deine Aufgabe, den Drachen zu helfen. Wahrscheinlich willst

du nicht darüber sprechen«, meinte sie.  
»Richtig«, erwiderte er.

Das sollte heißen, dass er es nicht durfte. Offenbar hatte Benton Schwierigkeiten mit einem Patienten, was in letzter Zeit häufig vorkam. Im vergangenen Monat hatte Scarpetta den Eindruck gewonnen, dass er einen Bogen um das McLean machte, die an die Universität Harvard angegliederte psychiatrische Klinik in Belmont, Massachusetts, der Stadt, in der sie wohnten. Außerdem war er ungewöhnlich gereizt und geistesabwesend, als ob ihn etwas wirklich beschäftige. Allerdings schwieg er sich darüber aus, was bedeutete, dass es ihm gesetzlich verboten war, darüber zu reden. Scarpetta wusste, wann man nachfragte und wann man besser den Mund hielt, denn sie hatte sich schon vor langer Zeit daran

gewöhnt, dass Benton nur selten über Berufliches sprechen konnte.

Sie führten ein Leben voller Geheimnisse, das an einen zu gleichen Teilen mit Licht und Schatten erfüllten Raum erinnerte. Ihr langer gemeinsamer Weg war von Alleingängen und von Zielen geprägt, die der andere nicht immer kannte. Doch so schwer ihr das auch fallen mochte, in vielerlei Hinsicht litt er noch mehr darunter. Bei Scarpetta gab es nur wenige Situationen, bei denen sie gegen das Standesrecht verstoßen hätte, wenn sie mit ihrem Mann, immerhin forensischer Psychologe, einen Fall erörterte, ihn nach seiner Meinung fragte oder ihn um Rat bat. Aber sie erhielt nur selten Gelegenheit, sich zu revanchieren, denn Bentons Patienten waren am Leben – im Gegensatz zu denen von Scarpetta – und genossen deshalb bestimmte Rechte und

Privilegien. Wenn der Betreffende keine Gefahr für sich und andere darstellte oder rechtskräftig verurteilt worden war, konnte sich Benton nicht mit Scarpetta austauschen, ohne die ärztliche Schweigepflicht zu verletzen.

»Wir müssen uns überlegen, wann wir wieder nach Hause fliegen«, wandte Benton sich dem Thema Feiertage und ihrem Leben in Massachusetts zu, das allmählich in immer weitere Ferne rückte. »Justine will wissen, ob sie das Haus schmücken soll. Vielleicht ein paar weiße Lichterketten in die Bäume.«

»Gute Idee. Dann sieht es so aus, als ob jemand zu Hause wäre«, erwiderte Scarpetta, während sie ihre E-Mails las. »Das schreckt Einbrecher ab, denn soweit ich gehört habe, haben Einbruch und Raub zurzeit Hochkonjunktur. Am besten hängen

wir die Lichterketten in die Buchsbäume neben der Tür und im Garten.«

»Das klingt, als hättest du sonst nichts geplant.«

»Wenn ich mir anschau, was hier los ist«, antwortete sie, »kann ich nicht sagen, wo wir in einer Woche sein werden. Ich habe einen wirklich schweren Fall an der Hand, und alle Beteiligten sind zerstritten.«

»Ich werde mich darum kümmern. Lichterketten, um die Einbrecher abzuschrecken. Den Rest können wir uns ja sparen.«

»Ich besorge ein paar Amaryllis für die Wohnung und vielleicht einen kleinen Tannenbaum, der sich später wieder einpflanzen lässt«, meinte sie. »Hoffentlich schaffen wir es, für ein paar Tage nach Hause zu fliegen, falls du das willst.«

»Ich weiß nicht, was ich will. Ob wir einfach beschließen sollten, hierzubleiben? Dann brauchen wir uns keine Gedanken mehr darüber zu machen. Was hältst du davon? Einverstanden? Ist das eine gute Idee? Wir könnten ja ein paar Leute zum Abendessen einladen. Jaime und Lucy. Und Marino. Denke ich.«

»Denkst du.«

»Klar, wenn du möchtest, dass er kommt.«

Benton würde niemals behaupten, dass er Marino gern einlud, denn das wäre nicht wahr gewesen. Warum also Theater spielen?

»Okay«, sagte sie, obwohl ihr die Vorstellung nicht gefiel. »Wir bleiben in New York.« Jetzt, da die Entscheidung getroffen war, hatte sie plötzlich überhaupt keine Lust mehr dazu.

Sie dachte an ihr zweistöckiges Haus aus dem Jahr 1910, ein schlichtes, harmonisches Gebäude aus Holz, verputztem Mauerwerk und Naturstein, das sie täglich daran erinnerte, wie sehr sie den Architekten Frank Lloyd Wright bewunderte. Einen Moment lang vermisste sie ihre große Küche mit der professionellen Ausstattung aus Edelstahl und ihr Schlafzimmer mit den Oberlichtern und den freigelegten Backsteinwänden.

»Egal, ob hier oder dort«, fügte sie hinzu.

»Hauptsache, wir sind zusammen.«

»Darf ich dich etwas fragen?«, erwiderte Benton. »Hast du vielleicht irgendwelche ungewöhnliche Post bekommen, wie zum Beispiel eine Grußkarte, die an dein Büro in Massachusetts, an die Gerichtsmedizin hier in New York oder an CNN adressiert war?«

»Eine Grußkarte? Von einer bestimmten Person?«

»Ich wollte nur wissen, ob etwas dabei war, das dich stutzig gemacht hat.«

»Die E-Mails und Karten, die mir fremde Leute schreiben, landen normalerweise bei CNN, wo sich zum Glück andere Leute ihrer annehmen.«

»Ich habe nicht von Fanpost gesprochen, sondern von einer Karte, die sprechen oder singen kann. Keine E-Card. Eine echte.«

»Klingt, als ginge es um jemanden, den du kennst.«

»Es war nur so eine Frage.« Natürlich ging es um jemanden, den er kannte. Einen Patienten. Vielleicht war das der Drache, den er töten musste.

»Nein«, entgegnete sie und öffnete eine E-Mail von ihrem Chef. Sehr gut, er würde bis fünf im Büro sein.

»Wir brauchen nicht weiter darüber zu reden.« Das hieß, dass Benton nicht weiter darüber reden wollte. »Ruf mich an, wenn du abmarschbereit bist«, ergänzte er. »Du hast mir heute gefehlt.«

Benton zog ein paar Untersuchungshandschuhe aus Baumwolle an und nahm ein Kuvert von FedEx und eine Weihnachtskarte aus dem Asservatenbeutel aus Plastik, in dem er sie vorhin verstaut hatte.

Es beunruhigte ihn, dass man ihm diesen unpassenden Weihnachtsgruß hierher ins Bellevue geschickt hatte. Woher wusste Dodie Hodge, die vor fünf Tagen aus dem McLean entlassen worden war, dass Benton sich in diesem Moment im Bellevue aufhielt? Wie war sie überhaupt dahintergekommen, wo er sich befand? Benton war in Gedanken einige Möglichkeiten

durchgegangen und grübelte schon den ganzen Tag darüber nach. Dodies Verhalten weckte den Polizisten in ihm, nicht den Arzt.

Vermutlich hatte sie die Fernsehwerbung gesehen, die Scarpettas heutigen Live-Auftritt im *Crispin Report* ankündigte, und daraus geschlossen, dass Benton seine Frau so kurz vor den Feiertagen begleiten würde. Deshalb hatte Dodie offenbar angenommen, er würde einen Abstecher ins Bellevue machen, wenn er ohnehin in der Stadt war, um nach seiner Post zu sehen. Vielleicht hatte sich ihr psychischer Zustand zu Hause ja wieder verschlechtert. Ihre Schlafstörungen konnten zugenommen haben, oder ihr fehlte die Aufregung, nach der sie süchtig war. Allerdings war Benton mit keiner dieser Erklärungen zufrieden, und so hatten seine Unruhe und sein Argwohn im

Laufe der letzten Stunden zugenommen, anstatt nachzulassen. Er machte sich Sorgen, weil Dodies seltsame Geste so gar nicht zu ihr passte. Etwas Derartiges hätte er nie von ihr erwartet, was hieß, dass sie möglicherweise nicht aus eigenem Antrieb gehandelt hatte. Außerdem machte ihm seine eigene Reaktion zu schaffen, denn die Karte hatte Gefühle und Verhaltensweisen in ihm wachgerufen, die in seinem Beruf nicht hinzunehmen waren. Die Folge war, dass er sich seit einiger Zeit immer fremder wurde.

Der rote Umschlag der Karte war unbeschriftet. Weder Bentons noch Scarpettas oder Dodie Hodges Name stand darauf. Während ihres Aufenthalts im McLean hatte Dodie sich geweigert, zu schreiben oder zu zeichnen. Anfangs hatte sie es auf ihre Schüchternheit geschoben. Dann hatte sie behauptet, die Medikamente, die man

ihr im Krankenhaus verabreicht hatte, brächten ihre Hände zum Zittern, sodass sie nicht einmal die einfachsten geometrischen Formen abmalen, Zahlen in einer festgelegten Reihenfolge verbinden, Karten sortieren oder Bauklötze stapeln könne. Fast einen Monat lang hatte sie nichts anderes getan, als sich in Szene zu setzen, Streitigkeiten vom Zaun zu brechen, sich zu beschweren, zu schwadronieren, mit guten Ratschlägen um sich zu werfen, zu spionieren, zu lügen und – manchmal, so laut sie konnte – jeden totzureden, den sie in die Finger bekam. Sie konnte von ihrer dramatischen Selbstdarstellung und ihrem magischen Denken nicht genug bekommen, war der Star in ihrem eigenen Film und gleichzeitig ihr größter Fan.

Es gab keine psychische Störung, vor der Benton mehr graute als vor Theatralik.

Nachdem Dodie in Detroit, Michigan, wegen minderschweren Diebstahls und Erregung öffentlichen Ärgernisses festgenommen worden war, hatten die Beteiligten alles getan, um sie in der Psychiatrie unterzubringen, und zwar so weit weg wie möglich. Niemand wollte etwas mit dieser aufdringlichen Frau zu tun haben, die in Betty's Bookstore Café herumgekreischt hatte, sie sei die Tante des Filmstars Hap Judd und stünde auf seiner Geschenkeliste, weshalb es kein Diebstahl gewesen sei, vier seiner Actionfilme auf DVD vorn in ihre Hose zu schieben. Selbst Betty war einverstanden gewesen, die Anzeige zurückzuziehen, solange Dodie niemals wieder einen Fuß in ihren Laden, nach Detroit oder in den Staat Michigan setzte. Die Abmachung lautete, dass sich Dodie mindestens drei Wochen lang stationär behandeln

lassen müsse. Falls sie dazu bereit sei, werde man das Verfahren einstellen.

Sie hatte zugesagt, allerdings nur unter der Bedingung, dass man sie ins McLean einweisen würde, da dort die Prominenten, Reichen und Berühmten ein und aus gingen. Außerdem befände sich die Klinik bequemerweise in der Nähe ihres Landguts in Greenwich, Connecticut, sowie von Salem, wo sie gern in verschiedenen Esoterikläden einkaufte, gegen Gebühr Horoskope erstellte, Rituale durchführte und ihrer zahlenden Kundschaft Zauberkräfte verlieh. Sie hatte darauf bestanden, für das Geld, das ihr privat finanzierter Krankenhausaufenthalt sie kosten würde, von dem angesehensten und bekanntesten Forensikexperten behandelt zu werden, der verfügbar sei, einem Mann, der mindestens einen Dokortitel und Berufserfahrung beim FBI habe.

Außerdem müsse der betreffende Arzt eine offene Einstellung zum Übernatürlichen haben und andere Glaubensrichtungen, einschließlich der Alten Religion, tolerieren.

Dodies erste Wahl fiel auf den forensischen Psychiater Dr. Warner Agee, da dieser ihrer Aussage nach ein ehemaliger Profiler beim FBI und außerdem im Fernsehen aufgetreten sei. Ihr Wunsch wurde abgelehnt, denn erstens unterhielt Dr. Agee keine Verbindungen zum McLean, und zweitens wollte die Staatsanwaltschaft in Detroit nichts mit dem Fernsehdoktor der Forensik, wie man ihn nannte, zu tun haben. Als Benton den Namen Dr. Agee hörte, wäre er – ungeachtet der Person der Patientin – am liebsten davongelaufen, so sehr verabscheute er diesen Mann. Doch er hatte gegenüber dem McLean berufliche Verpflichtungen und somit das Pech, der

Kandidat zu sein, dem die mühevolle Aufgabe zufiel, eine Frau zu untersuchen, die behauptete, eine Hexe und mit einem Prominenten verwandt zu sein. Das Ziel war, zu verhindern, dass sie vor Gericht und ins Gefängnis kam – denn kein Gefängnis dieser Erde hätte sie aufgenommen.

Während der vier Wochen, die Dodie seine Patientin gewesen war, hatte Benton so viel Zeit wie möglich in New York verbracht, nicht nur, um bei Scarpetta zu sein, sondern um dieser Frau aus dem Weg zu gehen. Vor lauter Erleichterung, weil sie am vergangenen Sonntagnachmittag entlassen worden war, hatte er sich sogar mehrfach vergewissert, dass man sie tatsächlich abgeholt und nach Hause gefahren hatte. Nicht zu einem Landgut in Greenwich, denn das war auch nur eine ihrer Lügen gewesen. Man hatte sie vor einem kleinen Haus in

Edgewater, New Jersey, abgesetzt, wo sie offenbar allein lebte, nachdem sie vier Ehemänner verschlissen hatte. Die armen Teufel waren alle tot oder schon vor Jahren geflüchtet.

Benton griff zum Telefon, tippte die Durchwahlnummer von Nathan Clark, Chefarzt der Abteilung für forensische Psychiatrie im Bellevue Hospital, und bat ihn um ein Gespräch. Während er auf ihn wartete, musterte er noch einmal den Umschlag von FedEx, an dem ihm einige Dinge zu schaffen machten und ihn veranlassten, sich unprofessionell zu verhalten. Auf dem Lieferchein war keine Absenderadresse vermerkt, und seine Adresse, hier im Bellevue, war in einer pedantischen Druckschrift geschrieben, die so ordentlich war, dass sie wie getippt wirkte. Also ganz und gar nicht das, was er von jemandem wie Dodie erwartet

hätte, deren Handschrift aus großen, hingekritzelten Buchstaben bestand, was er wusste, da sie im McLean Hospital verschiedene Formulare hatte ausfüllen müssen. Er nahm die dicke, glänzende Karte aus dem gefütterten Umschlag. Sie stellte einen beleibten Weihnachtsmann dar, der von einer zornigen Mrs. Weihnachtsmann mit dem Nudelholz verfolgt wurde. »Who Are You Calling A Ho!« – »Wen nennst du hier eine Nutte!«, lautete der Text. Als Benton die Karte aufklappte, begann Dodie Hodges auf Band aufgenommene Stimme die Melodie von »A Holly Jolly Christmas« zu singen, und zwar ziemlich falsch:

*Ich wünsch euch eine Hodie-Dodie-Weihnacht! Und vergesst mich nicht.*

*Steckt euch die Mistelzweige rein, wo sie hingehören. Und hängt einen Engel an euren Baum.*

*Frohe Weihnachten, Benton und Kay!*

Der alberne Text, vorgetragen mit einer atemlosen und kindlichen Stimme, wiederholte sich wieder und wieder.

»Nicht gerade hitparadenverdächtig«, stellte Dr. Clark fest, der mit Mantel und Hut hereinkam. Seine zerkratzte Leder tasche mit dem langen Schulterriemen erinnerte Benton an die Posttaschen aus der Zeit des Pony Express und der Planwagen.

»Wenn man es aushält, spielt es bis zum Ende der Aufnahmezeit weiter«, erwiderte Benton. »Genau vier Minuten.«

Dr. Clark legte seine Sachen auf einen Stuhl, ging zu Benton hinüber, beugte sich vor, um sich die Karte anzusehen, und

stützte sich mit beiden Händen auf die Schreibtischkante. Er war Anfang siebzig und hatte vor kurzem die Diagnose Parkinson erhalten, ein grausames Schicksal für einen Mann, dessen Körper stets so beweglich gewesen war wie sein Verstand. Tennis, Skilaufen, Bergsteigen und ein eigenes Flugzeug – es gab nicht viel, was er in seiner Liebe zu einem Leben ohne Grenzen nicht ausprobiert hätte. Und nun hatten ihm die Biologie, die Gene oder vielleicht auch etwas Alltägliches wie bleihaltige Farbe oder alte Wasserrohre einen üblen Streich gespielt und freie Radikale erzeugt, die die Basalganglien seines bemerkenswerten Gehirns schädigten. Niemand konnte sagen, warum er mit diesem Fluch geschlagen worden war. Doch sein Zustand verschlechterte sich rasch, sodass er bereits

gebeugt ging und sich unsicher und unbeholfen bewegte.

Benton klappte die Karte zu. Dodies Stimme verstummte schlagartig mitten im Satz. »Offenbar selbstgebastelt«, verkündete er. »Eine normale sprechende Karte hat eine Aufnahmezeit zwischen zehn und fünfundvierzig Sekunden, nicht vier Minuten. Soweit ich informiert bin, bekommt man eine längere Aufnahmezeit, indem man sich ein unbespieltes Stimmmodul mit einem größeren Speicherplatz kauft. Man kann so etwas im Internet bestellen und auf diese Weise eine eigene Grußkarte herstellen. Und genau das hat meine ehemalige Patientin getan. Oder jemand hat es für sie erledigt.«

Mit seinen weiß behandschuhten Händen nahm er die Karte und drehte sie hin und her, damit Dr. Clark die Kanten betrachten

und sehen konnte, wie sauber und ordentlich sie zusammengeklebt waren.

»Sie oder ein anderer hat also diese Karte entdeckt«, fuhr Benton fort, »das Lied auf das innen aufgeklebte Modul aufgenommen und dann ein quadratisches Stück Papier darübergeklebt, vermutlich die abgeschnittene leere Seite einer anderen Grußkarte. Deshalb steht dort auch nichts. Eine schriftliche Nachricht fehlt. Während ihres gesamten Aufenthalts im McLean hat sie keine einzige Zeile geschrieben. Sie hat gesagt, dass sie nicht schreibt.«

»Graphophobie?«

»Das und die Medikamente, behauptet sie.«

»Eine Perfektionistin, die nicht mit Kritik umgehen kann.« Dr. Clark umrundete den Schreibtisch.

»Eine eingebildete Kranke.«

»Ach, sie hat eine Störung vorgetäuscht. Aber aus welchem Grund?« Offenbar traute Dr. Clark Bentons Urteil nicht.

»Geld und Aufmerksamkeit sind ihre beiden stärksten Motive. Doch vielleicht steckt noch mehr dahinter«, erwiderte Benton. »Allmählich frage ich mich, wen und was wir einen Monat lang im McLean behandelt haben. Und warum.«

Dr. Clark nahm langsam und vorsichtig Platz. Die kleinste Bewegung war für ihn keine Selbstverständlichkeit mehr. Benton bemerkte, dass sein Kollege seit dem Sommer stark gealtert war.

»Ich belästige Sie ja nur ungern deswegen«, fügte Benton hinzu. »Schließlich weiß ich, wie beschäftigt Sie sind.«

»Kein Problem, Benton. Sie haben mir gefehlt. Ich habe schon überlegt, ob ich Sie anrufen und mich nach Ihrem Befinden

erkundigen soll.« Bei Dr. Clark klang es, als hätten sie ein wichtiges Thema zu erörtern gehabt und als sei Benton ihm aus dem Weg gegangen. »Also hat sie sämtliche Tests mit Papier und Bleistift verweigert.«

»Sowohl den Bender-Gestalt als auch das komplexe Formenzeichnen nach Rey-Osterrieth, das Ersetzen von Zahlen und Symbolen und das Durchstreichen von Buchstaben, ja, sogar das Verbinden von Punkten«, antwortete Benton. »Alles, wobei sie hätte schreiben oder zeichnen müssen.«

»Was ist mit psychomotorischen Funktionstests?«

»Kein Anordnen von Bauklötzen, kein Steckbrett, kein Fingerklopfen.«

»Interessant. Also keine Untersuchung, mit der man ihre Reaktionszeit hätte überprüfen können.«

»Ihre letzte Ausrede war, sie bekäme von den Medikamenten, die sie einnehmen müsse, so starkes Händezittern, dass sie keinen Stift halten könne. Deshalb wolle sie sich nicht blamieren, indem sie schriebe, zeichnete oder mit Gegenständen hantierte.« Unwillkürlich dachte Benton an Dr. Clarks Zustand, während er Dodie Hodges angebliche Beschwerden schilderte.

»Nichts, was verlangt, dass sie auf Anweisung körperlich agiert, wodurch sie sich ihrer Ansicht nach Kritik oder Beurteilung ausgesetzt hätte. Sie will nicht bewertet werden.« Dr. Clark blickte aus dem Fenster hinter Bentons Kopf, als gäbe es dort mehr zu sehen als eine Krankenhausmauer aus beigen Backsteinen und die anbrechende Dunkelheit. »Welche Medikamente?«

»Vermutlich nimmt sie inzwischen gar nichts mehr. Sie ist nicht gerade

kooperationsfreudig und interessiert sich nur für Substanzen, die positive Gefühle in ihr auslösen. Alkohol zum Beispiel. Im Krankenhaus haben wir ihr Risperdal verordnet.«

»Das tardive Dyskinesie, also Bewegungsstörungen, auslösen kann. Kommt aber selten vor«, entgegnete Dr. Clark.

»Sie litt weder an Muskelkrämpfen noch an Zuckungen, mit Ausnahme derer, die sie vorgetäuscht hat«, antwortete Benton. »Natürlich behauptet sie, sie hätte dauerhafte Schäden davongetragen.«

»Theoretisch sind solche irreversiblen Nebenwirkungen bei Risperdal möglich, insbesondere bei älteren Frauen.«

»Doch in ihrem Fall war alles nur Theater, Schwachsinn. Sie führt etwas im Schilde«, beharrte Benton. »Zum Glück habe ich auf meine innere Stimme gehört

und verlangt, dass alle meine Sitzungen mit ihr auf Video aufgezeichnet wurden.«

»Und was hat sie dazu gesagt?«

»Sie hat sich je nach Rolle und Stimmung verkleidet – Verführerin, Heilsarmee oder Hexe.«

»Fürchten Sie, sie könnte gewalttätig werden?«, erkundigte sich Dr. Clark.

»Sie beschäftigt sich gedanklich viel mit Gewalt und beharrt, sie habe Erinnerungen an Missbrauch durch eine satanische Sekte wiederentdeckt. Ihr Vater habe Kinder auf Steinaltären geopfert und Geschlechtsverkehr mit ihr gehabt. Nichts weist darauf hin, dass etwas dergleichen tatsächlich vorgefallen ist.«

»Und wie könnte so ein Hinweis aussehen?«

Benton schwieg. Es war ihm nicht erlaubt zu überprüfen, ob seine Patienten auch

wirklich die Wahrheit sagten, und gegen sie zu ermitteln. Sein eigenes Verhalten stieß ihn ab. Die Grenzen verschwammen.

»Schreibt nicht gern, hat aber einen Hang zum Dramatischen«, meinte Dr. Clark und musterte ihn eindringlich.

»Drama ist der gemeinsame Nenner«, erwiderte Benton und wusste, dass Dr. Clark auf dem richtigen Weg war.

Er ahnte, was Benton getan hatte – oder dass es zumindest einen Zwischenfall gegeben haben musste. Benton schoss durch den Kopf, dass er das Gespräch über Dodie möglicherweise als Vorwand benutzte, weil er das Bedürfnis hatte, über sich selbst zu reden.

»Eine unstillbare Gier, sich in den Vordergrund zu drängen. Außerdem leidet sie schon seit vielen Jahren an Schlafstörungen«, fuhr Benton fort. »Sie wurde

im McLean im Schlaflabor untersucht und hat in der Vergangenheit an verschiedenen Aktigraphie-Studien teilgenommen. Offenbar liegt bei ihr eine Störung des Tag-und-Nacht-Rhythmus vor, die zu chronischer Schlaflosigkeit führt. Je schlimmer sie wird, desto mehr leiden ihre Urteilsfähigkeit und Einsicht, und ihr Leben wird immer chaotischer. Allerdings ist sie außergewöhnlich gebildet und intellektuell hochbegabt.«

»Hat das Risperdal etwas bewirkt?«

»Ihre Stimmungsschwankungen ließen nach, sie war nicht so hypomanisch und meinte, sie schliefe jetzt besser.«

»Wenn sie das Medikament abgesetzt hat, wird sich ihr Zustand verschlechtern. Wie alt ist sie?«, fragte Dr. Clark.

»Sechsfundfünfzig.«

»Bipolar? Schizophren?«

»In diesem Fall wäre die Behandlung einfacher gewesen. Persönlichkeitsstörung Achse zwei, theatralisch mit Tendenzen von Borderline und gesellschaftsfeindlichem Verhalten.«

»Reizend. Und warum hat sie Risperdal bekommen?«

»Bei ihrer Einlieferung letzten Monat schien sie an Wahnvorstellungen und einer verzerrten Wahrnehmung der Realität zu leiden, doch in Wirklichkeit ist sie eine pathologische Lügnerin.« In knappen Worten schilderte Benton Dodies Festnahme in Detroit.

»Könnte sie Ihnen möglicherweise vorwerfen, Sie hätten ihre Bürgerrechte verletzt? Was, wenn sie behauptet, sie sei gegen ihren Willen stationär behandelt und gezwungen worden, ein Medikament zu

nehmen, das ihr dauerhafte Schädigungen zugefügt hat?«, meinte Dr. Clark.

»Sie hat eine Erklärung unterschrieben, dass sie freiwillig hier sei, und wurde über ihre Bürgerrechte und ihr Recht auf einen Anwalt aufgeklärt. Das Übliche eben. Im Moment ist meine Sorge nicht, dass sie mich verklagen könnte, Nathan.« »Vermutlich tragen Sie die Untersuchungshandschuhe nicht, weil Sie Angst haben, sie könnte Sie vor den Kadi zerren.« Benton verstaute die Karte und den Umschlag von FedEx wieder im Asservatenbeutel, verschloss ihn, zog die Handschuhe aus und warf sie in den Papierkorb.

»Wann wurde sie aus dem McLean entlassen?«, erkundigte sich Dr. Clark.

»Vergangenen Sonntagnachmittag.«

»Haben Sie sie vor ihrer Entlassung noch einmal befragt oder mit ihr gesprochen?«

»Zwei Tage zuvor, also am Freitag«, antwortete Benton.

»Und sie hat Ihnen bei dieser Gelegenheit kein Geschenk gemacht oder Ihnen eine Weihnachtskarte gegeben, obwohl sie die Möglichkeit gehabt hätte, es persönlich zu tun und sich auf diese Weise über Ihre Reaktion zu freuen?«

»Hat sie nicht. Sie hat über Kay geredet.«

»Ich verstehe.«

Natürlich tat er das. Er wusste genau, was Benton zu schaffen machte.

»Vielleicht hat Dodie sich das McLean ausgesucht, weil sie im Voraus wusste, dass der prominente Ehemann der berühmten Kay Scarpetta dort beschäftigt ist«, mutmaßte Dr. Clark. »Es könnte durchaus sein, dass sie einfach nur ein wenig Zeit mit Ihnen verbringen wollte.«

»Ich war nicht ihre erste Wahl.«

»Wer dann?«

»Ein anderer.«

»Jemand, den ich kenne?«, fragte Dr. Clark, als hätte er einen Verdacht.

»Der Name sagt Ihnen sicher etwas.«

»Haben Sie Zweifel, dass dieser andere Kollege wirklich ihre erste Wahl war, denn ihre Motive und ihre Wahrheitsliebe sind immerhin ziemlich dubios. Wollte sie unbedingt ins McLean?«

»Ja.«

»Das ist wichtig, denn der Kollege, den sie sich zuerst ausgesucht hat, könnte gar nicht die Erlaubnis gehabt haben, sie zu behandeln, weil er nicht dort angestellt ist.«

»Genau das ist auch geschehen«, bestätigte Benton. »Hat sie Geld?«

»Angeblich von all den Ehemännern, die sie verschlissen hat. Sie war im Pavillon untergebracht, der, wie Sie wissen, nur für

Privatpatienten bestimmt ist. Bezahlt hat sie, beziehungsweise ihr Anwalt, in bar.«

»Wie viel kostet das inzwischen? Dreitausend pro Tag?« »So ungefähr.«

»Also hat sie über neunzigtausend Dollar in bar bezahlt?« »Eine Anzahlung bei der Aufnahme, den Rest bei der Entlassung. Das Geld wurde per Bankanweisung von ihrem Anwalt in Detroit geschickt«, erklärte Benton.

»Wohnt sie in Detroit?«

»Nein.«

»Aber sie hat dort einen Anwalt.«

»Offenbar«, erwiderte Benton.

»Was hat sie in Detroit gemacht, außer sich verhaften zu lassen?«

»Angeblich Urlaub. Übernachtet hat sie im Grand Palais«, antwortete Benton. »Sie hat ihre magischen Kräfte an den

einarmigen Banditen und am Roulettetisch getestet.«

»Spielt sie häufig?«

»Wenn Sie möchten, verkauft sie Ihnen sicher ein paar Glücksbringer.«

»Anscheinend hassen Sie die Frau wie die Pest«, stellte Dr. Clark fest und musterte Benton weiter eingehend.

»Ich kann nicht mit Sicherheit ausschließen, dass meine Person bei ihrer Wahl eine Rolle gespielt hat. Oder Kay«, entgegnete Benton.

»Ich merke Ihnen an, dass Ihnen die Sache nicht ganz geheuer ist«, sagte Dr. Clark, nahm die Brille ab und polierte sie mit seiner grauen Seidenkrawatte. »Besteht vielleicht die Möglichkeit, dass Sie aufgrund jüngerer Ereignisse besorgt und übertrieben argwöhnisch gegenüber ihren Mitmenschen sind?«

»Spielen Sie auf ein bestimmtes Vorkommnis an?«

»Warum verraten Sie es mir nicht?«, erkundigte sich Dr. Clark.

»Ich bin nicht paranoid.«

»Das behaupten alle Paranoiker.«

»Ich werde das mal als typisches Beispiel für Ihren trockenen Humor verstehen«, parierte Benton.

»Wie fühlen Sie sich? Abgesehen von dieser Angelegenheit.

In letzter Zeit ging es ziemlich rund«, erwiderte Dr. Clark. »Sie hatten im vergangenen Monat eine Menge um die Ohren.«

»Das ist bei mir Normalzustand.«

»Kay ist im Fernsehen aufgetreten und in der Öffentlichkeit bekannt.« Dr. Clark setzte die Brille wieder auf. »Das Gleiche gilt für Warner Agee.«

Benton hatte schon seit einer Weile damit gerechnet, dass Dr. Clark Agee aufs Tapet bringen würde. Vermutlich war er ihm deshalb ausgewichen. Nicht vermutlich. Tatsächlich. Bis heute.

»Ich habe mir gedacht, dass es Sie sicher nicht unberührt gelassen hat, Warner in den Nachrichten zu sehen. Immerhin hat der Mann Ihre Karriere beim FBI auf dem Gewissen und außerdem versucht, Ihr Leben zu ruinieren, weil er sein wollte wie Sie«, merkte Dr. Clark an. »Jetzt ist er öffentlich in Ihre Rolle geschlüpft, um es einmal metaphorisch auszudrücken. Er spielt den Forensikexperten und den Profiler vom FBI, seine letzte Chance, im Rampenlicht zu stehen.«

»Er wäre nicht der erste Mensch, der übertriebene oder unwahre Behauptungen aufstellt.«

»Haben Sie den Eintrag über ihn in der Wikipedia gelesen?«, fragte Dr. Clark. »Er wird als einer der Gründerväter des Profiling und als Ihr Mentor bezeichnet. Weiterhin steht dort, Sie hätten während Ihrer Zeit als Leiter der Abteilung für Verhaltensforschung beim FBI eine – ich zitiere – ehebrecherische Beziehung mit Kay Scarpetta begonnen. Er habe in einigen berühmten Fällen mit ihr zusammengearbeitet. Stimmt das? Hat er je gemeinsam mit Kay ermittelt? Soweit ich informiert bin, war Warner niemals Profiler beim FBI oder anderswo.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie die Wikipedia als zuverlässige Quelle betrachten«, entgegnete Benton, als zeichne Dr. Clark persönlich für diese Lügen verantwortlich.

»Ich habe nur einen Blick hineingeworfen, da die anonymen Schreiberlinge, die angebliche Tatsachen in Internetlexika und andere Foren stellen, häufig ein starkes und nicht gerade vorurteilsfreies Interesse an der Person haben, über die sie sogenannte Informationen verbreiten«, entgegnete Dr. Clark. »Interessanterweise ist seine Biographie in den letzten Wochen gründlich überarbeitet und erweitert worden. Die Frage ist nur, von wem?«

»Vielleicht von der Person, um die es hier geht.« Vor Hass und Wut krampfte es Benton den Magen zusammen.

»Ich halte es durchaus für vorstellbar, dass Lucy es herausfinden könnte oder bereits weiß und bereit wäre, diese Fehlinformationen zu beseitigen«, meinte Dr. Clark. »Aber möglicherweise ist sie, anders als ich, nicht darauf gekommen, gewisse

Einzelheiten zu überprüfen, weil Sie ihr etwas über Ihre Vergangenheit verschwiegen haben. Eine gewisse Sache, die Sie bereit waren mir anzuvertrauen.«

»Lucy hat wirklich Besseres zu tun, als ihre Zeit mit geistig beschränkten Mitmenschen zu vergeuden, die sich unbedingt in den Vordergrund drängen wollen. Sie hat es nicht nötig, ihre forensischen Computerprogramme gegen Klatsch im Internet einzusetzen. Übrigens haben Sie recht. Ich habe ihr, anders als Ihnen, nicht die ganze Wahrheit gesagt.« Benton konnte sich nicht erinnern, wann er sich das letzte Mal so bedroht gefühlt hatte.

»Wenn Sie mich heute Nachmittag nicht angerufen hätten, hätte ich mir sicher bald einen Vorwand einfallen lassen, um mit Ihnen zu sprechen, damit die Karten endlich auf dem Tisch sind«, verkündete Dr.

Clark. »Sie haben allen Grund, Warner Agee fertigzumachen. Und ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass Sie dieses Bedürfnis in den Griff bekommen.«

»Ich verstehe nicht ganz, was das mit unserem Thema zu tun hat, Nathan.«

»Alles hängt miteinander zusammen, Benton.« Dr. Clark beobachtete ihn forschend. »Aber wir wollen weiter über Ihre ehemalige Patientin Dodie Hodge reden, denn ich habe den Eindruck, dass sie auch damit zu tun hat. Einige Dinge erscheinen mir merkwürdig. Das Erste ist die Karte selbst, diese offensichtliche Darstellung von häuslicher Gewalt. Ein Mann beleidigt seine Frau, indem er sie als Nutte bezeichnet. Eine Frau verfolgt ihren Mann, um ihm eins mit dem Nudelholz überzubraten. Die sexuellen Anspielungen. Das ist

alles andere als witzig. Was will sie Ihnen damit mitteilen?«

»Projektion.« Es kostete Benton alle Willenskraft, seine Wut auf Warner Agee aus dem Raum zu verscheuchen. »Sie projiziert nur«, hörte er sich mit ruhiger Stimme sagen.

»Also gut. Und was projiziert sie Ihrer Ansicht nach? Wer ist der Weihnachtsmann? Wer ist Mrs. Weihnachtsmann?«

»Ich bin der Weihnachtsmann«, erwiderte Benton. Die Wutwelle wurde flacher. Sie war ihm so gewaltig wie ein Tsunami erschienen, doch nun zog sie sich zurück und war schon beinahe verschwunden. »Mrs. Weihnachtsmann ist böse auf mich, weil ich mich in ihren Augen unfreundlich oder herabwürdigend verhalten habe. Ich, der Weihnachtsmann, habe ›Ho, ho, ho‹ gerufen, und Mrs. Weihnachtsmann hat es

so verstanden, als hätte ich sie eine Hure genannt.«

»Dodie Hodge ist überzeugt, dass man sie fälschlich beschuldigt, erniedrigt, unterschätzt und nicht ernst nimmt. Gleichzeitig weiß sie, dass diese Wahrnehmung nicht stimmt«, erklärte Dr. Clark. »Darin zeigt sich die theatralische Persönlichkeitsstörung. Die offensichtliche Botschaft der Karte ist, dass der arme Weihnachtsmann eine ordentliche Abreibung bekommen wird, weil Mrs. Weihnachtsmann ihn so tragisch missverstanden hat. Dodie findet das anscheinend witzig, sonst hätte sie diese Karte nicht ausgesucht.«

»Vorausgesetzt, dass sie sie wirklich selbst ausgesucht hat.« »Ständig spielen Sie darauf an, sie könnte einen Helfershelfer, einen Komplizen, gehabt haben.«

»Das liegt an der praktischen Umsetzung«, entgegnete Benton. »Man muss sich mit Aufnahmegegeräten auskennen, eines bestellen und das verdammte Ding dann zusammenbauen. Dodie hingegen ist impulsiv und nicht in der Lage, auf die Belohnung zu warten. Der zur Umsetzung eines solchen Plans notwendige Grad an Berechnung passt nicht zu ihrem Verhalten, wie ich es im Krankenhaus erlebt habe. Und wann hätte sie die Zeit dazu haben sollen? Wie bereits gesagt, wurde sie erst am vergangenen Sonntag entlassen. Das Päckchen von FedEx wurde gestern, also am Mittwoch, versendet. Woher wusste sie, dass sie es hierher schicken musste? Außerdem sieht die handgeschriebene Adresse auf dem FedEx-Aufkleber seltsam aus. Da ist doch etwas faul.«

»Sie liebt das Dramatische, und die singende Karte ist dramatisch. Finden Sie nicht, dass einem Menschen mit theatralischen Neigungen so etwas zuzutrauen ist?«

»Sie haben mich selbst darauf hingewiesen, dass Dodie gar keine Gelegenheit hatte, Zeugin des Dramas zu werden«, wandte Benton ein. »Ohne Zuschauer macht Theaterspielen keinen Spaß. Sie hat nicht miterlebt, wie ich die Karte öffnete, ja, sie weiß nicht einmal, ob ich sie überhaupt erhalten habe. Warum hat sie sie mir nicht persönlich bei ihrer Entlassung überreicht?«

»Also hat jemand sie dazu angestiftet. Ein Komplize.«

»Der Text macht mir ebenfalls zu schaffen«, gab Benton zu. »Welcher Teil?«

»Steckt euch den Mistelzweig dort rein, wo er hingehört, und hängt einen Engel an

den Baum«, antwortete Benton. »Wer ist der Engel?«

»Das müssen Sie mir schon verraten.«

»Es könnte Kay sein.« Dr. Clark hielt seinem Blick stand. »Und mit dem Baum spielt sie möglicherweise auf Ihren Penis an, auf Ihre sexuelle Beziehung zu Ihrer Frau.«

»Oder auf Erhängen«, sagte Benton.

Der Chief Medical Examiner von New York City beugte sich gerade über ein Mikroskop, als Scarpetta leise an seine offene Tür klopfte.

»Sie wissen ja, was passiert, wenn Sie bei einer Dienstbesprechung fehlen, oder?«, meinte Dr. Edison, ohne aufzublicken, und legte einen neuen Objektträger ein. »Man redet über Sie.«

»Ich will es lieber gar nicht wissen.« Scarpetta betrat das Büro und setzte sich auf einen geschwungenen Stuhl aus Ulmenholz, der vor dem Schreibtisch seines Stellvertreters stand.

»Nun, ich werde es mal ein wenig einschränken. Bei der Debatte ging es nicht um Sie an sich.« Er drehte sich zu ihr um. Sein

weißes Haar sträubte sich, und seine scharfen Augen musterten sie so aufmerksam wie die eines Falken. »Sie waren eher am Rande das Thema. Hauptsächlich wurde über CNN, TLC, Discovery und alle anderen Kabelsender unter der Sonne gesprochen. Wissen Sie, wie viele Anrufe wir täglich kriegen?«

»Ich bin sicher, dass Sie dafür eine eigene Sekretärin einstellen könnten.«

»Und das, obwohl wir in Wirklichkeit gezwungen sind, Mitarbeitern wie Assistenten und Technikern zu kündigen. Wir haben sogar die Gebäudereinigung und den Sicherheitsdienst einschränken müssen«, fuhr er fort. »Der Himmel weiß, wo das noch enden wird, wenn der Staat seine Drohung wahr macht und unseren Haushalt um weitere dreißig Prozent kürzt. Wir sind hier doch nicht in der

Unterhaltungsbranche. Das will ich nicht, und ich kann es mir nicht leisten.«

»Es tut mir leid, wenn Sie meinetwegen Schwierigkeiten haben, Brian.«

Dr. Edison war der vermutlich beste Forensiker, den Scarpetta je persönlich kennengelernt hatte. Seine Mission stand fest – auch wenn sie sich ein wenig von ihrer unterschied –, und es gab für ihn nichts daran zu rütteln. In seinen Augen war die forensische Medizin der öffentlichen Gesundheit verpflichtet, ein Bereich, in dem die Medien nichts zu suchen hatten. Ihre Aufgabe beschränkte sich darauf, die Bevölkerung über lebensgefährliche Bedrohungen wie eine Verseuchung mit Chemikalien oder ansteckende Krankheiten aufzuklären, ob es nun eine neue, möglicherweise todbringende Babywiege oder ein Ausbruch des Hantavirus war. Scarpetta

fand diesen Ansatz nicht unbedingt falsch. Das Problem bestand nur darin, dass er nicht mehr zeitgemäß war. Die Welt hatte sich verändert, und das nicht unbedingt zum Besseren.

»Ich taste mich vorsichtig auf einem Weg voran, den ich mir nicht ausgesucht habe«, erwiderte Scarpetta. »Während Sie über den Dingen stehen. Was machen wir also?«

»Sollen wir uns etwa auf das Niveau der anderen herablassen?«

»Hoffentlich denken Sie nicht, dass ich das tue.«

»Wie schätzen Sie Ihre Karriere bei CNN ein?« Er griff nach einer Pfeife aus Bruyèreholz, die er in diesem Gebäude nicht mehr rauchen durfte.

»Ich betrachte es nicht als Karriere«, entgegnete sie, »sondern eher als Gelegenheit, Informationen auf eine Art und Weise zu

verbreiten, wie ich sie in diesen Zeiten für notwendig halte.«

»Wenn man sie nicht schlagen kann, mischt man eben mit.«

»Falls Sie möchten, höre ich auf damit, Brian. Das habe ich Ihnen von Anfang an zugesichert. Ich würde diese Behörde niemals absichtlich in Misskredit bringen oder in irgendeiner Weise kompromittieren.«

»Wir brauchen das Thema nicht noch einmal durchzukauen«, sagte er. »Theoretisch teile ich Ihre Auffassung, Kay. Die Öffentlichkeit ist, was Strafrecht und Forensik betrifft, so schlecht informiert wie nie zuvor. Und ja, dieser Mangel an Wissen führt dazu, dass Tatorte kontaminiert werden, Prozesse scheitern und unsinnige Gesetze verabschiedet werden, was den Steuerzahler eine Stange Geld kostet. Aber

im Grunde meines Herzens glaube ich nicht, dass sich diese Probleme durch Fernsehsendungen lösen lassen. Zugegeben, das ist meine persönliche Meinung, und ich bin nun einmal ein wenig altmodisch. Deshalb fühle ich mich hin und wieder verpflichtet, Sie zu warnen, damit Sie nicht ins Fettnäpfchen treten. Zum Beispiel im Fall Hannah Starr.«

»Wie ich annehme, war das der wichtigste Tagesordnungspunkt der Dienstbesprechung, wenn es nicht um mich persönlich ging«, entgegnete Scarpetta.

»Ich schaue mir solche Sendungen nicht an.« Geistesabwesend spielte er mit seiner Pfeife herum. »Allerdings scheinen die Carley Crispins und Warner Agees auf dieser Welt Hannah Starr zu ihrem Jahrhundertprojekt gemacht zu haben und sehen sie als die nächste Caylee Anthony oder Anna

Nicole Smith. Gott verhöte, dass Sie heute Abend im Fernsehen nach unserer ermordeten Joggerin gefragt werden.«

»Ich habe mit CNN vereinbart, dass ich nicht über laufende Ermittlungen spreche.«

»Weiß diese Crispin das auch? Sie gilt als Mensch, der sich nicht an die Regeln hält, und wird heute Abend vor laufender Kamera reden wie ein Wasserfall.«

»Man hat mich gebeten, das Mikroskopieren, insbesondere die Haaranalyse, zu erörtern«, antwortete Scarpetta.

»Das ist gut und wahrscheinlich auch hilfreich. Viele unserer Kollegen in den Labors sind nämlich besorgt, dass ihr Fachbereich ins Hintertreffen geraten könnte, da Öffentlichkeit und Politik inzwischen um das goldene Kalb DNA tanzen, mit der sich angeblich alle Probleme lösen lassen. Zum Teufel mit Fasern, Haaren, Toxikologie,

Urkundenfälschung und sogar Fingerabdrücken!« Dr. Edison legte die Pfeife zurück in den schon seit Jahren unbenutzten Aschenbecher. »Ich nehme an, Toni Darien wurde eindeutig identifiziert. Die Polizei wird das sicher öffentlich bekanntgeben wollen.«

»Ich habe keine Einwände dagegen, dass ihr Name genannt wird, möchte jedoch auf keinen Fall, dass meine Untersuchungsergebnisse in Umlauf geraten. Ich habe nämlich den Verdacht, dass der Fundort inszeniert war. Sie wurde anderswo ermordet und war vielleicht gar nicht beim Joggen, als der Täter sie überwältigt hat.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Es gibt da eine Reihe von Gründen. Erstens wurde sie auf den Hinterkopf geschlagen. Es war ein einziger Schlag, der die Rückseite des linken Schläfenknochens

getroffen hat.« Scarpetta berührte die entsprechende Stelle an ihrem Kopf, um es ihm zu zeigen. »Möglicherweise hat sie danach noch einige Stunden gelebt, worauf die große Menge an flüssiger und weicher Masse und die Einblutungen im Gewebe unterhalb der Kopfhaut hinweisen. Der Schal wurde ihr erst nach dem Tod um den Hals geschlungen.«

»Und was könnte die Waffe gewesen sein?«

»Wir haben es mit einer runden, sich verengenden Bruchstelle zu tun, durch die einige Knochenfragmente ins Gehirn gedrückt worden sind. Also muss der Gegenstand, mit dem sie geschlagen wurde, eine abgerundete Fläche von mindestens fünfzig Millimeter Durchmesser aufweisen.«

»Die Stelle wurde nicht durchstoßen, sondern zersplittert«, fügte er hinzu.

»Deshalb kann es sich nicht um einen Hammer oder ein rundes, flaches Objekt handeln. Und bei einem Durchmesser von fünfzig Millimetern kommt ein Baseballschläger auch nicht in Frage. Das Ding muss etwa die Größe einer Billardkugel haben. Ich bin wirklich neugierig, was es gewesen sein könnte.«

»Ich denke außerdem, dass sie schon seit Dienstag tot ist«, ergänzte Scarpetta.

»Hat die Verwesung bereits eingesetzt?«

»Ganz und gar nicht. Aber die Totenflecken weisen darauf hin, dass sie nach ihrer Ermordung einige Zeit, das heißt mindestens zwölf Stunden, auf dem Rücken gelegen haben muss, und zwar unbekleidet, mit den Armen an den Seiten und den Handflächen nach unten. So wurde sie jedoch nicht aufgefunden. Am Park war ihre Leiche anders drapiert worden. Sie lag zwar

auf dem Rücken, hatte die Arme allerdings über den Kopf gehoben und an den Ellenbogen leicht angewinkelt, als hätte jemand sie an den Handgelenken gezogen oder geschleift.«

»Totenstarre?«, erkundigte er sich.

»Sie ließ sofort nach, als ich versucht habe, ihre Gliedmaßen zu bewegen. Mit anderen Worten, sie war bereits voll ausgebildet gewesen und klang allmählich ab. Und auch das dauert seine Zeit.«

»Dann war es vermutlich nicht schwer, sie zu bewegen. Darauf wollen Sie vermutlich hinaus. Wenn ihre Leiche steif gewesen wäre, hätte der Täter sie wohl kaum am Park ablegen können«, merkte er an. »Soll das bedeuten, dass sie an einem kühlen Ort aufbewahrt und auf diese Weise ein oder zwei Tage konserviert worden ist?«

»Ihre Finger, ihre Lippen waren ausgetrocknet. Außerdem wies sie *tache noir* auf – ihre Augen standen leicht offen, und die Bindehaut war durch Austrocknung braun verfärbt. Ihre Temperatur unter der Achselhöhle lag bei fünfzehn Grad«, fuhr Scarpetta fort. »Gestern betrugen die Tiefsttemperaturen fünf Grad, die Höchsttemperaturen tagsüber zehn Grad. Der Schal hat eine oberflächliche, trockene, braun verfärbte Spur hinterlassen. Das Gesicht ist nicht rot angelaufen, die Netzhaut zeigt keine Petechien. Die Zunge hing nicht heraus.«

»Also war sie schon tot«, schlussfolgerte Dr. Edison. »War der Schal in einem bestimmten Winkel festgebunden?«

»Nein, mitten am Hals.« Sie zeigte es ihm an ihrem eigenen Hals. »Und zwar vorn mit einem Doppelknoten, den ich natürlich

nicht aufgeschnitten habe. Zum Entfernen des Schals habe ich ihn von hinten durchtrennt. Es hatte keine körperliche Reaktion stattgefunden, auch nicht an den inneren Organen. Zungenbändchen, Schilddrüse und Halsmuskulatur waren intakt und unverletzt.«

»Ein weiterer Beleg für Ihre Theorie, dass sie anderswo ermordet und später am helllichten Tag am Fundort in der Nähe des Parks und in aller Öffentlichkeit abgelegt wurde. Vielleicht sollte sie rasch entdeckt werden, wenn morgens die ersten Passanten unterwegs sind«, sagte er. »Gibt es Hinweise darauf, dass sie irgendwann gefesselt war? Handelt es sich um ein Sexualverbrechen?«

»Ich konnte keine Abschürfungen oder Einkerbungen von einer Fesselung feststellen. Auch keine Abwehrverletzungen«,

erwiderte Scarpetta. »Allerdings bin ich auf zwei Blutergüsse an den Innenseiten der Oberschenkel gestoßen. Die Gesäßfalte weist oberflächliche Abschürfungen, leichte Blutungen und Blutergüsse auf. Die Schamlippen sind gerötet. Weder am Scheideneingang noch in der Scheide selbst befinden sich Körperflüssigkeiten. Doch an der hinteren Scheidenwand hat sie eine merkwürdige Abschürfung. Deshalb habe ich ein PERK verwendet.«

Damit meinte sie das Physical Evidence Recovery Kit – Utensilien zur Sicherstellung von Beweismitteln am Körper –, zu dem auch Wattestäbchen für einen DNA-Abstrich gehörten.

»Außerdem habe ich sie mit einer forensischen Lichtquelle untersucht und alles eingesammelt, was ich finden konnte, einschließlich Fasern, die hauptsächlich

von ihrem Haar stammen«, fuhr sie fort. »Das Kopfhaar, das ich rund um die Verletzung abrasiert habe, war ziemlich stark mit Staub und Schutt durchsetzt. Mit einer Lupe konnte ich einige Lacksplitter erkennen, von denen sich manche tief in die Wunde eingegraben hatten. Grellrot, hellgelb und schwarz. Wir müssen abwarten, was die Kriminaltechnik davon hält. Ich habe alle Labors gebeten, sich nach Möglichkeit zu beeilen.«

»Ich glaube, darum bitten Sie sie immer.«

»Und es gibt noch ein interessantes Detail. Sie trug die Socken an den Füßen falsch herum«, fügte Scarpetta hinzu.

»Wie können Socken an den Füßen falsch herum sein? Oder meinen Sie vielleicht, mit der Innenseite nach außen?«

»Laufsocken sind anatomisch korrekt für den rechten und den linken Fuß geschnitten und sogar dementsprechend gekennzeichnet. Auf der linken Socke steht ein L, auf der rechten ein R. Aber sie hatte sie verkehrt herum an, also die rechte Socke am linken Fuß und die linke am rechten.«

»Hat sie sie beim Anziehen vielleicht selbst verwechselt?« Dr. Edison schlüpfte in sein Sakko.

»Das wäre natürlich eine Möglichkeit. Doch da sie so großen Wert auf ihre Sportbekleidung legte, halte ich das eigentlich für ausgeschlossen. Außerdem will mir nicht in den Kopf, warum sie bei Regen und Kälte joggen gegangen ist, und zwar ohne Handschuhe, ohne etwas, um die Ohren warm zu halten, und ohne Jacke. Nur in einem Vliespulli. Laut Mrs. Darien lief Toni nur sehr ungern bei schlechtem Wetter. Auch

für die ungewöhnliche Uhr an Tonis Handgelenk hatte sie keine Erklärung. Es handelt sich um eine auffällig große Digitaluhr aus schwarzem Plastik, auf deren Rückseite das Wort *BioGraph* eingraviert ist. Ob man damit Daten speichern kann?«

»Haben Sie die Uhr schon gegoogelt?«  
Dr. Edison stand auf.

»Ich habe sogar Lucy mit der Suche beauftragt. Sie wird sich weiter damit beschäftigen, wenn das DNA-Labor sie nicht mehr braucht. Bis jetzt konnten wir keine Uhr und kein Datenspeichergerät namens BioGraph entdecken. Hoffentlich weiß einer von Tonis Ärzten oder jemand aus ihrem Bekanntenkreis, was das für eine Uhr ist und warum sie sie trug.«

»Ist Ihnen klar, dass sich Ihre Teilzeittelle allmählich in eine Vollzeitbeschäftigung verwandelt?« Er griff nach seinem

Aktenkoffer und nahm den Mantel vom Haken an der Tür. »Ich glaube, Sie waren den ganzen Monat kein einziges Mal in Massachusetts.«

»Hier ging es ziemlich rund.« Sie erhob sich ebenfalls und fing an, ihre Sachen einzusammeln.

»Wer ist dort Ihr Lokführer?«

»Die Gleise werden bald nach Boston führen«, antwortete Scarpetta, während sie den Mantel anzog und mit Dr. Edison das Büro verließ. »Wieder das gleiche alte Lied, was ein Jammer ist. Meine nordöstliche Außenstelle in Watertown wird vermutlich im Sommer geschlossen. Als ob die Kollegen in Boston nicht ohnehin schon in Arbeit ersticken würden.«

»Und Benton fliegt hin und her.«

»Mit der Shuttle-Maschine«, erwiderte Scarpetta. »Manchmal nimmt Lucy ihn

auch mit dem Hubschrauber mit. Er war häufig hier.«

»Nett von ihr, dass sie uns wegen der BioGraph-Uhr hilft. Denn offiziell könnten wir uns ihre Computerkenntnisse nicht leisten. Aber wenn das DNA-Labor damit fertig und Jaime Berger einverstanden ist und das geheimnisvolle Gerät irgendwelche Daten enthält, würde ich gern davon erfahren. Morgen Vormittag habe ich eine Besprechung im Rathaus. Im Plenarsaal mit dem Bürgermeister und allen möglichen anderen Leuten. Unsere Branche schadet dem Tourismus. Erst Hannah Starr. Jetzt Toni Darien. Sie können sich sicher vorstellen, was ich zu hören kriegen werde.«

»Vielleicht sollten Sie die Damen und Herren daran erinnern, dass sie selbst mit ihren ständigen Haushaltskürzungen dem Tourismus den Todesstoß versetzen, weil

sie uns daran hindern, unsere Arbeit zu machen.«

»Als ich in den frühen Neunzigern hier anfang, wurden zehn Prozent aller Tötungsdelikte im Land hier in New York verübt«, sagte er auf dem Weg durch die Vorhalle. Aus dem Radio dudelte Elton John. »Allein zweitausenddreihundert Morde in meinem ersten Jahr. Im vergangenen Jahr waren es knapp fünfhundert, das heißt ein Rückgang um achtundsiebzig Prozent. Aber das interessiert niemanden. Die Leute sehen nur das letzte Sensationsverbrechen. Filene und ihre Musik. Soll ich ihr das Radio wegnehmen?«

»So grausam wären Sie nie«, erwiderte Scarpetta.

»Sie haben recht. Die Mitarbeiter hier haben es nicht leicht und auch nur wenig Grund zur Freude.«

Sie traten auf den Gehweg hinaus, wo ein kalter Wind wehte. Auf der First Avenue dröhnte der Autolärm. Es war mitten im Berufsverkehr, Taxis rasten hupend vorbei, und die Sirenen der Krankenwagen, die zum einige Häuserblocks entfernten Bellevue-Klinikum oder zur Universitätsklinik Langone Medical Center gleich nebenan fuhren, heulten laut. Es war schon nach fünf und stockdunkel. Scarpetta kramte ihr BlackBerry aus der Handtasche, denn ihr war eingefallen, dass sie ja Benton anrufen musste.

»Viel Glück heute Abend«, meinte Dr. Edison und tätschelte ihr den Arm. »Aber ich schaue mir die Sendung sowieso nicht an.«

Dodie Hodge besaß ein Buch der Magie. Es war schwarz eingebunden und mit gelben

Sternen verziert, und es begleitete sie überallhin.

»Zaubersprüche, Rituale, Talismane. Sie handelt mit Dingen wie Korallenstücken, eisernen Nägeln und kleinen Seidenbeutelchen voller Tonkabohnen«, erklärte Benton Dr. Clark. »Im McLean hatten wir deshalb große Schwierigkeiten mit ihr. Andere Patienten, ja, sogar Krankenhausmitarbeiter haben an ihre angeblichen Zauberkräfte geglaubt, sie gegen Bezahlung um Rat gefragt und ihr ihre Glücksbringer abgekauft. Sie behauptet, hellseherische und andere übernatürliche Fähigkeiten zu besitzen, und wie Sie sich sicher denken können, sind problembeladene Menschen besonders empfänglich für diesen Hokusfokus.«

»Offenbar hatten ihre hellseherischen Fähigkeiten gerade Pause, als sie im

Buchladen in Detroit die DVDs gestohlen hat. Doch vielleicht konnte sie ja auch voraussagen, dass man sie erwischen würde.« Dr. Clark kam der Wahrheit immer näher und hatte das Ziel fast erreicht.

»Wenn Sie sie fragen, hat sie nicht gestohlen. Die Videos gehören rechtmäßig ihr, weil Hap Judd ihr Neffe ist«, entgegnete Benton.

»Ist diese Verwandtschaft echt oder auch nur eine Erfindung? Eine Wahnvorstellung, wie Sie es ausgedrückt haben?«

»Wir wissen nicht, ob sie mit ihm verwandt ist«, antwortete Benton.

»Aber das müsste doch leicht herauszufinden sein«, gab Dr. Clark zurück.

»Ich habe heute Vormittag seine Agentin in L. A. angerufen«, gestand Benton. Er war nicht sicher, warum er so offen war, hatte

jedoch geahnt, dass es dazu kommen würde.

Dr. Clark unternahm nichts, um das Schweigen zu füllen, und musterte Benton forschend.

»Die Agentin hat es weder bestätigt noch abgestritten und meinte, sie sei nicht befugt, Auskünfte über Hap Judds Privatleben zu erteilen«, fuhr Benton fort. Wieder stieg eine Welle der Wut in ihm noch, nur dass sie diesmal größer war als die vorherige. »Dann fragte sie mich, warum ich Erkundigungen über eine Person namens Dodie Hodge einzöge. Ihre Ausdrucksweise hat in mir den Verdacht geweckt, dass sie ganz genau wusste, von wem ich redete, obwohl sie es weiter abstritt. Natürlich hatte ich nicht die Möglichkeit, ihr ausführlich zu antworten, und

sagte nur, ich hätte eine Information erhalten, die ich überprüfen müsse.«

»Sie haben ihr also nicht verraten, wer Sie sind und warum Sie sich für diese Frau interessieren.«

Bentons Schweigen sprach Bände. Nathan Clark kannte ihn sehr gut, sie waren Freunde. Vielleicht war er sogar Bentons einziger Freund und dazu der einzige Mensch, der Zutritt zu seinen Sperrgebieten hatte. Abgesehen von Scarpetta natürlich, doch auch sie hatte ihre Grenzen und mied Themen, vor denen sie sich fürchtete. Und das hier gehörte zu den Dingen, die ihr die meiste Angst machten. Dr. Clark stand kurz davor, Benton die Wahrheit zu entlocken, und dieser war bereit, es geschehen zu lassen. Es musste sein.

»Das ist das Problem, wenn man früher beim FBI war, stimmt's?«, meinte Dr.

Clark. »Die Versuchung ist groß, unterzutauchen und sich auf jede erdenkliche Weise Informationen zu beschaffen, selbst wenn man schon seit Jahren Zivilist ist.«

»Vermutlich hat sie mich für einen Journalisten gehalten.«

»Haben Sie sich denn als einer ausgegeben?«

Keine Antwort.

»Anstatt zu sagen, wer Sie sind, von wo aus sie anrufen und warum. Das wäre nämlich ein Verstoß gegen die Standesordnung«, fuhr Dr. Clark fort.

»Ja, das wäre es.«

»Betrachten wir es einmal als lässliche Sünde.«

Benton schwieg.

»Ich denke, wir müssen Ihre Zeit beim FBI ausführlich erörtern«, sagte Dr. Clark.

»Es ist eine Weile her, dass wir Ihre Jahre

im Zeugenschutzprogramm diskutiert haben, als Kay glaubte, das Verbrecherkartell der Familie Chandonne habe Sie ermordet. Es war die schlimmste Zeit in Ihrem Leben, denn Sie mussten sich verstecken und haben schreckliche Dinge durchgemacht, wie die meisten Menschen sie sich vermutlich gar nicht vorstellen können. Vielleicht sollten wir beide Ihren Gefühlen, was Ihre Vergangenheit beim FBI betrifft, auf den Grund gehen. Möglicherweise ist es ja noch zu früh, um von Vergangenheit zu sprechen.«

»Es ist sehr lange her. In einem anderen Leben. In einer anderen Behörde.« Benton war zwiegespalten, ob er darüber reden wollte, und ließ deshalb zu, dass Dr. Clark ihn weiter in die Zange nahm. »Aber wahrscheinlich stimmt der alte Spruch. Einmal Cop, immer Cop.«

»Ja, den kenne ich. Allerdings wage ich die Behauptung, dass es hier um mehr als nur um Sprüche geht. Sie haben gerade zugegeben, dass Sie sich heute wie ein Mitarbeiter einer Polizeibehörde verhalten haben, nicht wie ein Psychologe, bei dem das Wohlbefinden seines Patienten an erster Stelle stehen sollte. Dodie Hodge hat etwas in Ihnen ausgelöst.«

Benton schwieg.

»Etwas, das schon lange in Ihnen schwelt. Sie haben nur irrtümlicherweise geglaubt, es überwunden zu haben«, fügte Dr. Clark hinzu.

Benton erwiderte nichts.

»Und deshalb bin ich neugierig, was dieser Auslöser gewesen sein könnte. Denn Dodie selbst ist es eindeutig nicht. Dazu ist sie viel zu unwichtig. Sie ist eher der

Katalysator«, sagte Dr. Clark. »Stimmen Sie mir da zu?«

»Ich weiß nicht, was sie ist. Aber Sie haben recht. Sie ist nicht der Anlass.«

»Ich neige eher zu der Auffassung, dass es an Warner Agee liegt«, meinte Dr. Clark. »In den vergangenen drei Wochen war er häufig Gast in derselben Sendung, in der Kay heute Abend auftritt. Er spielt sich als forensischer Psychiater beim FBI auf, als der große Fachmann für Serienmörder und Psychopathen. Verständlicherweise ruft er starke Gefühle in Ihnen wach. Sie haben sogar einmal Mordgelüste erwähnt. Kennt Kay diesen Warner?«

»Nicht persönlich.«

»Weiß sie, was er Ihnen angetan hat?«

»Wir unterhalten uns nicht über damals«, entgegnete Benton. »Wir haben versucht, die Vergangenheit hinter uns zu

lassen und neu anzufangen. Es gibt viele Dinge, über die ich nicht reden kann, doch selbst wenn ich es wollte, würde sie sich weigern. Offen gestanden bin ich mir, je länger ich darüber nachdenke, gar nicht mehr sicher, woran sie sich noch erinnert. Und ich achte darauf, sie nicht zu drängen.«

»Möglicherweise fürchten Sie sich vor dem, was geschehen könnte, wenn es ihr wieder einfällt. Haben Sie Angst vor ihrem Zorn?«

»Sie hätte guten Grund dazu. Aber sie erwähnt es nicht. Vermutlich ist sie diejenige, die Angst vor ihrem eigenen Zorn hat«, antwortete Benton.

»Und was ist mit *Ihrem* Zorn?«

»Zorn und Hass sind destruktive Gefühle. Ich will nicht zornig sein und hassen.« Zorn

und Hass fraßen ihm ein Loch in den Magen, als hätte er gerade Säure getrunken.

»Wie ich annehme, haben Sie ihr nie in allen Einzelheiten geschildert, welche Probleme Sie Warner zu verdanken haben. Ich gehe davon aus, dass es sehr aufwühlend für Sie war, ihn im Fernsehen und in den Nachrichten zu sehen. Es hat die Tür zu einem Raum geöffnet, den Sie seit Jahren nach Kräften meiden«, stellte Dr. Clark fest.

Benton sagte nichts.

»Vielleicht überlegen Sie ja, ob Warner sich absichtlich in dieselbe Sendung gedrängt hat wie Kay, weil es ihm Spaß macht, mit Ihnen zu konkurrieren. Wenn ich mich recht entsinne, hat Carley Crispin alles unternommen, um Sie und Kay gemeinsam in eine Sendung zu bekommen. Sie ist sogar so weit gegangen, das vorlaufenden Kameras zu äußern. Sie haben

sich geweigert, was die richtige Entscheidung war. Und was geschieht dann? Stattdessen wird Warner eingeladen. Ob Warner gegen Sie intrigiert hat? Geht es um Rivalität zwischen Ihnen?«

»Kay tritt niemals gemeinsam mit anderen Leuten in einer Sendung auf. Sie nimmt nicht an Talkshows teil, denn sie will mit dem, was sie als Studioprügelei à la Hollywood bezeichnet, nichts zu tun haben, wo sogenannte Experten einander niederschreien. Im *Crispin Report* ist sie auch nur selten zu sehen.«

»Der Mann, der nach Ihrer Rückkehr von den Toten versucht hat, Ihnen Ihr Leben zu stehlen, hat sich inzwischen zu einem prominenten Experten entwickelt. Er hat sich in Sie verwandelt, den Mann, den er am meisten beneidet hat. Und nun tritt er

in derselben Sendung auf wie Ihre Frau.«  
Dr. Clark kannte keine Gnade.

»Kay ist nicht regelmäßig Gast in dieser Show und niemals zusammen mit anderen«, wiederholte Benton. »Nur hin und wieder nimmt sie Carleys Einladung an – gegen meinen Rat, wie ich hinzufügen möchte. Zweimal war sie einverstanden, um dem Produzenten einen Gefallen zu tun. Carley hat Unterstützung dringend nötig. Ihre Einschaltquote rauscht seit diesem Herbst mit der Geschwindigkeit einer Lawine bergab.«

»Es erleichtert mich, dass Sie sich in dieser Sache nicht rechtfertigen oder mir ausweichen.«

»Ich wünschte, sie würde die Finger davon lassen und einen Bogen um Carley machen. Kay ist einfach zu gutmütig, will immer helfen und glaubt, der ganzen Welt

etwas beibringen zu müssen. Sie kennen sie ja.«

»Inzwischen kennt sie vermutlich wohl jeder. Ist das ein Problem für Sie? Fühlen Sie sich davon möglicherweise bedroht?«

»Mir wäre es lieber, wenn sie die Fernsehauftritte an den Nagel hängen würde, aber es ist ihr Leben.«

»Soweit ich im Bilde bin, ist Warner vor etwa drei Wochen in Erscheinung getreten, etwa um dieselbe Zeit, als Hannah Starr verschwunden ist«, meinte Dr. Clark. »Davor war er eher hinter den Kulissen tätig und nur selten im *Crispin Report* zu sehen.«

»Ein langweiliger Nobody ohne Ausstrahlung schafft es nur, in der Hauptsendezeit ins Fernsehen zu kommen, wenn er Carley reißerische und skandalträchtige Einzelheiten über einen

sensationellen Fall verrät. Mit anderen Worten, diese Person muss eine gottverdammte Nutte sein.«

»Es macht mich froh, dass Sie Warner Agee so unvoreingenommen gegenüberstehen.«

»Es gehört sich einfach nicht. Das müsste selbst ein Schwachkopf wie er wissen«, empörte sich Benton.

»Bis jetzt haben Sie es vermieden, seinen Namen auszusprechen oder sich direkt auf ihn zu beziehen. Doch wir kommen der Sache schon näher.«

»Kay weiß nicht, was genau 2003 in einem Motelzimmer in Waltham, Massachusetts, passiert ist.« Benton blickte Dr. Clark an. »Sie kennt keine Einzelheiten und ahnt nichts von dem komplizierten Aufbau des Apparats, der mein Verschwinden in die Wege geleitet hat. Sie glaubt, ich hätte

das alles geplant und mich freiwillig entschlossen, in ein Zeugenschutzprogramm zu gehen. Es sei einzig und allein meine Idee gewesen, denn ich hätte ein Profil des Chandonne-Kartells erstellt und sei zu dem Ergebnis gekommen, dass ich und alle in meiner Umgebung sterben müssten, wenn man dem Gegner nicht meinen Tod vortäuschte. Wäre ich nicht offiziell gestorben, hätten die Chandonnes sich auf mich, Kay und die anderen gestürzt. Und so habe ich pariert. Trotzdem hat Jean-Baptiste Chandonne sich an Kay gerächt; es ist ein Wunder, dass sie überhaupt noch lebt. Ich hätte die Sache niemals auf diese Weise angegangen, sondern so gehandelt, wie ich es schließlich auch getan habe, nämlich die Leute auszuschalten, die mir, Kay und den Menschen, die mir nahestehen, ans Leder

wollten. Ich hätte das getan, was nötig war, und zwar ohne den Apparat.«

»Was ist der Apparat?«

»Das FBI, das Justizministerium, das Ministerium für Heimatschutz, die Regierung und eine gewisse Person, die mich falsch informiert hat. Das war der Apparat, den man damals in Bewegung gesetzt hat, und zwar wegen eines gewissen schlechten Rats, der nur zum Vorteil des Ratgebers war.«

»Warners Rat. Sein Einfluss.«

»Gewisse graue Eminenzen haben den Mächtigen etwas eingeflüstert. Und insbesondere einer von ihnen wollte mich aus dem Weg räumen und bestrafen«, erwiderte Benton.

»Wofür?«

»Dafür, dass ich das Leben führte, das diese Person sich wünschte. Offenbar hatte

ich mich in seinen Augen dadurch schuldig gemacht, obwohl ich mich frage, warum mich jemand um mein Leben beneidet.«

»Vermutlich, weil derjenige nicht weiß, was in Ihnen vorgeht«, meinte Dr. Clark. »Was Sie quält. Ihre Dämonen. Denn oberflächlich betrachtet sind Sie ziemlich beneidenswert, da Sie scheinbar alles haben. Sie sehen gut aus, stammen aus einer reichen Familie, waren der berühmteste Profiler beim FBI und sind heute ein prominenter forensischer Psychologe an der Harvard University. Außerdem sind Sie mit Kay verheiratet. Ich kann mir also gut vorstellen, dass das Begehrlichkeiten weckt.«

»Kay denkt, ich sei in einem Zeugenschutzprogramm gewesen und deshalb sechs Jahre lang untergetaucht. Danach hätte ich beim FBI meinen Hut genommen«, sagte Benton.

»Weil Sie inzwischen nur noch Widerwillen und Verachtung für diese Behörde empfanden.«

»Einige Leute halten das für den Grund.«

»Kay auch?«

»Vermutlich.«

»Während Sie in Wahrheit das Gefühl hatten, das FBI stünde nicht mehr hinter Ihnen und habe den Respekt vor Ihnen verloren. Die Organisation habe Sie verraten, obwohl es eigentlich Warner war«, entgegnete Dr. Clark.

»Das FBI hat einen Experten nach seiner Meinung gefragt und Informationen und Empfehlungen bekommen. Ich kann nachvollziehen, dass man sich Gedanken um meine Sicherheit gemacht hat. Abgesehen davon, dass mir jemand eins auswischen wollte, hatten die Entscheidungsträger guten Grund zur Sorge. Außerdem habe ich

Verständnis dafür, dass ich nach dem, was ich erlebt hatte, als labil eingestuft worden bin.«

»Also finden Sie, dass Warner Agee, was die Chandonnes und die Notwendigkeit, Ihren Tod vorzutäuschen, recht hatte? Hat er Ihre psychische Belastbarkeit richtig eingeschätzt, als er Sie für nicht mehr diensttauglich erklärte?«

»Sie kennen die Antwort. Ich war total fertig«, erwiderte Benton. »Allerdings glaube ich nicht, dass seine Fernsehauftritte etwas mit Konkurrenzdenken zu tun haben. Ich habe eher den Verdacht, dass es um etwas anderes als um mich geht. Zumindest nicht direkt um mich. Ich hätte nur gern darauf verzichtet, an damals erinnert zu werden, mehr nicht. Es war wirklich überflüssig.«

»Das Interessante daran ist, dass Warner während seiner gesamten ziemlich langen, wenn auch nicht unbedingt glanzvollen beruflichen Laufbahn unauffällig, wenn nicht sogar unsichtbar gewesen ist«, stellte Dr. Clark fest. »Und jetzt erscheint er plötzlich in den landesweiten Nachrichten. Zugegebenermaßen wundert mich das, und ich habe keine Ahnung, welche Motive ihn umtreiben. Ich bin nicht sicher, ob Sie, wenigstens unter anderem, seine Zielscheibe sind oder ob er sich nur ins Rampenlicht drängen will. Aber in einem stimme ich Ihnen zu. Es muss noch etwas anderes dahinterstecken. Doch was könnte das sein? Vielleicht kommt es ihm schlicht und ergreifend aufs Geld an, weil er wie die meisten Leute in finanziellen Schwierigkeiten steckt, und das kann einen in seinem Alter ganz schön ängstigen.«

»Nachrichtensendungen bezahlen nicht für Gastauftritte«, wandte Benton ein.

»Wenn diese Gastauftritte sensationsträchtig und marktschreierisch genug sind, erhöht das die Einschaltquote besagter Sendung, was zu weiteren Einkünften führen kann. Einem Buchvertrag zum Beispiel oder einer Beratertätigkeit.«

»Es ist richtig, dass viele Menschen ihre Altersabsicherung verloren haben und nun ums Überleben kämpfen. Der Grund könnte allerdings auch purer Geltungsdrang sein. Aufmerksamkeit. Ich habe keine Ahnung, was in dem Mann vorgeht«, entgegnete Benton. »Offensichtlich ist nur, dass Hannah Starrs Verschwinden ein gefundenes Fressen für ihn war. Ansonsten hätte er es nie geschafft, ins Fernsehen zu kommen und im Mittelpunkt zu stehen.

Wie Sie bereits sagten, hat er bis jetzt nur hinter den Kulissen agiert.«

»*Er* – Pronomen. Immerhin reden wir hier von ein und derselben Person. Ein Fortschritt.«

»Ja, er. Warner. Mit ihm stimmt etwas nicht.« Benton fühlte sich erschöpft wie nach einer Niederlage. »Nicht dass mit ihm jemals alles in Ordnung gewesen wäre. Er ist kein ausgeglichener Mensch und wird es auch nie sein. ›Zerstörerisch‹, ›gefährlich‹ und ›skrupellos‹ sind Ausdrücke, die ihn besser beschreiben. Außerdem ist er ein Narzisst und ein größenwahnsinniger Soziopath. Jedenfalls leidet er unter schweren Störungen und entgleist in dieser Phase seines elenden Daseins immer weiter. Ich würde die Behauptung wagen, dass es die unersättliche Gier nach Bestätigung ist, die ihn antreibt. Das ist seine

Belohnung, wenn er mit seinen veralteten und an den Haaren herbeigezogenen Theorien an die Öffentlichkeit geht. Und vielleicht braucht er ja wirklich Geld.«

»Ich teile Ihre Ansicht, dass der Bursche nicht ganz richtig tickt«, erwiderte Dr. Clark. »Ich möchte nur verhindern, dass Sie seinetwegen krank werden.«

»Mir geht es ausgezeichnet, obwohl ich zugeben muss, dass es mir keinen Spaß macht, seine verdammte Visage überall in den Nachrichten zu sehen. Der dreckige Mistkerl brüstet sich sogar damit, er habe meine Karriere gefördert, und erwähnt ständig meinen Namen.«

»Würden Sie sich besser fühlen, wenn ich Ihnen erzähle, was ich von Warner Agee halte? Ich bin ihm im Laufe der Jahre nämlich öfter begegnet, als mir lieb war.«

»Schießen Sie los.«

»Es war stets im Rahmen von Fachtagungen, bei denen er nichts Besseres zu tun hatte, als sich überall einzuschmeicheln oder mich als Idioten hinzustellen.«

»Und das wundert Sie?«

»Am besten vergessen wir einfach, was er Ihnen angetan hat«, fuhr Dr. Clark fort.

»Niemals. Für die Sache von damals gehört der Scheißer eigentlich ins Gefängnis.«

»Oder in die Hölle. Er ist eine Schande für die Menschheit. War ich offen genug?«, entgegnete Dr. Clark. »Das ist einer der Vorteile, wenn man alt ist, immer schwächer wird und sich jeden Tag fragt, ob es einem heute schlechter oder vielleicht ein bisschen besser gehen wird. Möglicherweise stolpere ich ja ausnahmsweise nicht und schütte mir auch keinen Kaffee übers Hemd. Als ich letztens in der Nacht durch die Sender gezappt habe, hatte ich plötzlich

sein Gesicht vor mir. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und habe mir die Sendung angeschaut. Der Bursche redete wie ein Wasserfall und verbreitete ausführlich schwachsinnige Thesen zum Thema Hannah Starr. Und dabei haben wir es hier mit einem noch nicht abgeschlossenen Fall zu tun. Die Frau wird weiterhin vermisst, und niemand weiß, ob sie tot ist oder lebt. Doch dieser Kerl stellte Mutmaßungen über die Grausamkeiten an, die irgendein Serienmörder mit ihr veranstaltet haben könnte. Dieser aufgeblasene alte Narr. Ich wundere mich, dass das FBI noch keinen Weg gefunden hat, den Schwachkopf diskret aus dem Verkehr zu ziehen. Er ist einfach nur peinlich und schadet dem Ansehen der Abteilung für Verhaltensforschung.«

»Er hatte nie mit der Abteilung für Verhaltensforschung zu tun und hat auch nicht für sie gearbeitet, als ich dort Leiter war«, stellte Benton fest. »Das ist nur eine der Fehlinformationen, die er die Welt setzt. Der Mann war nie beim FBI.«

»Aber Sie waren es. Und jetzt sind Sie nicht mehr dabei.«

»Richtig.«

»Also fasse ich unser Gespräch noch einmal kurz zusammen. Dann muss ich wirklich los, sonst verpasse ich einen wichtigen Termin«, sagte Dr. Clark. »Sie wurden von der Staatsanwaltschaft in Detroit gebeten, ein psychologisches Gutachten über die Angeklagte Dodie Hodges anzufertigen, was Ihnen allerdings nicht das Recht gibt, wegen anderer vermutlicher Straftaten gegen sie zu ermitteln.«

»Nein, dieses Recht hatte ich nicht.«

»Auch die singende Weihnachtskarte ändert nichts daran.«

»Richtig. Allerdings handelt es sich nicht einfach nur um eine singende Karte, sondern um eine verkappte Drohung.« In diesem Punkt ließ Benton nicht mit sich reden.

»Das ist eine Frage der Betrachtungsweise. So als wollte man eindeutig belegen, ob ein Rorschach-Bild einen zerquetschten Käfer oder einen Schmetterling darstellt. Womit haben wir es zu tun? Einige könnten behaupten, es sei regressives Verhalten von Ihrer Seite, wenn Sie die Karte als verkappte Drohung deuten. Ein eindeutiger Hinweis darauf, dass Ihre langen Jahre als FBI-Mann und die Konfrontation mit Gewalt und traumatisierenden Erlebnissen bei Ihnen eine übertriebene Beschützerhaltung gegenüber den Menschen, die Sie lieben,

sowie eine ständige und beharrliche Angst ausgelöst haben, die Bösen könnten Ihnen an den Kragen wollen. Falls Sie sich zu sehr in diese Sache hineinknien, riskieren Sie, dass man Ihnen eine Denkstörung unterstellt.«

»Dann werde ich meine gestörten Gedanken eben für mich behalten«, entgegnete Benton. »Und mir in Zukunft Bemerkungen über Landplagen, denen nicht mehr zu helfen ist, verkneifen.«

»Gute Idee. Es steht uns nämlich nicht an, zu entscheiden, wem nicht mehr zu helfen und wer eine Landplage ist.«

»Selbst wenn wir wissen, dass es stimmt.«

»Wir wissen eine ganze Menge«, antwortete Dr. Clark. »Viele Dinge, von denen ich wünschte, ich hätte sie nie gehört. Ich habe diesen Beruf schon ausgeübt, als es das

Wort *Profiler* noch gar nicht gab und das FBI nicht hinter sogenannten Serienmördern, sondern hinter Kommunisten her war. Glauben Sie, ich liebe alle meine Patienten?« Er stützte sich an den Armlehnen ab und erhob sich. »Denken Sie, ich finde den Kerl sympathisch, mit dem ich heute einige Stunden verbracht habe? Der reizende Teddy, der es für sinnvoll und notwendig hält, einem neunjährigen Mädchen Benzin in die Vagina zu schütten. Wie er mir im Brustton der Überzeugung erklärte, diene die Aktion dem Zweck, eine Schwangerschaft zu verhindern, nachdem er sie vergewaltigt hatte. Ist er für sein Tun verantwortlich? Kann man einem unbehandelten Schizophrenen, der als Kind selbst wiederholt sexuell missbraucht und gequält wurde, Vorwürfe machen? Hat er die

Todesspritze, ein Erschießungskommando oder den elektrischen Stuhl verdient?«

»Schuld und Verantwortung sind zwei verschiedene Dinge«, sagte Benton. Im nächsten Moment läutete das Telefon.

Er hob ab, in der Hoffnung, es würde Scarpetta sein. »Ich stehe draußen«, verkündete ihre Stimme.

»Wo draußen?«, fragte er erschrocken. »Vor dem Bellevue?«

»Ich bin zu Fuß gegangen.«

»Verdammt! Gut. Warte in der Vorhalle, nicht auf der Straße. Komm in die Vorhalle, ich bin gleich da.«

»Ist etwas passiert?«

»Draußen ist es lausig kalt. Ich beeile mich.« Er stand hinter dem Schreibtisch auf.

»Wünschen Sie mir Glück. Ich gehe jetzt in die Tennishalle.« Dr. Clark verharrte, die

Tasche über der Schulter, an der Tür. Er erinnerte Benton an ein Gemälde von Norman Rockwell, das einen gebrechlichen alten Psychiater darstellte.

»Haben Sie Gnade mit McEnroe.« Benton fing an, seine Sachen zusammenzupacken.

»Die Ballmaschine ist auf die langsamste Geschwindigkeit eingestellt und gewinnt trotzdem immer. Ich fürchte, mit meiner Tenniskarriere ist es vorbei. Letzte Woche stand ich neben Billie Jean King auf dem Platz, bin hingefallen und war von oben bis unten mit roter Asche bedeckt. Ich habe die Bälle mit einer Schlinge aufgehoben und bin über das verdammte Ding gestolpert. Und da war sie, beugte sich über mich und wollte wissen, ob ich mich verletzt hätte. Ein schöner Weg, eine Heldin

kennenzulernen. Passen Sie auf sich auf, Benton. Und richten Sie Kay liebe Grüße aus.«

Benton überlegte, ob er die singende Karte von Dodie mitnehmen sollte, und steckte sie schließlich in seinen Aktenkoffer. Er war nicht sicher, warum. Obwohl er sie Scarpetta nicht zeigen konnte, wollte er sie auch nicht hier zurücklassen. Was, wenn es noch einen Zwischenfall gab? Nein, es würde überhaupt nichts geschehen. Er war einfach nur überängstlich und angespannt und wurde von den Geistern der Vergangenheit gejagt. Alles war in bester Ordnung. Benton schloss die Bürotür ab. Er ging schnell, als habe er es eilig. Es gab zwar keinen Grund, sich zu fürchten, aber ihm war dennoch mulmig, ein Gefühl, das ihn schon seit einiger Zeit verfolgte. Es war eine unheilvolle Vorahnung, und seine Seele war

so wund, dass er sie sich mit blauen Flecken übersät vorstellte. *Es handelt sich um erinnerte Emotionen, nicht um reale*, sagte er sich und hörte im Kopf seine eigene Stimme. Es war schon viele Jahre her. Damals war damals, und jetzt bestand kein Grund zur Sorge. Die Türen seiner Kollegen waren geschlossen. Einige waren im Urlaub. Es war genau eine Woche vor Weihnachten.

Benton steuerte auf den Aufzug zu. Der Eingang zum Gefängnistrakt befand sich genau gegenüber. Die üblichen Geräusche hallten heraus. Laute Stimmen. »Aufmachen!«, rief jemand, denn der Wachmann im Kontrollraum ließ sich mit dem Öffnen der Schleuse stets Zeit. Benton erhaschte einen Blick auf einen Mann im grellorangefarbenen Overall des Gefängnisses auf Rikers Island. Er trug Hand- und

Fußfesseln und wurde von zwei Polizisten flankiert. Vermutlich ein Simulant, der Beschwerden vortäuschte oder sich womöglich selbst verletzt hatte, um die Feiertage im Krankenhaus verbringen zu können. Als die Stahltüren sich geräuschvoll schlossen und Benton in den Aufzug stieg, musste er an Dodie Hodges denken. Er erinnerte sich an seine sechs Jahre im Untergrund, in denen er einsam und Gefangener einer erfundenen Identität gewesen war. Tom Haviland. Sechs Jahre als lebender Toter, und das war ganz allein Warner Agees Schuld. Benton verstand seine eigenen Gefühle nicht mehr und fand es abstoßend, dass er jemandem wehtun wollte. Er hatte zwar Erfahrung damit, Gewalt anzuwenden, denn im Dienst war ihm oft nichts anderes übriggeblieben. Allerdings hatte er noch nie

in lüsternen Phantasien darüber geschwelgt.

Er wünschte, Scarpetta hätte früher angerufen und sich nicht bei Dunkelheit in diesem Stadtteil allein auf den Weg gemacht, denn schließlich lebten hier überdurchschnittlich viele Obdachlose, Bettler, Drogensüchtige und ehemalige Psychiatriepatienten, Menschen, die immer wieder eingewiesen worden waren, bis das Gesundheitssystem nichts mehr mit ihnen anzufangen wusste. Und eines schönen Tages stießen sie vielleicht einen Pendler vom Bahnsteig vor eine einfahrende U-Bahn, fielen mit dem Messer über wildfremde Menschen her und brachten Tod und Zerstörung, weil Stimmen es ihnen befahlen und weil ihnen bis jetzt niemand zugehört hatte.

Rasch setzte Benton seinen Weg den scheinbar endlosen Flur entlang fort. Vorbei an der Cafeteria und dem Geschenkeladen, wobei er sich durch einen steten Strom von Patienten, Besuchern und Krankenhausmitarbeitern in weißen Kitteln oder OP-Anzügen schlängeln musste. Die Flure des Klinikums Bellevue waren festlich geschmückt. Fröhliche Musik erklang, und die Weihnachtsdekoration funkelte, als sei es völlig alltäglich, krank, verletzt oder ein psychisch gestörter Straftäter zu sein.

Scarpetta erwartete ihn an der gläsernen Eingangstür. Sie trug einen langen dunklen Mantel und schwarze Lederhandschuhe und hatte Benton noch nicht in der Menschenmenge bemerkt, während er auf sie zukam. Stattdessen beobachtete sie die Leute um sich herum, von denen manche sie zu erkennen schienen. Bentons Reaktion

bei ihrem Anblick war stets dieselbe, eine Mischung aus Aufregung und Trauer, die ihm ans Herz ging. Die Freude, mit ihr zusammen zu sein, wurde ihm von der Erinnerung an seinen Schmerz vergällt, als er hatte annehmen müssen, dass er sie niemals wiedersehen würde. Immer wenn er sie – unbemerkt, heimlich und eingehend – aus der Entfernung betrachtete, sehnte er sich nach ihr. Manchmal fragte er sich, wie sie ihr Leben wohl weitergeführt hätte, wenn er, wie sie geglaubt hatte, wirklich tot gewesen wäre. Hätte es eine Erleichterung für sie bedeutet? Möglicherweise. Er hatte ihr viel Leid und Qualen angetan, sie in Gefahr gebracht und ihr Schaden zugefügt, und das konnte er sich nicht verzeihen.

»Vielleicht solltest du heute Abend absagen«, meinte er zu ihr, als er sie erreicht hatte.

Freudig überrascht drehte sie sich zu ihm um. Ihre tiefblauen Augen waren wie der Himmel und spiegelten ihre Gedanken und Gefühle wider, als handle es sich dabei um Wetterphänomene – Licht und Schatten, heller Sonnenschein, Wolken und Nebel.

»Wir können uns ein nettes, gemütliches Abendessen gönnen«, fügte er hinzu, fasste sie am Arm und zog sie an sich, als bräuchten sie einander, um sich warm zu halten. »Il Cantinori. Ich rufe Frank an und frage ihn, ob er noch einen Tisch für uns hat.«

»Führe mich nicht in Versuchung«, erwiderte sie und schlang ihm den Arm fest um die Taille. »Melanzane alla parmigiana. Und einen Brunello di Montalcino. Wahrscheinlich würde ich deine Portion auch

verschlingen und die ganze Flasche allein austrinken.«

»Du Gierschlund.« Beschützend legte er den Arm um sie, als sie in Richtung First Avenue schlenderten. Der Wind wehte heftig, und es fing an zu regnen. »Du solltest wirklich absagen. Schwindle Alex einfach vor, du hättest die Grippe.« Als er nach einem Taxi winkte, kam eines auf sie zugebraust.

»Ich kann nicht. Außerdem müssen wir nach Hause«, entgegnete sie. »Wir haben eine Telefonkonferenz.«

Benton hielt die hintere Tür des Taxis auf. »Was für eine Telefonkonferenz?«

»Jaime.« Scarpetta rutschte zum anderen Ende der Rückbank durch. Nachdem sie dem Fahrer die Adresse genannt hatte, wandte sie sich wieder an Benton. »Schnall dich an.« Es war eine Marotte von ihr, ihre

Mitmenschen daran zu erinnern, auch wenn es überflüssig war. »Lucy glaubt, dass sie in ein paar Stunden aus Vermont wegkönnen. Bis dahin müsste die Schlechtwetterfront südlich an uns vorbeigezogen sein. Bis es so weit ist, möchte Jaime dich, mich und Marino, also uns alle, am Telefon sprechen. Sie hat mich vor etwa zehn Minuten angerufen, als ich zu Fuß hierher ging. Es war ein ungünstiger Moment, deshalb kenne ich keine Einzelheiten.«

»Du hast also keine Ahnung, was sie will?«, fragte Benton, während das Taxi auf die Third Avenue zusteuerte und nach Norden fuhr. Die Scheibenwischer quietschten laut im Sprühregen. Die oberen Etagen der erleuchteten Gebäude wurden vom Nebel verschluckt.

»Es geht um die Sache von heute Morgen.« In Gegenwart des Taxifahrers wollte

sie sich nicht genauer ausdrücken, auch wenn er vermutlich gar nicht Englisch sprach.

»Die Sache, mit der du dich schon den ganzen Tag befasst.« Benton meinte den Fall Toni Darien.

»Wir haben heute Nachmittag einen telefonischen Hinweis erhalten«, fügte Scarpetta hinzu. »Offenbar hat jemand etwas beobachtet.«

Marino hatte es mit seinem Büro unglücklich getroffen: Zimmer Nummer 666, One Hogan Place. Bonnell blieb im grau gekachelten Flur stehen, der bis zur Decke mit Kartons vollgestapelt war. Die drei Sechsen über der Tür wirkten wie ein Hinweis auf Marinos Charakter, eine Warnung an alle, auf der Hut zu sein.

»Äh, okay«, sagte Bonnell und blickte auf. »Ich könnte hier nicht arbeiten. Eine solche Umgebung fördert das negative Denken. Und wenn jemand glaubt, dass etwas Unglück bringt, tut es das auch. Ich an Ihrer Stelle würde sofort umziehen.«

Marino schloss die beigefarbene, rund um den Knauf abgewetzte Tür auf. An den Kanten blätterte die Farbe ab. Der Duft des

chinesischen Essens war überwältigend. Marino konnte es kaum erwarten, sich über die knusprigen, mit Entenfleisch gefüllten Frühlingsrollen und die gegrillten Rippchen herzumachen, und freute sich, dass Bonnell etwas Ähnliches bestellt hatte: Rinder-Teriyaki mit Nudeln, nichts Rohes wie diesen Sushi-Mist, der ihn an Angelköder erinnerte. Sie sah ganz anders aus, als er sie sich vorgestellt hatte: ein zierliches, tatkräftiges Energiebündel, das einen auf den Boden warf und einem die Hände auf dem Rücken fesselte, ehe man wusste, wie einem geschah.

Doch Bonnell war eine Frau, die ihren Mitmenschen genau vermittelte, was sie von ihr zu erwarten hatten. Sie war fast eins achtzig groß, kräftig gebaut und hatte große Hände, große Füße und große Brüste. Offenbar gehörte sie zu den Frauen, die einen

Mann ganz schön auf Trab halten konnten, entweder im Bett, oder indem sie ihm in den Hintern traten. Bonnell hatte eisblaue Augen und kurzes hellblondes Haar. Marino war ziemlich sicher, dass die Farbe echt war. Bei ihrem Besuch im High Roller Lanes hatte es sein Selbstbewusstsein mächtig gestreichelt, als er bemerkt hatte, dass die anderen Männer sie angafften und einander anstießen. Marino wünschte nur, er hätte ein paar Kugeln rollen können, um Eindruck bei ihr zu schinden.

Bonnell brachte die Tüten mit dem chinesischen Essen in Marinos Büro. »Vielleicht sollten wir in den Konferenzraum gehen«, schlug sie vor.

Marino war nicht sicher, ob es an den drei Sechsen über der Tür oder an der Tatsache lag, dass sein Arbeitsplatz einer Müllhalde ähnelte. »Berger wird gleich auf

dieser Leitung anrufen«, erwiderte er. »Also bleiben wir besser hier. Außerdem brauche ich meinen Computer und möchte nicht, dass jemand das Gespräch belauscht.« Er stellte seinen Tatortkoffer ab, einen schiefergrauen Anglerkoffer mit vier Fächern, der seinen Zweck hervorragend erfüllte. Dann nahm er die Tüten von Bonnell entgegen, deponierte sie auf einem verschlossenen Asservatenschrank und machte die Tür zu. »Ich habe mir gleich gedacht, dass es Ihnen auffällt.« Damit spielte er auf die Zimmernummer an. »Glauben Sie bloß nicht, dass es etwas mit mir persönlich zu tun hat.«

»Warum sollte ich das? Oder haben Sie sich die Zimmernummer freiwillig ausgesucht?« Sie entfernte Papiere, eine kugelsichere Weste und den Anglerkoffer von einem Stuhl und setzte sich.

»Sie können sich sicher denken, was in mir vorging, als mir dieses Büro gezeigt wurde.« Marino ließ sich hinter einem Gebirge aus Krimskrums an seinem Metallschreibtisch nieder. »Wollen Sie mit dem Essen bis nach dem Anruf warten?«

»Eine gute Idee.« Sie sah sich um, als ob es in diesem Raum gar keinen Platz gegeben hätte, um das Essen überhaupt auszubreiten, was nicht stimmte. Marino fand immer eine Lücke für einen Hamburger, eine Schale oder eine Styroporschachtel.

»Wir telefonieren hier und essen dann im Konferenzzimmer«, schlug er vor.

»Noch besser.«

»Ich muss gestehen, dass ich den Job beinahe an den Nagel gehängt hätte«, setzte er die Geschichte von vorhin fort. »Als ich

zum ersten Mal dieses Zimmer betrat, dachte ich, die wollen mich verarschen.«

Marino hatte wirklich geglaubt, Jaime Berger wolle ihn auf den Arm nehmen, und die Nummer über der Tür für einen der schlechten Scherze gehalten, wie sie bei Justizmitarbeitern häufig vorkamen. Er hatte sogar den Verdacht gehabt, dass sie ihm unter die Nase reiben wollte, aus welchem Grund er überhaupt hier arbeiten durfte – dass sie ihn nur eingestellt hatte, um jemandem einen Gefallen zu tun und um ihm nach seinem üblen Ausrutscher noch eine Chance zu geben. Nun wurde er an jedem Arbeitstag daran erinnert. Scarpetta und er hatten so viele gemeinsame Jahre hinter sich, und dennoch war er ihr gegenüber gewalttätig geworden. Zum Glück hatte er den Großteil jener Nacht vergessen, weil er sturzbetrunkener gewesen

war. Niemals hatte er vorgehabt, Hand an sie zu legen und ihr wehzutun.

»Eigentlich bin ich ja nicht abergläubisch«, meinte er nun zu Bonnell. »Aber ich bin in Bayonne, New Jersey, aufgewachsen und habe eine katholische Schule besucht. Ich wurde gefirmt und war sogar Ministrant. Allerdings nicht lange, weil ich ständig in Prügeleien verwickelt war. Also habe ich mit dem Boxen angefangen. Ich war nicht der Champion von Bayonne und hätte vermutlich keine fünfzehn Runden gegen Muhammad Ali durchgehalten. Aber immerhin habe ich es im National Golden Gloves bis ins Halbfinale geschafft. Ich habe mir überlegt, ob ich Profi werden soll, bin dann jedoch zur Polizei gegangen.« Er wollte, dass sie einige Dinge über ihn erfuhr. »Es ist nun mal eine allgemein bekannte Tatsache, dass die 666 die Zahl des Satans

ist und unter allen Umständen gemieden werden muss, sei es nun als Adresse, als Postfachnummer, als Autokennzeichen oder als Tageszeit.«

»Tageszeit?«, wiederholte Bonnell. Marino konnte nicht feststellen, ob sie amüsiert war, denn er hatte Schwierigkeiten, ihr Verhalten zu deuten. »Sechshundsechzig Minuten nach sechs gibt es nicht.«

»Dafür aber sechs Minuten nach sechs am sechsten Tag eines Monats.«

»Warum lässt sie Sie nicht umziehen? In diesem Gebäude gibt es doch sicher noch mehr Büros.« Bonnell holte einen USB-Stick heraus und warf ihn Marino zu.

»Ist da alles drauf?« Marino stöpselte ihn in seinen Computer ein. »Wohnung, Fundort und Audio-Datei?«

»Es fehlen nur die Fotos, die Sie heute dort gemacht haben.«

»Die muss ich noch von meiner Kamera runterladen. So wichtig sind sie nicht. Wahrscheinlich ist nichts drauf, was Sie nicht selbst gesehen haben, als Sie mit der Spurensicherung in der Wohnung waren. Berger sagt, ich säße eben im sechsten Stock und mein Büro sei nun mal das sechshundsechzigste auf diesem Flur. Ich habe geantwortet, schön und gut, doch was ist mit der Offenbarung des Johannes?«

»Berger ist Jüdin«, erwiderte Bonnell. »Sie kennt die Offenbarung des Johannes nicht.«

»Das ist, als würde man behaupten, dass gestern nichts passiert ist, wenn sie die Zeitung nicht gelesen hat.«

»Das kann man nicht vergleichen. Was in der Offenbarung des Johannes steht, ist nämlich nie eingetreten.«

»Es wird aber irgendwann eintreten.«

»Wenn man sich einredet, dass etwas geschehen wird, ist das Wahrsagerei, Wunschdenken oder eine Phobie«, entgegnete Bonnell. »Alles, nur keine Tatsache.«

Auf dem Schreibtisch läutete das Telefon.

Er griff nach dem Hörer. »Marino.«

»Ich bin es, Jaime. Ich glaube, wir haben jetzt alle beisammen«, hallte Jaime Bergers Stimme in seinem Ohr.

»Wir haben gerade über dich geredet«, antwortete Marino. Dabei betrachtete er Bonnell. Es fiel ihm schwer, sie anzusehen, vielleicht deshalb, weil sie für eine Frau ungewöhnlich groß und in jeglicher Hinsicht gut ausgestattet war.

»Kay? Benton? Seid ihr noch da?«, erkundigte sich Berger. »Sind wir.« Benton klang, als sei er ganz weit weg.

»Ich schalte euch auf Freisprechanlage«, sagte Marino. »Detective Bonnell von der Mordkommission ist bei mir.« Er drückte auf einen Knopf an seinem Telefon und legte auf. »Wo ist Lucy?«

»Im Hangar, um den Hubschrauber startklar zu machen. Hoffentlich können wir in ein paar Stunden aufbrechen«, erwiderte Berger. »Es hat endlich aufgehört zu schneien. Wenn ihr alle eure Mailbox aufruft, müsstet ihr zwei Dateien finden, die sie euch geschickt hat, bevor sie zum Flugplatz gefahren ist. Auf Marinos Rat hin haben wir die Analysten im Real Time Crime Center gebeten, sich in den Server einzuloggen, der die Kamera vor Toni Dariens Wohnung betreibt. Sicherlich wisst ihr

alle, dass die New Yorker Polizei mit einigen großen Anbietern von Überwachungskameras eine Abmachung getroffen hat, sodass wir Zugang zu den Aufnahmen haben, ohne uns bei einem Systemadministrator das Passwort besorgen zu müssen. Zufälligerweise wird das Haus, in dem Toni gewohnt hat, von einem dieser Anbieter versorgt. Deshalb konnte sich das Real Time Crime Center Zugriff zum Video-Server verschaffen und einige der fraglichen Aufnahmen sichten, und zwar mit Schwerpunkt auf der letzten Woche. Außerdem haben sie die Bilder mit Fotos von Toni aus der jüngsten Zeit, einschließlich dem in ihrem Führerschein und in Facebook und MySpace, verglichen. Erstaunlich, was da alles im Umlauf ist. Wir wollen mit der Datei namens *Aufnahme eins* beginnen. Ich habe sie mir bereits angeschaut. Ebenso wie

die zweite Datei. Was ich gesehen habe, bestätigt die Informationen, die vor einigen Stunden eingingen und die wir später noch ausführlicher erörtern werden. Ihr müsstet eigentlich in der Lage sein, das Video herunterzuladen und zu öffnen. Also tut es.«

»Fertig«, meldete Benton. Er klang nicht sehr freundlich, doch das war seit einiger Zeit immer so.

Marino fand die E-Mail, die Berger gemeint hatte, und öffnete sie. Währenddessen stand Bonnell von ihrem Stuhl auf und kauerte sich neben ihn, um sich das Video anzusehen. Es lief ohne Ton und zeigte nur Bilder des Straßenverkehrs vor dem Backsteingebäude in der Second Avenue, wo Toni Darien gewohnt hatte. Im Hintergrund bemerkte man Autos, Taxis und Busse und Passanten in wetterfester Winterkleidung, manche mit Schirm, die

offenbar nicht ahnten, dass eine Kamera sie filmte.

»Jetzt kommt sie gleich ins Bild.« Berger hörte sich immer an, als erteile sie Befehle, selbst wenn sie über Alltäglichkeiten sprach. »Sie trägt einen dunkelgrünen Parka mit Pelzbesatz am Kragen. Die Kapuze hat sie aufgesetzt, und außerdem ist sie mit schwarzen Handschuhen und einem roten Schal bekleidet. Sie hat eine schwarze Tasche mit Schulterriemen bei sich und eine schwarze Hose und Turnschuhe an.«

»Es wäre schön, wenn wir eine Nahaufnahme dieser Turnschuhe hätten«, ließ sich Scarpetta vernehmen. »Um festzustellen, ob es dieselben sind wie die, die sie beim Auffinden ihrer Leiche heute Morgen an den Füßen hatte. Ascis Gel-Kayano, weiß mit einem roten Blitz darauf und roten Akzenten an der Ferse. Größe vierzig.«

»Die Schuhe sind weiß mit etwas Rotem daran«, stellte Marino fest und bemerkte gleichzeitig, wie nah Bonnell an ihn herangerutscht war. Er spürte ihre Wärme an Bein und Ellbogen.

Die Gestalt im grünen Parka wurde von hinten gezeigt. Ihr Gesicht war wegen ihrer Position zur Kamera und wegen der pelzbesetzten Kapuze nicht zu erkennen. Sie wandte sich nach rechts und lief die Vortreppe des Hauses hinauf. Den Schlüssel hatte sie bereits in der Hand, für Marino ein Hinweis darauf, dass sie vorsichtig war, mit Bedacht handelte, auf ihre Umgebung achtete und sich Gedanken um ihre Sicherheit machte. Sie schloss die Tür auf und verschwand im Haus. Der Datumsstempel auf dem Video lautete *17. Dezember, 17:47*, also gestern. Nach einer Pause erschien dieselbe Gestalt im grünen Parka und mit

hochgeschlagener Kapuze und Tasche wieder, verließ das Gebäude, stieg die Treppe hinunter, drehte sich nach rechts und ging in die regnerische Nacht hinein. Diesmal lautete der Datumsstempel *17. Dezember, 19:01.*

»Etwas macht mich stutzig«, merkte Benton an. »Woher wissen die Analysten im Real Time Crime Center, dass sie es ist, wenn man ihr Gesicht nicht sehen kann?«

»Dasselbe habe ich mich auch gefragt«, entgegnete Berger. »Vermutlich liegt es daran, dass frühere Aufnahmen sie eindeutig darstellen. Ihr werdet sie gleich auf dem Bildschirm haben. Laut den Angaben des Real Time Crime Center sind das die letzten Aufnahmen von ihr, also die, die zeigen, wie sie zum letzten Mal das Haus betritt und wieder verlässt. Offenbar hat sie sich eine gute Stunde in ihrer Wohnung aufgehalten

und ist dann noch einmal losgezogen. Mich würde nur interessieren, wohin.«

»Ich sollte hinzufügen«, ergänzte Scarpetta, »dass die SMS, die von Tonis Mobiltelefon an das von Grace Darien gesendet wurde, etwa eine Stunde nach dem zweiten Video verschickt worden ist. Also gegen acht Uhr abends.«

»Ich habe Mrs. Darien eine Nachricht auf die Mailbox gesprochen«, sagte Marino. »Wir werden uns ihr Telefon besorgen, um festzustellen, ob noch weitere SMS gespeichert sind.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das jetzt erörtern möchte. Allerdings besteht ein Widerspruch zwischen der Zeit, zu der die SMS eingegangen ist beziehungsweise diese Videoaufnahmen entstanden sind, und meinen Autopsieergebnissen«, sagte Scarpetta.

»Wir wollen uns zuerst mit den Resultaten des Real Time Crime Center beschäftigen«, erwiderte Berger. »Danach kommen wir zu den Autopsieergebnissen.«

Damit hatte Berger gerade ausgedrückt, dass sie den Beitrag des RTCC im Zusammenhang mit diesem Fall wichtiger fand als den von Scarpetta. Eine einzige Zeugenaussage genügte Berger, um den Fall aufzuklären? Allerdings kannte Marino nur die Fakten, die Bonnell ihm mitgeteilt hatte, und diese hatte sich ziemlich bedeckt gehalten. Wenigstens hatte sie endlich zugegeben, Berger habe sie am Telefon angewiesen, über ihr Gespräch Stillschweigen zu bewahren. Deshalb hatte Marino ihr nur entlocken können, dass es einen Zeugen gebe. Dieser könne mit Informationen aufwarten, aus denen »glasklar«

hervorginge, dass Tonis Wohnung in Bezug auf ihre Ermordung keine Rolle spielte.

»Wenn ich mir die Videos anschau, frage ich mich wieder, was aus ihrem Mantel geworden ist«, meinte er nun. »Der grüne Parka befindet sich nicht in ihrer Wohnung und ist auch sonst nirgendwo aufgetaucht.«

»Und falls jemand ihr Mobiltelefon an sich genommen hat« – Scarpetta ließ sich nicht von diesem Thema abbringen –, »kann derjenige an jeden, der in Tonis Adressbuch verzeichnet ist, einschließlich an ihre Mutter, eine SMS schicken. Man braucht sich nur das Telefon der Person anzueignen, von der die Nachricht angeblich stammen soll – in diesem Fall Toni Darien. Um eine SMS zu versenden, ist kein Passwort nötig. Ein Blick auf die verschickten und eingegangenen Nachrichten, und

derjenige erhält eine Vorstellung davon, was er schreiben und wie er sich ausdrücken soll, um den Eindruck zu erwecken, dass die SMS von Toni ist. Er könnte die Absicht verfolgt haben, anderen vorzugaukeln, dass Toni letzte Nacht noch gelebt hat, obwohl sie längst tot war.«

»Meiner Erfahrung nach werden Morde normalerweise nicht so kompliziert geplant, wie du es hier schilderst«, widersprach Berger.

Marino traute seinen Ohren nicht. Die Staatsanwältin hatte Scarpetta mehr oder weniger deutlich an den Kopf geworfen, dass sie hier nicht in einem Kriminalroman von Agatha Christie waren.

»Für gewöhnlich kommt dieser Einwand von mir«, entgegnete Scarpetta, die offenbar weder beleidigt noch verärgert war.

»Allerdings fällt der Mord an Toni Darien aus der Rolle.«

»Wir werden versuchen herauszufinden, woher die SMS kam, das heißt, von welchem Ort sie verschickt wurde«, meinte Marino. »Mehr können wir nicht tun. Meiner Ansicht nach ist das gerechtfertigt, denn schließlich ist ihr Telefon verschwunden. Was, wenn jemand es gestohlen und die SMS an Tonis Mutter geschickt hat? Möglicherweise ist es weit hergeholt, aber woher wollen wir das wissen?« Er wünschte, er könnte die Worte »weit hergeholt« zurücknehmen, denn es klang, als wollte er Scarpetta kritisieren oder zweifelte an ihrer Theorie.

»Während ich mir dieses Video anschau, stellt sich mir auch die Frage, warum wir so sicher sind, dass es sich bei der Person im grünen Mantel um Toni Darien

handelt?«, ließ sich Benton vernehmen. »Ich kann auf keinem der beiden Videos ihr Gesicht erkennen.«

»Man sieht nur, dass es eine Weiße ist.« Marino spulte das Video zurück. »Ihr Kiefer und ein Stück ihres Kinns lugen unter der Kapuze hervor. Aber es ist dunkel, und sie blickt nicht in die Kamera. Sie wurde nur von hinten aufgenommen und senkt im Gehen sowohl beim Betreten als auch beim Verlassen des Gebäudes den Kopf.«

»Könntet ihr Lucys zweite Mail mit dem Titel *Aufnahme zwei* öffnen?«, sagte Berger. »Die Datei enthält einige Standaufnahmen aus früheren Mitschnitten, die vor einigen Tagen gefilmt wurden. Derselbe Mantel, dieselbe Figur, allerdings ein gestochen scharfes Bild von Tonis Gesicht.«

Marino schloss die erste Datei und öffnete die zweite. Er klickte die Diaserie an

und betrachtete die Standaufnahmen, die zeigten, wie Toni das Haus betrat und wieder herauskam. Auf jedem Bild hatte sie den hellroten Schal und denselben grünen Parka mit pelzbesetzter Kapuze an. Nur dass es diesmal nicht regnete, weshalb sie die Kapuze nicht aufgesetzt hatte. Das dunkelbraune Haar fiel ihr locker über die Schultern. Auf einigen Fotos war sie mit einer Jogginghose, auf anderen mit einer Stoffhose oder Jeans bekleidet. Einmal trug sie olivgrüne Fäustlinge, aber niemals schwarze Handschuhe. Sie hatte auch nie eine große schwarze Schultertasche bei sich. Jedes Mal war sie zu Fuß unterwegs. Nur einmal, als es regnete, hatte die Kamera aufgezeichnet, wie sie in ein Taxi stieg.

»Das bestätigt die Aussage ihres Nachbarn«, meinte Bonnell und streifte Marinos Arm. Es war jetzt schon das dritte Mal, eine

hauchzarte Berührung zwar, aber sehr deutlich wahrzunehmen. »Diesen Mantel hat er mir beschrieben«, fuhr sie fort. »Er sagte, sie habe einen grünen Mantel mit Kapuze getragen und ihre Post in der Hand gehabt, die sie vermutlich gleich nach dem Betreten des Gebäudes um siebzehn Uhr siebenundvierzig aus dem Briefkasten geholt hatte. Wahrscheinlich hat sie den Briefkasten aufgeschlossen, den Inhalt herausgenommen und ist dann die Treppe hinaufgestiegen, wo sie ihrem Nachbarn begegnete. Sie ist in ihre Wohnung gegangen und hat die Post auf die Kücheneinrichte gelegt, wo ich sie heute Morgen gefunden habe, als ich mit der Spurensicherung dort war. Die Briefe waren ungeöffnet.«

»Sie hatte im Haus die Kapuze hochgeschlagen?«, hakte Scarpetta nach.

»Der Nachbar war nicht sicher. Er sprach nur von einem grünen Mantel mit Kapuze.«

»Graham Tourette«, ergänzte Marino. »Wir müssen ihn überprüfen, ebenso wie den Hausmeister, Joe Barstow. Sie sind beide nicht vorbestraft. Nur ein paar Verstöße im Straßenverkehr – Vorfahrt missachtet, den Wagen nicht angemeldet, defektes Rücklicht. Alles schon Jahre her, und es hat niemals zu einer Verhaftung geführt. Ich habe mir vom Real Time Crime Center die Daten sämtlicher Hausbewohner geben lassen.«

»Graham Tourette hat eigens betont, er und sein Lebensgefährte seien letzte Nacht im Theater gewesen. Jemand habe ihnen Karten für *Wicked* geschenkt«, fügte Bonnell hinzu. »Also möchte ich Dr. Wesley jetzt fragen ...«

»Unwahrscheinlich«, erwiderte Benton. »Dieses Verbrechen wurde mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht von einem schwulen Mann begangen.«

»Ich habe in ihrer Wohnung keine Fäustlinge entdeckt«, stellte Marino fest. »Am Fundort waren auch keine. Außerdem trägt sie auf keiner der Standaufnahmen schwarze Handschuhe oder hat eine schwarze Tasche bei sich.«

»Meiner Ansicht nach stecken sexuelle Motive hinter diesem Mord«, sprach Benton weiter, als wäre Marino nicht vorhanden.

»Hat die Autopsie Hinweise auf einen sexuellen Übergriff ergeben?«, erkundigte sich Berger.

»Sie hat Verletzungen an den Genitalien«, erwiderte Scarpetta. »Blutergüsse,

Rötungen, Zeichen dafür, dass jemand brutal in sie eingedrungen ist.«

»Sperma?«

»Ich konnte keines feststellen. Warten wir ab, was das Labor sagt.«

»Meiner Ansicht nach will Doc Scarpetta darauf hinaus, dass der Fundort und vielleicht sogar das Verbrechen selbst inszeniert sind«, merkte Marino an. »Und in diesem Fall käme doch auch ein Schwuler als Täter in Frage, oder, Benton?«

»Von meinem Wissensstand ausgehend, Jaime«, antwortete Benton Berger, nicht etwa Marino, »dient eine Inszenierung dem Zweck, die wahre Natur und das Motiv eines Verbrechens, den Tatzeitpunkt und eine mögliche Verbindung zwischen Opfer und Täter zu verschleiern. In diesem Fall geht es eher um Vermeidung. Der Mörder befürchtet, erwischt zu werden. Außerdem

bin ich felsenfest davon überzeugt, dass wir es mit sexuellen Hintergründen zu tun haben.«

»Klingt, als wäre der Täter kein Fremder«, meinte Marino. Benton ignorierte den Einwand.

»Wenn der Zeuge die Wahrheit sagt, teile ich diese Auffassung«, wandte sich Bonnell an Marino und berührte ihn wieder. »Ich persönlich glaube nicht, dass es ihr Freund oder jemand war, dem sie vor der letzten Nacht schon einmal begegnet ist.«

»Wir müssen Tourette zur Vernehmung einbestellen. Und den Hausmeister auch«, verkündete Berger. »Ich will mit beiden reden, insbesondere mit Joe Barstow, dem Hausmeister.«

»Was ist denn so interessant an Joe Barstow?«, erkundigte sich Benton in leicht gereiztem Ton.

Vielleicht hatten Benton und Scarpetta ja eine Ehekrise. Marino hatte keine Ahnung, was sich bei ihnen tat, weil er sie seit Wochen nicht gesehen hatte. Doch er hatte es allmählich satt, möglichst nett zu Benton zu sein und sich für seine Bemühungen eine Abfuhr nach der anderen zu holen.

»Mir liegen dieselben Informationen vom Real Time Crime Center vor wie Marino. Hast du dir Barstows berufliche Laufbahn angeschaut?«, fragte Berger Marino. »Er war bei einigen Kurierdiensten und als Taxifahrer beschäftigt und hatte sonst noch jede Menge anderer Jobs. Barkeeper, Kellner. Bis 2007 war er bei einem Taxiunternehmen angestellt. Offenbar ist er ständig auf Achse, denn nebenbei studiert er auch noch mit Unterbrechungen seit drei Jahren am Manhattan Community College. Wenigstens steht das hier.«

Bonnell hatte sich aufgerichtet, einen Notizblock aufgeschlagen und stand nun neben Marino.

»Er strebt einen Abschluss in Videokunst und -technologie an«, sagte sie. »Außerdem spielt er Bass, war früher in einer Band und würde gern Rockkonzerte organisieren. Er hofft immer noch auf den großen Durchbruch in der Musikbranche.«

Während sie ihre Aufzeichnungen vorlas, streifte ihr Oberschenkel Marino.

»Seit einiger Zeit arbeitet er als Teilzeitkraft in einer digitalen Produktionsfirma«, fuhr sie fort. »Als Mädchen für alles. Hauptsächlich sitzt er am Empfang oder erledigt Botengänge. Er selbst bezeichnet sich als Produktionsassistent, ich würde es eher Hiwi nennen. Er ist achtundzwanzig Jahre alt. Ich habe eine Viertelstunde mit ihm gesprochen. Er meinte, er kenne Toni

nur, weil sie im Haus wohne. Er sei – ich zitiere – nie mit ihr ausgegangen, obwohl er sich überlegt habe, sie einmal einzuladen.«

»Haben Sie ihn gefragt, ob er je eine private Beziehung mit ihr gehabt beziehungsweise mit dem Gedanken gespielt habe, oder hat er das unaufgefordert ausgesagt?«, erkundigte sich Berger.

»Unaufgefordert. Er hat auch beteuert, er habe sie seit einigen Tagen nicht gesehen. Die ganze letzte Nacht habe er in seiner Wohnung verbracht, sich eine Pizza liefern lassen und ferngesehen, weil das Wetter so miserabel und er todmüde gewesen sei.«

»Der wirft mit Alibis ja nur so um sich«, stellte Berger fest.

»Ein naheliegender Schluss, aber in Fällen wie diesem nicht ungewöhnlich. Alle befürchten, dass man sie verdächtigen könnte. Eine andere Erklärung wäre, dass die

Zeugen Geheimnisse haben, von denen wir nichts erfahren sollen«, entgegnete Bonnell und blätterte Seiten um. »Er schilderte Toni als freundlich und als Mieterin, die sich nur selten beschwerte. Seiner Einschätzung nach war sie keine Partygängerin und hatte nur selten Besuch, auch nicht – und ich zitiere wieder – von Typen. Mir fiel auf, dass er ziemlich aufgebracht und verängstigt war. Außerdem arbeitet er derzeit offenbar nicht als Taxifahrer«, fügte sie hinzu, als ob diese Einzelheit wichtig gewesen wäre.

»Das können wir nicht mit Sicherheit sagen«, erwiderte Berger. »Wir wissen nicht, ob er Zugriff auf ein Taxi hat und ob er vielleicht schwarzarbeitet und Steuern hinterzieht wie so viele Aushilfsfahrer in der Stadt, insbesondere in diesen Zeiten.«

»Der rote Schal ähnelt dem, den ich von Tonis Hals entfernt habe«, warf Scarpetta ein. Marino stellte sich vor, dass sie irgendwo neben Benton saß und auf einen Computerbildschirm starrte, vermutlich in ihrer Wohnung am Central Park West, nicht weit entfernt von CNN. »Er ist einfarbig rot und besteht aus einem Hightech-Stoff, der zwar sehr dünn, aber warm ist.«

»So einen trägt sie offenbar«, antwortete Berger. »Diese Videoaufnahmen und die SMS an ihre Mutter scheinen zu bestätigen, dass sie gestern noch lebte, als sie um eine Minute nach sieben das Haus verließ. Und dass sie eine Stunde später, gegen acht, noch nicht ermordet worden war. Doch du bist, was ihren Todeszeitpunkt betrifft, anderer Ansicht, Kay, und findest die Videoaufzeichnungen widersprüchlich.«

»Meiner Auffassung nach war sie gestern Nacht bereits tot.« Scarpettas Stimme klang so ruhig, als stellte sie eine Selbstverständlichkeit fest.

»Und was haben wir dann gerade gesehen?«, fragte Benton mürrisch. »Eine Schauspielerin? Eine Frau, die ihren Mantel getragen und das Haus betreten hat? Jemanden mit einem Schlüssel?«

»Kay, um eines klarzustellen: Bist du, nachdem du die Videos kennst, noch immer dieser Meinung?«, hakte Berger nach.

»Meine Meinung gründet sich auf die Untersuchung ihrer Leiche, nicht auf Videoaufnahmen«, entgegnete Scarpetta. »Die körperlichen Veränderungen nach dem Tod, insbesondere Totenflecken und Leichenstarre, weisen darauf hin, dass der Todeszeitpunkt viel weiter zurückliegt als

bis gestern Nacht. Es könnte am Dienstag geschehen sein.«

»Am Dienstag?«, wunderte sich Marino.  
»Soll das heißen, vorgestern?«

»Ich denke, dass ihr die Kopfverletzung am Dienstag, möglicherweise nachmittags, zugefügt wurde, und zwar einige Stunden nachdem sie Hühnersalat gegessen hatte«, erklärte Scarpetta. »Ihr Mageninhalt war nur teilweise verdaut: Römersalat, Tomaten und Hühnerfleisch. Durch den Schlag auf den Kopf wurde der Verdauungsprozess angehalten, weshalb die Nahrung unverdaut blieb, während sie starb, was vermutlich eine Weile gedauert hat. Vielleicht eine Stunde oder länger, abhängig von der Reaktion ihres Körpers auf die Verletzung.«

»Sie hatte Salat und Tomaten im Kühlschrank«, ergänzte Marino. »Also hat sie ihre letzte Mahlzeit möglicherweise zu

Hause zu sich genommen. Bist du sicher, dass das nicht auch gestern Abend gewesen sein kann? Schließlich war sie eine Stunde lang in ihrer Wohnung, also innerhalb des Zeitraums, den wir auf dem Video gesehen haben.«

»Klingt plausibel«, sagte Bonnell. »Sie hat etwas gegessen, und einige Stunden später, so gegen neun oder zehn Uhr, war sie unterwegs und wurde überfallen.«

»Das klingt überhaupt nicht plausibel. Als ich sie untersucht habe, wies alles darauf hin, dass sie gestern weder in der Nacht noch tagsüber am Leben war«, widersprach Scarpetta ruhig.

Sie verhielt sich fast nie aufbrausend, schlug einen scharfen Ton an oder gebärdete sich besserwisserisch. Nach all den Jahren – dem Großteil seiner beruflichen Laufbahn –, die Marino nun schon in

verschiedenen Städten mit ihr zusammengearbeitet hatte, war er zu der Überzeugung gelangt, dass es den Tatsachen entsprach, wenn eine Leiche ihr etwas mitteilte. Diesmal jedoch fiel es ihm schwer, ihrer Auffassung zu folgen. Es ergab einfach keinen Sinn.

»Gut. Wir haben noch eine Menge zu besprechen«, ergriff Berger das Wort. »Immer eins nach dem anderen. Wir wollen uns zuerst mit den Videoaufnahmen beschäftigen. Gehen wir einmal davon aus, dass die Frau im grünen Mantel wirklich Toni Darien ist und sie ihrer Mutter letzte Nacht eine SMS geschickt hat.«

Berger war sicher, dass Scarpetta sich irrte. Auch wenn es seiner bisherigen Erfahrung widersprach, hatte Marino ähnliche Zweifel. Er überlegte, ob der Ruhm Scarpetta womöglich zu Kopf gestiegen war.

Vielleicht war sie wirklich überzeugt, auf alles eine Antwort zu wissen und unfehlbar zu sein. Wie lautete der Slogan noch einmal, mit dem CNN ihre Sendungen bewarb? *Der Scarpetta-Faktor*. Verdammt!, sagte sich Marino. Er hatte schon öfter erlebt, dass Menschen die Medienberichte über sich für bare Münze nahmen, anfangen, schlampig zu arbeiten, Mist bauten und sich blamierten.

»Die Frage ist«, fuhr Berger fort, »wo Toni war, nachdem sie das Haus verlassen hatte.«

»Nicht an ihrem Arbeitsplatz«, erwiderte Marino, während er versuchte, sich zu erinnern, ob Scarpetta jemals ein Schnitzer unterlaufen war, der einen Gutachter um Kopf und Kragen bringen und den Ausgang eines Prozesses gefährden konnte.

Ihm fiel kein einziges Beispiel ein. Allerdings war sie nicht immer ein Fernsehstar gewesen.

»Fangen wir mit ihrem Arbeitsplatz, dem High Roller Lanes, an.« Bergers Stimme hallte kräftig aus der Freisprechanlage. »Marino, was habt ihr, du und Detective Bonnell, herausgefunden?«

Marino war enttäuscht, als Bonnell zur anderen Seite des Schreibtisches ging, und vollführte Trinkbewegungen, um sie zu bitten, ihm eine Cola light zu bringen. Doch bei ihrem Anblick änderten sich seine Gefühle. Er stellte fest, dass ihre Wangen sich gerötet hatten und ihre Augen funkelten. Sie strotzte förmlich vor Tatendrang. Außerdem spürte er noch ihre Berührung an seinem Arm, ihren kräftigen, kurvenreichen Körper und ihr Gewicht, obwohl sie sich gar nicht mehr in seiner Nähe aufhielt.

Er malte sich aus, wie sie wohl aussah und sich anfühlte, und all seine Sinne waren so wach und angespannt wie schon lange nicht mehr. Ganz sicher hatte sie ihn absichtlich gestreift.

»Zuerst möchte ich das Lokal beschreiben, da es sich nicht um eine gewöhnliche Bowlingbahn handelt«, begann er.

»Es ähnelt eher einem Casino in Las Vegas«, ergänzte Bonnell, öffnete eine Papiertüte und holte zwei Dosen Cola light heraus. Als sie Marino eine davon reichte, trafen sich kurz ihre Blicke.

»Richtig«, stimmte Marino zu und öffnete die Dose. Cola spritzte heraus und auf seinen Schreibtisch. Nachdem er die Pfütze mit einigen Blättern Papier aufgesaugt hatte, wischte er sich die Hände an der Hose ab. »Eindeutig ein Laden für Leute mit Geld. Neonbeleuchtung,

Filmleinwände, Ledersofas und ein schick eingerichteter Sitzbereich mit einem großen verspiegelten Tresen. Etwa zwanzig Bahnen und Billardtische. Außerdem gelten dort strenge Kleidungs Vorschriften. Kein Zutritt für Leute, die nicht richtig angezogen sind.«

Er war im letzten Juni mit Georgia Bacardi zur Feier ihres sechsmonatigen Jubiläums im High Roller Lanes gewesen. Dass sie ihr einjähriges begehen würden, war inzwischen höchst unwahrscheinlich. Bei ihrem letzten Treffen am ersten Wochenende dieses Monats hatte sie keine Lust auf Sex gehabt und ihm auf etwa zehn verschiedene Weisen zu verstehen gegeben, dass er es vergessen könne. Sie fühle sich nicht wohl, sie sei müde, ihre Stelle bei der Polizei von Baltimore sei genauso wichtig wie seine, sie habe Hitzewellen, und außerdem habe er Umgang mit zu vielen Frauen,

was sie allmählich leid sei. Berger, Scarpetta, ja, sogar Lucy. Bacardi selbst eingeschlossen, spielten vier Frauen eine Rolle in Marinos Leben, und Sex hatte er zuletzt am 7. November gehabt. Also vor sechs gottverdammten Wochen.

»Es ist ein sehr hübsches Lokal, und das Gleiche gilt für die Frauen, die einen bedienen, während man Bowling spielt«, fuhr er fort. »Viele wollen ins Showgeschäft oder Model werden. Hochkarätige Kundschaft. Überall hängen Fotos von Promis, sogar auf dem Klo. Zumindest in der Herrentoilette. Haben Sie auf dem Damenklo auch welche gesehen?«, wandte er sich an Bonnell.

Achselzuckend zog sie die Jacke aus, nur für den Fall, dass er sich gefragt haben könnte, was sich darunter befand. Er schaute nicht nur hin. Er starrte sie an.

»Auf dem Männerklo ist eines von Hap Judd«, ergänzte Marino, weil Berger sich bestimmt dafür interessieren würde. »Nicht unbedingt eine Ehre, an der Wand über dem Pinkelbecken zu prangen.«

»Weißt du, wann es aufgenommen wurde oder ob er dort Stammgast ist?«, erkundigte sich Berger.

»Nicht nur er ist manchmal dort, sondern auch viele andere Promis, die in der Stadt wohnen oder zu Dreharbeiten hier sind«, erklärte Marino. »Im High Roller Lanes sieht es aus wie in einem Steakhaus. Es wimmelt nur so von Fotos, die Berühmtheiten darstellen. Hap Judds Foto könnte vom letzten Sommer sein. Allerdings konnte sich keiner, den ich befragt habe, so richtig erinnern. Er kommt öfter, gilt aber nicht als Stammgast.«

»Was ist an dem Laden so besonders?«, hakte Berger nach. »Ich wusste gar nicht, dass Bowling in Prominentenkreisen so beliebt ist.«

»Kennst du *Bowling with the Stars* nicht?«, meinte Marino. »Nein.«

»Viele Promis bowlen, aber das High Roller Lanes ist außerdem ein In-Lokal«, antwortete Marino. Sein Verstand fühlte sich an wie benebelt, so als flösse das Blut von seinem Kopf in die unteren Körperregionen. »Der Besitzer hat auch Restaurants, Spielsalons und Kinos in Atlantic City, Indiana, Südflorida, Detroit und Louisiana. Ein Typ namens Freddy Maestro, alt wie Methusalem. Er ist auf allen Promifotos zu sehen. Also hält er sich offenbar häufig in der Stadt auf.«

Er zwang sich, den Blick von Bonnell abzuwenden, um sich besser konzentrieren zu können.

»Das Interessante an dem Laden ist, dass man nie vorhersagen kann, wen man so alles trifft«, fuhr Marino fort. »Vielleicht war das für jemanden wie Toni Darien ja der springende Punkt. Sie war auf Kohle aus, und die Trinkgelder dort sind recht großzügig. Außerdem wollte sie Beziehungen zu den richtigen Leuten knüpfen. Toni hatte die Schichten, die ich als die besten bezeichnen würde, nämlich von abends um sechs bis zum Lokalschluss um zwei Uhr morgens, und zwar von Donnerstag bis Sonntag. Sie ging zu Fuß zur Arbeit oder nahm ein Taxi. Ein Auto hatte sie nicht.«

Er trank einen Schluck Cola light und betrachtete das Whiteboard an der Wand neben der Tür. Berger und ihre White

boards. Alles war nach Farben katalogisiert. Grün für die Fälle, die bald vor Gericht kommen würden, Blau für die, an denen noch gearbeitet werden musste, Rot für Gerichtstermine, Schwarz für die Mitarbeiter, die für die Aufnahme von Anzeigen wegen Sexualverbrechen zuständig waren. Am einfachsten war es, das Whiteboard anzustarren. Es erleichterte das Denken.

»Von welchen Beziehungen reden wir hier?«, erkundigte sich Berger.

»In so einem teuren Schuppen ist meiner Einschätzung nach alles möglich«, erwiderte Marino. »Vielleicht ist sie ja an den Falschen geraten.«

»Oder das High Roller Lanes hat gar nichts mit dem Mord zu tun. Es könnte sein, dass überhaupt kein Zusammenhang besteht«, wandte Bonnell ein. Vermutlich hatte sie sich deshalb nicht sonderlich für

die Fotos, die Filme auf den riesigen Videoleinwänden über den Bowlingbahnen und die reichen und berühmten Gäste interessiert.

Bonnell war überzeugt, dass es sich bei Toni Dariens Mörder um einen Zufallstäter handelte, einen Serienvergewaltiger, der sich auf der Straße herumgedrückt und sich einfach das nächstbeste Opfer gegriffen hatte. Auch wenn sie Joggingkleidung getragen hatte, schloss das nicht zwangsläufig aus, dass sie beim Laufen zur falschen Zeit an den falschen Ort geraten war. Bonnell meinte, Marino würde das besser verstehen, wenn er sich erst einmal den Mitschnitt des Telefonats des Zeugen mit dem Polizeinotruf angehört hatte.

»Ich nehme an, wir wissen noch immer nicht, was aus ihrem Mobiltelefon und

ihrem Laptop geworden ist«, stellte Scarpetta fest.

»Und aus ihrer Handtasche und ihrer Aktenmappe«, ergänzte Marino. »Die sind offenbar auch verschwunden, denn sie waren weder in ihrer Wohnung noch am Fundort. Inzwischen mache ich mir auch Gedanken um den Mantel und die Fäustlinge.«

»Dass die Gegenstände fehlen, ergibt angesichts des Notrufs und der Informationen, die Detective Bonnell erhalten hat, Sinn«, entgegnete Berger. »Die Zeugenaussage. Vielleicht ist Toni in ein Taxi gestiegen und hatte die Sachen bei sich, weil sie gar nicht zum Joggen wollte, sondern erst etwas anderes vorhatte. Möglicherweise war das Joggen ja für später eingeplant.«

»Gab es in der Wohnung noch weitere Ladegeräte als die für den Laptop und das Mobiltelefon?«, fragte Scarpetta.

»Ich habe jedenfalls keine gesehen«, antwortete Marino.

»Was ist zum Beispiel mit einem USB-Dock? Irgendeiner Vorrichtung, die darauf hinweist, dass sie noch andere Gerätschaften besaß, die aufgeladen werden müssen, wie die Uhr an ihrem Handgelenk?«, hakte Scarpetta nach. »Dabei handelt es sich übrigens offenbar um ein Datenspeichergerät namens BioGraph. Weder Lucy noch ich haben im Internet etwas darüber gefunden.«

»Wie kommt es, dass über eine Uhr mit diesem Namen nichts im Internet steht? Jemand muss die Dinger doch verkaufen«, wunderte sich Marino.

»Nicht unbedingt.« Wenn Benton das Wort an ihn richtete, war es immer, um ihm zu widersprechen oder ihn abzukanzeln. »Nicht, wenn die Uhr sich noch in der

Entwicklungsphase befindet oder Teil eines geheimen Projekts ist.«

»Dann hat sie vermutlich für die gottverdammte CIA gearbeitet«, gab Marino patzig zurück.

Falls der Mord an Toni auf das Konto eines Geheimdienstes ging, hätte der Täter gewiss keine datenspeichernde Uhr an ihrem Handgelenk zurückgelassen.

Benton merkte das in dem abweisenden Ton an, den er stets gegenüber Menschen anschluss, die er nicht leiden konnte. Seine Stimme klang dann gleichzeitig trocken und tonlos, was Scarpetta an verdorrte Erde und Steine erinnerte. Sie saß auf dem Sofa im Gästezimmer im hinteren Teil der Wohnung, das Benton als Arbeitszimmer benutzte. Es war ein hübscher Raum, der eine gute Aussicht auf die Stadt bot.

»Ein Trick, um uns auf die falsche Fährte zu locken. Mit anderen Worten, sie wurde ihr untergeschoben.« Marinos Stimme

hallte aus dem Lautsprecher neben Bentons Computer. »Das war nur meine Antwort auf deine Andeutung, die Uhr könnte Teil eines Geheimprojekts gewesen sein.«

Benton hatte sich in einem Ledersessel niedergelassen und lauschte reglos. Hinter ihm stand eine Bücherwand. Die gebundenen Bücher, einige davon Erstausgaben, manche sehr alt, waren nach Themen geordnet. Marino ärgerte sich und war schließlich in die Luft gegangen, weil er sich von Benton gedemütigt fühlte. Und je länger er redete, desto mehr ritt er sich hinein. Scarpetta wünschte, die beiden würden aufhören, sich wie die Schuljungen zu benehmen.

»Wenn man diese Theorie weiterverfolgt, könnte man zu dem Schluss kommen, sie wollten, dass wir die Uhr finden. Bei den darin gespeicherten Daten könnte es sich

um Desinformation handeln«, beharrte Marino.

»Wer ist *sie*?«, entgegnete Benton mit einem eindeutig unangenehmen Unterton.

Marino war der Ansicht, dass er sich nicht mehr zu verteidigen brauchte. Schließlich hatte Benton aufgehört, so zu tun, als hätte er ihm verziehen. Es war, als hätte sich der Zwischenfall vor anderthalb Jahren in Charleston in einen Konflikt zwischen ihnen beiden verwandelt, bei dem Scarpetta außen vor blieb. Wie so häufig bei Übergriffen, war nicht mehr sie das Opfer, sondern ihr Umfeld.

»Das weiß ich auch nicht. Ich finde nur, dass wir nichts außer Acht lassen sollten.« Marinos laute, raumgreifende Stimme füllte Bentons Arbeitszimmer. »Wenn man länger darüber nachdenkt, kommt man zu dem Ergebnis, dass man für alles offen sein

muss. Immerhin ist in diesem Land eine Menge los. Terrorismus, Gegenterrorismus, Spionage, Gegenspionage, die Russen, die Nordkoreaner, du kannst es dir aussuchen.«

»Ich möchte das CIA-Thema gern abschließen.« Die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, zerrte an Bergers Nerven. »Nichts weist darauf hin, dass wir es mit einem politisch motivierten oder im Zusammenhang mit Terrorismus oder Spionage stehenden Auftragsmord zu tun haben. Alle uns bekannten Informationen deuten genau in die entgegengesetzte Richtung.«

»Ich möchte eine Frage zur Lage der Leiche am Fundort stellen«, meldete sich Detective Bonnell zu Wort. Sie war zurückhaltend, aber selbstbewusst und konnte manchmal auch spöttisch und schwer zu durchschauen sein. »Dr. Scarpetta, haben

Sie Anzeichen dafür entdeckt, dass Toni Darien an den Armen gezogen oder geschleppt wurde? Mir erschien die Körperhaltung nämlich sehr merkwürdig, ja, fast ein wenig albern. So als hätte sie ›Hava Nagila‹ getanzt, die Beine leicht angewinkelt wie bei einem Frosch und die Arme ausgestreckt. Ich weiß, dass es vermutlich seltsam klingt, doch das ist mir bei ihrem Anblick als Erstes aufgefallen.«

Benton betrachtete die Tatortfotos auf seinem Computerbildschirm und antwortete, ehe Scarpetta Gelegenheit dazu hatte. »Die Körperhaltung der Toten erfüllt den Zweck, sie zu erniedrigen und zu verspotten.« Er klickte weitere Fotos an. »Sie wurde in einer eindeutig sexuellen Pose drapiert, die Verachtung ausdrücken und schockieren soll. Es wurde nichts unternommen, um die Leiche zu verstecken.

Ganz im Gegenteil. Sie wurde absichtlich in dieser Stellung abgelegt.«

»Bis auf die von Ihnen beschriebene Körperhaltung weist nichts darauf hin, dass sie geschleppt wurde«, beantwortete Scarpetta Bonnells Frage. »Keine Abschürfungen auf der Rückseite, keine Blutergüsse an den Handgelenken. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, dass ihr Körper nicht mehr auf Verletzungen reagieren konnte. Wenn sie nach ihrem Tod an den Handgelenken gepackt wurde, sind keine Blutergüsse entstanden. Bis auf die Kopfwunde ist ihr Körper mehr oder weniger unverletzt.«

»Gehen wir einmal davon aus, dass du recht hast und sie schon seit einer Weile tot ist.« Bergers energische Stimme hallte aus dem schmalen schwarzen Lautsprecher, den Benton für Telefonkonferenzen

benutzte. »Dafür gibt es doch sicherlich eine Erklärung.«

»Die Erklärung liegt darin, dass wir wissen, welche Prozesse nach dem Tod im Körper ablaufen«, erwiderte Scarpetta. »Wie schnell er abkühlt, wo sich das nicht mehr zirkulierende Blut aufgrund der Schwerkraft in den Regionen absetzt, die den Untergrund berühren, und woran man das optisch erkennt. Hinzu kommt die typische Muskelstarre, ausgelöst durch einen sinkenden Spiegel von Adenosintriphosphat.«

»Es gibt aber auch Ausnahmen«, wandte Berger ein. »Man hat hinreichend nachgewiesen, dass diese Merkmale, anhand deren sich der Todeszeitpunkt festlegen lässt, stark voneinander abweichen können, und zwar abhängig davon, was der Verstorbene vor seinem Tod getan hat. Außerdem

spielen die Witterungsbedingungen, die Körpergröße, die Art der Kleidung und ob der Tote Medikamente einnahm, eine Rolle. Liege ich richtig?«

»Die Bestimmung des Todeszeitpunkts ist keine exakte Wissenschaft.« Es überraschte Scarpetta nicht, dass Berger ihr widersprach.

Es handelte sich um eine der Situationen, in denen die Wahrheit nicht gern gehört wurde.

»Dann liegt es also im Bereich des Möglichen, dass die Leichenstarre und die Totenflecken bei Toni aufgrund von äußeren Umständen so weit fortgeschritten sein könnten«, hakte Berger nach. »Zum Beispiel, weil sie sich beim Joggen stark angestrengt oder sogar vor dem Täter davon-gelaufen ist, bevor er sie auf den Kopf schlug. Könnte das nicht zu einem

ungewöhnlich schnellen Einsetzen der Totenstarre geführt haben? Oder vielleicht zu einer sofortigen Erstarrung, einem sogenannten Leichenkrampf?«

»Nein«, entgegnete Scarpetta. »Sie ist nämlich nicht unmittelbar nach dem Schlag gestorben, sondern hat noch eine Zeitlang gelebt, allerdings ohne sich zu bewegen. Sie lag sterbend im Koma.«

»Aber wenn wir die Sache objektiv betrachten« – es schien, als wolle sie Scarpetta Voreingenommenheit unterstellen –, »geben die Totenflecken keinen Hinweis auf den genauen Todeszeitpunkt. Totenflecken werden von den verschiedensten Faktoren beeinflusst.«

»Die Totenflecken verraten mir nicht, um wie viel Uhr sie gestorben ist, erlauben mir jedoch eine Schätzung. Außerdem sagen sie mir ohne Wenn und Aber, dass die Leiche

bewegt worden ist.« Allmählich fühlte sich Scarpetta wie im Zeugenstand. »Vermutlich wurde sie zum Park transportiert, wobei dem Täter wahrscheinlich nicht klar war, dass er durch das Ausstrecken ihrer Arme einen nicht zu übersehenden Widerspruch geschaffen hat. Als die Totenflecken entstanden, befanden sich ihre Arme nämlich nicht oberhalb ihres Kopfes, sondern seitlich am Körper, und zwar mit den Handflächen nach unten. Hinzu kommt, dass Streifen von Kleidungsstücken fehlen. Allerdings ist die Haut unter dem Armband der Uhr blasser, ein Zeichen dafür, dass sie sie am Handgelenk hatte, als sich die Totenflecken bildeten und irreversibel wurden. Deshalb habe ich den Verdacht, dass sie nach ihrer Ermordung mindestens zwölf Stunden bis auf die Uhr völlig nackt war. Sie trug nicht einmal ihre Socken, denn die

bestehen aus einem elastischen Material und hätten Spuren hinterlassen. Als sie dann vor dem Abtransport zum Park wieder angekleidet wurde, hat der Täter ihr die Socken verkehrt herum angezogen.«

Sie erklärte den anderen, was es mit Tonis anatomisch korrekten Laufsocken auf sich hatte, und fügte hinzu, es käme zu typischen verräterischen Hinweisen, wenn ein Täter sein Opfer nachträglich anzöge. Häufig unterliefen ihm Fehler, zum Beispiel, dass er die Kleidungsstücke verdrehte oder mit der Innenseite nach außen über die Leiche stülpte. Oder eben, wie in diesem Fall, eine Verwechslung der Socken.

»Warum hat er ihr die Uhr nicht abgenommen?«, erkundigte sich Bonnell.

»Weil sie für denjenigen, der sie ausgezogen hat, unwichtig war.« Benton betrachtete die Fundortfotos auf seinem

Bildschirm und vergrößerte die BioGraph-Uhr an Tonis linkem Handgelenk. »Schmuckstücke zu entfernen – außer als Souvenir – ist nicht so sexuell erregend wie das Ablegen von Kleidung, sodass nackte Haut zu sehen ist. Doch es spielt nur eine Rolle, was der Täter selbst als symbolisch oder erotisch empfindet. Zudem hatte es der Mörder in unserem Fall nicht eilig. Nicht, wenn er die Leiche anderthalb Tage bei sich behalten hat.«

»Kay, mich würde interessieren, ob dir je ein Fall untergekommen ist, in dem jemand erst seit acht Stunden tot war und es dennoch den Eindruck erweckte, als wäre seit dem Mord mindestens fünfmal so viel Zeit vergangen.« Berger war nicht bereit, von ihrer Position abzurücken, und tat ihr Bestes, um der Zeugin Fangfragen zu stellen.

»Nur dann, wenn der Verwesungsprozess stark beschleunigt wurde, wie zum Beispiel in einem sehr heißen tropischen oder subtropischen Klima«, erwiderte Scarpetta. »Als ich Gerichtsmedizinerin in Südflorida war, kam dieses Phänomen häufig vor. Ich habe so etwas oft gesehen.«

»Wurde sie deiner Meinung nach im Park oder vielleicht in einem Fahrzeug vergewaltigt, anschließend bewegt und schließlich drapiert, wie Benton es beschrieben hat?«, wollte Berger wissen.

»Jetzt machst du mich aber neugierig. Warum ein Fahrzeug?«, wunderte sich Benton und lehnte sich zurück.

»Ich stelle nur die Theorie in den Raum, dass sie in einem Fahrzeug vergewaltigt und umgebracht worden sein könnte. Anschließend hat der Täter sie dann am

Fundort abgelegt und arrangiert«, erwiderte Berger.

»Ich habe weder während der äußerlichen Untersuchung noch bei der Autopsie Anzeichen dafür feststellen können, dass ein Fahrzeug im Spiel war«, antwortete Scarpetta.

»Ich dachte dabei an bestimmte Verletzungen, die sie sich zugezogen haben könnte, falls sie im Park auf dem Boden vergewaltigt wurde«, sagte Berger. »Wenn man jemanden auf einem harten Untergrund vergewaltigt, entstehen dabei doch Blutergüsse und Abschürfungen.«

»Das ist für gewöhnlich so.«

»Im Gegensatz zu einer Vergewaltigung beispielsweise auf der Rückbank eines Autos, wo die Fläche unter dem Opfer nachgiebiger ist als ein gefrorener, mit Steinen, Zweigen und anderen

Gegenständen bedeckter Boden«, fuhr Berger fort.

»Ich habe an der Leiche keine Hinweise darauf entdeckt, dass sie in einem Fahrzeug vergewaltigt wurde«, wiederholte Scarpetta.

»Möglicherweise ist sie in ein Fahrzeug gestiegen und wurde auf den Kopf geschlagen. Und dann hat der Täter sie vergewaltigt und die Leiche einige Zeit bei sich behalten, bevor er sie am Fundort abgelegt hat.« Berger stellte keine Frage, sondern schilderte, wie es ihrer Ansicht nach gewesen sein musste. »Die Totenflecke, die Leichenstarre und die Körpertemperatur sind deshalb ungewöhnlich und irreführend, weil Toni kaum bekleidet und Temperaturen knapp über dem Gefrierpunkt ausgesetzt war. Und falls sie wirklich langsam gestorben ist – vielleicht im Laufe mehrerer Stunden an der Kopfverletzung –,

könnten die Totenflecken deshalb so weit fortgeschritten sein.«

»Es gibt immer Ausnahmen«, räumte Scarpetta ein. »Aber ich glaube, diesmal kann ich dir die Antworten nicht liefern, die du offenbar hören willst, Jaime.«

»Ich habe im Laufe der Jahre viel zu diesem Thema gelesen, Kay. Der Todeszeitpunkt ist eine Sache, mit der ich häufig zu tun habe und die ich vor Gericht vertreten muss. Dabei habe ich einige interessante Dinge in Erfahrung gebracht. Bei Menschen, die langsam dahinsiechen, zum Beispiel wegen eines Herzinfarkts oder Krebs, bilden sich die ersten Totenflecken, wenn sie noch gar nicht tot sind. Außerdem gibt es Fälle, bei denen die Totenstarre sofort eingetreten ist. Was also spricht dagegen, dass Toni bereits Totenflecken entwickelte, als sie noch lebte, und aufgrund

außergewöhnlicher Umstände sofort in Totenstarre gefallen ist? Wie ich glaube, kann das bei Tod durch Ersticken auch vorkommen, und sie hatte immerhin einen Schal um den Hals, wurde also offenbar nach dem Schlag mit dem stumpfen Gegenstand zusätzlich erwürgt. Ist es deshalb nicht möglich, dass sie viel später gestorben ist, als du annimmst? Dass der Tod vor wenigen Stunden eintrat, also vor weniger als acht?«

»Meiner Ansicht nach ist das nicht möglich«, beharrte Scarpetta.

»Detective Bonnell«, sagte Berger. »Liegt Ihnen die Audio-Datei vor? Wären Sie so gut, sie auf Marinos Computer abzuspielen. Hoffentlich können wir über die Freisprechanlage alles verstehen. Es handelt sich um einen Mitschnitt eines Notrufs, der heute gegen vierzehn Uhr einging.«

»Wird gemacht«, erwiderte Bonnell. »Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie nichts mitkriegen.«

Als das Band zu laufen begann, stellte Benton den Lautsprecher eine Stufe höher.

»Polizeinotruf, Platz fünf-eins-neun. Um was für einen Notfall handelt es sich?«

»Äh ... es geht um die Dame, die heute Morgen im Park gefunden wurde, an der Nordseite des Parks an der Hundredtenth Street.« Die Stimme klang nervös und ängstlich. Der Mann schien noch recht jung zu sein.

»Welche Dame meinen Sie?«

»Die Dame ... äh ... die ermordete Joggerin. Ich habe es in den Nachrichten gehört ...  
«

»Sir, ist das wirklich ein Notfall?«

»Ich denke schon, weil ich es mit angesehen habe. Ich glaube, ich habe beobachtet,

wer es war. Als ich gegen fünf Uhr heute Morgen mit dem Auto dort vorbeigefahren bin, ist mir ein gelbes Taxi aufgefallen. Ein Mann hat einer Frau, die betrunken gewirkt hat, hinten aus dem Wagen geholfen. Zuerst dachte ich, es wäre ihr Freund und sie hätten einen draufgemacht. Aber ich konnte kaum etwas erkennen, weil es so dunkel und neblig war.«

»Es war ein gelbes Taxi?«

»Und die Frau war entweder betrunken oder ohnmächtig. Das Ganze ging, wie ich schon sagte, sehr schnell, und die Sicht war miserabel. Ich fuhr in Richtung Fifth Avenue und habe nur rasch hingeschaut, da ich schließlich keinen Grund hatte, anzuhalten. Doch ich bin ganz sicher. Es war eindeutig ein gelbes Taxi. Das Licht auf dem Dach war ausgeschaltet wie immer, wenn ein Fahrgast darin sitzt.«

»Können Sie mir das Kennzeichen oder die Taxinummer auf der Tür nennen?«

»Nein. Warum hätte ich sie mir merken sollen? Aber dann war in den Nachrichten von einer Joggerin die Rede, und mir fiel ein, dass die Frau so etwas wie einen Jogginganzug anhatte. Und ein rotes Halstuch oder so. Jedenfalls hatte sie etwas Rotes um den Hals. Und sie trug nur ein helles Sweatshirt, keinen Mantel. Das kam mir seltsam vor, weil sie nicht warm genug angezogen war. Und als es dann hieß, wann sie gefunden worden ist, nun, das war, kurz nachdem ich dort vorbeigefahren bin ...«

Die Datei war zu Ende.

»Die Telefonzentrale hat sich mit mir in Verbindung gesetzt. Ich habe selbst mit dem Mann gesprochen und werde mich persönlich weiter mit ihm befassen.

Außerdem haben wir ihn überprüft«, sagte Bonnell.

Scarpetta dachte an den gelben Lacksplitter, den sie aus Toni Dariens Haar unmittelbar in der Nähe der Kopfwunde entfernt und in der Gerichtsmedizin mit Hilfe einer Lupe untersucht hatte. Die Farbe hatte sie an Senf der Marke French's und gelbe Taxis erinnert.

»Harvey Fahley, neunundzwanzig, Projektmanager bei Klein Pharma in Brooklyn. Wohnt auch dort«, sprach Bonnell weiter. »Seine Freundin hat eine Wohnung in Manhattan, in Morningside Heights.«

Scarpetta hatte keine Ahnung, ob der Lacksplitter von einem Auto stammte. Er konnte genauso gut von einem Gebäude, einer Sprühflasche, einem Werkzeug, einem Fahrrad, einem Verkehrsschild, ja,

eigentlich von jedem x-beliebigen Gegenstand herrühren.

»Seine Aussage deckt sich mit dem Inhalt des mitgeschnittenen Telefonats«, merkte Bonnell an. »Er habe die Nacht bei seiner Freundin verbracht und sei dann nach Hause gefahren, und zwar über die Fifth Avenue rüber zur Fifty-ninth Street und zur Queensboro Bridge, um sich fürs Büro umzuziehen.«

Es war verständlich, dass sich Berger gegen Scarpettas Feststellung des Todeszeitpunkts sträubte. Falls es sich bei dem Mörder um einen Taxifahrer handelte, lag es durchaus im Bereich des Möglichen, dass er ziellos herumgefahren war und Toni beobachtet hatte, als sie gestern spätnachts spazieren ging oder joggte. Dass dieser Taxifahrer sie bereits am Dienstag, vielleicht sogar nachmittags, aufgelesen und

ihre Leiche dann bis kurz vor fünf aufbewahrt hatte, klang hingegen ziemlich unwahrscheinlich.

»Nichts an seiner Aussage kam mir verdächtig vor«, erklärte Bonnell. »Außerdem hat er eine weiße Weste. Am wichtigsten finde ich seine Beschreibung der Kleidung der Frau, als ihr jemand aus dem Taxi half. Woher sollte er diese Details kennen? Sie wurden nicht öffentlich gemacht.«

Leichen lügen nicht, hielt Scarpetta sich vor Augen, und sie erinnerte sich an etwas, das sie zu Beginn ihrer Ausbildung gelernt hatte: *Versuchen Sie nicht zu erzwingen, dass die Beweise zum Verbrechen passen.* Toni Darien war nicht gestern Nacht ermordet worden. Da konnte Berger sich auf den Kopf stellen und die Zeugen reden, bis sie schwarz wurden.

»Hat Harvey Fahley den Mann, der der betrunken wirkenden Frau aus dem Taxi geholfen haben soll, eingehender geschildert?«, erkundigte sich Benton. Er blickte zur Decke, legte die Handflächen zusammen und tippte ungeduldig mit den Fingerspitzen aneinander.

»Er war dunkel gekleidet und trug eine Baseballkappe und vielleicht eine Brille. Seiner Ansicht nach war der Mann schlank und durchschnittlich groß«, erwiderte Bonnell. »Allerdings hat er ihn nicht gut gesehen, weil er nicht vom Gas gegangen ist und das Wetter so schlecht war. Er sagte, das Taxi habe ihm die Sicht versperrt, denn der Mann und die Frau hätten sich zwischen dem Wagen und dem Gehweg befunden.«

»Was ist mit dem Taxifahrer?«, fragte Benton.

»Er hat keinen bemerkt, aber angenommen, dass da einer gewesen sein muss«, entgegnete Bonnell.

»Warum hat er das angenommen?«, hakte Benton nach.

»Weil die einzige offene Tür die hinten links war. Daraus hat er geschlossen, dass der Fahrer vorn war, während der Mann und die Frau hinten gesessen hatten. Harvey meinte, wenn der Fahrer ihr in dieser Gegend aus dem Taxi geholfen hätte, wäre er nicht gleich darauf wieder losgefahren, denn er hätte befürchtet, dass die Frau in Schwierigkeiten steckte. Schließlich könne man eine bis zur Besinnungslosigkeit Betrunkene nicht einfach am Straßenrand aussetzen.«

»Klingt, als suche er nach Ausreden, warum er weitergefahren ist«, schaltete sich Marino ein. »Der Gedanke, dass er

beobachtet haben könnte, wie ein Taxifahrer eine verletzte oder tote Frau aus dem Wagen warf, ist ihm sicher unangenehm. Da denkt man lieber an ein betrunkenes Paar.«

»Wie weit ist die Stelle, die er in dem Bandmitschnitt beschreibt, vom Fundort der Leiche entfernt?«, erkundigte sich Scarpetta.

»Etwa zehn Meter«, erwiderte Bonnell.

Scarpetta erzählte den anderen von dem hellgelben Lacksplitter, den sie aus Tonis Haar entfernt hatte. Doch sie fügte hinzu, dass sie diesem Detail nicht allzu viel Bedeutung beimaß, da die sichergestellten Spuren noch nicht untersucht worden seien. Außerdem habe sie auch rote und schwarze mikroskopisch kleine Splitter an Tonis Leiche entdeckt. Der Lack könne von der Waffe stammen, mit der der Täter Toni

den Schädel zerschmettert hatte. Allerdings kämen auch andere Gegenstände in Frage.

»Wie konnte sie in einem Taxi sitzen, wenn sie seit sechsunddreißig Stunden tot war?«, stellte Marino die sich aufdrängende Frage.

»Nur wenn der Taxifahrer der Täter ist«, verkündete Bonnell mit mehr Überzeugung, als im Moment angebracht war. »Wie man die Sache auch dreht und wendet. Wenn Harvey die Wahrheit sagt, muss ein Taxifahrer sie letzte Nacht mitgenommen, umgebracht und ihre Leiche heute am frühen Morgen am Park entsorgt haben. Oder er hat die Leiche eine Zeitlang behalten und sie dann abgelegt, sofern Dr. Scarpetta, was den Todeszeitpunkt angeht, recht hat. Und das gelbe Taxi könnte eine Verbindung zwischen Toni Darien und Hannah Starr sein.«

Mit dieser Theorie hatte Scarpetta schon gerechnet.

»Hannah Starr wurde dabei beobachtet, wie sie in ein gelbes Taxi stieg«, fügte Bonnell hinzu.

»Ich bin nicht bereit, einen Zusammenhang zwischen dem Mord an Toni und dem Fall Hannah Starr auch nur in Erwägung zu ziehen«, verkündete Berger.

»Die Sache ist nur«, wandte Bonnell ein, »dass wir es mit drei Opfern zu tun haben, wenn wir schweigen und es wieder passiert.«

»Ich habe dennoch nicht die Absicht, eine Verbindung herzustellen.« Das hatte Berger als Warnung gemeint. Wer dieses Thema in der Öffentlichkeit erwähnte, würde sich warm anziehen müssen.

»Es geht hier nicht um meine Meinung zum Fall Hannah Starr«, führte Berger

weiter aus. »Bei ihrem Verschwinden spielen andere Faktoren mit. Und meine bisherigen Ermittlungen weisen darauf hin, dass Hannah Starr nichts mit Toni Darien zu tun hat. Außerdem wissen wir gar nicht, ob sie tot ist.«

»Weiterhin ist uns nicht bekannt, ob es nicht noch eine andere Person gibt, die Zeuge derselben Szene wurde wie Harvey Fahley«, sagte Benton und warf Scarpetta einen Blick zu. Er hatte die Bemerkung ihr zuliebe gemacht. »Es wäre gar nicht gut, wenn dieser Zeuge sich, wie es heutzutage üblich ist, an die Medien wendet, anstatt die Polizei zu kontaktieren. Ich möchte nicht in der Nähe von CNN oder einem anderen Sender sein, wenn die Sache mit dem gelben Taxi erst einmal durchgesickert ist.«

»Ich verstehe«, erwiderte Scarpetta. »Aber ganz gleich, ob ein solcher Zeuge

existiert, befürchte ich, die Sache zu verschlimmern, wenn ich mich heute nicht blicken lasse. Es würde die Sensationsgier nur anheizen. CNN ist darüber informiert, dass ich Toni Darien oder Hannah Starr nicht erwähnen werde. Ich erörtere grundsätzlich keine laufenden Ermittlungen.«

»Ich würde gar nicht erst hingehen.« Benton sah sie eindringlich an.

»Es steht in meinem Vertrag, und ich hatte nie ein Problem damit«, entgegnete sie.

»Ich stimme Kay zu. Sie soll sich einfach verhalten, als wäre nichts geschehen«, meinte Berger. »Wenn sie in letzter Minute absagt, liefert sie Carley Crispin nur Stoff für neue Mutmaßungen.«

Dr. Warner Agee saß auf dem ungemachten Bett seiner kleinen, mit antiken Möbeln eingerichteten Suite. Er hatte die Vorhänge zugezogen, um sich vor neugierigen Blicken zu schützen.

Sein Hotelzimmer war von anderen Gebäuden umgeben, deren Fenster auf gleicher Höhe lagen wie seines. Er dachte an seine Frau und daran, wie es gewesen war, sich eine neue Unterkunft suchen zu müssen. Es hatte ihn erschreckt, wie viele Wohnungen in der Innenstadt von Washington mit Fernrohren ausgestattet waren. Einige dienten dekorativen Zwecken, waren jedoch funktionstüchtig, andere gehörten offenbar Leuten, die das Spannen ernst nahmen. So war zum Beispiel ein Fernglas,

Marke Orion, auf einem Stativ vor einem Fernsehsessel aufgebaut, allerdings nicht auf einen Fluss oder einen Park, sondern auf ein anderes Hochhaus gerichtet gewesen. Während der Makler die schöne Aussicht pries, konnte Agee direkt in die Wohnung gegenüber schauen, wo jemand bei geöffneten Vorhängen splitterfasernackt herumlief.

Welchen anderen Zweck erfüllten Fernrohre und Ferngläser in dichtbesiedelten Großstädten wie Washington, D. C., oder auch hier in New York, als seine Mitmenschen voyeuristisch auszuspionieren? Ahnungslose Nachbarn, die sich auszogen, miteinander schliefen, sich stritten und prügelten, badeten oder auf dem Klo saßen. Die meisten Menschen glaubten, dass ihre Privatsphäre in ihrem eigenen Zuhause oder in einem Hotelzimmer sicher war.

Aber Fehlanzeige! Sexualtäter, Einbrecher, Terroristen, der Staat – alles Leute, von denen man sich auf keinen Fall beobachten lassen wollte. Man musste dafür sorgen, dass sie einen weder belauschten noch mit Blicken verfolgten oder überhaupt zur Kenntnis nahmen. Denn wer nicht zu sehen und zu hören war, den konnte man auch nicht drankriegen. Überwachungskameras hingen in jeder Ecke. Man konnte die gefahrenen Strecken eines Autos nachvollziehen. Spionagekameras. Geräuschverstärker. Leute mit gespitzten Ohren, die ihre Mitmenschen belauerten, wenn sie am hilflosesten waren oder bereits am Boden lagen. Gerieten diese Informationen dann in die falschen Hände, konnte sich ein ganzes Leben über Nacht verändern. Wer das Spiel mitspielen wollte, musste deshalb zuschlagen, bevor die

anderen es taten. Agee hielt Jalousien und Vorhänge stets geschlossen. Sogar tagsüber.

»Wissen Sie, was das beste Sicherheitssystem ist? Jalousien.« Das war schon immer sein Wahlspruch gewesen.

Wahrere Worte wurden nie gesagt, und genau das hatte er auch zu Carley Crispin gemeint, als sie sich bei einer von Rupe Starrs Dinnerpartys kennengelernt hatten. Damals war sie Pressesprecherin im Weißen Haus gewesen, während Agee als Berater in den verschiedensten Kreisen, nicht nur beim FBI, tätig war. Im Jahr 2000 war Carley eine richtige Granate, unverschämt attraktiv und mit flammend rotem Haar. Außerdem besaß sie einen scharfen Verstand und eine noch schärfere Zunge, solange sie nicht mit Reportern sprach und kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte. Irgendwann waren die

beiden in Rupe Starrs von seltenen Büchern strotzender Bibliothek gelandet und hatten in alten Bänden geblättert, in denen es um einige von Agees Lieblingsthemen ging: den fliegenden Ketzer Simon Magus und den fliegenden Heiligen Josef von Copertino, die nachgewiesenermaßen über die Fähigkeit verfügten, durch die Luft zu schweben. Agee hatte Carley alles über Franz Anton Mesmer erzählt, ihr die heiligen Kräfte des animalischen Magnetismus erklärt und mit ihr Braid und Bernheim und ihre Theorien der Hypnose und des nervösen Schlafes erörtert.

Es war nur natürlich, dass Carley als geborene Journalistin sich weniger für das Übernatürliche als für den Bücherschrank mit Fotoalben interessierte, die alle in florentinisches Leder gebunden waren. Für die Verbrechergalerie von Rupes

sogenannten Freunden, wie Agee die beliebteste Abteilung der Bibliothek nannte. Agee und Carley hatten viele ungestörte Stunden im zweiten Stock des riesigen Hauses verbracht, nebeneinandersitzend und amüsiert die in mehreren Jahrzehnten zusammengetragenen Fotos studiert und einander auf die Leute hingewiesen, die sie kannten.

»Wirklich erstaunlich, was für Freunde man sich mit Geld kaufen kann. Und er glaubt tatsächlich, sie meinen es ernst. Das würde mich traurig machen, wenn ich es schaffen würde, Mitleid für einen gottverdammten Multimilliardär zu entwickeln«, sagte Agee zu einer Frau, die niemandem traute, weil sie genauso unmoralisch war und ihre Mitmenschen ausnutzte wie alle, denen Rupe Starr je begegnet war und noch begegnen würde.

Nur dass Carley nicht an Rupe verdiente. Sie war, ebenso wie Agee, nur als Attraktion für die anderen Gäste hier. Man bekam in Rupes Privatclub nicht einmal ein Interview, ohne zuvor mindestens eine Million Dollar hinzublättern. Aber man wurde eingeladen, wenn man ihm sympathisch war oder er einen auf die eine oder andere Weise amüsant fand. Er bat einen zum Abendessen und zu Partys, damit man seine wirklich wichtigen Gäste unterhielt. Die, die Geld zu investieren hatten. Schauspieler, Profisportler und erfolgreiche Banker von der Wall Street strömten in die Villa in der Park Avenue und wurden für das Privileg, Rupe noch reicher machen zu dürfen, Prominenten vorgestellt, deren Qualitäten sich nicht in Dollar und Cent berechnen ließen – Politiker, Nachrichtensprecher, Zeitungskolumnisten, Forensikexperten,

Anwälte, jeder x-Beliebige also, der es in die Schlagzeilen geschafft oder sonst eine gute Geschichte auf Lager hatte und die Person interessieren würde, die Rupe beeindrucken wollte. Deshalb zog er Erkundigungen über seine potenziellen Klienten ein, um ihre Steckenpferde in Erfahrung zu bringen, und warb dann das Personal an. Rupe brauchte den Betreffenden nicht einmal persönlich zu kennen, um ihn auf seine B-Liste zu setzen. Man wurde einfach per Brief oder Telefonanruf herbeizitiert: *Rupert Starr gibt sich die Ehre.*

»Es ist, als würde man Elefanten Erdnüsse hinwerfen«, hatte sich Agee an jenem unvergesslichen Abend bei Carley beschwert. »Wir sind die Erdnüsse, und die anderen sind die Elefanten. So viel Einfluss wie sie werden wir niemals genießen, und wenn wir so alt werden wie ein Elefant. Und

das Ungerechteste daran ist, dass einige dieser Elefanten sogar noch zu jung sind, um im Zirkus aufzutreten. Schauen Sie sich die da an.« Er deutete mit dem Finger auf ein auffällig hübsches Mädchen, das, den Arm um Rupe gelegt, keck in die Kamera blickte. 1996 lautete die Bildunterschrift.

»Sicher eine junge Schauspielerin.« Carley überlegte, wer sie wohl sein mochte.

»Raten Sie noch einmal.«

»Also, wer ist es?«, fragte Carley. »Sie ist eine aparte Schönheit, fast wie ein sehr hübscher Junge. Vielleicht ist es ja ein Junge. Nein, ich glaube, ich erkenne einen Busen. Ja.« Als sie Agees Hand wegschob, um umblättern zu können, schreckte er wegen der Berührung leicht zusammen. »Hier ist sie noch einmal. Eindeutig kein Junge. O Mann! Wirklich eine Klassefrau, wenn man darüber hinwegsieht, dass sie angezogen

wie Rambo und außerdem ungeschminkt ist. Sie hat eine tolle Figur. Sehr durchtrainiert. Ich komme einfach nicht darauf, in welchem Film sie mitgespielt haben könnte.«

»In gar keinem. Sie werden es nie erraten.« Er ließ seine Hand liegen, in der Hoffnung, dass sie sie noch einmal berühren würde. »Ein kleiner Hinweis. FBI.«

»Dann muss sie etwas mit dem organisierten Verbrechen zu tun haben, wenn sie in Starrs Porträtsammlung abgebildet ist.« Als ob Rupe Menschen gesammelt hätte wie teure Oldtimer. »Eindeutig auf der falschen Seite des Gesetzes. Eine andere Verbindung zum FBI kommt nicht in Frage, falls sie wirklich so stinkreich ist. Oder sie ist eine von uns.« Damit meinte sie die B-Liste.

»Ist sie nicht. Sie könnte diese Villa aus der Portokasse bezahlen.«

»Wer zum Teufel ist sie?«

»Lucy Farinelli.« Agee entdeckte ein weiteres Foto, das Lucy in Starrs Kellergarage am Steuer eines Duesenberg zeigte. Sie wirkte, als würde sie keine Sekunde zögern, diesen unbezahlbaren antiken Sportwagen zu fahren. Vielleicht tat sie es ja auch hin und wieder, nachdem sie Starr ihr Vermögen aufgelistet hatte.

Agee wusste es nicht, denn er war noch nie gleichzeitig mit Lucy bei Starr eingeladen gewesen, und zwar aus dem simplen Grund, dass sie ihn sicher nicht als unterhaltsam empfinden würde. Sie würde sich höchstens aus ihrer Zeit in Quantico an ihn erinnern, wo sie als High-School-Wunderkind an der Entwicklung und Programmierung des Criminal Artifact Intelligence Network, in der Behörde nur CAIN genannt, beteiligt gewesen war.

»Gut, dieser Name sagt mir etwas.« Carley merkte auf, sobald ihr klar wurde, dass Lucy Verbindungen zu Scarpetta und insbesondere zu Benton Wesley mit seinen markanten, wie in Granit gemeißelten Zügen hatte. Mit ihren Worten »das Vorbild für den Schauspieler in *Das Schweigen der Lämmer*«.

»Wie heißt noch mal der Typ, der Crawford gespielt hat?«

»So ein Schwachsinn. Benton war nicht einmal in Quantico, als der Film gedreht wurde, sondern hat irgendwo draußen in einem Fall ermittelt. Der arrogante Mistkerl gibt es sogar selbst zu«, entgegnete Agee. Seine Erregung lag nicht nur daran, dass er verärgert war, sondern hatte auch andere Gründe.

»Sie kennen diese Leute.« Sie war beeindruckt.

»Die ganze verdammte Bande. Aber sie nehmen mich nicht zur Kenntnis. Ich bin nicht mit ihnen befreundet. Insbesondere nicht mit Benton, der ziemlich viel über mich weiß. Eine tragische Geschichte, wie sie das Leben schreibt: Benton vögelt Kay. Kay liebt Lucy. Benton besorgt Lucy einen Praktikumsplatz beim FBI. Und Warner schaut in Röhre.«

»Wo liegt der Zusammenhang?«

»Was ist künstliche Intelligenz?«

»Ein Ersatz für echte«, erwiderte sie.

»Wissen Sie, mit diesen Dingen hat man es nicht immer leicht.« Er tippte auf seine Hörgeräte.

»Sie verstehen mich doch offenbar ausgezeichnet. Deshalb habe ich keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Ich sage nur so viel, dass man mir vielleicht einige Aufgaben zugeteilt und mir

Möglichkeiten eröffnet hätte, wenn da nicht plötzlich ein Computerprogramm gewesen wäre, das sie an meiner Stelle erledigen konnte«, erklärte er.

Es konnte am Wein, einem sehr guten Bordeaux, gelegen haben, dass er Carley von dem Undank und den Ungerechtigkeiten erzählt hatte, die er im Laufe seines Berufslebens hatte erdulden müssen. Von dem Tribut, den die Umstände von ihm gefordert hatten. Von Menschen und ihren Problemen. Von Polizisten, dem Druck, unter dem sie standen, und ihren traumatischen Erlebnissen. Und das Schlimmste daran sei, dass man Mitarbeitern des FBI keine Schwäche durchgehen ließe. Sie dürften keine Menschen sein, denn das FBI müsse bei ihnen stets an erster Stelle kommen. Deshalb seien sie gezwungen, von der Behörde ausgewählten

Psychiatern oder Psychologen ihr Herz auszuschiütten, würden als Babysitter und zum Händchenhalten missbraucht, und niemand zöge sie in Kriminalfällen zu Rate, selbst wenn diese Schlagzeilen machten. Um Carley zu verdeutlichen, was er meinte, schilderte er ihr einen Vorfall an der FBI-Akademie in Quantico, Virginia, im Jahr 1985, als ein stellvertretender Direktor namens Pruitt Agee mitgeteilt hatte, ein Gehörloser könne keine Vernehmung in einem Hochsicherheitsgefängnis durchführen.

Einen forensischen Psychiater, der Hörgeräte trüge und von den Lippen abläse, zu beauftragen, berge gewisse Risiken. Und um ehrlich zu sein, werde die Behörde niemanden beschäftigen, der einen Gewaltverbrecher womöglich missverstand oder ihn ständig auffordern musste, etwas zu wiederholen. Und was war, wenn der

Beschuldigte seinerseits Agee nicht richtig verstehen konnte? Was, wenn er sein Verhalten falsch deutete, zum Beispiel die Art, wie er die Beine übereinanderschlug oder den Kopf neigte? Was, wenn ein paranoider Schizophrener, der gerade eine Frau zerstückelt und ihr die Augen ausgestochen hatte, es nicht mochte, wenn Agee auf seine Lippen starrte?

Da hatte Agee gewusst, was er für das FBI war und immer bleiben würde: ein Behinderter. Jemand, dem man vieles nicht zutraute. Ein Mensch, dem es an Durchsetzungskraft gebrach. Niemand interessierte sich für seine Fähigkeit, Serienmörder und Attentäter einzuschätzen. Der Behörde ging es nur um Äußerlichkeiten. Darum, wie ein Mitarbeiter das allmächtige FBI in der Öffentlichkeit vertrat. Er, Warner Agee, war nur ein peinlicher Klotz am Bein. Agee

hatte erwidert, er habe Verständnis für Pruitts Haltung und werde selbstverständlich sämtliche Dienstanweisungen befolgen. Schließlich hatte er nur die Wahl, zu tun, was man ihm sagte, oder seinen Hut zu nehmen. Denn Agees Berufsziel war schon immer das FBI gewesen. Schon als kleiner Junge, der Räuber und Gendarm gespielt hatte. Oder Krieg. Oder Al Capone mit einer Spielzeugpistole, deren Knall er kaum hören konnte.

Man erklärte ihm, die Behörde werde ihn im Innendienst einsetzen. Bei kritischen Zwischenfällen, in der Stressbewältigung und in der Abteilung, die verdeckte Ermittler betreute. Im Grunde genommen also als psychologischer Dienstleister, insbesondere für Agents, die lange im Untergrund gelebt hatten. Auch die leitenden Special Agents und die Profiler fielen in seinen

Zuständigkeitsbereich. Da die Abteilung für Verhaltensforschung noch verhältnismäßig neu sei und die Ausbildung der Mitarbeiter in den Kinderschuhen stecke, mache man sich beim FBI Gedanken über die Belastungen, die Profiler regelmäßig ertragen müssten, und frage sich, ob diese Erlebnisse das Sammeln von Geheiminformationen und die Anwendung der Ergebnisse in der Praxis beeinträchtigten. An diesem Punkt des bis dahin ziemlich einseitig verlaufenen Gesprächs hatte Agee sich bei Pruitt erkundigt, ob sich das FBI überlegt habe, schriftliche Gutachten über Straftäter anzufertigen, da er, Agee, daran mitwirken könne. Wenn man ihm Zugang zu Material wie Verhörprotokollen, psychologischen Bewertungen sowie Tatort- und Autopsiefotos und den übrigen Fallakten gewähren würde, werde er diese ordnen und

analysieren und sie zu einem aussagekräftigen Datensatz zusammenführen – eine Möglichkeit also, um seine Talente unter Beweis zu stellen.

Das war zwar nicht damit zu vergleichen, einen Mörder persönlich zu verhören, aber immer noch besser, als Florence Nightingale zu spielen und Kollegen tröstend die Schulter zu tätscheln, während die tatsächliche Arbeit, die mit Befriedigung, Anerkennung und Belohnung einherging, von anderen erledigt wurde. Von Menschen, die ihm geistig unterlegen waren und die nicht annähernd seine Ausbildung, seine Intelligenz und sein Einfühlungsvermögen besaßen. Von Dummköpfen wie Benton Wesley.

»Aber natürlich braucht man die Daten nicht mehr manuell zu interpretieren, wenn man CAIN hat«, sagte Agee zu Carley,

während sie in Rupe Starrs Bibliothek die Fotos betrachteten. »Anfang der Neunziger wurden das Erstellen von Statistiken und andere Sortier- und Analysevorgänge von Computern übernommen, und meine gesamte Vorarbeit floss in Lucys tolles Netzwerk für künstliche Intelligenz ein. Aber ich wurde wieder dazu verdonnert, andere Agents zu betreuen. Zu mehr war ich nach Ansicht des verdammt FBI nicht zu gebrauchen.«

»Stellen Sie sich vor, wie ich mich fühle, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten wieder einmal für eine meiner Ideen gelobt wird.« Wie immer lenkte Carley das Gespräch auf sich.

Anschließend hatte er sie durch die Villa geführt, während die übrigen Gäste einige Etagen entfernt feierten, hatte ein Gästezimmer gefunden und war mit ihr ins Bett

gegangen. Dabei war er sich dessen bewusst gewesen, dass es nicht er war, der sie anzog. Es waren Sex und Gewalt, Macht und Geld und Klatsch. Danach hatte Carley genug gehabt. Doch Agee war noch nicht zufrieden gewesen. Er wollte mit ihr zusammen sein und sie für den Rest seiner Tage lieben. Als sie ihm endlich mitgeteilt hatte, er solle aufhören, ihr ständig E-Mails zu schreiben und Nachrichten zu hinterlassen, war es zu spät. Der Schaden war geschehen. Er bemerkte nicht immer, ob er belauscht wurde und wie laut er sprach. Deshalb hatte es nur eines einzigen Fehlers bedurft, einer Botschaft auf Carleys Anrufbeantworter, während seine Frau zufällig vor der geschlossenen Tür seines Arbeitszimmers stand, weil sie ihm ein Sandwich und eine Tasse Tee bringen wollte.

Es hatte das Ende seiner Ehe bedeutet. Er und Carley hielten unregelmäßigen Kontakt aus der Ferne. Doch meistens erlebte er sie nur in den Nachrichten, als sie bei verschiedenen Sendern Karriere machte. Dann, vor einem knappen Jahr, hatte er gelesen, eine Sendung mit dem Titel *The Crispin Report* sei geplant. Schonungsloser Journalismus, Fachgespräche mit Polizisten, wobei der Schwerpunkt auf aktuelle Fälle gelegt wurde. Außerdem konnten die Zuschauer im Studio anrufen. Da hatte Agee beschlossen, Carley einen Vorschlag zu unterbreiten, vielleicht sogar mehr als nur einen. Er war einsam und trauerte ihr weiterhin nach. Und offen gestanden brauchte er Geld. Seine Beraterdienste waren nur noch selten gefragt. Die Verbindung zum FBI hatte er kurz nach Bentons Abschied gekappt, teilweise deshalb, weil

dessen damaliges Verschwinden im Zeugenschutzprogramm von einigen als heikel, von anderen sogar als Sabotage eingestuft wurde. Also war Agee in den letzten fünf Jahren umhergezogen. Er war ein Lumpensammler, der, meistens in bar, von Firmen, Einzelpersonen und Organisationen mit einem Hungerlohn abgespeist wurde. Seine Kunden ihrerseits profitierten kräftig davon, dass er ihnen skrupellos dabei half, Kunden, Mandanten, Patienten oder Polizisten zu beeinflussen. Agee war gezwungen gewesen, vor Leuten, die ihm unterlegen waren, einen Bückling zu machen, reiste viel – häufig nach Frankreich – und geriet immer mehr in Vergessenheit, während er in Schulden und Verzweiflung versank. Aber dann traf er sich mit Carley, deren Situation inzwischen

nicht minder prekär war. Außerdem waren sie beide nicht mehr die Jüngsten.

Zugang zu Informationen sei in Carleys Beruf das Allerwichtigste, hatte er zu ihr gemeint. Außerdem werde sie auf das Problem stoßen, dass die Experten, auf die sie, wenn sie Erfolg haben wollte, angewiesen sei, sich weigern würden, vor die Kamera zu treten. Anerkannte Fachleute äußerten sich nicht im Fernsehen, da sie das nicht dürften. Andere, wie Scarpetta, hätten einen Vertrag, der gewisse Themen ausschliesse. Carley hingegen könne offen über alles reden, hatte er hinzugefügt und ihr ein Geheimnis anvertraut. Sie müsse, bewaffnet mit allen Antworten, in die Sendung kommen und keine Fragen stellen, sondern einfach die Geschichte erzählen. Er selbst werde hinter den Kulissen die Daten beschaffen und sie mit Texten versorgen,

sodass sie ihre Sensationsmeldungen beweisen könne oder zumindest nicht als Lügnerin dastehen würde.

Selbstverständlich hätte er nichts dagegen, in ihrer Sendung aufzutreten, wann immer sie es wünsche. Wie er betonte, sei das für ihn völlig neu, denn er habe noch nie vor einer Kamera gestanden oder sei in der Presse abgebildet gewesen und gebe auch nur selten Interviews. Dass das daran lag, weil er noch nie dazu aufgefordert worden war, verschwieg er ihr lieber. Auch sie sprach ihn nicht darauf an, dass sie den Grund kannte. Und so tolerierten sie einander, sodass der berufliche Alltag harmonisch verlief. Aber mehr war nicht daraus geworden, sosehr Agee sich das auch wünschte. Allerdings hatte er sich inzwischen damit abgefunden, dass sich die von

Bordeaux inspirierte Nacht in Starrs Villa nicht wiederholen würde.

Es war kein Zufall – er glaubte nämlich nicht an Zufälle –, dass das Leben sie zusammengeführt hatte. Carley hingegen hielt nichts von Hellseherei oder Poltergeistern und besaß nicht die geringsten übersinnlichen Neigungen. Jegliche Informationen, die sie vielleicht auf diesem Wege hätte empfangen können, gingen in einem Rauschen unter. Dennoch war sie sicher, dass man aus den Starrs nach Hannahs Verschwinden eine Story herausholen konnte, und stürzte sich sofort auf den Fall, der genau das war, worauf sie gewartet hatten. Sie hatten ein Anrecht darauf. Er gehörte ihnen, und zwar wegen einer früheren Verbindung, die nach Agees Auffassung schicksalhaft sein musste. Es handelte sich um eine Gedankenübertragung von

Hannah, die er in der Villa kennengelernt und der er von seiner Schwäche für das Übernatürliche erzählt hatte. Außerdem hatte er sie mit verschiedenen Leuten, hier und im Ausland, bekannt gemacht, unter anderem auch mit dem Mann, den sie später heiraten sollte. Also hielt er es für wahrscheinlich, dass Hannah ihm bald nach ihrem Verschwinden telepathische Botschaften zukommen lassen würde. Auch Harvey Fahley würde ihm sicher etwas übermitteln. Keinen Gedanken und kein Bild, sondern eine Nachricht.

Was sollte er mit ihm anfangen? Nachdem Agee vor über einer Stunde auf Harveys E-Mail geantwortet und seitdem nichts mehr von ihm gehört hatte, wurde ihm immer mulmiger, und seine Gereiztheit wuchs. Er konnte sich den Luxus nicht leisten, noch länger zu warten, wenn Carley

die Meldung heute Abend bringen wollte, und zwar in Gegenwart der Gerichtsmedizinerin, die Toni obduziert hatte. Einen günstigeren Zeitpunkt konnte es gar nicht geben. Doch er war, wie immer, wenn Scarpetta in der Sendung auftrat, nicht eingeladen, denn er durfte sich weder im selben Studio noch überhaupt im selben Gebäude wie sie aufhalten. Sie weigerte sich nämlich, mit ihm vor der Kamera zu stehen, da sie ihn, laut Carley, für unseriös hielt. Vielleicht sollte Agee Scarpetta eine Lektion in Sachen Glaubwürdigkeit erteilen und gleichzeitig Carley einen Gefallen tun. Er brauchte nur einen schriftlichen Beweis.

Wie konnte er Harvey telefonisch erreichen? Welche Möglichkeit gab es, ihn in ein Gespräch zu verwickeln? Auf welchem Wege sollte er ihm die Information entreißen? Agee überlegte, ob er ihm eine

zweite E-Mail schicken, ihm seine Telefonnummer mitteilen und um Rückruf bitten sollte. Aber das hätte auch nichts genützt. Agee würde sein Ziel nur erreichen, wenn Harvey die kostenlose Nummer des internetgestützten Telefondienstes für Hörbehinderte wählte. Dann hätte Harvey allerdings gewusst, dass eine dritte Partei ihn belauschte, eine Schreibkraft, die zeitgleich jedes Wort notierte. Und falls er so argwöhnisch und verstört war, wie es den Anschein hatte, würde er das niemals gestatten.

Ging die Initiative zu dem Telefonat hingegen von Agee aus, würde Harvey nicht ahnen, dass seine Aussage schwarz auf weiß festgehalten wurde. Eine Mitschrift war fast so beweiskräftig wie eine Bandaufnahme und außerdem völlig legal. Agee ging stets so vor, wenn er in Carleys Auftrag Informanten befragte, nur für den seltenen Fall,

dass sich jemand beschwerte oder behauptete, er habe diese oder jene Bemerkung nie gemacht. Dann förderte Carley die Mitschrift zutage, die Agees Beitrag zu dem Gespräch aussparte und nur die Äußerungen des Informanten enthielt, was die beste Methode war. Da so niemand Agees Aussagen und Fragen kannte, konnte Carley die Antworten des Informanten nämlich nach Belieben deuten. Die meisten Leute wollten sich nur in Szene setzen. Es störte sie nicht, wenn man sie falsch zitierte, solange nur ihr Name richtig geschrieben beziehungsweise, je nach Wunsch, ihre Anonymität gewahrt wurde.

Ungeduldig tippte Agee auf die Leertaste seines Laptops, damit er wieder zum Leben erwachte, und sah nach, ob in seiner CNN-Mailbox neue Mails eingegangen waren. Nichts Wichtiges. Er hatte das alle fünf

Minuten überprüft, doch Harvey antwortete einfach nicht. Das Unbehagen und die Gereiztheit steigerten sich. Er las Harveys E-Mail von vorhin noch einmal.

*Sehr geehrter Dr. Agee,  
ich habe Sie im Crispin Report gesehen  
und schreibe Ihnen nicht, weil ich dort  
auftreten möchte. Ich will keine  
Aufmerksamkeit erregen.*

*Ich heiße Harvey Fahley und bin Zeuge  
in den Ermittlungen wegen des Mordes  
an der Joggerin, die, wie ich gerade aus  
den Nachrichten erfahren habe, als Toni  
Darien identifiziert wurde. Heute am  
frühen Morgen bin ich mit dem Wagen  
auf der Hundred-tenth Street am Central  
Park vorbeigefahren und bin sicher, beobachtet zu haben, wie sie aus einem **gelben Taxi** gezerrt wurde. Inzwischen*

habe ich den Verdacht, dass sie zu diesem Zeitpunkt bereits tot war. Nur wenige Minuten später wurde ihre Leiche gefunden.

Auch Hannah Starr wurde zuletzt in einem **gelben Taxi** gesehen.

Ich habe eine Aussage bei der Polizei gemacht, und eine Ermittlerin namens L. A. Bonnell teilte mir mit, ich dürfe mit niemandem über den Fall sprechen. Da Sie forensischer Psychiater sind, glaube ich, darauf vertrauen zu können, dass Sie meine Informationen diskret und vertraulich behandeln werden.

Nun frage ich mich besorgt, ob man die Öffentlichkeit nicht warnen sollte, denke jedoch, dass mir das nicht zusteht. Außerdem könnte ich es gar nicht, weil ich mir sonst Ärger mit der Polizei einhandeln würde. Aber wenn noch eine

*Frau verletzt oder getötet würde, würde ich mich entsetzlich schuldig fühlen. Ich habe jetzt schon ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht angehalten habe. Anstatt einfach weiterzufahren, hätte ich stoppen und nach der Frau sehen sollen. Wahrscheinlich war es schon zu spät, doch was, wenn sie noch gelebt hat? Die Sache bedrückt mich wirklich. Ich weiß nicht, ob Sie Privatpatienten behandeln. Es könnte nämlich sein, dass ich mit jemandem über mein Erlebnis sprechen muss.*

*Ich bitte Sie, diese Informationen so zu behandeln, wie Sie es für richtig halten, allerdings niemandem zu verraten, dass sie von mir stammen.*

*Mit freundlichen Grüßen  
Harvey Fahley*

Agee klickte den Ordner *Gesendete Nachrichten* an und fand die E-Mail, die er vor sechsundvierzig Minuten als Antwort geschrieben hatte. Dabei überlegte er, ob sie vielleicht etwas enthielt, was Harvey davor zurückscheuen ließ, sich bei ihm zu melden.

*Harvey:*

*Bitte nennen Sie mir eine Telefonnummer, unter der ich Sie erreichen kann. Dann werden wir eine Lösung finden. Bis dahin rate ich Ihnen dringend, das Thema mit niemandem zu erörtern.*

*Mit freundlichen Grüßen, Dr. Warner Agee*

Harvey hatte nicht reagiert, weil er nicht wollte, dass Agee ihn anrief. Das war die wahrscheinlichste Erklärung. Schließlich hatte die Polizei Harvey angewiesen, über den Fall Stillschweigen zu bewahren, und nun befürchtete er, er könnte bereits zu viel preisgegeben haben. Möglicherweise bereute er, dass er sich überhaupt mit Agee in Verbindung gesetzt hatte. Es konnte natürlich auch sein, dass er in der vergangenen Stunde seine E-Mails nicht abgefragt hatte. Agee hatte Harvey Fahleys Nummer nicht im Telefonbuch gefunden, dann jedoch eine im Internet entdeckt, die allerdings vorübergehend nicht erreichbar war. Der Mann hätte sich wenigstens bedanken oder Agee mitteilen können, dass er seine Mail erhalten hatte. Doch Harvey zeigte ihm die kalte Schulter. Vielleicht kontaktierte er ja gerade jemand anderen.

Offenbar neigte der Mann zur Sprunghaftigkeit und schilderte womöglich in diesem Augenblick seine Beobachtungen anderswo, sodass Agee wieder einmal in die Röhre schauen würde.

Er richtete die Fernbedienung auf den Fernseher und schaltete ihn ein. CNN erschien auf dem Bildschirm. Wieder einmal ein Werbespot, der Kay Scarpettas Auftritt am heutigen Abend ankündigte. Agee sah auf die Uhr. Scarpetta, wie sie, ihren Tatortkoffer geschultert, aus dem weißen Transporter der Gerichtsmedizin stieg. Eine Montage verschiedener Szenen: Scarpetta in einem weißen Einweg-Overall aus Tyvek auf einer mobilen Plattform, einem gewaltigen Anhänger mit verschiedenen Suchvorrichtungen, wie man ihn nach Massenkatastrophen, zum Beispiel Flugzeugabstürzen, einsetzte. Scarpetta im Studio von CNN.

»Was wir brauchen, ist der Scarpetta-Faktor, und wir sind deshalb froh, Dr. Kay Scarpetta persönlich bei uns begrüßen zu dürfen. Die besten forensischen Informationen im Fernsehen bei CNN.« Das war inzwischen der Standardspruch des Ansagers in den Tagen, bevor ein Interview mit ihr geplant war. Agee hörte ihn in seinen Gedanken, während er den lautlosen Spot im schweigenden Fernseher verfolgte. Scarpetta und ihr ganz besonderer Faktor, der dem Sender den Tag rettete. Agee beobachtete die Aufnahmen von ihr und von Carley, eine dreißigsekündige Vorankündigung der heutigen Sendung, in der eigentlich Agee vor der Kamera hätte stehen sollen. Carley war wegen ihrer Einschaltquoten in Panik und befürchtete, sich keine weitere Saison halten zu können, sofern sich nicht drastisch etwas daran

änderte. Und was würde aus Agee werden, falls man die Sendung aus dem Programm nahm? Er war ein Mann, der sich von anderen aushalten lassen musste: von Leuten, die ihm nicht das Wasser reichen konnten, und von Carley, die seine Gefühle nicht erwiderte. Wenn die Sendung abgesetzt wurde, war es aus und vorbei mit ihm.

Agee stand vom Bett auf, um seine die gesamte Ohrmuschel bedeckenden Hörgeräte von der Ablage im Bad zu holen. Als er sein bärtiges Gesicht im Spiegel ansah, erschien ihm der Mann, der ihm da entgegenblickte, gleichzeitig fremd und vertraut. Was ist aus dir geworden? Er zog eine Schublade auf, nahm Schere und Rasierer heraus und legte sie auf ein kleines Handtuch, das allmählich säuerlich roch. Dann schaltete er seine Hörgeräte ein. Das Telefon läutete. Wieder jemand, der sich

über den Fernseher beschwerte. Er stellte ihn leiser, sodass sich CNN für ihn in ein kaum auszumachendes Hintergrundgeräusch verwandelte, was von Menschen mit gesundem Gehör jedoch immer noch als recht laut empfunden worden wäre. Anschließend kehrte er zum Bett zurück und begann mit seinen Vorbereitungen. Zuerst förderte er zwei Mobiltelefone zutage, ein Motorola mit einer in Washington, D. C., zugelassenen Nummer, das auf ihn registriert war, und ein Einweg-Kartentelefon, das er für fünfzehn Dollar in einer auf Touristen spezialisierten Elektronikhandlung am Times Square gekauft hatte.

Er verband seine Hörgeräte über Bluetooth mit dem Motorola und wählte sich mit dem Laptop in den internetgestützten Telefondienst ein. Nachdem er in der oberen Menüleiste *Eingegangene*

*Telefonate* angeklickt hatte, gab er seine Telefonnummer in Washington ein. Mit dem Einwegtelefon wählte er die kostenlose Nummer des Telefondienstes und wurde nach einem Piepton aufgefordert, die zehnstellige Nummer einzutippen, die er anrufen wollte. Als er fertig war, ertönte ein erneutes Signal.

Das Einwegtelefon in der rechten Hand rief das Motorola in der linken an. Es läutete. Agee nahm das Gespräch an und hielt sich das Gerät ans Ohr.

»Hallo?«, meldete er sich mit seiner normalen dunklen Stimme, die angenehm und beruhigend klang.

»Ich bin es, Harvey.« Es war ein zittriger Tenor, die Stimme eines Menschen, der noch jung und ziemlich erschüttert war.  
»Sind Sie allein?«

»Ja, ich bin allein. Wie geht es Ihnen? Sie klingen ziemlich aufgebracht«, sagte Agee.

»Ich wünschte, ich hätte es nie gesehen.« Die Stimme bebte, der Mann schien kurz davor, in Tränen auszubrechen. »Verstehen Sie? Ich wollte nicht Zeuge von so etwas und in die Sache verwickelt werden. Ich hätte anhalten und helfen sollen. Was, wenn sie noch gelebt hat, als ich mitgekriegt habe, wie sie aus dem gelben Taxi gezerrt wurde?«

»Beschreiben Sie mir genau, was Sie beobachtet haben.«

Agee schlug wieder einen vernünftigen und beschwichtigenden Ton an und spielte die Rolle des Psychiaters und wechselte die Telefone von einer Hand in die andere, während eine Schreibkraft gleichzeitig jedes Wort des Selbstgesprächs notierte. Er war dieser Person nie begegnet und kannte sie

nur als Telefonist Nummer 5622. Dicke schwarze Buchstaben erschienen in dem Fenster des Web-Browsers auf Agees Computerbildschirm. Er telefonierte weiter mit verstellter Stimme mit sich selbst und durchsetzte das Telefonat mit Nuscheln und Hintergrundgeräuschen, sodass es sich anhörte, als wäre die Verbindung gestört. Die Schreibkraft erfasste nur die Äußerungen des angeblichen Harvey Fahley.

»... Als die Ermittlerin mit mir geredet hat, erwähnte sie, die Polizei wisse, dass Hannah Starr tot sei, und zwar weil man Haare sichergestellt hätte. Kopfhaare, die verwest gewesen seien. (Unverständlich.) Wo? Äh, das hat mir die Ermittlerin nicht verraten. Vielleicht ist schon bekannt, dass es ein Taxifahrer war, weil Hannah doch gesehen wurde, wie sie in ein Taxi stieg. Es könnte

sein, dass die Polizei noch viel mehr weiß, es jedoch für sich behält, weil es negative Folgen für die Stadt haben könnte. Ja, genau. Geld. (Unverständlich.) Aber wenn Hannahs verwestes Kopfhhaar in einem Taxi gefunden wurde und man die Information geheim hält (unverständlich), wäre das verhängnisvoll. (Unverständlich.) Hören Sie, die Verbindung bricht ab. (Unverständlich.) Außerdem sollte ich sowieso nicht mit Ihnen reden. Ich habe große Angst. Ich muss jetzt auflegen.«

Warner Agee beendete das Gespräch, markierte den Text, kopierte ihn und überspielte ihn in sein Textverarbeitungsprogramm. Dann fügte er ihn als Anlage einer E-Mail hinzu, die in wenigen Sekunden auf Carleys iPhone eingehen würde.

Carley:

*Im Anhang findest du die Mitschrift von Informationen, die mir ein Zeuge gerade in einem Telefoninterview gegeben hat. Wie immer: Nicht für die Veröffentlichung bestimmt, da wir die Anonymität meines Informanten wahren müssen. Ich schicke dir die Mitschrift nur, damit du etwas in der Hand hast, falls der Sender Schwierigkeiten bekommt. – Warner*

Er drückte auf Senden.

Das Studio von *The Crispin Report* erinnerte an ein Schwarzes Loch. Schwarze Schallisolierung, ein schwarzer Tisch und schwarze Stühle auf einem schwarzen Boden unter einer schwarz lackierten Scheinwerfertraverse. Scarpetta vermutete,

dass man auf diese Weise eine nüchterne Atmosphäre schaffen wollte, um den hier verbreiteten Nachrichten mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen. Eigentlich stand CNN ja genau für diese Seriosität, die Carley Crispin allerdings nicht zu bieten hatte.

»DNA ist nicht der Weisheit letzter Schluss«, sprach Scarpetta live in die Kamera. »Manchmal spielt sie nicht einmal eine Rolle.«

»Das erschreckt mich aber.« Carley, deren grellrosa Kleid sich mit ihrem kupferroten Haar biss, war heute Abend ungewöhnlich hektisch. »Die angesehenste Forensikerin hält DNA für unwichtig?«

»Das habe ich nicht gesagt, Carley. Ich möchte nur auf das hinaus, was ich schon seit zwei Jahren predige: Es gibt auch noch andere Beweise als DNA. Sie kann niemals eine gründliche Ermittlung ersetzen.«

»Liebe Zuschauer, Sie haben es selbst gehört!« Carleys Gesicht, mit Kollagen aufgespritzt und von Botox gelähmt, füllte den Bildschirm. »DNA ist unwichtig.«

»Ich wiederhole noch einmal, dass ich das nicht gesagt habe.«

»Lassen Sie uns offen sein, Dr. Scarpetta. DNA ist wichtig. Sie könnte sich sogar als das ausschlaggebende Beweismittel im Fall Hannah Starr erweisen.«

»Carley ...?«

»Ich werde Sie nicht danach fragen.« Carley unterbrach sie mit einer Handbewegung und wechselte die Taktik. »Ich habe Hannah Starr nur als Beispiel erwähnt. Mit Hilfe von DNA könnte man beweisen, dass sie tot ist.«

Die Studiomonitore zeigten das Foto von Hannah Starr, das schon seit Wochen in den Nachrichten zu sehen war. Barfuß und

wunderschön in einem tief ausgeschnittenen weißen Sommerkleid auf einem Gehweg vor einem Strand. Auf ihren Lippen stand ein wehmütiges Lächeln. Im Hintergrund waren Palmen und ein blau schillerndes Meer zu erkennen.

»Zu diesem Schluss sind viele Menschen in Kriminalistenkreisen gekommen«, fuhr Crispin fort. »Auch wenn Sie es nicht in der Öffentlichkeit zugeben wollen. Indem Sie sich vor der Wahrheit drücken« – nun wurde ihr Tonfall anklagend –, »öffnen Sie gefährlichen Theorien Tür und Tor. Sollten wir nicht erfahren, ob sie tot ist? Sollte Bobby Fuller, ihr bedauernswerter Ehemann, es nicht wissen? Sollte man nicht mit offiziellen Ermittlungen beginnen und ein paar Haftbefehle ausstellen?«

Inzwischen zeigten die Monitore ein anderes Bild, das ebenfalls schon seit Wochen

im Umlauf war: Bobby Fuller, die gebleichten Zähne zu einem Grinsen gebleckt und in Tenniskleidung am Steuer seines vierhunderttausend Dollar teuren roten Porsche Carrera GT.

»Ist es nicht richtig, Dr. Scarpetta«, hakte Carley nach, »dass man mit DNA theoretisch den Tod eines Menschen nachweisen könnte? Zum Beispiel, wenn Ihnen ein an einem beliebigen Ort, etwa in einem Fahrzeug, sichergestelltes Haar vorläge?«

»Mit Hilfe von DNA den Tod eines Menschen nachzuweisen ist unmöglich«, entgegnete Scarpetta. »DNA dient der Identitätsfeststellung.«

»Also könnte die DNA uns verraten, ob die in einem Fahrzeug gefundenen Haare von Hannah stammen.«

»Kein Kommentar.«

»Und wenn diese Haare Anzeichen von Verwesung zeigen?«

»Ich kann nicht über diesen Fall sprechen.«

»Können oder wollen Sie nicht?«, gab Carley zurück. »Was versuchen Sie uns hier zu verheimlichen? Ist es womöglich die unangenehme Wahrheit, dass Experten wie Sie sich, was Hannah Starrs Schicksal angeht, geirrt haben könnten?«

Wieder erschien ein altbekanntes Foto auf den Monitoren: Hannah in einem Kostüm von Dolce & Gabbana, das lange blonde Haar hochgesteckt und eine Brille auf der Nase, saß an einem Biedermeierschreibtisch in einem Eckbüro mit Blick auf den Hudson.

»Vielleicht hat ihr tragisches Verschwinden ja ganz andere Gründe, als alle, einschließlich Sie, angenommen haben.«

Carley fragte nicht mehr, sondern stellte Behauptungen in den Raum und hatte den Tonfall eines Anwalts im Kreuzverhör angeschlagen.

»Carley, ich bin Gerichtsmedizinerin hier in New York City. Ihnen ist doch sicher klar, warum ich ein Gespräch über dieses Thema verweigern muss.«

»Offiziell sind Sie freie Mitarbeiterin, keine Angestellte.«

»Ich bin Angestellte und dem Chief Medical Examiner von New York City rechenschaftspflichtig«, erwiderte Scarpetta.

Ein anderes Foto: Die aus den Fünfigern stammende, aus blauem Backstein bestehende Fassade der New Yorker Gerichtsmedizin.

»Sie arbeiten ohne Bezahlung. Ich glaube, es wurde in den Nachrichten

gemeldet. Sie stellen Ihre Zeit kostenlos der New Yorker Behörde zur Verfügung.« Carley wandte sich zur Kamera. »Den Zuschauern, die es vielleicht nicht wissen, möchte ich erklären, dass Dr. Kay Scarpetta Gerichtsmedizinerin in Massachusetts ist und außerdem in Teilzeit und unbezahlt am Gerichtsmedizinischen Institut hier in New York arbeitet.« Dann drehte sie sich wieder zu Scarpetta um. »Allerdings verstehe ich nicht ganz, wie Sie gleichzeitig in New York City und für das Commonwealth of Massachusetts tätig sein können.«

Scarpetta zog es vor, sie weiter darüber im Dunkeln zu lassen.

Carley griff nach einem Stift, als wolle sie sich Notizen machen. »Dr. Scarpetta, allein Ihre Weigerung, über Hannah Starr zu sprechen, beweist doch schon, dass Sie sie für tot halten. Wenn Sie glauben würden,

dass sie noch lebt, wäre es kein Problem für Sie, Ihre Meinung zu äußern. Denn solange sie nicht tot ist, ist sie auch nicht Ihr Fall.«

Das war nicht richtig, da Forensiker zuweilen auch lebende Patienten untersuchten oder sich an der Fahndung nach vermissten Personen beteiligten, von deren Tod man ausging. Aber Scarpetta hatte nicht vor, das klarzustellen.

»Es verstößt gegen das Standesrecht, einen Fall zu erörtern, in dem die Ermittlungen noch laufen und in dem bis jetzt kein gerichtliches Urteil ergangen ist. Ich habe mich bereit erklärt, heute Abend in Ihre Sendung zu kommen, Carley, um allgemeine forensische Beweise, insbesondere Faserspuren, zu besprechen, von denen die häufigste die mikroskopische Analyse von Haaren ist.«

»Okay, dann reden wir über Faserspuren und Haare.« Carley klopfte mit dem Bleistift auf ihre Papiere. »Durch eine Haaruntersuchung lässt sich doch feststellen, ob derjenige schon tot war, als er das Haar verloren hat. Wenn man zum Beispiel Haare in einem Fahrzeug findet, mit dem die Leiche transportiert worden ist?«

»Die DNA verrät einem nicht, ob der Betreffende tot ist«, wiederholte Scarpetta.

»Aber was sagen uns Haare dann, wenn wir einmal annehmen, dass Haare, die als von Hannah stammend identifiziert wurden, an einem Ort, beispielsweise in einem Fahrzeug, sichergestellt werden?«

»Warum befassen wir uns nicht mit der mikroskopischen Haaranalyse im Allgemeinen? Schließlich ist dies das Thema, auf das wir beide uns für heute Abend geeinigt haben.«

»Dann also ganz allgemein«, entgegnete Carley. »Erklären Sie uns, woran Sie erkennen, ob ein Haar von einem Toten ist. Sie entdecken ein Haar, nehmen wir einmal an, in einem Fahrzeug. Wie entscheiden Sie, ob die Person, die es verloren hat, zu diesem Zeitpunkt lebendig oder tot war?«

»Nach dem Tod eingetretene Schädigungen der Haarwurzel beziehungsweise deren Nichtvorhandensein können uns darauf hinweisen, ob das Haar von einem lebenden Menschen oder von einer Leiche stammt«, antwortete Scarpetta.

»Darauf wollte ich hinaus.« Carley klopfte mit ihrem Bleistift, dass es klang wie ein Metronom. »Denn meinen Quellen zufolge wurde im Fall Hannah Starr Haar sichergestellt, das eindeutig Schädigungen zeigte, die auf Tod und Verwesung hinweisen.«

Scarpetta hatte keine Ahnung, was Carley meinte, und fragte sich, ob sie vielleicht den Fall Hannah Starr mit dem des vermissten Kleinkinds Caylee Anthony verwechselte, deren rotes Haar, das im Kofferraum des Familienautos entdeckt worden war, Anzeichen von Verwesung aufwies.

»Wie also erklären Sie Schädigungen, die nur nach dem Tod aufgetreten sein können, wenn die betreffende Person gar nicht tot ist?« Carley fixierte Scarpetta mit einem gespielt fragenden Blick.

»Ich weiß nicht, was Sie unter ›Schädigungen‹ verstehen«, gab Scarpetta zurück. Sie spielte mit dem Gedanken, einfach das Studio zu verlassen.

»Zum Beispiel durch Insekten.« Carley klopfte laut mit dem Bleistift. »Meine Quellen haben mir mitgeteilt, das im Fall Hannah Starr aufgefundene Haar wiese

Anzeichen von Schäden auf, wie sie nur nach dem Tod entstehen können.« Sie wandte sich zur Kamera um. »Und das hat man der Öffentlichkeit bis jetzt verschwiegen. Wir erörtern es zum ersten Mal hier in meiner Sendung.«

»Insektenbefall muss nicht heißen, dass die Person, die das Haar verloren hat, tot ist«, antwortete Scarpetta, ohne auf das Thema Hannah Starr einzugehen. »Wenn einem zu Hause, im Auto oder in der Garage ein Haar ausfällt, könnten sich Insekten genauso gut darüber hermachen.«

»Möchten Sie unseren Zuschauern nicht erklären, wie Insekten Haare beschädigen?«

»Sie fressen sie an. Unter dem Mikroskop sieht man die Bissspuren. Bei Haaren mit solchen Merkmalen nimmt man

normalerweise an, dass das Haar vor längerer Zeit verloren wurde.«

»Und man geht davon aus, dass die Person tot ist.« Carley zeigte mit dem Bleistift auf sie.

»Nein, auf der Grundlage dieser Tatsache allein kann man einen solchen Schluss nicht ziehen.«

Auf den Monitoren erschienen mikroskopische Abbildungen zweier menschlicher Haare in fünfzigfacher Vergrößerung.

»Also, Dr. Scarpetta, wir haben hier die Bilder, die Sie unseren Zuschauern gern zeigen wollten«, verkündete Carley. »Beschreiben Sie uns genau, was wir hier sehen.«

»Wurzelverklebung nach dem Tod«, begann Scarpetta. »Oder, um mit den Worten des großen Kriminaltechnikers Nick Petraco zu sprechen, eine opake,

ellipsoide Verklebung, die offenbar aus einer Ansammlung von verlängerten Lufteinschlüssen im Haarschaft dicht oberhalb der Kopfhaut besteht.«

»Stopp! Ich glaube, unsere Zuschauer brauchen da eine Übersetzung.«

»Auf den Fotos, die Sie vor sich haben, können Sie dunkle Stellen an der zwiebelförmigen Wurzel erkennen. Sehen Sie die dunklen Verklebungen? Dieses Phänomen tritt bei lebenden Menschen nicht auf.«

»Und wir betrachten hier Hannah Starrs Haare«, stellte Carley fest.

»Nein, ganz sicher nicht.« Wenn sie jetzt aus dem Studio stürmte, würde sie die Sache nur verschlimmern. *Durchhalten*, sagte sie sich.

»Nein?« Eine theatralische Pause. »Von wem sind sie dann?«

»Ich führe Ihnen hier einfach nur Beispiele dafür vor, was man bei einer mikroskopischen Haaranalyse alles entdecken kann«, erwiderte Scarpetta wie auf eine vernünftige Frage, obwohl es ganz und gar keine war. Carley wusste ganz genau, dass diese Haare nichts mit dem Fall Hannah Starr zu tun hatten, sondern von einem Unbekannten stammten und Teil einer PowerPoint-Präsentation waren, die Scarpetta häufig an gerichtsmedizinischen Fakultäten hielt.

»Es sind also nicht Hannahs Haare, und sie stehen auch in keinerlei Zusammenhang mit ihrem Verschwinden?«

»Es sind nur Demonstrationsobjekte.«

»Nun, offenbar ist es das, was mit dem ›Scarpetta-Faktor‹ gemeint ist. Sie zaubern einen Trumpf aus dem Ärmel, um Ihre Theorie zu untermauern, dass Hannah

offensichtlich tot ist. Deshalb führen Sie uns auch die Haare eines Toten vor. Tja, ich stimme Ihnen zu, Dr. Scarpetta«, fuhr Carley langsam und betont fort. »Ich glaube, dass Hannah Starr nicht mehr lebt. Außerdem bin ich überzeugt, dass ihr Schicksal mit dem der Joggerin in Zusammenhang steht, die vor kurzem im Central Park brutal ermordet wurde. Toni Darien.«

Auf den Monitoren erschien ein Foto von Toni Darien in enger Hose und knapper Bluse mit Bowlingbahnen im Hintergrund. Ein zweites Foto zeigte sie als Leiche am Fundort.

*Woher zum Teufel hat sie das?* Scarpetta ließ sich ihre Überraschung nicht anmerken. Wie hatte Carley ein Foto vom Fundort in die Finger bekommen?

»Es ist allgemein bekannt«, wandte sich Carley an die Zuschauer, »dass ich Quellen

habe, die ich nicht preisgeben darf. Doch mir liegen Bestätigungen für diese Information vor. Ich habe in Erfahrung gebracht, mindestens ein Zeuge habe bei der New Yorker Polizei gemeldet, er habe beobachtet, wie Toni Dariens Leiche heute am frühen Morgen aus einem gelben Taxi gezerzt wurde. Sind Sie über diese Tatsache im Bilde, Dr. Scarpetta?» Es wurde weiter langsam mit dem Bleistift geklopft.

»Auch über die Ermittlungen im Fall Toni Darien werde ich nicht sprechen.« Scarpetta versuchte, sich nicht von dem Fundortfoto ablenken zu lassen. Es handelte sich offenbar um eines der Fotos, die heute Morgen von einem Ermittler der Spurensicherung aufgenommen worden waren.

»Also gäbe es etwas zu berichten«, bohrte Carley weiter. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Ich möchte die Zuschauer daran erinnern, dass Hannah Starr zuletzt gesehen wurde, als sie nach einem Abendessen mit Freunden in Greenwich Village in ein gelbes Taxi stieg, und zwar am Tag vor Thanksgiving. Mir ist klar, dass Sie sich nicht dazu äußern werden, Dr. Scarpetta. Deshalb werde ich Ihnen eine Frage stellen, die Sie eigentlich zu beantworten in der Lage sein müssten. Gehört die Verbrechensverhütung nicht auch zur Tätigkeit eines Gerichtsmediziners? Ist es nicht Ihre Aufgabe, die Todesursache herauszufinden, um zu verhindern, dass weitere Menschen ermordet werden?«

»Selbstverständlich«, entgegnete Scarpetta. »Und um Verbrechen vorzubeugen, ist es manchmal nötig, dass diejenigen, die für die öffentliche Gesundheit und Sicherheit die Verantwortung tragen, bei der

Verbreitung von Informationen äußerste Vorsicht walten lassen.«

»Nun, dann würde mich eines interessieren. Wäre es nicht im Sinne der Bevölkerung, zu wissen, dass ein Serienmörder in einem gelben Taxi in New York herumfährt und Ausschau nach seinem nächsten Opfer hält? Ist es nicht Ihre Pflicht, es bekanntzugeben, wenn Sie über derartige Informationen verfügen, Dr. Scarpetta?«

»Falls diese Informationen belegt sind und dem Schutz der Bevölkerung dienen, stimme ich Ihnen zu. Man sollte sie veröffentlichen.«

»Und warum ist es dann nicht geschehen?«

»Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob diese Informationen existieren oder nicht

und ob es sich dabei um Tatsachen handelt.«

»Wie ist das möglich? Eine Leiche wird bei Ihnen in die Gerichtsmedizin eingeliefert. Dann erfahren Sie von der Polizei oder von einem glaubwürdigen Zeugen, dass ein gelbes Taxi im Spiel sein könnte. Und dennoch halten Sie es nicht für nötig, diesen Umstand öffentlich zu machen, um zu verhindern, dass noch eine bedauernswerte, ahnungslose Frau brutal vergewaltigt und ermordet wird?«

»Sie haben sich in ein Gebiet verirrt, über das ich nicht ausreichend im Bilde bin und das auch nicht in meinen Zuständigkeitsbereich fällt«, entgegnete Scarpetta. »Die Aufgabe eines Gerichtsmediziners besteht darin, Art und Ursache des Todes festzustellen und diese sachdienlichen Fakten an die Personen weiterzugeben, deren Beruf es

ist, für Recht und Ordnung zu sorgen. Ein Gerichtsmediziner ist nicht befugt, als Ermittler aufzutreten oder sogenannte Hinweise weiterzugeben, die möglicherweise nur auf Gerüchten und Hörensagen basieren.«

Der Teleprompter verriet Carley, dass sie einen Anrufer in der Leitung hatte. Scarpetta vermutete, dass der Produzent Alex Bachta versuchen wollte, eine Katastrophe abzuwenden und Carley zu bremsen, bevor sie sich noch mehr ins Abseits manövrierte, da sie unablässig gegen die Vertragsbedingungen verstieß.

»Nun, es gibt noch viel zu besprechen«, wandte sich Carley an die Zuschauer. »Aber zuerst wollen wir einen Anruf von Dottie aus Detroit annehmen. Dottie, Sie sind auf Sendung. Wie ist es denn so in Michigan? Sie sind sicher alle froh, dass die Wahlen

vorbei sind. Denn jetzt hat man uns endlich erzählt, dass wir in einer Rezession stecken, falls wir das noch nicht mitbekommen haben sollen.«

»Ich habe McCain gewählt. Mein Mann hat gerade seine Stelle bei Chrysler verloren. Außerdem heiÙe ich nicht ...« Eine leise, atemlose Stimme drang aus Scarpettas Ohrhörer.

»Wie lautet Ihre Frage?«

»Eigentlich wollte ich mit Kay sprechen. Wissen Sie, ich finde Sie sehr nett, Kay. Schade, dass Sie nicht auf einen Kaffee vorbeikommen können, denn wir würden sicher gute Freundinnen werden. Außerdem könnte ich Ihnen spirituelle Hilfe anbieten, die Sie sicher nicht in einem Labor ...«

»Wie lautet Ihre Frage?«, unterbrach Carley.

»Welche Tests werden durchgeführt, um festzustellen, ob eine Leiche begonnen hat zu verwesen? Ich glaube, man kann heutzutage die Luft mit einer Art Roboter untersuchen ...«

»Von so einem Roboter habe ich noch nie gehört«, fiel Carley ihr wieder ins Wort.

»Mit Ihnen habe ich nicht gesprochen, Carley. Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich davon halten soll, denn die Forensik ist offenbar nicht in der Lage, die Übel auf dieser Welt zu beseitigen. Erst gestern Vormittag habe ich einen Artikel von Dr. Benton Wesley gelesen, der ein hochangesehener forensischer Psychologe und Kays Ehemann ist. Er schreibt, die Aufklärungsquote bei Morden ist in den letzten zwanzig Jahren um dreißig Prozent gesunken und soll noch weiter fallen. Etwa jeder dreißigste Einwohner dieses Landes

säße im Gefängnis. Wenn wir also jeden erwischen würden, der es verdient hat – wo sollen wir die vielen Leute denn einsperren, und wer kann das bezahlen? Mich würde wirklich interessieren, ob das mit dem Roboter stimmt, Kay.«

»Sie meinen offenbar ein Erkennungsgerät, das man mechanischen Schnüffler oder elektronische Nase nennt. Und ja, Sie haben recht«, erwiderte Scarpetta. »Dieses Gerät existiert und wird anstelle von Leichensuchhunden eingesetzt, um verscharrte Leichen aufzuspüren.«

»Jetzt noch eine Frage an Sie, Carley. Schade, dass Sie so banal und unhöflich sind. Schauen Sie sich doch nur an, wie Sie sich heute Abend blamiert haben, nachdem ...«

»Das ist keine Frage.« Carley unterbrach die Verbindung. »Außerdem sind wir, wie

ich fürchte, am Ende unserer Sendezeit angelangt.« Sie blickte in die Kamera und sortierte Papiere auf ihrem Schreibtisch – Papiere, die nichts weiter als Requisiten waren. »Wir sehen uns morgen Abend beim *Crispin Report*, wo Sie weitere Details über das schockierende Verschwinden von Hannah Starr erfahren werden. Besteht ein Zusammenhang zu dem brutalen Mord an Toni Darien, deren misshandelte Leiche heute Morgen im Central Park gefunden wurde? Ist diese Verbindung womöglich ein gelbes Taxi, und sollte man die Bevölkerung warnen? Mein morgiger Gast ist der forensische Psychiater Warner Agee vom FBI, der die Ansicht vertritt, die beiden Frauen könnten von einem gefährlichen psychopathischen Sexualtäter ermordet worden sein, der vielleicht ein New Yorker Taxifahrer ist, während die Stadtverwaltung die

Angelegenheit unter Verschluss hält, um die Touristen nicht abzuschrecken. Ja, Sie haben richtig gehört, die Touristen.«

»Carley, die Sendezeit ist um!«, rief ein Kameramann.

»Haben wir den letzten Satz mit dem Tourismus noch untergebracht? Ich hätte diese Frau schneller abwürgen sollen«, sagte Carley in die dunkle Kulisse hinein.

Schweigen. »Ja, haben wir«, erwiderte der Mann schließlich. »Ein echter Aufreißer, Carley.«

»Tja, dann müssten die Telefone morgen heißlaufen«, sagte Carley zu Scarpetta. »Vielen, vielen Dank. Es war eine tolle Sendung, finden Sie nicht?«

»Ich dachte, wir hätten eine Vereinbarung.« Scarpetta entfernte ihren Ohrhörer.

»Ich habe Sie nicht nach Hannah oder Toni gefragt, sondern nur Äußerungen in

den Raum gestellt. Sie brauchten auf nichts zu antworten, was Sie nicht wollten, und Sie haben sich ausgezeichnet geschlagen. Warum kommen Sie morgen Abend nicht wieder? Dann habe ich Sie und Warner als Gäste. Ich werde ihn bitten, ein Profil des Taxifahrers zu erstellen«, sagte Carley.

»Auf Grundlage welcher Tatsachen?«, entgegnete Scarpetta verärgert. »Vermutlich wird eine veraltete, auf Anekdoten basierende Theorie dabei herauskommen, die mit empirischer Forschung nicht das Geringste zu tun hat. Falls die Informationen, die Sie soeben preisgegeben haben, von Warner Agee stammen, haben Sie ein Problem. Überlegen Sie doch selbst. Wo soll er sie denn herhaben? Er ist nicht im Entferntesten an den Ermittlungen beteiligt. Und nur damit Sie es wissen: Er war niemals Profiler beim FBI.«

Scarpetta nahm ihr Mikrophon ab, stand auf, stieg über Kabel hinweg und verließ allein das Studio. Draußen im grell erleuchteten langen Flur kam sie an Plakaten vorbei, die Wolf Blitzer, Nancy Grace, Anderson Cooper und Candy Crowley zeigten. Zu ihrer Überraschung saß Alex Bachta auf dem hohen Drehstuhl in der Maske. Er starrte stumpf in einen Fernseher mit leise gestelltem Ton und telefonierte gleichzeitig. Scarpetta nahm ihren Mantel von einem Kleiderbügel im Wandschrank.

»... nicht dass ich daran gezweifelt hätte, aber ich stimme zu. Es ist nicht mehr rückgängig zu machen. Wir können uns so etwas nicht ... Ich weiß, ich weiß«, meinte Alex zu seinem Gesprächspartner. »Ich muss Schluss machen.«

In seinem zerknitterten Hemd mit Krawatte sah er ernst und erschöpft aus. Scarpetta stellte fest, dass sein ordentlich gestutzter Bart immer grauer wurde. Außerdem hatte er geschwollene Tränensäcke. Alles Folgen dessen, wenn man zu viel Zeit in Carleys Nähe verbrachte.

»Laden Sie mich nicht mehr ein«, wandte sich Scarpetta an ihn.

Alex bedeutete ihr, die Tür zu schließen, während am Telefon Lämpchen zu blinken begannen.

»Ich kündige«, fügte sie hinzu.

»Überstürzen Sie nichts. Nehmen Sie doch Platz.«

»Sie haben gegen die Vertragsbedingungen verstoßen. Und, was noch schlimmer ist, Sie haben mein Vertrauen missbraucht, Alex. Wo zum Teufel haben Sie das Foto vom Fundort her?«

»Carley erledigt ihre Recherchen selbst. Ich hatte nichts damit zu tun. Wir hatten keine Ahnung, dass sie über gelbe Taxis und sichergestellte Haare schwadronieren würde. Ein schöner Schlamassel. Hoffentlich ist es wahr. Es wird riesige Schlagzeilen machen, was natürlich kein Nachteil ist. Allerdings nur, wenn es auch stimmt.«

»Sie hoffen allen Ernstes, dass ein Serienmörder in einem gelben Taxi in der Stadt herumfährt?«

»Herrje, so habe ich es nicht gemeint, Kay. Sie hat in ein Wespennest gestochen. Die Telefone stehen nicht still. Der stellvertretende Leiter der Presseabteilung des NYPD streitet alles ab. Und zwar kategorisch. Seiner Ansicht nach handelt es sich bei der Behauptung, man habe verwesende Kopfhaare von Hannah Starr gefunden, um

unbewiesenen und absoluten Schwachsinn. Hat er recht?«

»Ich habe nicht vor, Ihnen aus der Patsche zu helfen.«

»Zum Teufel mit dieser Carley! Sie ist so verdammt neidisch auf Nancy Grace, Bill Kurtis und Dominick Dunne. Ich möchte ihr geraten haben, dass sie ihre Äußerungen auch beweisen kann, denn uns sitzen alle möglichen Leute im Nacken. Nicht ausdenken, was morgen hier los sein wird. Allerdings ist die Taxi-Theorie ziemlich interessant, denn die New Yorker Polizei will sie weder verwerfen noch bestätigen. Was halten Sie davon?«

»Ich werde mich nicht damit auseinandersetzen«, entgegnete Scarpetta. »Als Gerichtsmedizinerin ist es nicht meine Aufgabe, Sie dabei zu unterstützen, Fälle im Fernsehen aufzuklären.«

»Es wäre besser gewesen, wenn wir den mechanischen Schnüffler hätten einblenden können.«

»Ich wusste nicht, dass dieses Thema zur Sprache kommen wird. Außerdem hatte man mir zugesichert, dass Hannah Starr nicht erwähnt werden würde. Und den Mord an Toni Darien zu erörtern kam ohnehin nicht in Frage. Ihnen ist doch klar, dass sie noch in der Gerichtsmedizin liegt und ich sie heute Morgen auf dem Tisch hatte. Sie haben es mir zugesichert, Alex. Ist Ihnen ein Vertrag denn gar nichts mehr wert?«

»Ich versuche mir vorzustellen, wie so ein Ding aussieht. Ziemlich schwierig, ein Ermittlungsgerät ernst zu nehmen, das Schnüffler heißt. Andererseits kann ich mir denken, dass es in vielen Revieren keine Leichensuchhunde gibt.«

»Es geht nicht an, dass Sie Experten einladen, die an laufenden Ermittlungen beteiligt sind, und dann untätig zusehen, während die Sache derart aus dem Ruder läuft.«

»Es wäre toll gewesen, wenn Sie erklärt hätten, was ein Leichensuchhund so tut.«

»Dieses Thema hätte ich gern ausführlich besprochen, aber nicht das andere. Sie waren damit einverstanden, den Fall Hannah Starr außen vor zu lassen. Außerdem wissen Sie, verdammt noch mal, genau, dass ich den Mord an Toni Darien nicht erörtern darf.«

»Schauen Sie. Sie waren heute Abend einfach spitze, okay?« Seufzend sah er ihr in die Augen. »Mir ist klar, dass Sie anderer Ansicht und deshalb sauer sind. Ich habe vollstes Verständnis dafür, dass sie sich ärgern. Da geht es mir nämlich ganz ähnlich.«

Scarpetta ließ ihren Mantel auf einen Schminkstuhl fallen und setzte sich. »Ich hätte vermutlich schon vor Monaten oder sogar einem Jahr meinen Hut nehmen sollen. Oder gar nicht erst damit anfangen. Ich habe Dr. Edison zugesichert, nicht über unaufgeklärte Fälle zu reden, und er hat mir vertraut. Sie gefährden meinen Ruf.«

»Nicht ich. Carley.«

»Nein, ich selbst habe es getan, denn ich hätte es besser wissen müssen. Sie werden sicher einen anderen Gerichtsmediziner oder Kriminalisten finden, der gern für mich einspringen wird und seine Freude daran hat, mit sensationslüsternen Spekulationen um sich zu werfen, anstatt wie ich vorsichtig und sachlich zu argumentieren.«

»Kay ... «

»Ich kann nicht sein wie Carley. Das entspricht mir nicht.«

»Kay, den *Crispin Report* wird man bald in die Tonne treten. Die Einschaltquoten sinken, Kritiker und Blogger zerreißen die Sendung in der Luft, und ich bekomme schon seit einer Weile Druck von oben. Früher war Carley eine gute Journalistin, doch die Zeiten sind offenbar vorbei. Sie einzustellen war nicht meine Idee, und, um dem Sender gegenüber fair zu sein, sie wusste von Anfang an, dass es sich nur um einen Probelauf handelt.«

»Wessen Idee war es dann? Sie sind hier der Produzent. Was für ein Probelauf?«

»Als ehemalige Pressesprecherin im Weißen Haus war sie eine große Nummer. Keine Ahnung, was seitdem passiert ist. Es war ein Fehler. Außerdem haben wir ihr nicht verschwiegen, dass die Sendung nur ein Experiment ist. Sie hat uns versprochen, ihre guten Beziehungen zu

nutzen, um prominente Gäste wie Sie ins Studio zu holen.«

»Sie hatte mich drei Mal als Gast, aber nur, weil Sie mich angefleht haben.«

»Ich habe versucht zu retten, was nicht zu retten ist. Wirklich. Auch Sie haben sich ins Zeug gelegt. Wir haben ihr immer wieder eine Chance gegeben. Wessen Idee es war, spielt keine Rolle mehr, denn all ihre Gäste, abgesehen von Ihnen, kann man vergessen. Die sind unterste Kategorie, denn wer will schon in ihrer Sendung auftreten? Dr. Agee, dieses Fossil von einem forensischen Psychiater? Wenn ich mir noch einen seiner besserwisserischen Monologe anhören muss, fange ich an zu schreien. In unserer Branche wird mit harten Bandagen gekämpft. Wenn man eine Saison nicht so beliebt ist, drücken wir vielleicht noch mal ein Auge zu. Läuft es in der

nächsten Saison auch nicht besser, fliegt der Betreffende. In Carleys Fall liegt die Antwort auf der Hand. Sie sollte bei einem Provinzsender in irgendeiner Kleinstadt anheuern. Den Wetterbericht verlesen, durch eine Kochsendung führen oder eine Show moderieren, die über abstruse Ereignisse im Alltag berichtet. Bei CNN hat sie jedenfalls nichts verloren.«

»Wie ich annehme, planen Sie, sie vor die Tür zu setzen«, sagte Scarpetta. »Das wird sie gar nicht freuen, insbesondere nicht um diese Jahreszeit und angesichts der Wirtschaftslage. Weiß sie es schon?«

»Noch nicht. Bitte erwähnen Sie es nicht. Schauen Sie, ich will nicht um den heißen Brei herumreden.« Die Hände in den Hosentaschen, lehnte er sich an die Kante des Schminktisches. »Wir möchten, dass Sie ihre Nachfolgerin werden.«

»Das ist doch hoffentlich ein Scherz. Vollkommen ausgeschlossen. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, dass Sie das wirklich wollen. Ich eigne mich nicht fürs Showgeschäft.«

»Zugegeben, es ist Show. Oder besser: absurdes Theater«, erwiderte Alex. »Zumindest hat sie es dazu gemacht. Sie hat nur ein knappes Jahr gebraucht, um eine Trümmerwüste zu hinterlassen. Wir haben kein Interesse daran, die Sendung in diesem Format fortzusetzen. Carleys Halbwahrheitenkabinett, Gott bewahre! Es soll eine Sendung zum Thema Verbrechen um dieselbe Sendezeit werden, aber damit sind die Gemeinsamkeiten auch schon zu Ende. Uns schwebt etwas völlig anderes vor. Wir erörtern das Projekt bereits seit einer Weile und sind alle derselben Ansicht. Sie müssen Ihre eigene Sendung bekommen, die genau

auf Sie und Ihre Persönlichkeit zugeschnitten ist.«

»Was auf meine Persönlichkeit zugeschnitten ist, wäre ein Strandhaus und ein gutes Buch oder mein Büro an einem Sonntagmorgen, wenn ich allein im Gebäude bin. Ich will keine Sendung. Ich habe Ihnen doch erklärt, dass ich nur als Analytistin einspringen würde, und zwar unter der Bedingung, dass mein wirkliches Leben nicht darunter leidet und ich niemandem Schaden zufüge.«

»Was wir hier tun, ist das wirkliche Leben.«

»Erinnern Sie sich noch an unsere Gespräche am Anfang?«, erkundigte sich Scarpetta. »Wir waren uns einig, dass die Sendung keinen negativen Einfluss auf meine Tätigkeit als Gerichtsmedizinerin haben darf. Und nach dem heutigen Abend

ist offensichtlich, dass dieser negative Einfluss besteht.«

»Sie haben die Blogs und die E-Mails sicher gelesen. Die Zuschauerreaktionen auf Sie sind phänomenal.«

»Ich lese sie grundsätzlich nicht.«

»*Der Scarpetta-Faktor*«, fuhr Bachta fort. »Ein toller Name für Ihre neue Sendung.«

»Genau davon würde ich mich lieber distanzieren.«

»Aus welchem Grund denn? Inzwischen ist der Ausdruck zum geflügelten Wort geworden.«

»Das wollte ich unter allen Umständen vermeiden, verdammt!«, entgegnete sie und versuchte, sich ihren Ärger nicht anmerken zu lassen.

»Der Titel erzeugt Spannung. Wenn ein Fall unlösbar erscheint, rufen die Leute nach dem Scarpetta-Faktor.«

»Sie haben diese Phrase in die Welt gesetzt, indem Ihre Mitarbeiter sie ständig vor laufender Kamera wiederholen. Indem Sie mich so ankündigen lassen. Indem Sie alles, was ich zu sagen habe, damit einleiten. Ich finde das peinlich und irreführend.«

»Ich schicke Ihnen das Konzept zu«, sagte Alex. »Schauen Sie es sich an, dann können wir weiterreden.«

Die Lichter von New Jersey flackerten wie eine Million winziger Flammen, und die Flugzeuge erinnerten an Supernovas, von denen manche reglos am schwarzen Himmel zu verharren schienen. Benton musste an etwas denken, das Lucy ihm einmal erklärt hatte. Wenn man glaubte, dass ein Flugzeug sich nicht bewegte, kam es entweder direkt auf einen zu oder entfernte sich in geradem Kurs. Es sei ratsam zu wissen, was von beidem zuträfe, falls einem sein Leben lieb sei.

Angespannt beugte Benton sich in seinem Lieblingsstuhl aus Eiche vor, der am Fenster mit Blick auf den Broadway stand, und hinterließ Scarpetta eine weitere

Nachricht: »Kay, geh nicht allein nach Hause. Bitte ruf mich an, dann hole ich dich ab.«

Er versuchte es nun schon zum dritten Mal, aber sie antwortete nicht und hätte schon vor einer Stunde zu Hause sein sollen. Am liebsten hätte er Schuhe und Mantel genommen und wäre einfach losgelaufen. Allerdings wäre das nicht sehr sinnvoll gewesen, denn das Time Warner Center und die gesamte Umgebung des Columbus Circle waren riesig, sodass Benton sie vermutlich verpassen würde. Und wenn sie nach Hause kam und ihn nicht vorfand, würde sie sich Sorgen machen. Er stand auf und sah nach Norden, wo die Zentrale von CNN in metallgrauen Glastürmen, durchsetzt mit Quadraten aus weichem weißem Licht, residierte.

Carley Crispin hatte Scarpetta verraten, weshalb in der Stadtverwaltung inzwischen sicher Aufruhr herrschte. Vielleicht hatte Harvey Fahley sich ja mit CNN in Verbindung gesetzt und beschlossen, iReporter zu werden – oder wie man diese Leute, die sich selbst zu Fernsehjournalisten aufschwangen, sonst nannte. Es konnte auch sein, dass, genau wie Benton befürchtet und vorausgesagt hatte, eine andere Person in Erscheinung getreten war, die etwas beobachtet haben wollte oder angeblich über Informationen verfügte. Allerdings kam die Sache mit den verwesenden Haaren im Taxi gewiss nicht von Fahley, außer er hatte sie einfach erfunden und verbreitete dieses Lügenmärchen. Wie sollte er darauf kommen? Haare von Hannah Starr waren nirgendwo sichergestellt worden.

Wieder wählte er Alex Bachtas Mobilfunknummer. Diesmal meldete sich der Produzent.

»Ich suche Kay.« Benton sparte sich die Begrüßung.

»Sie ist vor ein paar Minuten mit Carley rausgegangen«, erwiderte Alex.

»Mit Carley?«, wunderte sich Benton. »Sind Sie sicher?« »Absolut. Sie haben den Sender zur gleichen Zeit und gemeinsam verlassen.«

»Wissen Sie, wo sie hinwollten?«

»Sie scheinen sich Sorgen zu machen. Ist alles in Ordnung? Ich wollte Ihnen noch sagen, dass das mit dem gelben Taxi und Hannah ...«

»Deswegen rufe ich nicht an«, unterbrach ihn Benton.

»Tja, da sind Sie eine Ausnahme. Es war nicht unsere Idee. Carley hat es selbst

recherchiert und wird dafür geradestehen müssen. Mir ist es egal, woher sie es hat. Sie ist dafür verantwortlich.«

Benton lief vor den Fenstern auf und ab. Carleys berufliche Zukunft war ihm herzlich gleichgültig. »Kay geht nicht ans Telefon«, sagte er.

»Ich kann versuchen, Carley zu erreichen. Gibt es ein Problem?«

»Richten Sie ihr aus, dass ich Kay sprechen möchte und dass sie sich am besten ein Taxi nehmen sollen.«

»Angesichts der Lage kein sehr guter Vorschlag. Ich bin nicht sicher, ob ich momentan ein Taxi empfehlen würde«, erwiderte Alex. Benton fragte sich, ob das ein Scherz sein sollte.

»Ich möchte nicht, dass sie zu Fuß durch die Stadt läuft, auch wenn ich den Teufel

nicht an die Wand malen will«, entgegnete Benton.

»Dann befürchten Sie also, der Mörder könnte ...«

»Sie haben keine Ahnung, was ich befürchte, und ich habe nicht vor, meine Zeit mit einem Gespräch darüber zu vergeuden. Ich bitte Sie nur, Kay zu erreichen.«

»Bleiben Sie dran. Ich versuche es sofort bei Carley«, sagte Alex, und Benton hörte, wie er eine Nummer in ein anderes Telefon eintippte und Carley eine Nachricht hinterließ: »... also rufen Sie mich so schnell wie möglich zurück. Benton kann Kay nicht erreichen. Es ist dringend.« Er wandte sich wieder dem Telefonat mit Benton zu. »Vielleicht haben sie ja nach der Sendung vergessen, ihre Telefone wieder einzuschalten.«

»Ich gebe Ihnen die Nummer des Portiers in unserem Haus«, erwiderte Benton. »Man wird Sie dort mit mir verbinden, falls Sie etwas in Erfahrung bringen. Und das ist meine Mobilfunknummer.«

Er wünschte, Alex hätte nicht das Wort *dringend* benutzt. Nachdem er ihm die Nummern genannt hatte, überlegte er, ob er Marino anrufen sollte. Eigentlich hatte er nicht die geringste Lust, mit ihm zu sprechen oder auch nur jemals wieder seine Stimme zu hören. Aber er brauchte seine Hilfe. Die Lichter der Hochhäuser auf der anderen Seite des Hudson spiegelten sich in Ufernähe im Wasser. In der Mitte bildete der Fluss einen schwarzen Abgrund. Kein einziges Schiff war zu sehen, und es herrschte dieselbe kalte und dunkle Leere, die Benton auch in seinem Herzen empfand, wenn er an Marino dachte. Da er

nicht wusste, was er tun sollte, verharrte er eine Weile reglos. Es ärgerte ihn, dass Marino stets der Erste war, der ihm einfiel, wenn Scarpetta in Gefahr schwebte. So als hätte eine höhere Macht ihn zu ihrem Beschützer auserkoren. Warum? Aus welchem Grund kam er ohne Marino nicht zurecht?

Benton kochte vor Wut. In gewisser Weise war dieses Gefühl jetzt sogar stärker als damals zur Zeit des Zwischenfalls, der im Frühling zwei Jahre zurückliegen würde. Es war ein Übergriff gewesen, bei dem es sich genau genommen um eine Straftat handelte. Benton kannte jede schmutzige Einzelheit. Marino, damals sturzbetrunkener und völlig durchgedreht, hatte es auf den Alkohol und das Potenzmittel geschoben, das er damals konsumierte. So habe eines zum anderen geführt. Doch es spielte keine

Rolle. Alle bereuten, und es tat ihnen entsetzlich leid. Benton hatte die Lage würdevoll und effizient gemeistert und sich korrekt verhalten. Er hatte Marino einen Therapieplatz und einen Job besorgt und hätte inzwischen eigentlich darüber hinweg sein müssen. Aber weit gefehlt. Das Ereignis schwebte noch immer über ihm wie ein Damoklesschwert.

»Ich bin es«, sagte Benton, als Marino beim ersten Läuten abhob. »Wo bist du?«

»In der Bruchbude, die ich meine Wohnung nenne. Kannst du mir vielleicht erklären, was der Mist gerade sollte? Woher hat Carley Crispin diese Scheiße? Wenn Berger das rauskriegt, dann gnade uns Gott. Sie sitzt noch im Hubschrauber und ahnt nichts. Wer zum Teufel hat Carley informiert? Sie kann das Zeug doch nicht aus dem Hut gezaubert haben. Also hat sich

jemand verplappert. Und wie, verdammt noch mal, ist sie an das Foto vom Tatort gekommen? Ich habe versucht, Bonnell zu erreichen, aber es ist immer nur ihre Mailbox dran. Bestimmt telefoniert sie gerade mit dem Polizeichef, weil jeder wissen will, warum ein Serienmörder mit einem Taxi in der Stadt herumkurvt.«

Marino hatte Scarpetta also im *Crispin Report* gesehen. Kurz empfand Benton Widerwillen, dann war da nur noch Leere. Er würde nicht zulassen, dass er wieder in diesem schwarzen Loch versank.

»Keine Ahnung, was los ist. Jedenfalls wurden Carley offenbar Informationen zugespielt. Vielleicht von Harvey Fahley. Oder einem anderen. Bist du sicher, dass Bonnell nicht ...«, begann Benton.

»Willst du mich verarschen? Traust du ihr zu, dass sie etwas über ihren eigenen Fall bei CNN ausplaudert?«

»Ich kenne sie nicht. Außerdem war sie besorgt, weil die Bevölkerung nicht gewarnt wurde.«

»Glaub mir, sie wird ganz sicher keine Luftsprünge machen.« Marino klang, als seien Bonnell und er seit neuestem die besten Freunde.

»Bist du in der Nähe deines Computers?«

»Lässt sich machen. Warum? Was sagt Doc Scarpetta dazu?«

»Keine Ahnung. Sie ist nämlich noch nicht zu Hause«, erwiderte Benton.

»Nicht zu Hause? Warum bist du nicht bei ihr?«

»Ich begleite sie nie zu CNN. Sie mag das nicht. Du kennst sie ja.«

»Sie ist allein zu Fuß gegangen?«

»Es sind nur sechs Häuserblocks, Marino.«

»Trotzdem. Sie sollte das nicht tun.«

»Nun, sie tut es aber. Jedes Mal geht sie allein zu Fuß und besteht sogar darauf – und zwar, seit sie vor einem guten Jahr bei der Sendung angefangen hat. Sie will keinen Fahrdienst und lässt mich nicht mitkommen, vorausgesetzt, wir sind überhaupt beide in der Stadt.« Benton redete wie ein Wasserfall und klang gereizt. Es ärgerte ihn, dass er sich verpflichtet fühlte, sich zu rechtfertigen. Marino vermittelte ihm das Gefühl, ein schlechter Ehemann zu sein.

»Einer von uns sollte dabei sein, wenn sie live im Fernsehen auftritt«, fuhr Marino fort. »Schließlich kann jeder schon Tage im Voraus aus der Website und den Werbespots erfahren, um welche Zeit sie unterwegs sein wird. Jemand könnte ihr vor oder nach

der Sendung vor dem Gebäude auflauern. Du oder ich sollten sie bewachen, wie ich es bei Berger mache. Bei einer Live-Sendung ist es nämlich ziemlich einfach, denjenigen anschließend abzupassen.«

Genau das bereitete auch Benton Kopferbrechen. Dodie Hodges hatte Scarpetta im Studio angerufen, und er wusste nicht, wo sie sich aufhielt. Vielleicht war sie ja in der Stadt und ganz in der Nähe. Außerdem wohnte sie nicht weit von hier. Nur auf der anderen Seite der George Washington Bridge.

»Ich habe eine Idee. Du hältst Kay einen Vortrag über Vorsichtsmaßnahmen. Vielleicht hört sie auf dich ja eher als auf mich«, schlug Benton vor.

»Ich könnte sie auch beschatten, ohne dass sie es merkt.«

»Auf diese Weise würdest du dir ihren Hass zuziehen.«

Marino erwiderte nichts, obwohl er eine Antwort auf Lager gehabt hätte. Er hätte sagen können, dass Scarpetta gar nicht in der Lage sei, zu hassen, denn sonst hätte sie das schon vor langer Zeit getan. Seit jener Frühlingsnacht in Charleston vor anderthalb Jahren, als er sie betrunken und voller Wut in ihrem eigenen Haus angegriffen hatte.

»Dodie Hodge«, meinte Benton schließlich. »Die Anruferin, die angeblich in Detroit wohnt. Ich kann dir so viel verraten, dass ich ihren Namen kenne, weil sie uns, also Kay und mir, eine Weihnachtskarte geschickt hat.«

»Daraus schließe ich, dass es da noch Dinge gibt, die du mir nicht erzählen darfst. Lass mich raten. Ein Fall aus dem Reich der

Spinner und Bekloppten. Bellevue, Kirby, McLean. Eine Patientin von dir, die erklärt, sie habe angeblich irgendeinen deiner Artikel über die miserable Aufklärungssquote gelesen. Obwohl es stimmt. In zwanzig Jahren wird vermutlich gar kein Verbrechen mehr aufgeklärt, und wir wohnen alle in Festungen mit Maschinengewehren.«

»Ich habe niemals einen Artikel zu diesem Thema veröffentlicht.«

Er fügte nicht hinzu, dass Warner Agee einen solchen Artikel geschrieben hatte. Es war ein abgekupfelter, nicht sehr origineller Leitartikel, Benton hatte vergessen, in welcher Zeitung er erschienen war. Inzwischen hatte er Agee als Dauersuchbegriff bei Google eingegeben. Aus reinem Selbstschutz, seit die Fehlinformationen in der

Wikipedia aufgetaucht waren. Dr. Clark hatte Benton also nichts Neues berichtet.

»Sie ist deine Patientin. Richtig oder falsch?«, fragte Marino. Mein Gott, hatte der Mann eine laute Stimme!

»Ich darf nicht darüber sprechen, egal ob sie es war oder nicht«, erwiderte Benton.

»Vergangenheitsform. Also ist sie draußen und frei wie ein Vogel. Sag mir, was ich für dich tun kann«, antwortete Marino.

»Ich fände es eine gute Idee, sie im Real Time Crime Center zu überprüfen.« Benton wagte kaum, sich auszumalen, was Dr. Clark davon halten würde.

»Ich muss sowieso hin. Wahrscheinlich bin ich morgen den Großteil des Tages dort.«

»Ich meinte eigentlich eher, heute Nacht. Jetzt«, entgegnete Benton. »Vielleicht

fördert dieser Supercomputer ja etwas zutage, das wir wissen sollten. Hast du von zu Hause aus Zugriff darauf, oder musst du dazu ins Polizeipräsidium fahren?«

»Ich komme nur vor Ort an die Daten ran.«

»Das tut mir leid. Ich wollte dir keine Umstände machen.«

»So habe ich wenigstens die Unterstützung der Analysten. Schließlich bin ich nicht Lucy. Ich tippe immer noch im Zwei-Finger-Suchsystem und habe nicht den leisesten Schimmer von disparaten Datenquellen und Live-Feed-Quellen. Ich springe gleich in meine Stiefel und gehe auf die Pirsch. Nur für dich, Benton.«

Benton hatte es satt, dass Marino versuchte, sich bei ihm einzuschmeicheln und sein Freund zu sein, als wäre nie etwas geschehen. Er selbst verhielt sich Marino

gegenüber nicht sehr freundlich, ja, manchmal richtiggehend abweisend, und obwohl er das wusste, war er machtlos dagegen. In den letzten Wochen war es noch schlimmer geworden. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Marino ihm geantwortet hätte, er solle sich doch ins Knie ficken. Dann würden sie es möglicherweise endlich schaffen, die Vergangenheit zu begraben.

»Darf ich dich fragen, wie du darauf kommst, dass die Weihnachtskarte von dieser Dodie ist, die gerade aus Detroit angerufen hat? Angeblich aus Detroit«, sagte Marino. »Weiß Scarpetta von der Karte?«

»Nein.«

»Auf welche Frage bezieht sich das Nein?«

»Auf beide«, entgegnete Benton.

»Ist diese Dodie Scarpetta je begegnet?«

»Nicht, soweit ich im Bilde bin. Hier geht es nicht um Kay, sondern um mich. Sie hat nur meinetwegen bei CNN angerufen.«

»Ja, schon gut, Benton. Es geht immer nur um dich, aber darauf wollte ich nicht hinaus.« Er klang zornig, so als bohrte er Benton den Finger in die Brust. *Los, jetzt werd schon endlich sauer! Wehr dich!*

»Ich habe ihre Stimme erkannt«, erwiderte Benton.

In einem früheren Jahrhundert wären die beiden vermutlich nach draußen gegangen und hätten einander ordentlich vermöbelt. Primitives Verhalten hatte auch etwas für sich. Es befreite.

»Auf einer Weihnachtskarte? Jetzt blicke ich nicht mehr ganz durch«, wunderte sich Marino.

»Es war eine singende Karte. Wenn man sie aufklappt, wird eine Aufnahme

abgespielt. Eine Aufnahme von Dodie Hodges, wie sie ein ziemlich anstößiges Weihnachtslied singt.«

»Hast du die Karte noch?«, fragte Marino.

»Natürlich. Sie ist ein Beweisstück.«

»Beweisstück wofür?«, hakte Marino nach.

»Schau, was du im Computer entdeckst.«

»Ich wiederhole: Scarpetta ahnt nichts von Dodie Hodges und ihrer Karte?«

»Überhaupt nichts. Gib mir Bescheid, wenn du im Real Time Crime Center etwas rauskriegst.« Benton konnte nicht selbst hingehen und sich der Sache annehmen, weil ihm die nötigen Befugnisse fehlten, was ihn ausgesprochen wurmte.

»Das heißt, dass ich etwas finden werde. Offenbar wolltest du das gerade andeuten«, sagte Marino. »Dir ist sogar bekannt,

worum es sich handelt. Hast du dir eigentlich schon mal überlegt, wie viel Zeit wir mit dieser bescheuerten Schweigepflicht vergeuden?«

»Ich weiß nicht, worauf du stoßen wirst. Wir müssen nur auf Nummer sicher gehen, dass sie nicht gefährlich ist und dass sie noch nie wegen einer Straftat festgenommen wurde«, antwortete Benton.

Marino würde einen Verweis auf Dodies Verhaftung in Detroit entdecken. Vielleicht noch ein paar andere Dinge. Benton war wieder Polizist, wenn auch leider nur ehrenamtlich, und er empfand diese Machtlosigkeit als unerträglich.

»Psychisch gestörte Menschen, die Prominente verfolgen, machen mir Sorgen«, fügte er hinzu.

»Wen außer Scarpetta hat sie denn verfolgt? Angeblich geht es Dodie doch um

dich. Wen also sonst noch? Denkst du an weitere Personen des öffentlichen Lebens?«

»Filmstars zum Beispiel. Möglicherweise einen Schauspieler namens Hap Judd.«

»Interessant, dass du ihn erwähnst«, meinte Marino nach einer kurzen Pause.

»Warum?«

Welche Informationen besaß Marino?

»Solltest du mir nicht besser verraten, warum du ihn aufs Tapet gebracht hast?«, bohrte Marino weiter.

Er war nicht einmal befugt, sich einen Ausweis zeigen zu lassen, wenn er sich mit einem Patienten zusammensetzte. Er durfte ihn auch nicht auf Waffen abtasten oder seine Vergangenheit überprüfen. Eigentlich konnte er gar nichts tun.

»Ich schaue mir diese Dodie Hodges mal an«, sagte Marino. »Und auf Hap Judd werfe ich auch einen Blick. Falls du noch

etwas brauchst, gib mir Bescheid. Ich kann so viele Suchanfragen starten, wie ich lustig bin. Zum Glück bin ich kein Profiler und muss mich deshalb nicht an diese schwachsinnigen Auflagen halten. Ich würde rasend werden.«

»Wenn ich noch Profiler wäre, würden die Auflagen für mich nicht gelten. Dann wäre ich nicht gezwungen, dich zu bitten, mir Daten zu beschaffen«, entgegnete Benton spitz.

»Soll ich Scarpetta von Dodie erzählen, falls ich vor dir mit ihr spreche?«

Die Vorstellung, dass Marino Scarpetta vor Benton erreichen könnte, erfüllte ihn mit Widerwillen.

»Falls du sie tatsächlich vor mir sprichst, würde ich mich freuen, wenn du ihr ausrichten könntest, dass ich ihr schon

stundenlang hinterhertelefoniere«, erwiderte Benton.

»Okay. Ich mache mich jetzt auf den Weg«, antwortete Marino. »Mich wundert nur, dass sie noch nicht zu Hause ist. Ich könnte ein paar Streifenwagen losschicken.«

»Das würde ich jetzt noch nicht tun. Sonst bringen es morgen sämtliche Nachrichtensender. Vergiss nicht, mit wem sie zusammen ist. Wenn die Polizei die beiden aufgreift, kannst du dir das Thema der morgigen Sendung sicher denken.«

»Ich tippe auf *Taxi-Terror in Manhattan*.«

»Seit wann bist du für die Schlagzeilen zuständig?«, sagte Benton.

»Das ist nicht von mir. Es wird bereits überall verbreitet. Angeblich ist ein gelbes Taxi im Spiel. Wahrscheinlich werden uns

die Nachrichten während der Feiertage damit bombardieren. Vielleicht sind Scarpetta und Carley ja irgendwo einen Kaffee trinken gegangen.«

»Ich denke kaum, dass Kay nach dem, was diese Frau gerade angerichtet hat, Kaffee mit ihr trinken möchte.«

»Gib mir Bescheid, wenn ich noch etwas für dich tun kann.« Marino legte auf.

Wieder versuchte Benton, Scarpetta anzurufen, doch es meldete sich nur die Mailbox. Möglicherweise hatte Alex ja recht, und sie hatte vergessen, ihr Telefon wieder einzuschalten. Es konnte auch sein, dass der Akku leer war. Allerdings passte keine dieser Erklärungen zu ihr. Sicher war sie abgelenkt worden. Für gewöhnlich war sie unterwegs immer erreichbar. Außerdem wusste sie, dass Benton sie um eine feste Uhrzeit erwartete. Alex ging auch nicht

mehr ans Telefon. Benton sah sich Scarpettas Auftritt im *Crispin Report* an, den er vor einer Stunde aufgezeichnet hatte. Gleichzeitig öffnete er auf seinem Laptop eine Videodatei, die Mitte November im McLean Hospital entstanden war.

»... gestern Vormittag habe ich einen Artikel von Dr. Benton Wesley gelesen, der ein hochangesehener forensischer Psychologe und Kays Ehemann ist ...«, klang Dodies Stimme körperlos aus dem Flachbildschirmfernseher.

Benton spulte das Video auf seinem Notebook vor, während er Scarpetta auf dem Fernsehbildschirm über dem stillgelegten Kamin in ihrer Altbauwohnung am Central Park West betrachtete. Sie sah hinreißend aus. Ihr zartgeschnittenes Gesicht wirkte jugendlich für ihr Alter, ihr blondes Haar streifte lässig den Kragen

ihres marineblauen, leicht pflaumenblau changierenden Kostüms. Der Anblick von Dodie Hodge auf seinem Computerbildschirm stellte einen beunruhigenden Widerspruch dazu dar.

»... Sie können es doch ein klitzekleines bisschen verstehen, oder? Wir sitzen doch beinahe im gleichen Boot, Benton.« Eine dickliche, unattraktive Frau in einem sackartigen Kleid, das graumelierte Haar zu einem Dutt aufgesteckt. Vor ihr lag das *Buch der Magie* in seinem schwarzen, mit gelben Sternen verzierten Einband. »Natürlich ist es nicht so, als hätte man einen Filmstar in der Familie, aber Sie haben Kay. Hoffentlich richten Sie ihr aus, dass ich keinen ihrer Auftritte bei CNN verpasse. Warum laden die nicht *Sie* ein, sondern Warner Agee, diesen aufgeblasenen Fatzke?

Seine Hörgeräte sehen aus, als hätte er fleischfarbene Blutegel hinter den Ohren.«

»Offenbar mögen Sie ihn nicht.« Dodie war schon öfter über Agee hergezogen.

Benton beobachtete sich selbst, wie er steif und unergründlich in einem förmlichen dunklen Anzug mit Krawatte dasaß. Er stand unter Anspannung, was Dodie spürte. Sie genoss es, wie er sich wand, und wollte offenbar andeuten, dass es Benton Unbehagen bereitete, wenn Agees Name fiel.

»Er hatte seine Chance.« Obwohl Dodie lächelte, blieb ihr Blick stumpf.

»Was für eine Chance?«

»Wir haben gemeinsame Bekannte, und er hätte sich geehrt fühlen sollen ...«

Damals hatte Benton dieser Bemerkung nicht viel Bedeutung beigemessen, so stark war sein Drang gewesen, aus diesem

Zimmer zu fliehen. Nun hatte er eine singende Karte erhalten, und Dodie hatte bei CNN angerufen. Benton fragte sich, was sie mit ihrer Anspielung auf Agee gemeint haben mochte. Was konnten Benton und Dodie gemeinsam haben, wenn nicht Warner Agee? Und woher kannte sie ihn? Natürlich bestand die Möglichkeit, dass sie log. Vielleicht war ja ihr Anwalt in Detroit ein Bekannter von ihm. Der absurde Vorschlag, dass Agee der Experte sein sollte, der sie im McLean Hospital untersuchte, war von einem Mann namens Lafourche gekommen. Er hatte langsam und mit Cajun-Akzent gesprochen. Außerdem verfolgte er offenbar Hintergedanken. Benton war ihm nie begegnet, und er wusste nichts über ihn. Sie hatten nur einige Male miteinander telefoniert. Lafourche hatte Benton mit Hilfe von dessen Piepser aufgespürt,

sich nach dem Befinden »unseres« Mädchens erkundigt und Witze über eine Mandantin gerissen, »die das Talent besitzt, wie gedruckt zu lügen«.

»... Schade, dass Sie so banal und unhöflich sind ...«, klang Dodies Stimme aus dem Fernseher über dem Kamin.

Die Kamera richtete sich auf Scarpetta, die lauschte und geistesabwesend ihren Ohrhörer betastete. Dann legte sie die Hände wieder auf den Tisch und verschränkte sie langsam. Man musste sie so gut kennen wie Benton, um diese Geste deuten zu können. Sie rang um Beherrschung. Er hätte sie warnen sollen. Zum Teufel mit den Standesregeln und der ärztlichen Schweigepflicht! Am liebsten wäre Benton in die eiskalte Dezembernacht hinausgestürzt, um seine Frau zu suchen.

---

Stattdessen betrachtete er ihr Bild im Fernseher und spürte, wie sehr er sie liebte.

Die Lichter am Columbus Circle drängten die Dunkelheit des Central Park zurück. Der Brunnen des Maine Monument mit seiner vergoldeten Statue der siegreichen Columbia neben dem Eingang stand einsam da.

Die roten Buden des Weihnachtsmarkts waren geschlossen. In dieser Saison war die Anzahl der Besucher stark zurückgegangen. Am Zeitungskiosk war keine Menschenseele, nicht einmal die üblichen Streifenpolizisten, zu sehen. Nur ein alter Mann, anscheinend ein Obdachloser, schlief, in mehrere Deckenschichten gewickelt, auf einer Holzbank. Taxis rasten vorbei, allerdings waren die Werbeschilder auf ihrem Dach unbeleuchtet. Auch die

langen Schlangen von Limousinen vor den Mietshäusern und Hotels waren verschwunden. Wohin Scarpetta auch blickte, erkannte sie die Anzeichen und Auswirkungen der schlechtesten Zeiten, an die sie sich erinnern konnte. Sie war zwar in bescheidenen Verhältnissen in einem ärmlichen Viertel von Miami aufgewachsen, doch damals hatte die Geldknappheit nicht das ganze Land betroffen. Nur sie, die Scarpettas, italienische Einwanderer, mussten um ihre Existenz kämpfen.

»Sind Sie nicht ein Glückspilz, dass Sie hier wohnen können?« Carley spähte über den hochgeklappten Kragen ihres Mantels, als sie und Scarpetta im flackernden Licht der Straßenlaternen den Gehweg entlangschlenderten. »Offenbar bezahlt Sie jemand gut. Vielleicht gehört die Wohnung ja auch Lucy. Ich hätte sie ja zu gern in meiner

Sendung. Sie könnte über forensische Ermittlungen mit dem Computer sprechen. Ist sie immer noch mit Jaime Berger befreundet? Ich habe die beiden letztens am Abend in der Monkey Bar gesehen. Ich weiß nicht, ob sie es erwähnt haben. Jaime weigert sich, zu mir in die Sendung zu kommen, und ich habe nicht vor, sie anzubetteln. Aber ich finde es unfair. Schließlich habe ich ihr nichts getan.«

Anscheinend ahnte Carley wirklich nicht, dass es keine weiteren Sendungen mehr geben würde, zumindest nicht mit ihr als Moderatorin. Vielleicht versuchte sie auch, Scarpetta Informationen zu entlocken, weil sie den Verdacht hatte, dass sich bei CNN hinter den Kulissen etwas tat. Es machte Scarpetta zu schaffen, dass sie und Alex beim Verlassen der Maske Carley auf dem Flur angetroffen hatten, und zwar keinen

Meter entfernt von der Tür. Sie hatte getan, als wäre sie gerade im Begriff aufzubrechen, und schlug vor, Scarpetta könne sie ja begleiten, was sehr seltsam war, denn Carley wohnte nicht in der Nähe, sondern in Stamford, Connecticut. Deshalb ging sie nicht zu Fuß oder nahm den Zug oder ein Taxi, sondern benutzte den Fahrdienst des Senders.

»Nachdem sie letztes Jahr in *American Morning* war. Haben Sie die Sendung gesehen?« Carley umrundete schmutzige Eispfützen. »Thema war ein Fall von Tierquälerei, in dem sie die Anklage gegen eine Zoohandelskette vertreten hat. CNN wollte ihr einen Gefallen tun und hat sie eingeladen, um darüber zu reden. Doch sie ist sauer geworden, weil man ihr heikle Fragen gestellt hat. Und wer darf es wieder einmal ausbaden? Ich. Wenn Sie sie bitten würden, würde sie sicher kommen. Ich wette, Sie

haben so gute Beziehungen, dass Sie jeden überzeugen könnten.«

»Warum halten wir kein Taxi für Sie an?«, schlug Scarpetta vor. »Sie machen einen Umweg, und mich stört es nicht, allein zu Fuß zu gehen. Ich habe es nicht mehr weit.«

Scarpetta hätte gern Benton angerufen, um ihm zu sagen, warum sie so lange brauchte, damit er sich keine Sorgen machte. Aber sie hatte ihr BlackBerry nicht bei sich. Vermutlich hatte sie es zu Hause vergessen, wohl am Waschbeckenrand im Badezimmer. Sie hatte sich schon überlegt, ob sie sich Carleys Telefon ausleihen sollte, doch dann hätte die Journalistin ihre Geheimnummer im Speicher gehabt. Und wenn Scarpetta nach dem heutigen Abend eines wusste, dann war es, dass man Carley nicht über den Weg trauen konnte.

»Ein Glück, dass Lucy ihr Vermögen nicht bei Madoff investiert hatte, was nicht heißt, dass er der einzige Betrüger ist«, sagte Carley.

Unter ihnen ratterte eine U-Bahn vorbei. Heiße Luft stieg aus einem Schacht auf. Scarpetta hatte nicht vor, den Köder zu schlucken, den Carley gerade auswarf.

»Ich habe meine Aktien nicht abgestoßen, als ich hätte verkaufen sollen, sondern so lange gewartet, bis der Dow Jones unter achttausend gefallen war«, fuhr Carley fort. »Und dabei besuche ich häufig dieselben Veranstaltungen wie Suze Orman. Ich hätte sie um Rat fragen sollen. Wie viel hat Lucy verloren?«

Als ob Scarpetta ihr das verraten würde, selbst wenn sie es gewusst hätte.

»Mir ist klar, dass sie mit Computern und Investitionen ein Vermögen verdient hat

und immer unter den ersten hundert auf der *Forbes*-Liste war. Allerdings jetzt nicht mehr«, sprach Carley weiter. »War sie nicht vor kurzem noch Milliardärin, und zwar wegen ihrer Hochgeschwindigkeitstechnologien und all der anderen Software, die sie entwickelt hat, als sie praktisch noch in den Windeln lag? Außerdem hatte sie offenbar gute Berater. Zumindest früher.«

»Ich interessiere mich nicht für die *Forbes*-Liste«, entgegnete Scarpetta. Außerdem kannte sie die Antwort nicht. Lucy war in finanziellen Dingen schon immer verschwiegen gewesen, und Scarpetta wollte nicht neugierig sein. »Ich möchte nicht über meine Familie sprechen«, fügte sie hinzu.

»Anscheinend gibt es eine Menge Dinge, über die Sie nicht sprechen wollen.«

»Hier wären wir.« Sie hatten das Haus erreicht, in dem Scarpetta wohnte. »Passen Sie auf sich auf, Carley. Frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr.«

»Geschäft ist Geschäft, richtig? Und da ist alles erlaubt. Vergessen Sie nicht, dass wir Freundinnen sind.« Carley umarmte sie. Das hatte sie bis jetzt noch nie getan.

Scarpetta trat in die mit poliertem Marmor ausgestattete Vorhalle, wühlte ihren Schlüssel aus der Manteltasche und versuchte, sich zu erinnern, wo sie ihr BlackBerry zuletzt gesehen hatte. Da es ihr einfach nicht einfallen wollte, ließ sie den ganzen Abend Revue passieren. Hatte sie das Telefon benutzt, vielleicht bei CNN, und es dann irgendwo liegenlassen? Nein, da war sie ganz sicher.

»Sie waren spitze im Fernsehen.« Der Pförtner, ein junger Mann, der erst seit

kurzem hier arbeitete und in seiner ordentlichen blauen Uniform sehr schneidig wirkte, lächelte ihr zu. »Carley Crispin hat Ihnen ja mächtig zugesetzt, was? Ich an Ihrer Stelle hätte mich nicht so gut beherrschen können. Übrigens ist gerade etwas für Sie abgegeben worden.« Er griff hinter die Theke. Scarpetta wusste, dass er Ross hieß.

»Gerade eben?«, wunderte sie sich. »Um diese Uhrzeit?« Ach ja, Alex hatte ihr ja den Entwurf schicken wollen.

»Die Stadt, die niemals schläft.« Ross reichte ihr einen Karton von FedEx.

Scarpetta stieg in den Aufzug und drückte den Knopf für die oberste Etage. Dabei suchte sie nach einem Hinweis darauf, dass das Paket wirklich von Alex und von CNN stammte. Aber es war kein Absender

angegeben, und ihre eigene Adresse machte einen reichlich merkwürdigen Eindruck.

DR. KAY SCARPETTA  
CHIEF MEDICAL EXAMINER VON  
GOTHAM CITY  
111 CENTRAL PARK WEST USA 10023

Sie als Chief Medical Examiner von Gotham City zu bezeichnen klang nach einem schlechten Scherz. Die Handschrift war so präzise, dass sie fast wirkte wie mit dem Computer ausgedruckt. Doch Scarpetta spürte, dass ein scharfer Verstand, der sie verspotten wollte, den Stift geführt hatte. Sie fragte sich, woher der Absender wusste, dass sie und Benton in diesem Haus wohnten. Ihre Adressen und Telefonnummern waren nirgendwo verzeichnet. Erschrocken stellte sie fest, dass sich der Beleg

für den Absender noch immer am Lieferschein befand. Das Paket war gar nicht mit FedEx versendet worden. *Lieber Gott, mach, dass es keine Bombe ist!*

Der Aufzug war alt, mit verzierten Messingtüren und einer Holzdecke mit Intarsien ausgestattet und bewegte sich quälend langsam nach oben. Scarpetta malte sich eine gedämpfte Explosion aus. Dann den Sturz den dunklen Aufzugschacht hinunter und zu guter Letzt den Aufprall. Ein übler, teerähnlicher Chemiegeruch stieg ihr in die Nase. Ein Brandbeschleuniger auf Petroleumbasis, süßlich und widerwärtig. Sie schnupperte, unsicher, was es war und ob sie es sich nur einbildete. Dieseltreibstoff. Diphoronpentaperoxid. Acetonperoxid. C4. Nitroglycerin. Gerüche und Gefahren, die sie kannte, weil sie manchmal beruflich mit Bränden und Explosionen zu tun hatte. In

den späten Neunzigern hatte sie Lehrgänge zum Thema »Verhalten im Brandfall« geleitet. Damals war Lucy noch Special Agent bei der Behörde für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen, ATF, gewesen. Scarpetta und Benton gehörten seinerzeit zum dortigen Internationalen Einsatzteam. Das war, bevor Benton gestorben und wieder von den Toten auferstanden war.

Silbergraues Haar, verkohlte Haut und Knochen. Seine Breitling-Uhr in einer rußigen Wasserpfütze am Brandort in Philadelphia. Damals hatte sie geglaubt, ihre Welt sei zusammengebrochen. Bentons angebliche sterbliche Überreste. Seine persönliche Habe. Sie hatte nicht den geringsten Verdacht geschöpft und war überzeugt gewesen, dass er nicht mehr lebte, weil man ihr genau das hatte weismachen wollen. Der abscheuliche Gestank nach Brandstiftung

und Brandbeschleunigern. Ein Abgrund, der sich vor ihr auftat, unüberwindlich und für immer. Nur Einsamkeit und Schmerz waren geblieben. Sie fürchtete sich vor dem Nichts, weil sie wusste, wie es sich anfühlte. Die vielen Jahre der Leere hatten ihren Verstand geschärft. Aber was war mit ihrem Herzen geschehen? Wie sollte sie es beschreiben? Benton fragte sie immer noch danach, allerdings nicht oft. Er hatte sich vor dem Chandonne-Kartell versteckt, vor dem organisierten Verbrechen, blutrünstigem Abschaum. Und natürlich hatte er sie dadurch schützen wollen, denn wenn er in Gefahr schwebte, galt das auch für sie. Als ob sie ohne seine Gegenwart weniger bedroht gewesen wäre. Doch niemand hatte sie um ihre Meinung gebeten. Es war besser, wenn alle ihn für tot hielten, hatte man beim FBI beschlossen. *Bitte, lieber Gott,*

*mach, dass es keine Bombe ist!* Ein Geruch nach Petroleum und Asphalt. Der aufdringliche Gestank nach Teer und Naphthensäure. Napalm. Ihr traten die Tränen in die Augen, und ihr wurde übel.

Als sich die Messingtüren öffneten, versuchte sie, das Paket so ruhig wie möglich zu halten. Ihre Hände zitterten. Sie konnte den FedEx-Karton nicht im Aufzug stehenlassen. Sie durfte ihn nicht einfach wegstellen oder entsorgen, da sie damit ihre Nachbarn und die Menschen, die im Haus arbeiteten, gefährdet hätte. Während sie nervös am Schlüssel herumfingerte, raste ihr Herz. Ihr Mund war voller Speichel, und sie bekam kaum noch Luft. Metall auf Metall. Reibung. Statische Funken konnten eine Explosion auslösen. Langsam und tief durchatmen und ruhig bleiben. Die Wohnungstür öffnete sich mit einem

erstaunlich lauten Klicken. *Bitte, lieber Gott, mach, dass es nicht das ist, was ich denke.*

»Benton?«

Sie trat ein und ließ die Tür weit offen.

»Hallo? Benton?«

Vorsichtig stellte sie den FedEx-Karton mitten auf den Couchtisch im menschenleeren, mit wertvollen Kunstwerken und Möbeln im Missionsstil ausgestatteten Wohnzimmer. Sie malte sich aus, wie die riesigen Fenster zerbarsten. Ein gewaltiger Glasregen, dessen rasiermesserscharfe Scherben sich zwanzig Stockwerke in die Tiefe ergossen.

»Benton, wo bist du?«

Auf seinem Morris-Lehnsessel am Fenster mit Blick auf die Lichter der Upper West Side und den Hudson lag ein Stapel Papiere. Die Flugzeuge über den

erleuchteten Startbahnen von Teterboro sahen aus wie UFOs. Wahrscheinlich war Lucy gerade mit dem Hubschrauber auf dem Weg nach New York und Westchester County.

»Benton! «

Scarpetta lief den Flur entlang zum Schlafzimmer. Sie holte tief Luft, schluckte immer wieder und versuchte, ihr Herz und ihren Magen zu beruhigen. Die Toilettenspülung wurde betätigt.

»Verdammt, was ist denn mit deinem Telefon los?«, erklang Bentons Stimme. Im nächsten Moment erschien er in der Schlafzimmertür. »Hast du eine meiner Nachrichten erhalten? Kay? Was zum Teufel ist passiert?«

»Komm nicht näher«, erwiderte sie.

Er war noch immer im Anzug, einem schlichten aus blauem Flanell, der nicht auf

Geld hinwies, denn er trug in Gefängniskrankenhäusern und forensischen Abteilungen nie teure Sachen und achtete sorgfältig auf das Bild, das er Häftlingen und psychisch kranken Straftätern vermittelte. Allerdings hatte er die Krawatte abgenommen und die Schuhe ausgezogen. Sein weißes Hemd stand am Hals offen und hing aus der Hose. Das silbergraue Haar stand ihm zu Berge, als sei er mit den Fingern hindurchgefahren.

»Was ist geschehen?«, wiederholte er und blieb in der Tür stehen. »Da stimmt doch etwas nicht.«

»Hol deine Schuhe und deine Jacke«, antwortete Scarpetta und räusperte sich. »Halt Abstand. Ich weiß nicht, womit ich in Berührung gekommen bin.« Sie sehnte sich verzweifelt danach, sich die Hände mit Bleiche zu schrubben, sich zu

dekontaminieren, lange und heiß zu duschen, die Schichten von Make-up zu entfernen und sich die Haare zu waschen.

»Was ist? Bist du jemandem begegnet? Ist etwas vorgefallen? Ich habe versucht, dich zu erreichen.« Benton verharrte wie eine Statue in der Tür. Sein Gesicht war bleich, und sein Blick wanderte zur Wohnungstür, als befürchtete er, jemand könnte ihr gefolgt sein.

»Wir müssen hier raus.« Die Fernsehschminke fühlte sich klebrig an und haftete wie Leim. Sie glaubte, dass ihr ein Geruch in die Nase stieg. Teer, Schwefel, die Moleküle eingefangen in ihrer Schminke und dem Haarspray. Der Gestank nach Höllenfeuer.

»Geht es um die Anruferin aus Detroit? Ich habe dich mehrmals zu erreichen

versucht«, sagte Benton. »Was wird hier gespielt? Hat dir jemand etwas getan?«

Scarpetta zog den Mantel und die Handschuhe aus, warf sie in den Flur und stieß sie mit dem Fuß beiseite. »Wir müssen hier raus. Sofort. Ein verdächtiges Paket. Es steht im Wohnzimmer. Hol warme Mäntel für uns beide.« *Dir darf nicht übel werden. Nicht erbrechen.*

Benton verschwand im Schlafzimmer, und sie hörte, wie er auf den Schrank zusteuerte. Kleiderbügel klapperten an der Stange. Kurz darauf kehrte er mit einem Paar Bergstiefel, einem Wollmantel und einer Skijacke zurück, die er so lange nicht getragen hatte, dass noch der Skipass am Reißverschluss baumelte. Nachdem er ihr die Jacke gereicht hatte, eilten sie den Flur entlang. Beim Anblick der weit offenen Tür, des FedEx-Kartons im Wohnzimmer und

der Glasschale auf dem Orientteppich verfinsterte sich Bentons Miene. *Öffne die Fenster, um im Fall einer Explosion den Druck zu senken und den Schaden möglichst zu begrenzen. Nein, das ist unmöglich. Geh nicht ins Wohnzimmer. Nähere dich nicht dem Couchtisch. Gerade nicht in Panik. Verlasse die Wohnung. Schließ die Tür und verhindere, dass andere die Wohnung betreten. Vermeide laute Geräusche. Löse keine Schockwellen aus.* Scarpetta zog vorsichtig die Tür zu, schloss aber nicht ab, um der Polizei den Zugang zu ermöglichen. Auf dieser Etage befanden sich noch zwei weitere Wohnungen.

»Hast du den Portier gefragt, wer das Paket abgegeben hat?«, erkundigte sich Benton. »Ich war den ganzen Abend zu Hause. Aber er hat nicht angerufen, um zu melden, dass etwas gebracht wurde.«

»Mir sind erst im Aufzug einige Merkwürdigkeiten aufgefallen. Nein, ich habe nicht gefragt. Das Paket riecht seltsam.« Sie zog seine Skijacke an, die ihr fast bis zu den Knien reichte. Aspen. Wann waren sie zuletzt dort gewesen?

»Was für ein Geruch?«

»Süßlich, nach Teer und nach verfaulten Eiern. Ich kann es nicht richtig beschreiben. Vielleicht habe ich es mir auch nur eingebildet. Dazu der Lieferschein und die eigenartige Adresse. Ich hätte das Paket nicht mit nach oben nehmen, sondern es am Empfang stehenlassen und Ross und alle anderen davon fernhalten sollen, bis die Polizei hier ist. Mein Gott, wie dumm von mir!«

»Du bist nicht dumm.«

»Doch, bin ich. Ich war von Carley Crispin abgelenkt und habe mich verhalten wie eine Idiotin.«

Sie läutete an der Nachbarwohnung. Sie gehörte einem Modedesigner, den sie nur vom Sehen kannte. Typisch New York. Jahrelang konnte man Tür an Tür mit jemandem wohnen, ohne je ein Wort mit ihm zu wechseln.

»Offenbar ist er nicht da«, meinte Scarpetta, klingelte noch einmal und klopfte an die Tür. »Ich bin ihm schon länger nicht mehr begegnet.«

»Wie ist das Paket denn adressiert?«, wollte Benton wissen.

Sie erzählte ihm, dass der Beleg für den Absender noch daran hing und dass sie als Chief Medical Examiner von Gotham City bezeichnet wurde. Während sie erneut klingelte, beschrieb sie die auffällige

Handschrift. Dann machten sie sich auf den Weg zur nächsten Wohnung, wo eine ältere Dame lebte. Sie war vor vielen Jahrzehnten Schauspielerin gewesen und vor allem wegen ihrer Auftritte in der Jackie Gleason Show bekannt. Ihr Mann war vor etwa einem Jahr gestorben. Das war alles, was Scarpetta über Judy wusste, mit Ausnahme der Tatsache, dass sie einen nervösen Zwergpudel besaß, der sofort aus voller Kehle zu bellen begann, als es an der Tür läutete. Judy wirkte erstaunt und nicht sonderlich erfreut, als sie aufmachte. Sie blockierte die Tür, wie um einen Liebhaber zu verstecken. Hinter ihr tänzelte ihr Hund hin und her.

»Ja?«, sagte sie und musterte Benton zweifelnd, denn er trug zwar seinen Mantel, war aber in Socken und hielt die Schuhe in der Hand.

Scarpetta bat sie, telefonieren zu dürfen.

»Haben Sie denn kein eigenes Telefon?« Judys Aussprache klang ein wenig verwaschen. Sie hatte ein schön geschnittenes, aber verlebtes Gesicht. Eine Alkoholikerin.

»Wir können in unserer Wohnung weder die Mobiltelefone noch das normale Telefon benutzen und haben nicht die Zeit, Ihnen alles zu erklären«, erwiderte Scarpetta. »Wir brauchen Ihren Festnetzanschluss.«

»Meinen was?«

»Ihr Telefon. Und dann müssen Sie uns nach unten begleiten. Es ist ein Notfall.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage. Ich gehe nirgendwohin.«

»Ein verdächtiges Paket wurde abgegeben. Wir müssen bei Ihnen telefonieren. Alle auf dieser Etage müssen so schnell wie möglich nach unten gehen«, beharrte Scarpetta.

»Warum haben Sie das Ding mit nach oben gebracht? Sind Sie von allen guten Geistern verlassen?«

Scarpetta roch den Alkohol und fragte sich, welche Medikamente sie wohl in Judys Hausapotheke finden würde. Wut, Depression, Alkoholmissbrauch und kein Lebensinhalt. Sie und Benton traten in ein vertäfeltes, mit teuren französischen Antiquitäten überladenes Wohnzimmer. Es wimmelte von Porzellanfigürchen von Lladro, Liebespaare in Gondeln und Kutschen, zu Pferde und auf Schaukeln, die sich küssten oder ins Gespräch vertieft waren. Auf der einen Fensterbank stand eine wertvolle Krippe aus Kristall. Auf der anderen eine Sammlung von Weihnachtsmännern von Royal Doulton. Allerdings fehlten am Weihnachtsbaum die Lichter und in der Menora die Kerzen. Dafür strotzte das

Zimmer von Souvenirs und Fotos aus einer illustren Vergangenheit. Es war auch ein Emmy in einer Vitrine dabei, deren Seiten im Vernis-Martin-Stil mit handgemalten Putten und Liebespaaren verziert war.

»Ist in Ihrer Wohnung etwas vorgefallen?«, fragte Judy, begleitet vom schrillen Bellen ihres Hundes.

Benton griff zum Telefon, das auf einer Konsole aus vergoldetem Holz stand. Er wählte eine Nummer, die er auswendig konnte, und Scarpetta war sicher, wen er erreichen wollte. Benton verhielt sich in Krisensituationen stets sachlich und diskret, eine Methode, die er als den »direkten Ansatz« bezeichnete. Er beschaffte sich die Information immer aus erster Hand, und das war in diesem Fall Marino.

»Sie haben ein verdächtiges Paket nach oben gebracht? Aber warum denn? Wozu

beschäftigen wir einen Wachdienst?«, empörte sich Judy.

»Wahrscheinlich ist es falscher Alarm. Wir wollen nur auf Nummer sicher gehen«, erwiderte Scarpetta beruhigend.

»Bist du schon in der Polizeizentrale? Nun, verschieb das auf später«, sagte Benton zu Marino und fügte hinzu, es bestehe die Möglichkeit, dass jemand Scarpetta eine Paketbombe geschickt hatte.

»Wahrscheinlich hat jemand wie Sie ständig mit allen möglichen Verrücken zu tun.« Judy zog einen knöchellangen Mantel an, geschorener Chinchilla mit ausgestellten Ärmeln. Ihr Hund sprang auf und ab und kläffte immer hektischer, als Judy die Leine von einer Etagere aus dem Holz des Grünlilienbaums nahm.

Benton beugte sich vor und zog mit einer Hand seine Stiefel an, während er

weitertelefonierte. »Nein, bei einer Nachbarin. Wir wollten unser Telefon nicht benutzen, um kein elektronisches Signal auszulösen, solange wir nicht wissen, womit wir es zu tun haben. Angeblich wurde es von FedEx gebracht. Auf dem Couchtisch. Wir gehen jetzt runter.«

Er legte auf. Judy geriet ins Schwanken, als sie sich bückte, um die Leine in das dazu passende Halsband des Pudels einzuhaken. Es bestand aus blauem Leder, die Schließe stammte von Hermès. Wahrscheinlich war der Name des neurotischen Hundes eingraviert. Sie verließen die Wohnung und traten in den Aufzug. Der süßlich-scharfe chemische Geruch von Dynamit stieg Scarpetta in die Nase. Eine Halluzination. Es war unmöglich, dass sie Dynamit roch. Hier war kein Dynamit.

»Riechst du etwas?«, fragte sie Benton.

»Überhaupt nichts«, erwiderte er.

»Vielleicht mein Parfüm.« Judy schnupperte an ihren Handgelenken. »Ach, Sie meinen, dass es stinkt. Hoffentlich hat man Ihnen kein Anthrax, oder wie das Zeug heißt, geschickt. Warum haben Sie es mit nach oben genommen? Das war rücksichtslos gegenüber der Nachbarschaft.«

Scarpetta bemerkte, dass sie ihre Handtasche in der Wohnung vergessen hatte. Sie stand auf dem Tisch neben der Wohnungstür. Ihre Briefftasche und alle ihre Ausweise befanden sich darin, und die Tür war nicht abgeschlossen. Außerdem wusste sie nicht, was aus ihrem BlackBerry geworden war. Sie hätte das Paket überprüfen sollen, bevor sie es nach oben brachte. Was zum Teufel war nur los mit ihr?

»Marino ist unterwegs hierher, wird aber nicht vor den anderen da sein«, sagte

Benton. Er sparte sich die Mühe, Judy zu erklären, wer Marino war. »Er ist gerade im Polizeipräsidium, in der Notfalleinsatzzentrale.«

»Warum?« Scarpetta beobachtete, wie die Etagen an ihnen vorbeiglitten.

»Real Time Crime Center. Um ein paar Daten zu recherchieren. Zumindest war das der Plan.«

»Wenn das hier eine Genossenschaft wäre, hätte ich gegen Sie gestimmt«, wandte Judy sich an Scarpetta. »Sie sprechen im Fernsehen über all die schrecklichen Verbrechen, und schauen Sie, was passiert. Sie bringen diese Dinge mit nach Hause und gefährden Ihre Nachbarn. Leute wie Sie ziehen Spinner an.«

»Nun, ich hoffe, dass es ein falscher Alarm ist, und entschuldige mich dafür,

dass ich Ihnen Angst gemacht habe. Und Ihrem Hund«, sagte Scarpetta.

»Dieser Aufzug ist so verdammt langsam. Ganz ruhig, Fresca. Sie wissen ja, wie viel sie bellt. Aber sie würde keiner Fliege etwas zuleide tun. Wo soll ich eigentlich hin? Ins Foyer? Ich habe nicht vor, die ganze Nacht im Foyer zu verbringen.«

Judy starrte mit missbilligender Miene auf die Messingtüren des Aufzugs. Benton und Scarpetta schwiegen. Bilder und Geräusche, an die sie schon seit einer Weile nicht mehr gedacht hatte, stiegen in Scarpetta hoch. Damals in den späten Neunzigern hatte ihr Leben eine tragische Wendung genommen. Vor vielen Jahren, in ihrer Zeit bei der ATF, der Behörde für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen. Sie war tief über struppige Nadelbäume und Sand geflogen, der aussah wie Schnee, während

der Rotor des Helikopters mit einem rhythmischen Klappern die Luft durchschnitt. Metallgraue Wasserflächen schlugen im Fahrtwind Wellen, und aufgeschreckte Vögel stoben im Dunst auseinander wie Pfefferkörner. Sie waren unterwegs zu dem alten Flugplatz in Glyncro, Georgia, wo sich die Sprenggruben der ATF, die Häuser zum Simulieren von Razzien, die Betonbunker und die Brennkammern befanden. Scarpetta hatte die Lehrgänge zum Verhalten nach einer Explosion nicht gern unterrichtet und im Anschluss an das Feuer in Philadelphia damit aufgehört. Wie Lucy hatte sie bei der ATF gekündigt. Und dann hatten sie beide ohne Benton weitergelebt.

Nun war er hier mit ihr im Aufzug, als handle es sich bei diesem Teil von Scarpettas Vergangenheit nur um einen wirren

Albtraum, über den sie einfach nicht hinwegkam. Seit dieser Zeit hatte sie keine Sprengstofflehrgänge mehr gegeben, weil sie nicht mehr die nötige Objektivität aufbrachte. Zerrissene Leichen, Verbrennungen, Verletzungen durch umherfliegende Teile, massive Schädigungen des Bindegewebes, zerschmetterte Knochen, durchlöchernde und zerfetzte Organe und blutige Stümpfe, wo gerade noch Hände gewesen waren, gingen ihr inzwischen zu nah. Sie dachte an das Paket, das sie mit in die Wohnung gebracht hatte. Sie war un aufmerksam und zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich über Carley zu ärgern und über Alex' Worte und Dr. Edisons Anspielung auf ihre Karriere bei CNN nachzu grübeln. Dabei hätte sie sofort bemerken müssen, dass auf dem Lieferschein kein

Absender stand und dass der Beleg noch daran hing.

»Heißt der Hund Fresca oder Fresco?«, erkundigte sich Benton bei Judy.

»Fresca. Wie die Limonade. Ich hatte gerade ein Glas voll in der Hand, als Bud mit einer Kuchenschachtel hereinkam, in der sie saß. Ein Geburtstagsgeschenk. Ich hätte gleich darauf kommen müssen. Wegen der vielen Löcher im Deckel. Aber ich habe geglaubt, es sei ein Kuchen. Bis sie bestellt hat.«

»Das kann ich mir denken«, erwiderte Benton.

Fresca begann, an der Leine zu zerren, und kläffte so schrill, dass sich das Geräusch in Scarpettas Ohren und bis ins Gehirn bohrte. Ihr Mund war voller Speichel, und ihr Herz schlug unregelmäßig. *Dir darf jetzt nicht übel werden.* Der Aufzug hielt

an. Die schweren Messingtüren öffneten sich im Zeitlupentempo. Rote und blaue Lichter blitzten auf der anderen Seite der Glastür, die zum Foyer führte. Mit den sechs Polizisten, die marineblaue Schutzanzüge, Schutzwesten, Stiefel und schwere Werkzeuggürtel mit Halterungen für Akkus, Magazintaschen, Knüppel, Taschenlampen und Pistolen in Halftern trugen, wehte kalte Luft herein. Ein Polizist griff mit jeder Hand nach einem Gepäckwagen und zog sie über die Schwelle. Sein Kollege kam direkt auf Scarpetta zu, als seien sie sich schon einmal begegnet. Er war jung, kräftig gebaut und muskulös und hatte schwarzes Haar und dunkle Haut. Das Abzeichen auf seiner Jacke zeigte goldene Sterne und die an einen Comic erinnernde rote Bombe des Bombenentschärfungskommandos.

»Dr. Scarpetta? Ich bin Lieutenant Al Lobo«, sagte er und schüttelte ihr die Hand.

»Was wird hier gespielt?«, fragte Judy.

»Ma'am, Sie müssen das Gebäude verlassen. Wenn Sie so gut wären, nach draußen zu gehen, bis wir hier fertig sind. Es ist zu Ihrem eigenen Schutz.«

»Wie lange wird es dauern? Gott, das ist so ungerecht!«

Der Lieutenant betrachtete Judy, als käme sie ihm bekannt vor. »Ma'am, wenn Sie jetzt bitte meine Anweisungen befolgen würden. Draußen wartet jemand, der Sie ...«

»Was ist mit dem Lokal nebenan?«, schlug Benton vor. »Könnte sie nicht dort warten?«

»Hunde dürfen nicht hinein«, entgegnete Judy empört.

»Ich denke, wenn Sie sie nett bitten, machen sie sicher eine Ausnahme.« Benton begleitete sie zur Eingangstür.

Dann kehrte er zu Scarpetta zurück und nahm ihre Hand. Das Foyer hatte sich mit einem Schlag in einen von Chaos, Lärm und Zugluft erfüllten Raum verwandelt. Aufzugtüren öffneten sich mit einem Klingeln, und Mitglieder des Einsatzkommandos begannen, die Bewohner zu evakuieren, die unmittelbar über und unter, rechts und links von Scarpettas und Bentons Wohnung lebten. Der Lieutenant bezeichnete die Wohnung als »Ziel« und feuerte Fragen auf die beiden ab wie Salven aus einem Maschinengewehr.

»Ich bin ziemlich sicher, dass auf unserer Etage, der neunzehnten, niemand mehr ist«, antwortete Scarpetta. »Ein Nachbar hat nicht aufgemacht und ist offenbar nicht

zu Hause, obwohl Sie noch einmal nachsehen sollten. Die andere Nachbarin ist sie.« Sie meinte Judy.

»Sie erinnert mich an jemanden aus einer dieser alten Fernsehshows, wie Carol Burnett. Über Ihnen gibt es nur noch ein Stockwerk?«

»Zwei«, erwiderte Benton. »Es sind zwei.«

Durch die Glasscheibe beobachtete Scarpetta, wie weitere Notfallfahrzeuge eintrafen. Eines zog einen leichten Anhänger hinter sich her. Sie bemerkte, dass der Verkehr in beiden Richtungen angehalten worden war. Die Polizei hatte diesen Teil des Central Park West gesperrt. Dieselmotoren liefen, herannahende Sirenen heulten. Allmählich sah es rund um das Haus aus wie am Drehort eines Films. Transporter und Streifenwagen parkten am

Straßenrand. Auf Podesten und Anhängern leuchteten Halogenlampen, und Blaulichter zuckten unablässig.

Mitglieder des Bombenentschärfungskommandos öffneten Seitentüren des Transporters und nahmen Pelican-Sicherheitskoffer, Bombensicherheitskoffer, Säcke, Geschirre und Werkzeuge heraus. Dann liefen sie voll beladen die Treppe hinauf und stapelten die Ausrüstungsgegenstände auf die Gepäckwagen. Inzwischen hatte sich Scarpettas Magen beruhigt, doch sie fröstelte innerlich, während sie beobachtete, wie eine Bombenentschärferin eine Jacke und eine Hose aus einem Behälter hob. Es handelte sich um eine etwa vierzig Kilo schwere, dick gefütterte feuerabweisende Rüstung. Ein Schutzanzug. Im nächsten Moment traf ein ziviler schwarzer Geländewagen ein. Ein Polizist stieg aus

und öffnete die Heckklappe, damit sein schokoladenbrauner Labrador herausspringen konnte.

»Sie müssen mir alles sagen, was Sie über das Paket wissen«, wandte sich Lobo an Ross, den Pförtner, der mit verdatterter und ängstlicher Miene hinter der Empfangstheke stand. »Aber das machen wir besser draußen. Dr. Scarpetta, Benton? Kommen Sie bitte mit?«

Die vier traten hinaus auf den Gehweg, wo das grelle Halogenlicht Scarpetta in den Augen schmerzte. Die Dieselmotoren ließen den Boden erbeben. Streifenpolizisten und Kollegen vom Notfalleinsatzkommando sperrten die Umgebung des Gebäudes mit gelbem Plastikband ab. Mittlerweile scharten sich Dutzende von Schaulustigen auf der anderen Straßenseite im dunklen Park, saßen auf der Mauer, redeten

aufgeregt durcheinander und machten Fotos mit ihren Mobiltelefonen. Es war sehr kalt. Arktische Böen peitschen um die Gebäude, doch die frische Luft war angenehm. Allmählich bekam Scarpetta wieder einen klaren Kopf und konnte tief durchatmen.

»Beschreiben Sie das Paket«, forderte Lobo sie auf. »Wie groß?«

»Ein mittelgroßer Karton von FedEx, schätzungsweise fünfundvierzig mal dreißig und neun Zentimeter dick. Ich habe ihn mitten auf den Couchtisch im Wohnzimmer gestellt. Der Weg zwischen dem Tisch und der Tür ist frei, also haben Sie oder Ihr Roboter ungehinderten Zugang. Die Tür ist nicht abgeschlossen.«

»Wie viel wiegt es ungefähr?«

»Höchstens anderthalb Pfund.«

»Hat sich der Inhalt bewegt, als Sie es getragen haben?«

»Ich habe mich bemüht, es möglichst wenig zu erschüttern«, antwortete sie. »Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass etwas Loses darin ist.«

»Haben Sie etwas gehört oder gerochen?«

»Gehört habe ich nichts. Doch ich glaube, ich habe etwas gerochen, was mich an Petroleum erinnert hat. Nach Teer und gleichzeitig süßlich und faulig, vielleicht ein Sprengstoff auf Schwefelbasis. Ich konnte es nicht identifizieren. Jedenfalls hat es so gestunken, dass meine Augen angefangen haben zu tränen.«

»Was ist mit Ihnen?«, wandte sich Lobo an Benton.

»Ich habe nichts gerochen. Allerdings war ich nicht in der Nähe des Pakets.«

»Ist Ihnen ein Geruch aufgefallen, als das Paket abgegeben wurde?«, erkundigte sich Lobo bei Ross.

»Keine Ahnung. Ich habe eine leichte Erkältung. Meine Nase ist verstopft.«

»Der Mantel, den ich anhatte, und meine Handschuhe liegen in der Wohnung im Flur auf dem Boden«, sagte Scarpetta zu Lobo. »Vielleicht wollen Sie sie ja mitnehmen und auf Spuren untersuchen.«

Der Lieutenant erwiderte zwar nichts, doch er hatte gerade eine Menge von ihr erfahren. Von der Größe und dem Gewicht des Pakets ausgehend, konnte es nicht mehr als anderthalb Pfund Sprengstoff enthalten. Außerdem war diese Bombe unempfindlich gegen Erschütterungen, sofern sie nicht mit einem ausgeklügelten Zeitschaltmechanismus ausgestattet war, der irgendwann die Explosion auslöste.

»Mir ist überhaupt nichts Ungewöhnliches aufgefallen.« Ross sprach schnell und beobachtete dabei das dramatische Geschehen auf der Straße. Die flackernden Lichter spiegelten sich in seinem jugendhaften Gesicht. »Der Typ hat das Paket auf die Theke gestellt, hat sich umgedreht und ist gegangen. Ich habe es dann hinter die Theke geräumt, weil ich wusste, dass Dr. Scarpetta bald nach Hause kommen würde.«

»Woher?«, fragte Benton.

»Im Pausenraum haben wir einen Fernseher, und wir wussten, dass sie heute Abend bei CNN auftreten würde ... «

»Wer ist *wir*?«, erkundigte sich Lobo.

»Ich, die Portiers, einer der Botenjungen. Außerdem war ich hier, als sie sich auf den Weg zu CNN gemacht hat.«

»Schildern Sie mir die Person, die das Paket abgegeben hat«, forderte Lobo ihn auf.

»Ein Schwarzer. Langer, dunkler Mantel, Handschuhe, eine FedEx-Mütze, ein Klemmbrett. Keine Ahnung, wie alt er war, aber nicht sehr alt.«

»Haben Sie ihn schon einmal in dieser Gegend beim Abholen oder Ausliefern von Paketen gesehen?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Kam er zu Fuß, oder hat er vor dem Haus einen Transporter oder Laster geparkt?«

»Mir ist kein Transporter aufgefallen«, erwiderte Ross. »Normalerweise parken die Boten, wo eine Lücke frei ist, und gehen den Rest zu Fuß. Mehr kann ich leider auch nicht sagen.« »Das heißt, dass Sie keine Ahnung haben, ob der Mann wirklich ein

Mitarbeiter von FedEx war«, stellte Lobo fest.

»Ich könnte es nicht beweisen. Doch er hat sich nicht verdächtig benommen. Sonst fällt mir nichts ein.«

»Was geschah dann? Er hat also das Paket abgestellt. Was passierte danach?«

»Er ist wieder verschwunden.«

»Einfach so? Er ist direkt zur Tür marschiert? Sind Sie sicher, dass er sich nicht noch eine Weile herumgedrückt hat? Ist er vielleicht im Foyer hin und her geschlendert, möglicherweise in Richtung Treppenhaus? Hat er sich gesetzt?«

Inzwischen entstiegen die Mitarbeiter des Notfalleinsatzkommandos dem Aufzug und führten die übrigen Bewohner aus dem Gebäude.

»Sie erinnern sich also genau, dass der Bote von FedEx reingekommen und

schnurstracks auf Ihre Theke zugegangen ist. Anschließend hat er auf dem Absatz kehrtgemacht und das Gebäude verlassen?«, hakte Lobo nach.

Ross starrte entgeistert auf die Karawane, die sich dem Gebäude näherte. Streifenwagen eskortierten einen Laster, auf dem eine vierzehn Tonnen schwere Schutzkammer ruhte.

»Ach du Sch... !«, rief er aus. »Und das alles nur wegen einem Paket von FedEx. Soll das ein Witz sein?«

»Er könnte sich den Weihnachtsbaum im Foyer angeschaut haben. War er wirklich nicht in der Nähe der Aufzüge?«, beharrte Lobo. »Ross, hören Sie mir überhaupt zu? Es ist nämlich wichtig.«

Der blau-weiße Lastwagen mit der Schutzkammer, die mit einer schwarzen

Plane abgedeckt war, stoppte direkt vor dem Gebäude.

»Auch Kleinigkeiten können gewaltige Folgen haben. Und deshalb spielt selbst die winzigste Einzelheit eine Rolle«, sagte Lobo. »Also frage ich Sie noch einmal. Hat sich der Mann von FedEx sonst noch irgendwo im Haus aufgehalten, auch wenn es nur eine Sekunde war? War er auf dem Klo? Hat er einen Schluck Wasser getrunken? Hat er sich den Weihnachtsbaum im Foyer angesehen?«

»Ich glaube nicht. O Mann!« Ross konnte den Blick nicht von dem Bombenentschärfungs-Truck abwenden.

»Sie glauben es nicht? Diese Antwort ist mir zu wenig, Ross. Ich muss absolut sicher sein, wo er überall war beziehungsweise nicht war. Verstehen Sie mich? Denn wir müssen jede Stelle, wo er sich

herumgetrieben hat, überprüfen, um uns zu vergewissern, dass er nicht unbemerkt irgendein Gerät eingeschmuggelt hat. Schauen Sie mich an, wenn ich mit Ihnen rede. Wir werden die Bänder aus Ihren Überwachungskameras sichten. Aber wir sparen uns viel Zeit, wenn Sie mir erzählen, was Sie beobachtet haben. Sind Sie überzeugt, dass er beim Betreten des Foyers sonst nichts bei sich hatte? Schildern Sie mir alles bis ins kleinste Detail. Dann werfe ich einen Blick auf die Überwachungsvideos.«

»Ich erinnere mich nur daran, dass er reinkam, mir den Karton gab und sofort wieder rausmarschiert ist«, erwiderte Ross. »Allerdings habe ich keine Ahnung, was er draußen getrieben hat oder ob er sonst noch irgendwohin wollte. Schließlich bin ich ihm nicht gefolgt. Ich hatte ja keinen

Grund, Verdacht zu schöpfen. Der Computer für die Überwachungsanlage ist hinten. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»In welche Richtung ist er denn gegangen?«

»Ich habe bloß gesehen, wie er durch diese Tür verschwunden ist« – er wies mit der Hand auf die Glastür –, »und dann war er weg.«

»Und um wie viel Uhr war das?«

»Kurz nach neun.«

»Also liegt Ihre letzte Begegnung mit ihm etwa zwei Stunden und fünfzehn Minuten zurück?«

»Muss wohl so sein.«

»Hatte er Handschuhe an?«, erkundigte sich Benton bei Ross.

»Schwarze. Sie könnten mit Kaninchenfell gefüttert gewesen sein. Als er mir das Paket ausgehändigt hat, habe ich gesehen,

dass Fell aus den Handschuhen hervorschaute.«

Unvermittelt trat Lobo ein paar Schritte zur Seite und sprach in sein Funkgerät.

»Ist Ihnen sonst noch irgendetwas an seiner Kleidung aufgefallen?«, fragte Benton.

»Er war dunkel angezogen. Dunkle Stiefel und eine dunkle Hose, glaube ich. Und er hatte einen langen Mantel an, der über die Knie reichte. Schwarz. Mit hochgeschlagenem Kragen. Handschuhe, wie ich schon sagte, vielleicht mit Fell gefüttert. Und die FedEx-Mütze. Mehr weiß ich nicht.«

»Brille?«

»Sie war irgendwie getönt. Verspiegelt.«

»Verspiegelt?«

»Ja, damit man nicht durchschauen kann. Und ich erinnere mich an noch etwas.

Ich denke, ich habe Zigaretten und möglicherweise Streichhölzer gerochen. So als ob er gerade eine geraucht hätte.«

»Ich dachte, Ihre Nase sei verstopft und Sie könnten nichts riechen«, wandte Benton ein.

»Es ist nur so ein Gefühl, dass ich etwas wie Zigaretten gerochen haben könnte.«

»Du hast nicht an Zigaretten gedacht«, wandte sich Benton an Scarpetta.

»Nein«, antwortete sie, ohne hinzuzufügen, dass Ross vermutlich den Schwefel wahrgenommen hatte, der ähnlich roch wie ein abgebranntes Streichholz.

»Hast du auf dem Weg hierher jemanden bemerkt, auf den Ross' Beschreibung passt?«, fragte Benton. »Oder vielleicht vorher auf dem Weg zu CNN?«

Scarpetta überlegte, allerdings vergeblich. »Das Klemmbrett!«, rief sie plötzlich.

»Hat er Sie gebeten, etwas zu unterschreiben?«, fragte sie Ross.

»Nein.«

»Wozu brauchte er dann ein Klemmbrett?«

Ross zuckte die Achseln. Sein Atem stand ihm beim Sprechen als weiße Dampfwolke vor dem Mund. »Er hat überhaupt nichts von mir gewollt. Gar nichts. Er hat mir einfach nur das Paket gegeben.«

»Hat er Sie aufgefordert, das Paket nur Dr. Scarpetta persönlich auszuhändigen?«, erkundigte sich Benton.

»Er sagte, ich solle dafür sorgen, dass sie es bekommt, ja. Und er hat ihren Namen genannt, jetzt, da Sie es erwähnen. Er meinte: ›Das ist für Dr. Scarpetta. Sie erwartet es.«

»Drücken sich die Mitarbeiter von FedEx normalerweise so genau aus und nennen

den Empfänger beim Namen? Fanden Sie das nicht ein wenig seltsam? Ich habe noch nie erlebt, dass ein FedEx-Bote eine solche Bemerkung gemacht hätte. Woher hätte er wissen sollen, dass sie es erwartet?«, wunderte sich Benton.

»Keine Ahnung. Ein bisschen komisch war es schon.«

»Was war auf dem Klemmbrett?«, kehrte Scarpetta zu ihrem ursprünglichen Thema zurück.

»Ich habe nicht richtig hingeschaut. Bestimmt Belege und Lieferscheine. Werde ich deshalb Schwierigkeiten kriegen? Meine Frau ist schwanger, und ich kann keinen Ärger gebrauchen«, erwiderte Ross, der für einen Familienvater viel zu jung wirkte.

»Warum haben Sie mich nicht oben in der Wohnung angerufen und mir mitgeteilt,

dass ein Paket abgegeben wurde?«, fragte Benton.

»Weil der FedEx-Mensch sagte, dass es für Dr. Scarpetta ist. Außerdem wusste ich, dass sie bald zurückkommen würde, und angeblich hat sie es ja erwartet.«

»Und aus welchem Grund wussten Sie, dass sie bald zurückkommen würde?«

»Er arbeitete schon am Empfang, als ich gegen acht losgegangen bin«, antwortete Scarpetta an Ross' Stelle. »Er hat mir viel Glück für meinen Auftritt gewünscht.«

»Und woher war Ihnen bekannt, dass sie heute Abend im Fernsehen sein würde?«, hakte Benton nach.

»Weil ich die Vorankündigungen und die Werbung gesehen hatte. Schauen Sie.« Ross deutete auf den oberen Rand eines Gebäudes auf der anderen Seite des Columbus Circle, wo eine Laufschrift mit CNN-

Nachrichten angebracht war, sodass man es schon aus einigen Häuserblocks Entfernung lesen konnte. »Da steht hell erleuchtet ihr Name.«

Unter dem grellroten Logo von CNN lief Scarpettas nicht vor laufender Kamera gemachte Bemerkung rings um die Fassade des Wolkenkratzers.

... EINE VERBINDUNG ZWISCHEN HANNAH STARR UND EINER ERMORDETEN JOGGERIN. IHRER ANSICHT NACH ERSTELLT DAS FBI TÄTERPROFILE NACH »VERALTETEN METHODEN« ANSTELLE VON BEWEISBAREN DATEN. IN DER HEUTIGEN AUSGABE DES *CRISPIN REPORT* VERMUTETE DIE GERICHTSMEDIZINERIN DR. KAY SCAR PETTA EINE VERBIN DUNG

ZWISCHEN HANNAH STARR UND  
EINER ERMORDETEN JOGGERIN.  
IHRER ANSICHT NACH ERSTELLT  
DAS FBI TÄTERPROFILE ...

Plötzlich erschien Marino auf der gesperren Straße. Die Halogenlichter, die ihn von hinten anstrahlten, ließen ihn wirken wie eine Gestalt aus dem Jenseits.

Das Flackern der Blaulichter spiegelte sich in seinem breiten wettergegerbten Gesicht und seiner altmodischen Nickelbrille, und er machte in Daunenjacke, Cargo hose und Stiefeln einen sehr großen und kräftigen Eindruck. Auf seinem kahlen Schädel saß eine Kappe mit der Aufschrift NYPD und dem Emblem einer Fliegerstaffel über dem Schirm, ein alter Bell-47-Hubschrauber, der einen an *M\*A\*S\*H* denken ließ. Ein Geschenk von Lucy, und zwar ein ziemlich hinterhältiges, denn Marino flog ausgesprochen ungern.

»Ich nehme an, ihr habt Lobo schon kennengelernt«, sagte Marino, als er Scarpetta und Benton erreicht hatte. »Kümmert er sich auch gut um euch? Ich sehe nirgendwo heiße Schokolade. Aber ein Bourbon wäre jetzt auch nicht schlecht. Setzen wir uns doch in meinen Wagen, bevor ihr euch noch Erfrierungen holt.«

Marino steuerte auf sein Auto zu, das er nördlich vom Bombenentschärfungs-Truck geparkt hatte. Dieser wurde von Halogenscheinwerfern angestrahlt. Inzwischen hatten einige Polizisten die Plane entfernt und ließen eine Stahlrampe hinunter, eine Sonderanfertigung, wie Scarpetta sie schon bei anderer Gelegenheit gesehen hatte. Sie war mit einem rutschfesten Profil mit Zacken, tief wie die Zähne eines Sägeblatts, ausgestattet. Wer auf dieser Rampe stolperte und hinfiel, wurde aufgeschlitzt bis auf die

Knochen. Allerdings hätte ein Sturz mit einer Bombe im Arm noch weitreichendere Folgen gehabt. Die Schutzkammer – auch *Total Containment Vessel* oder TCV genannt – ruhte auf einem Tieflader aus diamantgehärtetem Stahl und erinnerte an eine grellgelbe Tauchglocke mit Bügelverschluss, der gerade von einem Mitarbeiter der Notfalleinsatztruppe gelöst und abgenommen wurde. Darunter befand sich ein etwa zwölf Zentimeter dicker Deckel, an dem der Polizist ein Stahlkabel befestigte, das er dann mit Hilfe einer Winde auf den Grund des Behälters hinunterließ. Er förderte ein Nylonnetz mit Holzrahmen zutage, legte die Steuerung der Winde darauf und bereitete alles für die Bombenentschärferin vor, deren Aufgabe es sein würde, Scarpettas verdächtiges Paket in sieben Tonnen gehärteten Stahl einzuschließen. Dann würde

man die Bombe wegschaffen, damit New Yorks Freunde und Helfer sie unschädlich machen konnten.

»Ich muss mich entschuldigen«, meinte Scarpetta zu Marino, als sie in seinen dunkelblauen Crown Victoria stiegen, der in sicherem Abstand zum Lastwagen und dem TCV geparkt war. »Sicher nur falscher Alarm.«

»Vermutlich wird Benton mir darin zustimmen, dass im Leben nichts sicher ist«, entgegnete Marino. »Ihr beide habt euch genau richtig verhalten.«

Benton betrachtete das neonrote Schriftband von CNN jenseits des Trump International Hotel mit seiner schimmernden silbernen Kuppel, ein etwas bescheidener Abklatsch der zehnstöckigen Kuppel in Flushing Meadows und ein stählernes Symbol nicht etwa des Raumfahrtzeitalters,

sondern des sich immer mehr ausweitenden Imperiums von Donald Trump. Scarpetta las auf dem Nachrichtenticker diesen völlig aus dem Zusammenhang gerissenen Unsinn, der immer wieder rings um das Gebäude lief, und fragte sich, ob die Fehlinformation wohl auf Carleys Mist gewachsen war. Ganz sicher.

Bestimmt hatte Carley nicht gewollt, dass ihr hinterhältiger Seitenhieb in greller Neonschrift erstrahlte, während sie das potenzielle Opfer nach Hause begleitete, und deshalb eine Stunde damit gewartet, Scarpetta Ärger mit dem FBI einzubrocken. Vielleicht wollte Carley ja erreichen, dass sie es sich in Zukunft zweimal überlegte, bevor sie in einer Fernsehsendung auftrat. Zum Teufel mit dieser Frau! Warum musste sich ein Mensch so verhalten? Carley wusste um ihre schlechten Einschaltquoten, das war

der Grund. Es handelte sich um einen verzweifelten Versuch, ihre Karriere zu retten oder den Sender zu sabotieren. Womöglich hatte sie ja Alex' Vorschlag belauscht und ahnte, was ihr blühte. Inzwischen war diese Theorie für Scarpetta kein bloßer Verdacht mehr, sondern zur Gewissheit geworden.

Marino schloss seinen Wagen auf. »Warum setzt du dich nicht nach vorn, damit wir uns unterhalten können?«, wandte er sich an Scarpetta. »Entschuldige, Benton, für dich ist nur noch hinten Platz. Lobo und ein paar andere Bombenentschärfer waren gerade in Mumbai, um in Erfahrung zu bringen, wie sich verhindern lässt, dass bei uns ein ähnlicher Mist passiert. Wie Benton sicherlich bekannt ist, haben sich die Taktiken der Terroristen geändert. Sie schicken keine Selbstmordattentäter mehr los,

sondern kleine, gut ausgebildete Sonderkommandos.«

Benton antwortete nicht, und Scarpetta spürte seine Feindseligkeit wie ein elektrisches Knistern. Mit seinen Versuchen, nett zu ihm zu sein und ihn ins Gespräch einzubeziehen, machte Marino alles nur noch schlimmer und handelte sich eine Abfuhr nach der anderen ein. Die Folge war, dass Marino irgendwann mit der Faust auf den Tisch schlug, weil er sich gedemütigt und provoziert fühlte. Das Ganze führte dann zu einem lästigen und albernen Hickhack, einer hämischen Bemerkung hier, einer Retourkutsche da. Scarpetta wünschte, die beiden würden endlich damit aufhören. Verdammt, sie hatte allmählich genug davon!

»Damit wollte ich sagen, dass ihr in den allerbesten Händen seid. Diese Jungs sind

absolute Profis und werden das Ding schon schaukeln, Doc.« Es klang, als hätte Marino das persönlich veranlasst.

»Ich habe ein schrecklich schlechtes Gewissen.« Scarpetta schloss die Tür, griff aus reiner Gewohnheit nach dem Sicherheitsgurt, überlegte es sich aber anders. Schließlich würden sie nirgendwohin fahren.

»Soweit ich informiert bin, hast du nichts damit zu tun«, ertönte Bentons Stimme vom Rücksitz.

Marino schaltete den Motor ein und drehte die Heizung auf höchste Stufe. »Bestimmt nur eine Schachtel mit Keksen«, meinte er zu Scarpetta. »Genau wie damals bei Bill Clinton. Falsche Adresse, und das Bombenentschärfungskommando wird verständigt. Und dann entpuppte sich das Ganze als eine Packung Kekse.«

»Genau das, was ich hören wollte«, erwiderte sie.

»Wäre es dir lieber, wenn es eine Bombe ist?«

»Mir wäre es am liebsten, wenn die Sache nie geschehen wäre.« Scarpetta war die Situation wider alle Vernunft schrecklich peinlich. Sie fühlte sich schuldig, obwohl sie gar nichts dafürkonnte.

»Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen«, wandte Benton ein. »Man darf keine Risiken eingehen, auch wenn man in neun von zehn Fällen umsonst die Pferde scheu gemacht hat. Wir wollen hoffen, dass es falscher Alarm war.«

Scarpetta bemerkte die Darstellung auf dem Bildschirm des Mobile-Data-Computers am Armaturenbrett: eine Karte des Flugplatzes Westchester County in White Plains. Vielleicht hatte es etwas damit zu

tun, dass Berger heute Abend mit Lucy dort eintreffen wollte, falls sie nicht bereits da waren. Dennoch fand sie es seltsam. Warum sollte Marino sich die Karte des Flughafens anzeigen lassen? Allerdings ergab im Moment nichts einen Sinn. Scarpetta war verwirrt und durcheinander und fühlte sich bloßgestellt.

»Hat es sich schon herumgesprochen?«, erkundigte sich Benton bei Marino.

»Ein paar Hubschrauber von Nachrichtensendern wurden in der Nähe beobachtet«, erwiderte er. »So etwas kann man nicht unter Verschluss halten. Sobald man mit einem Bombenentschärfungs-Truck wie diesem anrückt, ist es aus und vorbei mit den Heimlichkeiten. Wenn wir Scarpettas Paket nach Rodman's Neck bringen, dann mit einer Polizeieskorte, als wäre der Präsident persönlich unterwegs. Dass ich

Lobo direkt angerufen habe, hat uns eine Menge Verwaltungskram erspart. Doch dass niemand etwas davon mitkriegt, ist höchst unwahrscheinlich. Und dabei kannst du diese Art von Aufmerksamkeit zurzeit gar nicht gebrauchen, nicht seit ich in Neonbuchstaben gelesen habe, wie du über das FBI herziehst.«

»Ich bin nicht über das FBI hergezogen«, protestierte Scarpetta, »sondern über Warner Agee. Außerdem war es nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.«

»Du verlangst Unmögliches«, merkte Benton an.

»Insbesondere, seit es mit Carley Crispins Karriere den Bach runtergeht. Keine Ahnung, warum du in ihrer dämlichen Sendung warst«, fügte Marino hinzu. »Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, das zu besprechen, aber schau dir an, was wir jetzt

für ein Theater haben. Siehst du, wie menschenleer die Straße ist? Wenn Carley weiter Schwachsinn über gelbe Taxis verbreitet, wird die Stadt bald wie ausgestorben sein, was sie vermutlich erreichen will. Dreißigtausend gelbe Taxis und kein einziger Fahrgast. Fröhliche Weihnachten!«

»Mich würde interessieren, warum du den Flugplatz von Westchester County auf dem Bildschirm hast.« Scarpetta wollte weder ihre Patzer vor laufender Kamera noch Carley erörtern oder sich Marinos selbstgefälliges Gerede anhören. »Haben Lucy oder Jaime sich bei dir gemeldet? Sie müssten doch inzwischen gelandet sein.«

»Dasselbe dachte ich auch«, erwiderte Marino. »Ich habe eine Streckenanfrage gestartet, um den kürzesten Weg herauszufinden. Das heißt nicht, dass ich

hinfahren werde, sondern dass sie hierherkommen sollen.«

»Hierher? Wissen sie, was passiert ist?« Scarpetta wollte nicht, dass ihre Nichte in dieses Chaos hineinplatzte.

In ihrem früheren Leben als Special Agent und lizenzierte Brandermittlerin bei der ATF, der Behörde für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen, hatte Lucy ständig mit Sprengstoffen und Fällen von Brandstiftung zu tun gehabt. Es lag ihr im Blut, denn sie hatte ein Händchen für alles Technische und Riskante. Je mehr ihre Kollegen auf Abstand gingen oder an einer Aufgabe scheiterten, desto eifriger stürzte sie sich darauf, um ihre Überlegenheit zu beweisen. Durch ihre Begabung und ihren Arbeitseifer machte sie sich nicht viele Freunde. Sie war zwar inzwischen über dreißig und diplomatischer geworden, stand allerdings noch

immer mit gesellschaftlichen Umgangsformen, dem Anerkennen von Grenzen und dem Befolgen gesetzlicher Vorschriften auf Kriegsfuß. Wenn Lucy hier gewesen wäre, hätte sie sicher eine Meinung oder eine Theorie entwickelt oder eine unkonventionelle Lösung auf Lager gehabt. Und darauf verspürte Scarpetta im Moment nicht die geringste Lust.

»Ich meinte nicht hierher in diese Straße, sondern in die Stadt«, erwiderte Marino.

»Seit wann brauchen sie eine Karte, um nach Hause zu finden?«, fragte Benton vom Rücksitz aus.

»Darüber darf ich nicht reden.«

Scarpetta musterte Marinos vertrautes Profil und betrachtete dann die erleuchtete Stelle auf dem Bildschirm, der über der Mittelkonsole befestigt war. Dann drehte sie sich um und warf Benton einen Blick zu.

Er starrte aus dem Fenster und beobachtete die Polizisten, die aus dem Gebäude kamen.

»Wahrscheinlich haben alle die Mobiltelefone abgeschaltet«, stellte Benton fest.  
»Was ist mit deinem Funkgerät?«

»Es ist nicht an«, entgegnete Marino in einem Ton, als hätte man ihm leichtsinniges Verhalten vorgeworfen.

Die Bombenentschärfungsexpertin, die den Schutzanzug und einen Helm trug, trat aus dem Haus. Sie hatte die bis zur Formlosigkeit gepolsterten Arme ausgestreckt und hielt einen gepanzerten schwarzen Bombenkoffer in der Hand.

»Offenbar haben sie beim Röntgen etwas gefunden, das ihnen nicht geheuer war«, merkte Benton an.

»Und sie haben den Android nicht eingesetzt«, fügte Marino hinzu.

»Den was?«, fragte Scarpetta.

»Den Roboter. Er hat den Spitznamen Android, und zwar wegen einer Bombenentschärferin, die Ann Droiden heißt. Manche Leute haben wirklich komische Namen. Ich habe schon Zahnärzte erlebt, die Pein, Wurzel oder Kalkstein hießen. Die Frau ist nicht nur eine gute Kraft, sondern sieht auch noch spitze aus. Alle Jungs wollen ihr an die Wäsche, wenn ihr versteht, was ich meine. Als einzige Frau beim Bombenentschärfungskommando hat sie es sicher nicht leicht. Ich kenne Ann« – als ob er zu einer Erklärung verpflichtet gewesen wäre –, »weil sie im zweiten Revier in Harlem gearbeitet hat, wo sie das TCV aufbewahren. Hin und wieder schaut sie bei ihren alten Freunden vom Notfalleinsatzkommando vorbei. Das ist nicht weit von meiner Wohnung, nur ein paar Häuserblocks. Also gehe ich ab und zu hin,

trinke einen Kaffee mit den Jungs und bringe dem Boxer, den sie dort halten, ein Leckerchen. Mac ist wirklich ein verdammter netter Kerl, ein Rettungshund. Falls ich Zeit habe und alle beschäftigt sind, nehme ich Mac mit nach Hause, damit er nicht die ganze Nacht einsam auf dem Revier herumhockt.«

»Wenn sie eine Kollegin einsetzen anstatt des Roboters, heißt das, dass der Inhalt des Kartons unempfindlich gegen Erschütterungen ist«, sagte Scarpetta. »Offenbar sind sie sicher.«

»Falls das Ding auf Erschütterungen reagieren würde, könnten wir dich jetzt vom Mond abkratzen, denn du hast es schließlich mit nach oben in die Wohnung genommen«, entgegnete Marino, taktvoll wie immer.

»Es hätte auch auf der Basis eines Zeitschaltmechanismus auf Erschütterungen reagieren können«, wandte Benton ein. »Aber anscheinend doch nicht.«

Polizisten verscheuchten die Schaulustigen und sorgten dafür, dass alle einen Abstand von mindestens hundert Metern einhielten, während sich die Bombenentschärferin die Vortreppe hinuntertastete. Ihr Gesicht war hinter einem Visier verborgen. Langsam, ein wenig steif, aber erstaunlich geschickt näherte sie sich dem Lastwagen mit dem vor sich hin brummenden Dieselmotor.

»Bei den Anschlägen vom 11. September haben sie drei Kollegen verloren. Vigiano, D'Allara und Curtin. Außerdem den Bombenentschärfer Danny Richards«, sagte Marino. »Von hier aus könnt ihr es nicht sehen, aber ihre Namen stehen auf dem

Bombenlaster und auf allen Fahrzeugen im zweiten Revier. Außerdem gibt es dort einen kleinen Gedenkraum neben der Küche, eine Vitrine mit Ausrüstungsgegenständen, die an ihren Leichen sichergestellt wurden. Schlüssel, Taschenlampen, Funkgeräte, einiges davon geschmolzen. Beim Anblick der geschmolzenen Taschenlampe eines Kollegen kann einem ganz schön mulmig werden.«

Scarpetta hatte Marino seit einer Weile nicht gesehen, denn wenn sie in New York war, stand sie normalerweise unter Zeitdruck, und es ging ziemlich hektisch zu. Nie wäre sie auf den Gedanken gekommen, dass er einsam sein könnte. Sie fragte sich, ob es zwischen ihm und seiner Freundin Georgia Bacardi, mit der er seit dem letzten Jahr eine feste Beziehung hatte, möglicherweise kriselte. Vielleicht war es ja aus oder die

Trennung stand kurz bevor, was Scarpetta nicht weiter überrascht hätte. Marinos Liebesbeziehungen hatten nämlich die ungefähre Lebenserwartung eines Schmetterlings. Scarpettas schlechtes Gewissen steigerte sich. Sie fühlte sich schuldig, weil sie das Paket mit nach oben genommen hatte, ohne es zuvor zu untersuchen, und auch wegen Marino. In Zukunft würde sie sich bei ihm melden, wenn sie in der Stadt war. Außerdem konnte sie ihn auch von Massachusetts aus hin und wieder anrufen oder ihm eine E-Mail schicken.

Inzwischen hatte die Bombenexpertin den Laster erreicht und kletterte in Stiefeln die Rampe mit dem messerscharfen Profil hinauf. Obwohl Marino ihr die Sicht aus dem Fenster und auf die Straße zum Teil versperrte, wusste Scarpetta, was gerade geschah, denn sie war mit den Abläufen

vertraut. Die Bombenexpertin würde den gepanzerten Bombenkoffer auf das Netz legen und dieses in das TCV schieben. Mit der Steuerung der Winde würde sie das Stahlseil zurückziehen, damit sich der massive Stahldeckel über der Öffnung schloss. Danach würde sie den Bügelverschluss wieder anbringen und festziehen, vermutlich mit bloßen Händen. Bombenexperten trugen höchstens dünne Handschuhe aus Nomex oder Nitril, um sich vor Brandverletzungen oder möglichen Giften zu schützen. Dick gefütterte Handschuhe würden die einfachsten Tätigkeiten unmöglich machen und dennoch im Fall einer Explosion die Finger nicht retten.

Als die Bombenexpertin fertig war, versammelten sich ihre Kollegen und Lieutenant Lobo hinter dem Bombenlaster, klappten die Rampe ein, deckten den

Behälter mit der Plane ab und befestigten sie. Der Laster fuhr, dröhnend und angeführt und gefolgt von Streifenwagen, die gesperrte Straße entlang nach Norden. Die Kolonne, ein Meer zuckender Lichter, steuerte auf den West Side Highway zu. Von dort aus würden sie eine vorgeschriebene sichere Strecke zum Bombenentschärfungsplatz der New Yorker Polizei in Rodman's Neck nehmen, vermutlich über die Cross Bronx und die Ninety-fifth North, die Route, die sich um die betreffende Uhrzeit am besten eignete, um andere Verkehrsteilnehmer, Gebäude und Fußgänger vor Schockwellen, biologischen Kampfstoffen oder umherfliegenden Trümmern zu schützen, falls die Bombe unterwegs explodieren und trotz des Behälters Schaden anrichten sollte.

Lobo kam auf sie zu, öffnete die rückwärtige Tür von Marinos Auto und setzte sich neben Benton. Er trug einen Schwall kalte Luft ins Wageninnere. »Ich habe Ihnen per E-Mail Fotos geschickt.« Er schloss die Tür. »Von den Überwachungskameras.«

Marino begann, etwas in das Toughbook einzutippen, das an der Konsole zwischen den beiden Vordersitzen befestigt war. Anstelle der Karte von White Plains erschien ein Bildschirm, der ihn aufforderte, seinen Benutzernamen und sein Passwort zu nennen.

»Der Typ von FedEx hat eine interessante Tätowierung«, verkündete Lobo und beugte sich vor. Er kaute Gummi. Zimtgeruch stieg Scarpetta in die Nase. »Eine große, seitlich am Hals. Weil er dunkelhäutig ist, ist sie nur schwer zu erkennen.«

Marino öffnete die E-Mail und lud den Anhang herunter. Eine Standaufnahme aus einem Überwachungsvideo füllte den Bildschirm. Sie zeigte einen Mann mit FedEx-Kappe, der sich dem Empfangstisch näherte.

Benton rutschte nach vorn, um besser sehen zu können. »Nein, keine Ahnung. Ist mir noch nie begegnet«, sagte er.

Auch für Scarpetta war der Mann ein Fremder. Ein Afroamerikaner mit hohen Wangenknochen und Vollbart. Er hatte die FedEx-Mütze tief ins Gesicht gezogen. Eine verspiegelte Brille verbarg seine Augen. Der Kragen seines schwarzen Wollmantels verdeckte zum Teil eine Tätowierung, die an der linken Seite seines Halses bis zum Ohr verlief. Sie stellte Totenschädel dar. Scarpetta zählte acht Stück, konnte jedoch nicht ausmachen, ob sie übereinander

angeordnet waren oder den Rand eines anderen Musters bildeten.

»Kannst du das vergrößern?« Sie wies auf einen Teil der Tätowierung, der sie an eine Schachtel erinnerte. Ein Mausklick holte das Bild näher heran. »Vielleicht ein Sarg. Totenschädel in einem Sarg. Das wirkt für mich sofort die Frage auf, ob er im Irak oder in Afghanistan gekämpft hat. Schädel, Skelette, die aus Särgen steigen, Grabsteine. Mit anderen Worten, das Gedenken an gefallene Soldaten. Für gewöhnlich steht jeder Schädel für einen Kameraden, der ums Leben gekommen ist. Solche Tätowierungen sind seit einigen Jahren recht beliebt.«

»Das Real Time Crime Center könnte eine Suchanfrage starten«, schlug Marino vor. »Wenn der Kerl aus irgendeinem Grund in der Datenbank ist, wäre es

möglich, ihn anhand der Tätowierung zu identifizieren. Wir haben eine ganze Datenbank mit Tätowierungen.«

Der scharfe Zimtduft ließ Scarpetta an Brandorte und die Mischung unerwarteter Gerüche in niedergebrannten Gebäuden denken. Lobo berührte sie an der Schulter. »Also kommt Ihnen nichts an diesem Mann bekannt vor?«, fragte er sie. »Erinnert er Sie vielleicht an etwas?«

»Nein«, erwiderte sie.

»Macht einen ziemlich gefährlichen Eindruck«, fügte Lobo hinzu.

»Ross, der Pförtner, meinte, er habe nichts Verdächtiges an ihm wahrgenommen«, entgegnete Scarpetta.

»Ja, das hat er gesagt.« Lobo kaute nachdenklich. »Allerdings hat er die Stelle in Ihrem Haus nur deshalb angetreten, weil ihm sein letzter Job als Pförtner gekündigt

wurde, und zwar, weil er den Empfang unbewacht gelassen hat. Zumindest war er in dieser Hinsicht ehrlich. Natürlich hat er vergessen zu erwähnen, dass er letzten März mit dem Betäubungsmittelgesetz in Konflikt geraten ist.«

»Können wir sicher sein, dass er nicht mit diesem Burschen unter einer Decke steckt?« Damit meinte Benton den Mann auf dem Computerbildschirm.

»Im Moment ist gar nichts sicher«, antwortete Lobo. »Aber ich fresse einen Besen, wenn dieser Kerl bei FedEx arbeitet.« Er wies auf den tätowierten Hals. »Solche Mützen kann man problemlos bei eBay kaufen. Oder selber basteln. Ist Ihnen auf dem Heimweg von CNN jemand aufgefallen?«, wandte er sich an Scarpetta.

»Nur ein Obdachloser, der auf einer Bank schlief.« »Wo?«, fragte Benton.

»In der Nähe des Columbus Circle. Gleich da drüben.« Scarpetta drehte sich um und zeigte mit dem Finger.

Sie stellte fest, dass die Notfallfahrzeuge und die Gaffer verschwunden waren, die Halogenscheinwerfer ausgeschaltet, sodass die Straße wieder im Dämmerlicht lag. Bald würden die ersten Autos auftauchen. Die Bewohner würden ins Haus zurückkehren, und man würde die Verkehrskegel und Absperrbänder entfernen, als wäre nichts geschehen. Scarpetta kannte keine andere Stadt, in der man Notfälle so schnell regelte und derart rasch wieder zum Alltag überging. Es war die Lektion, die sie aus dem 11. September gelernt hatten. Zu einem entsetzlichen Preis.

»Inzwischen ist niemand mehr da«, sagte Lobo. »Die Bänke sind alle leer. Doch wahrscheinlich hat der Radau sie verscheucht.

Und sonst ist Ihnen auf dem Heimweg niemand begegnet?«

»Nein«, erwiderte Scarpetta.

»Leute, die unerfreuliche Geschenke hinterlassen, hungern nämlich gern in der Nähe herum und beobachten alles oder kommen später wieder, um den Schaden, den sie angerichtet haben, zu begutachten.«

»Gibt es noch mehr Fotos?«, erkundigte sich Benton. Sein Atem streifte Scarpettas Haar.

Marino klickte zwei weitere Standaufnahmen an und zeigte sie nebeneinander. Es waren Ganzkörperfotos des Mannes mit der Tätowierung, wie er die Vorhalle in Richtung Empfang durchquerte und wieder ging.

»Keine FedEx-Uniform«, merkte Scarpetta an. »Schlichte dunkle Hose, schwarze Stiefel und ein schwarzer, bis zum Hals

zugeknöpfter Mantel. Außerdem Handschuhe. Ich glaube, Ross hatte recht. Sie sehen aus, als seien sie mit Kaninchenfell gefüttert.«

»Immer noch keine Idee?«, wollte Lobo wissen.

»Nein«, antwortete Benton.

»Ich auch nicht«, ergänzte Scarpetta.

»Nun, ganz gleich, wer der Typ auch ist, wir haben entweder nur einen Boten oder den Absender selbst vor uns. Und die Preisfrage des heutigen Abends lautet, ob Sie jemanden kennen, der Ihnen schaden will oder der Sie bedroht«, meinte Lobo zu Scarpetta.

»Mir fällt keine bestimmte Person ein.«

»Und allgemein betrachtet?«

»Dann könnte es jeder sein«, antwortete sie.

»Haben Sie in Ihrem Büro in Massachusetts, in der hiesigen Gerichtsmedizin oder vielleicht bei CNN ungewöhnliche E-Mails, Post oder Anrufe erhalten?«

»Mir fällt nichts ein.«

»Ich hätte einen Vorschlag zu machen«, sagte Benton. »Was ist mit dieser Frau, die dich heute Abend in der Sendung angerufen hat? Dodie?«

»Genau«, stimmte Marino zu.

»Genau?«, wiederholte Lobo.

»Dodie Hodge, wahrscheinlich eine ehemalige Patientin im McLean. Ich habe sie noch nicht am Computer überprüft, weil mir Doc Scarpettas kleines Missgeschick dazwischengekommen ist«, bekannte Marino.

»Ich kenne diese Frau nicht«, erwiderte Scarpetta. Beim Gedanken an die Anruferin, die Benton namentlich erwähnt und sich

auf einen Artikel berufen hatte, der gar nicht von ihm stammte, wurde ihr wieder mulmig.

Sie drehte sich zu Benton um. »Ich werde dich nicht nach ihr fragen.«

»Und ich darf mich dazu nicht äußern«, gab er zurück.

»Dann gestatte, dass ich etwas sage, denn mir ist die Privatsphäre von durchgeknallten Spinnern scheißegal«, meinte Marino zu Scarpetta. »Die Dame, um die es hier geht, hat das McLean verlassen. Kurz darauf erhält Benton eine singende Weihnachtskarte von ihr, die auch an dich adressiert ist. Dann ruft sie dich in einer Live-Sendung an, und zu guter Letzt bekommst du ein Paket.«

»Stimmt das?«, wandte sich Lobo an Benton.

»Ich darf das nicht bestätigen und habe nie behauptet, dass sie Patientin im McLean war.«

»Du streitest es also ab«, hakte Marino nach.

»Ich werde weder das eine noch das andere tun.«

»Also gut«, entgegnete Lobo. »Was halten Sie davon? Wissen wir, ob diese Patientin, Dodie Hodge, sich derzeit in der Gegend, vielleicht sogar in der Stadt aufhält?«

»Vielleicht«, antwortete Benton.

»Vielleicht? Was heißt *vielleicht*?«, empörte sich Marino. »Findest du nicht, dass wir ein verdammtes Recht darauf haben, das zu erfahren?«

»Solange wir nicht sicher sein können, dass sie ein Verbrechen begangen hat oder

eine Bedrohung darstellt ... «, begann Benton. »Du kennst die Vorschriften.«

»Na klasse«, höhnte Marino. »Vorschriften, die jeden mit Ausnahme der Unschuldigen schützen. Ich weiß, wie das läuft. Durchgeknallte Mörder und jugendliche Straftäter. Heutzutage ballern schon Achtjährige in der Gegend herum. Aber nur zu, schütz ihre Privatsphäre.«

»Wie wurde die singende Karte denn abgegeben?«, erkundigte sich Lobo.

»FedEx«, erwiderte Benton. »Ich behaupte weder, dass kein Zusammenhang besteht, noch dass es einen gibt. Ich weiß es einfach nicht.«

»Wir werden uns an CNN wenden und Dodie Hodges Anruf in der Sendung überprüfen«, sagte Lobo. »Ich möchte herausfinden, von wo aus sie angerufen hat. Außerdem brauche ich einen Mitschnitt der

Sendung. Wir müssen diese Frau aufspüren und mit ihr reden. Hat Sie je einen gefährlichen Eindruck auf Sie gemacht?«, wandte er sich an Benton. »Schon gut. Sie dürfen nicht über sie sprechen.«

»Exakt.«

»Gut, dann warten wir eben, bis sie jemanden in die Luft sprengt. Dann machst du vielleicht endlich den Mund auf«, höhnte Marino.

»Wir haben keine Ahnung, wer der Überbringer des Pakets ist. Nur, dass es sich um einen Schwarzen mit einer Tätowierung am Hals handelt«, meinte Benton. »Weiterhin kennen wir den Inhalt des Pakets nicht. Wir wissen ja nicht einmal, ob wir es überhaupt mit Sprengstoff zu tun haben.«

»Allerdings reicht unser Kenntnisstand, um bei mir ein mulmiges Gefühl auszulösen«, widersprach Lobo. »Wir haben

auf dem Röntgenbild so einiges gesehen. Drähte, Knopfbatterien, einen Mikroschalter und etwas, das mir wirklich Sorgen macht: einen kleinen, durchsichtigen Behälter, ähnlich wie ein Reagenzglas, verschlossen mit einer Art Korken. Radioaktive Strahlung konnten wir nicht feststellen, doch wir haben auch keine anderen Untersuchungsmethoden angewandt, weil wir dem Ding nicht zu nah kommen wollten.«

»Haben Sie etwas gerochen?«, fragte Scarpetta.

»Ich bin auf Abstand geblieben«, erwiderte Lobo. »Unsere Leute, die rauf auf Ihre Etage sind, haben vom Treppenhaus aus gearbeitet. Die Kollegin, die Ihre Wohnung betreten hat, trug einen Schutzanzug und hätte höchstens einen sehr starken Geruch wahrnehmen können.«

»Kümmern Sie sich noch heute Nacht darum?«, erkundigte sich Marino. »Damit wir rauskriegen, was zum Teufel es ist.«

»Wir entschärfen nachts keine Bomben. Droiden, die auch im Umgang mit biologischen Kampfstoffen ausgebildet ist, ist unterwegs nach Rodman's Neck. Sie sollte jeden Moment dort eintreffen, um das Paket vom TCV in einen Bombensicherheitskoffer umzuladen. Dann wird sie mit Hilfe von Laborgeräten bestimmen, ob die Möglichkeit einer chemischen, biologischen oder radioaktiven Verseuchung besteht, und feststellen, ob das Ding giftige Gase absondert. Wie ich schon sagte, haben die Geigerzähler nicht reagiert, und es gab auch keinerlei Hinweise auf weißes Pulver. Doch man kann nie sicher sein. Das Röhrchen, das wir auf dem Röntgenbild gesehen haben, könnte eine gefährliche Substanz

enthalten. Das Paket wird in den Bombensicherheitskoffer eingeschlossen. Gleich morgen früh befassen wir uns damit und entschärfen es, um in Erfahrung zu bringen, womit wir es zu tun haben.«

»Wir beide müssen noch mal miteinander reden«, meinte Marino zu Lobo, als dieser aus dem Wagen stieg. »Wahrscheinlich werde ich die ganze Nacht im Real Time Crime Center verbringen und Erkundigungen über diese durchgeknallte Dodie, die Tätowierung und alles andere einziehen.«

»Gute Idee.« Lobo schloss die Autotür.

Scarpetta blickte ihm nach, während er auf einen dunkelblauen Geländewagen zuing. Als sie ihr Telefon aus der Jackentasche nehmen wollte, fiel ihr ein, dass es erstens gar nicht ihre Jacke war und dass

sie zweitens ihr BlackBerry irgendwo vergessen hatte.

»Wir müssen dafür sorgen, dass Lucy es nicht in den Nachrichten hört oder eine Verlautbarung der Behörde für Katastrophenschutz liest«, sagte sie.

Die Behörde für Katastrophenschutz stellte ständig neue Meldungen ins Internet, die zugangsberechtigte Personen über mögliche Gefahren von fehlenden Gullydeckeln bis hin zu Tötungsdelikten aufklärten. Wenn Lucy erfuhr, dass das Bombenentschärfungskommando zum Central Park West geschickt worden war, würde sie sich nur unnötig Sorgen machen.

»Als ich zuletzt mit ihr gesprochen habe, waren sie noch in der Luft«, antwortete Marino. »Ich kann sie im Hubschrauber anrufen.«

»Das erledigen wir, wenn wir in der Wohnung sind.« Benton wollte raus aus dem Auto. Er brauchte Abstand von Marino.

»Ruf sie nicht im Hubschrauber an. Sonst wird sie vom Fliegen abgelenkt«, widersprach Scarpetta.

»Ich habe einen Vorschlag«, erwiderte Marino. »Warum geht ihr beide nicht rein und erholt euch von dem Schrecken, während ich versuche, die beiden zu erreichen? Berger muss ohnehin informiert werden.«

Scarpetta hatte geglaubt, dass wieder alles in Ordnung sei, bis Benton die Wohnungstür öffnete.

»Verdammt!«, rief sie aus, zerrte sich die Skijacke vom Leib und schleuderte sie auf

einen Sessel. Vor Wut hätte sie am liebsten losgeschrien.

Die Polizei war sehr rücksichtsvoll gewesen. Der Parkettboden wies keinen einzigen schmutzigen Fußabdruck auf, und ihre Handtasche stand unberührt auf dem schmalen Tisch im Flur, wo sie sie nach ihrer Rückkehr von CNN hingestellt hatte. Doch die Millefiori-Skulptur, die von einem Glasbläsermeister auf der venezianischen Insel Murano vor ihren Augen angefertigt worden war, befand sich nicht am richtigen Platz, also nicht auf dem Couchtisch, sondern auf einem Beistelltisch mit Steinplatte. Scarpetta wies Benton darauf hin. Er schwieg, denn er wusste, wann man besser den Mund hielt – zum Beispiel in Momenten wie diesem.

»Es sind Fingerabdrücke drauf.« Scarpetta hielt die Skulptur ans Licht und zeigte

ihm die mühelos zu erkennenden Rillen, Einbuchtungen, Spiralen und einen Bogen. Winzige Muster am Rand des bunten Glases. Hinweise auf ein Verbrechen.

»Ich mache sie wieder sauber«, erbot sich Benton, aber sie wollte sie ihm nicht geben.

»Jemand hat hier ohne Handschuhe gearbeitet.« Zornig wienerte sie mit einem Zipfel ihrer Bluse am Glas herum. »Sicher war es die Bombenexpertin. Bombenexperten tragen nämlich keine Handschuhe. Wie hieß sie noch mal? Ann. Sie hatte keine Handschuhe an und hat die Skulptur einfach hochgehoben und beiseitegeräumt.« Sie benahm sich, als wäre die Bombenexpertin Ann eine Einbrecherin. »Was haben sie in unserer Wohnung sonst noch angefasst?«

Benton war zu klug, um darauf zu antworten. Er hatte gelernt, wie er sich verhalten musste, wenn Scarpetta, was selten vorkam, so aufgebracht war. Sie glaubte, wieder den Geruch des Pakets wahrzunehmen. Dann roch sie die Bucht, die Laguna Veneta. Das seichte Salzwasser und die warme Frühlingssonne, als sie und Benton an der Anlegestelle in Colonna aus dem Wassertaxi gestiegen waren. Sie waren dem *fondamento* zur Calle San Cipriano gefolgt. Eigentlich waren Besuche in den Werkstätten nicht erlaubt, doch sie hatte sich nicht davon abhalten lassen und Benton an der Hand, vorbei an einer Barke voller Glasscherben, zu dem Schild gezogen, auf dem *Fornace: Entrata Libera* stand. In einem Saal mit Schmelzöfen, die an Krematorien erinnerten, hohen dunkelrot gestrichenen Backsteinmauern und einer

hohen Decke hatte sie gebeten, beim Glasblasen zusehen zu dürfen. Aldo, der Handwerksmeister, war klein, hatte einen Schnurrbart, trug Shorts und Turnschuhe und entstammte einer Dynastie von Glasbläsern, die man ohne Unterbrechung siebenhundert Jahre zurückverfolgen konnte. Seine Vorfahren hatten die Insel nie verlassen, denn damals war es ihnen verboten gewesen, sich von der Lagune zu entfernen. Ansonsten riskierte man die Hinrichtung oder dass einem zur Strafe die Hände abgehackt wurden.

Scarpetta hatte ihm an Ort und Stelle den Auftrag gegeben, für sie und Benton, das glückliche Paar, etwas anzufertigen, was ihm gefiel. Es war eine ganz besondere Reise gewesen, eine wichtige, und sie wollte sich später an jede Minute dieses Tages erinnern. Am nächsten Tag waren Scarpetta

und Benton nach Murano zurückgekehrt, um ihre langsam im Ofen gehärtete Skulptur abzuholen. Sie war abgekühlt und in Luftpolsterfolie verpackt. Scarpetta hatte sie als Handgepäck mit an Bord genommen und sie im Gepäckfach verstaut. Es war der Heimflug von einer Geschäftsreise gewesen, die eigentlich nicht Vergnügungszwecken hätte dienen sollen. Aber Benton hatte sie mit einem Heiratsantrag überrascht. Deshalb waren jene Tage in Italien, zumindest für sie, denkwürdig geworden. Sie stellte sie sich als einen Tempel vor, in den sie sich gedanklich zurückzog, wenn sie glücklich oder traurig war. Nun war es, als hätte jemand ihren Tempel mit Füßen getreten und beschmutzt. Scarpetta stellte die Glasskulptur wieder auf den Couchtisch aus Kirschholz, wo sie hingehörte. Als ihr beim Betreten der Wohnung bewusst geworden war,

dass sich fremde Menschen hier aufgehalten, Unordnung gemacht und ihr Zuhause wie einen Tatort behandelt hatten, fühlte sie sich missbraucht. Scarpetta ging hin und her und hielt Ausschau nach falsch stehenden oder fehlenden Gegenständen. Sie überprüfte die Waschbecken und die Seifen, um herauszufinden, ob sich jemand die Hände gewaschen oder die Toilette benutzt hatte. »In den Bädern war niemand«, verkündete sie.

Scarpetta öffnete die Fenster im Wohnzimmer, um den Geruch zu vertreiben.

»Ich rieche noch das Paket. Du musst es doch auch riechen«, sagte sie.

»Ich rieche gar nichts.« Benton stand, noch im Mantel, an der Wohnungstür.

»Ja«, beharrte sie. »Du musst es riechen. Wie Eisen. Riechst du es wirklich nicht?«

»Nein«, antwortete er. »Vielleicht ist es nur deine Erinnerung. Das Paket ist weg, und wir sind in Sicherheit.«

»Das liegt daran, dass du es im Gegensatz zu mir nicht in der Hand hattest. Es ist ein Gestank nach Schimmel und Metall«, erklärte sie. »So als ob meine Haut mit Eisenionen in Berührung gekommen wäre.«

Benton erinnerte sie ganz ruhig daran, dass sie beim Halten des Pakets, das möglicherweise eine Bombe enthielt, Handschuhe getragen hatte.

»Aber es hat meine nackte Haut zwischen den Handschuhen und den Manschetten meines Ärmels berührt.« Sie ging zu ihm hinüber.

Das Paket hatte einen Geruch an ihren Handgelenken hinterlassen, ein widerwärtiges Parfüm, lipide Peroxide von Hautfetten und Schweiß, von Enzymen oxidiert,

was zum Zerfall führte. Wie bei Blut, erläuterte sie. Der Geruch ähnele dem von Blut.

»So riecht Blut, wenn man es auf die Haut aufträgt«, sagte sie und hielt Benton ihre Handgelenke hin. Er schnupperte daran. »Ich rieche nichts«, wiederholte er.

»Irgendeine Chemikalie auf Petroleumbasis. Ich weiß nicht, was es ist. Jedenfalls riecht es rostig.« Das Thema ließ sie nicht mehr los. »In diesem Karton befindet sich etwas Schreckliches. Ich bin froh, dass du ihn nicht angefasst hast.«

In der Küche wusch sie sich Hände, Handgelenke und Unterarme mit Geschirrspülmittel, als wollte sie sich vor einer Operation desinfizieren oder sich dekontaminieren. Dann bearbeitete sie den Couchtisch, auf dem das Paket gestanden hatte, mit Murphy Oil Soap und schrubbte

zornig daran herum, während Benton reglos verharrte, sie beobachtete und sich nicht einmischen wollte, als sie ihrem Ärger Luft machte. Er versuchte, sich verständnisvoll und vernünftig zu verhalten. Allerdings steigerte seine Reaktion ihre Wut und ihren Hass nur noch.

»Du könntest wenigstens Gefühle zeigen«, sagte sie. »Oder ist es dir möglicherweise egal?«

»Es ist mir ganz und gar nicht egal.« Benton zog den Mantel aus. »Dieser Vorwurf war ungerecht. Mir ist klar, wie schlimm es für dich sein muss.«

»Ich merke dir aber nicht an, dass es dich interessiert. Das war schon immer so.« Sie tat fast so, als hätte Benton ihr das Paket mit der mutmaßlichen Bombe geschickt.

»Würdest du dich besser fühlen, wenn ich einen Tobsuchtsanfall bekommen

würde?« Er betrachtete sie mit ernster Miene.

»Ich gehe duschen.«

Zornig zerrte sie sich die Kleider vom Leib, während sie den Flur entlang in Richtung Schlafzimmer marschierte. Dort stopfte sie ihre Sachen in den Beutel für Kleidungsstücke, die in die chemische Reinigung mussten, und warf die Unterwäsche in den Schmutzwäschekorb. Anschließend trat sie in die Dusche und stellte das Wasser so heiß ein, wie sie es gerade noch aushielt. Der Dampf trieb ihr den Geruch noch tiefer in Nase und Nebenhöhlen. Den Gestank des Pakets – nach Feuer und Verdammnis und nach Hitze. Vor ihrem geistigen Auge lief eine andere Diaschau ab. Philadelphia und Dunkelheit und eine brennende Hölle. Leitern, die hoch in den Nachthimmel ragten. Das Kreischen von Sägen, die Löcher ins

Dach schnitten. Wasser schoss mit einer Geschwindigkeit von sechzigtausend Litern pro Minute aus Schläuchen. Ein gewaltiger Strom, der aus dem Feuerwehrwagen schoss, um die lodernden Flammen zu bekämpfen.

Wasserfontänen stiegen aus den Löschfahrzeugen rings um den Häuserblock auf. Der verkohlte Kadaver eines Autos war verbogen wie ein Eiswürfelbereiter. Die Reifen waren weggebrannt. Verflüssigtes Aluminium und Glas. Kupferperlen. Schleifspuren an Mauern, zerknickter Stahl, wellenschlagendes Holz rings um die Fenster. Dazu dichter schwarzer Qualm. Ein Strommast sah aus wie ein brennendes Streichholz. Es hieß, es handle sich um eine Feuerwalze, wie sie Feuerwehrleute häufig narrte. Zuerst sei sie nicht so heiß und erhöhe dann plötzlich die Temperatur, sodass

einem der Helm wegschmelze. Sie watete durch schmutzige Pfützen, auf denen in allen Regenbogenfarben schillerndes Benzin schwamm. Taschenlampen leuchteten die Finsternis ab. Tropfgeräusche. Wasser troff aus den viereckigen, mit der Axt geschlagenen Löchern im mit Teerpappe gedeckten Dach. Die verqualmte Luft roch nach angesengten Marshmallows, süßlich, scharf und ekelhaft, als man sie zu dem führte, was von ihm noch übrig war. Viel später erst hatte man ihr erklärt, er sei bereits tot gewesen, als das Feuer ausbrach. Man habe ihn hierher gelockt und erschossen.

Scarpetta stellte das Wasser ab, stand im Dampf und atmete die Wolken durch Mund und Nase ein. Die Glastür war so beschlagen, dass sie nicht hindurchschauen konnte. Aber sie bemerkte, dass das Licht sich bewegte und dass Benton hereingekommen

war. Sie war noch nicht bereit, mit ihm zu sprechen.

»Ich habe dir etwas zu trinken mitgebracht«, sagte er.

Das Licht veränderte sich wieder. Benton ging an der Dusche vorbei. Sie hörte, wie er den Hocker unter dem Frisiertisch herauszog und sich setzte.

»Marino hat angerufen.«

Scarpetta öffnete die Tür, griff nach einem Handtuch, das danebenhing, und holte es in die Duschkabine. »Bitte mach die Badezimmertür zu. Es wird sonst so kalt hier drin«, forderte sie ihn auf.

»Lucy und Jaime sind kurz vor White Plains.« Benton erhob sich, schloss die Tür und nahm wieder Platz.

»Sie sind noch nicht gelandet? Was zum Teufel ist da los?«

»Das Wetter hat sie ziemlich lange aufgehalten. Der Start musste wegen der Witterungsbedingungen immer wieder verschoben werden.« Er hatte mit Lucy im Hubschrauber gesprochen. »Es geht ihnen gut.«

»Ich habe es ihm doch ausdrücklich verboten, verdammt! Sie soll beim Fliegen nicht telefonieren.«

»Er sagte, er habe nur eine Minute mit ihr geredet und ihr nichts von dem Zwischenfall erzählt. Er wird ihr nach der Landung Bericht erstatten. Dann ruft sie dich sicher an. Keine Sorge. Es ist alles in Ordnung.« Benton musterte sie durch den Dampf.

Sie trocknete sich bei halb geöffneter Tür in der Duschkabine ab und wollte nicht herauskommen. Benton fragte sie nicht,

was sie hatte und warum sie sich wie ein kleines Kind in der Dusche versteckte.

»Ich habe noch einmal überall nach deinem BlackBerry gesucht. Es ist nicht in der Wohnung«, stellte er fest.

»Hast du versucht, es anzurufen?«

»Ich wette, es liegt auf dem Boden des Wandschranks in der Maske von CNN, wo du, wenn ich mich recht entsinne, immer deinen Mantel aufhängst.«

»Lucy findet es schon, falls ich je wieder Gelegenheit habe, mit ihr zu sprechen.«

»Ich dachte, du hättest heute schon mit ihr telefoniert, als sie noch in Stowe war.« Auf diese Weise wollte er sie zur Vernunft bringen.

»Weil ich sie angerufen habe.« Scarpetta hatte jetzt aber keine Lust, vernünftig zu sein. »In letzter Zeit meldet sie sich kaum noch bei mir. Sie könnte mir doch

wenigstens Bescheid geben, wenn sie von einem Schneesturm aufgehalten wurde und noch nicht gelandet ist.«

Benton betrachtete sie.

»Dann wird sie auch mein verdammtes Telefon aufspüren. Zumindest müsste sie, zum Teufel noch mal, dazu in der Lage sein. Schließlich war es ihre Idee, ein Ortungssystem in die Dinger einzubauen. Einen Empfänger in mein BlackBerry, in dein BlackBerry, in Jaimes BlackBerry, in Mariños BlackBerry und einen Chip in den Nacken ihrer Bulldogge, damit sie immer weiß, wo wir sind – oder, genauer ausgedrückt, wo sich unsere Telefone und ihr Hund befinden, und zwar mit einer Treffgenauigkeit von etwa drei Metern.«

Benton schwieg und beobachtete sie durch den Dampf. Sie war noch immer in der Dusche und trocknete sich ab, was

wegen der feuchten Luft zwecklos war, weil sie nur zu schwitzen anfang.

»Es handelt sich um dieselbe Technik, die die Flugaufsichtsbehörde bei Landeanflügen mit dem Autopiloten einsetzen will.« Sie klang, als spräche eine Fremde aus ihr, eine Frau, die er weder kannte noch mochte. »Vielleicht kann man es auch bei Drohnen benutzen, scheißegal. Jedenfalls ist mein dämliches Telefon genau darüber im Bilde, wo es liegt, auch wenn ich keine Ahnung davon habe. Das herauszukriegen ist für Lucy ein Kinderspiel. Ich schicke ihr eine E-Mail. Vielleicht nimmt sie sich ja dann die Zeit, mein Telefon zu suchen.« Während sie sich die Haare frottierte, war sie den Tränen nah, ohne sagen zu können, warum. »Vielleicht ruft sie ja an, weil sie sich ein kleines bisschen Sorgen macht,

jemand könnte mir eine Bombe hinterlassen haben.«

»Kay, bitte reg dich nicht so auf ...«

»Weißt du, wie sehr ich es hasse, wenn mir jemand verbietet, mich aufzuregen? Mein ganzes Leben habe ich damit verbracht, mich nicht aufzuregen, weil ich mich, verdammt noch mal, nicht aufregen durfte. Aber jetzt rege ich mich auf, und daran kann ich leider nichts ändern. Wenn ich etwas dagegen tun könnte, würde ich mich schließlich nicht aufregen, oder?« Ihre Stimme bebte.

Sie fühlte sich schwach, als ob sie eine Krankheit ausbrütete. Möglicherweise war ja eine Grippe im Anzug. Viele Mitarbeiter der Gerichtsmedizin hatte es schon erwischt, da offenbar irgendwelche Viren grassierten. Scarpetta schloss die Augen

und lehnte sich an die nassen Kacheln, die allmählich abkühlten.

»Ich habe sie gebeten, mich vor dem Start in Vermont anzurufen.« Sie versuchte, sich zu beruhigen und die Trauer und den Zorn wegzuschieben, die sie zu überwältigen drohten. »Früher hat sie mich vor einem Start oder nach einer Landung immer angerufen. Oder einfach nur, um sich zu melden.«

»Du weißt nicht, ob sie angerufen hat, weil du dein Telefon verlegt hast. Sie hat es sicher getan.« Bentons Tonfall war beschwichtigend, und er gab sich Mühe, die Situation zu entschärfen, die sich immer mehr zuspitzte. »Wir wollen den Tag noch einmal Revue passieren lassen. Erinnerst du dich, ob du das Telefon außerhalb der Wohnung aus der Tasche genommen hast?«

»Nein.«

»Aber du bist sicher, dass es in deiner Manteltasche war, als du dich auf den Weg gemacht hast?«

»Im Moment bin ich mir überhaupt nicht mehr sicher.«

Sie wusste noch, dass sie während des Gesprächs mit Alex Bachta ihren Mantel auf einen der Schminkstühle gelegt hatte. Sie würde Alex eine E-Mail schicken und ihn bitten, jemanden damit zu beauftragen, es zu suchen. Dann sollte er es irgendwo einschließen, bis sie Zeit hatte, es zu holen. Scarpetta verabscheute dieses Telefon und war wütend über ihre eigene Nachlässigkeit. Es war ein so unfassbar sträflicher Leichtsinn, dass sie es selbst kaum glauben konnte. Das BlackBerry war nämlich nicht passwortgeschützt. Aber das

würde sie weder Benton noch Lucy verraten.

»Lucy findet es bestimmt«, meinte Benton. »Marino hat vorgeschlagen, du könntest nach Rodman's Neck fahren, wenn du neugierig auf die Ergebnisse bist. Gleich morgen früh um sieben. Ich komme mit.«

Scarpetta wickelte sich in das Handtuch und trat auf die rutschfeste Bambusmatte. Benton trug nichts als eine Pyjamahose, war barfuß und saß mit dem Rücken zum Frisiertisch. Sie ärgerte sich über ihren eigenen Gefühlsaufruhr und wollte, dass er endlich aufhörte. Schließlich hatte Benton ihr nichts getan.

»Ich denke, wir sollten über alles im Bilde sein, was die Bombenentschärfer und die Leute in den Labors rausgekriegt haben. Mich interessiert, wer zum Teufel dieses

Paket abgeschickt hat und was genau es enthält.« Benton beobachtete sie. Die Luft war noch immer warm und schwül.

»Ja, die Schachtel mit Keksen, die irgendeine reizende Patientin von dir mir überreichen wollte«, höhnte sie.

»Natürlich könnte es sich auch um batteriebetriebene Kekse und eine reagenzglasförmige Flasche mit Likör handeln, der zufällig wie ein Brandbeschleuniger riecht.«

»Und Marino möchte, dass du auch dabei bist? Nicht nur ich, sondern wir beide?« Sie kämmte sich die Haare. Doch der Spiegel über dem Waschbecken war so beschlagen, dass sie nichts sehen konnte.

»Was ist los, Kay?«

»Ich habe mich nur gefragt, ob Marino dich ausdrücklich eingeladen hat, mehr nicht.« Sie wischte den Spiegel mit einem Waschlappen ab.

»Was ist nur los mit dir?«

»Lass mich raten. Er hat dich nicht eingeladen. Und falls er es doch getan hat, hat er es nicht ernst gemeint.« Sie kämmte sich weiter und musterte ihr Spiegelbild. »Das würde mich nicht weiter wundern, wenn man bedenkt, wie du ihn heute während der Telefonkonferenz und später im Auto behandelt hast.«

»Wir wollen nicht über ihn reden.« Benton hob sein Glas. Bourbon auf Eis.

Scarpetta roch Maker's Mark, was sie an einen Fall vor langer Zeit erinnerte. Ein Mann war in einem Flammenmeer umgekommen, als im brennenden Lagerhaus einer Destillerie Whiskyfässer explodiert waren.

»Ich war weder freundlich noch unfreundlich«, fügte Benton hinzu. »Sondern

habe mich professionell verhalten. Warum bist du so schlechter Laune?«

»*Warum?*«, wiederholte sie, als traute sie ihren Ohren nicht. »Abgesehen von dem offensichtlichen Problem.«

»Weil ich den kalten Krieg satthabe, den du mit Marino führst. Streite es nicht ab. Du lässt keine Gelegenheit zu einem Seitenhieb aus.«

»Das ist nicht wahr.«

»Ich glaube, er hat das Kriegsbeil längst begraben und die alten Zeiten hinter sich gelassen. Offenbar ist er über die Sache hinweg. Ganz im Gegensatz zu dir. Und wenn du so mit ihm umspringst, wird er wütend und fühlt sich in die Enge getrieben.

Ich finde es eine bemerkenswerte Ironie des Schicksals, denn schließlich hatte er so viele Jahre lang Schwierigkeiten mit dir.«

»Genau genommen hatte er Schwierigkeiten mit *dir*.« Bentons Geduld ließ ebenso nach wie die Dampfwolken im Raum.

»Ich rede im Moment aber nicht von mir. Gut, wenn du es schon erwähnst, ja, er hatte große Schwierigkeiten mit mir. Aber das ist jetzt vorbei.«

»Zugegeben, er hat sich gebessert. Wir wollen hoffen, dass es auch so bleibt.« Benton spielte an seinem Glas herum, als wisse er nicht, was er damit anfangen sollte.

Im sich lichtenden Nebel konnte Scarpetta auf der Ablage aus Granit einen Erinnerungszettel ausmachen: *Jaime am Freitagvormittag anrufen*. Am Morgen würde sie als verspätetes Geburtstagsgeschenk eine Orchidee in Bergers Büro in One Hogan Place schicken. Vielleicht eine

prächtige Princess Mikasa. Saphirblau war Bergers Lieblingsfarbe.

»Benton, wir sind verheiratet«, sagte Scarpetta. »Marino ist sich dieser Tatsache voll und ganz bewusst, und er hat sich damit abgefunden. Vermutlich war er sogar erleichtert. Seitdem ist er sichtlich zufriedener, hat eine feste Beziehung und führt ein neues Leben.«

Allerdings war sie sich, was Marinos feste Beziehung und sein neues Leben anging, nicht mehr so sicher. Nicht, nachdem sie vorhin in seinem Auto gespürt hatte, wie einsam er war. Sie stellte sich vor, wie er in der Garage des Notfalleinsatzkommandos in Harlem vorbeischaute, um einen Rettungshund zu besuchen.

»Er hat sich bewegt, und das solltest du auch«, fuhr sie fort. »Ich will, dass endlich Schluss damit ist. Hör auf, ganz gleich, wie

viel Mühe es dich auch kostet. Und tu nicht nur so als ob. Das durchschaue ich nämlich, auch wenn ich den Mund halte. Wir sitzen alle in einem Boot.«

»Eine große, glückliche Familie«, spot-tete Benton.

»Genau das habe ich gemeint. Ich habe genug von deiner Feinseligkeit und deiner Eifersucht.«

»Trink einen Schluck. Dann geht es dir gleich besser.« »Deine Gönnerhaftigkeit kannst du dir ebenfalls sparen, denn sie macht mich wütend.« Wieder zitterte ihre Stimme.

»Ich bin nicht gönnerhaft, Kay. Außerdem bist du bereits wütend«, fügte er leise hinzu. »Du bist schon seit langer Zeit wütend.«

»Ich fühle mich von dir gönnerhaft behandelt, und dass ich schon seit langer Zeit

wütend bin, stimmt nicht. Wie kannst du so etwas behaupten? Du willst mich nur provozieren.« Scarpetta hatte keine Lust auf einen Streit, weil sie Auseinandersetzungen generell verabscheute. Allerdings trug sie auch ihren Teil dazu bei.

»Es tut mir leid, dass du es so empfindest. Ich wollte nicht gönnerhaft sein, wirklich nicht. Und deine Wut mache ich dir nicht zum Vorwurf.« Er trank einen Schluck, starrte auf sein Glas und klapperte mit den Eiswürfeln. »Außerdem möchte ich dich auf keinen Fall provozieren.«

»Das Problem ist, dass du nicht in der Lage bist, zu verzeihen und zu vergessen. Deswegen auch dein Konflikt mit Marino. Du kannst ihm nicht vergeben und bist nicht bereit, die Vergangenheit ruhenzulassen. Soll das etwa die Lösung sein? Was geschehen ist, kann man nicht mehr

rückgängig machen. Er war betrunken, stand unter Drogeneinfluss und war nicht Herr seiner Sinne. Deshalb hat er etwas getan, das er nicht hätte tun sollen. So viel steht fest. Wenn jemand ein Recht hat, nachtragend zu sein, dann ja wohl ich. Immerhin ist er mir gegenüber gewalttätig geworden, verdammt. Doch das ist vorbei. Er bereut es. Es tut ihm sogar so leid, dass er mir aus dem Weg geht. Wochenlang höre ich kein Wort von ihm. Wenn er mit mir oder mit uns beiden zusammen ist, benimmt er sich übertrieben höflich, überschlägt sich fast, um dich mit einzubeziehen, und verhält sich beinahe unterwürfig. Dadurch wird die Situation noch beklemmender. Wir werden die Sache nie überwinden, solange du dich dagegen sperrst. Alles hängt nur von dir ab.«

»Stimmt. Ich kann es nicht vergessen«, erwiderte Benton mit finsterer Miene.

»Das ist nicht gerade logisch, wenn du bedenkst, was andere Menschen vergeben und vergessen mussten«, entgegnete Scarpetta so zornig, dass es ihr selbst Angst machte. Sie fühlte sich, als würde sie jeden Moment explodieren wie das sichergestellte Paket.

Bentons haselnussbraune Augen musterten sie forschend. Er saß reglos da und wartete ab, was nun geschehen würde.

»Insbesondere Marino und Lucy, die du zur Heimlichtuerei gezwungen hast. Für mich war es schon schlimm genug, doch ihnen gegenüber war es unfair, dass du sie verpflichtet hast, für dich zu lügen. Nicht dass ich in der Vergangenheit herumwühlen will.« Doch sie konnte es nicht verhindern, dass ebendiese Vergangenheit ihr

in der Kehle hochstieg. Sie schluckte und versuchte sie zurückzudrängen, bevor sie sich über ihr und Bentons gemeinsames Leben ergoss.

Er betrachtete sie. In seinen Augen lag ein unendlich weicher und trauriger Ausdruck. Schweiß sammelte sich an seiner Kehle, verschwand in seinem silbergrauen Brusthaar, rann seinen Bauch hinab und durchweichte das Taillenbündchen seiner grauen Pyjamahose aus Viskose, die sie ihm geschenkt hatte. Er war schlank und durchtrainiert. Seine Muskeln und seine Haut waren straff. Ein bemerkenswert schöner Mann. Im Badezimmer war es nach der langen Dusche, die nichts dagegen ausgerichtet hatte, dass sie sich verseucht, schmutzig und albern vorkam, schwül wie in einem Gewächshaus. Es gelang ihr einfach nicht, den merkwürdigen Gestank des

Pakets, Carley Crispins Sendung, das Schriftband von CNN und all die anderen unangenehmen Dinge wegzuwaschen, und sie fühlte sich machtlos.

»Nun, hast du dazu nichts zu sagen?« Ihre Stimme zitterte stark.

»Du weißt, woran es liegt.« Er stand vom Hocker auf.

»Ich möchte nicht mit dir streiten.« Tränen traten ihr in die Augen. »Bestimmt bin ich nur müde. Mehr nicht. Ich bin müde. Es tut mir leid, dass ich so müde bin.«

»Der Geruchssinn gehört zu den ältesten Teilen unseres Gehirns und sendet Informationen, die Gefühle, Erinnerungen und Verhalten steuern.« Er trat hinter Scarpetta und schlang die Arme um sie. Sie blickten beide in den beschlagenen Spiegel. »Einzelne Geruchsmoleküle regen verschiedene

Rezeptoren an.« Er küsste ihren Nacken und drückte sie an sich. »Beschreib mir, was du gerochen hast, und zwar so genau wie möglich.«

Sie konnte im Spiegel nichts mehr erkennen, weil sie Tränen in den Augen hatte. »Heißes Straßenpflaster«, murmelte sie. »Petroleum. Brennende Streichhölzer. Verkohltes Menschenfleisch.«

Er griff nach einem Handtuch, frottierte ihr Haar und massierte ihre Kopfhaut.

»Ich bin nicht ganz sicher, ob ich es richtig erklärt habe«, sagte sie.

»Das brauchst du auch nicht zu sein. Wir müssen nur wissen, welche Gefühle es in dir ausgelöst hat.«

»Jedenfalls hat der Absender des Pakets sein Ziel erreicht«, stellte sie fest. »Es ist eine Bombe, selbst wenn sie keinen Sprengstoff enthält.«

Lucys Hubschrauber, ein einmotoriger Bell 407 mit Turbinenantrieb und Platz für sechs Passagiere, schwebte über der Wartelinie vor Rollbahn Kilo auf der Stelle. Der Wind schob sie hin und her wie eine gewaltige Hand, während sie auf die Landeerlaubnis des Towers wartete.

»Nicht schon wieder«, sagte sie zu Berger, die links von ihr auf dem Platz des Copiloten saß. Berger gehörte nicht zu den Leuten, die sich mit der zweiten Reihe zufriedengaben, solange es sich vermeiden ließ. »Ich fasse es nicht, wo sie den verdammten Karren hingestellt haben.«

Auf der westlichen Seite des Flugplatzes von Westchester County drängten sich geparkte Flugzeuge, von einmotorigen

Maschinen und Leichtflugzeugen bis hin zu einer mittelgroßen Challenger und einem Firmenjet von Boeing mit besonders langer Reichweite. Lucy zwang sich zur Ruhe, da Aufregung und Fliegen sich nicht miteinander vertrugen. Allerdings war nicht viel nötig, um sie auf die Palme zu bringen. Sie war nun einmal aufbrausend, und es fehlte ihr die Gelassenheit – Eigenschaften, die sie an sich verabscheute. Doch Abscheu sorgte nun einmal nicht dafür, dass eine Sache verschwand, und sie wurde diese Wut einfach nicht los. Nach all ihren Bemühungen, sich zu beherrschen, und einigen glücklichen Wendungen in ihrem Leben, die ihr dieses Vorhaben erleichtert hatten, war der Zorn nun wieder aus dem Sack. Vielleicht war er nach all der Zeit der Vernachlässigung sogar noch unberechenbarer als je zuvor. »Niemand ist so intelligent,

von der Natur bevorzugt und wird so geliebt wie du«, pflegte ihre Tante Kay zu sagen. »Warum bist du trotzdem ständig schlecht gelaunt?« Nun sprach Berger diese Worte aus, und sie klang genau wie Scarpetta. Dieselbe Ausdrucksweise, dieselbe Logik, so als sendeten ihre Gehirne auf einer Wellenlänge.

Lucy berechnete den besten Anflugwinkel zu ihrem Karren, der kleinen hölzernen Plattform auf Rädern, die zu dicht bei einer anderen Maschine stand. Außerdem zeigte die Zugstange in die falsche Richtung. Vermutlich war es das Beste, in großer Höhe auf Position zehn Uhr zwischen den Tragflächen des Learjet und der King Air zu schweben, da sie die von ihrem Rotor aufgewirbelte Luft besser verkraften würden als die kleineren Flugzeuge. Dann würde sie in einem steileren Winkel, als ihr

lieb war, ihren Karren ansteuern und bei einer Windgeschwindigkeit von achtundzwanzig Knoten landen müssen – vorausgesetzt, dass sich der Tower je wieder bei ihr meldete. Weil die heftigen Windböen sie von unten trafen, musste sie sich auf eine schwungvolle und harte Landung gefasst machen, bei der Abgase ins Innere des Hubschraubers geraten würden. Berger würde sich über den Gestank beschweren, wieder einmal Kopfschmerzen bekommen und nicht mehr mit Lucy fliegen wollen. Noch eine gemeinsame Unternehmung, die in Zukunft gestrichen war.

»Das war Absicht«, sagte Lucy in die Gegensprechanlage. Ihre Arme und Beine waren angespannt, ihre Füße standen fest auf den Pedalen. Es kostete sie alle Kraft, zu verhindern, dass der Helikopter etwas anderes tat, als seine Position etwa zehn

Meter über dem Boden zu halten. »Ich werde mir den Namen und die Nummer dieses Kerls besorgen.«

»Der Tower hat nichts mit dem Parken der Karren zu tun«, hallte Bergers Stimme in Lucys Kopfhörer.

»Du hast ihn doch gehört.« Lucy spähte durch die Frontscheibe, musterte die dunklen Umrisse der dort versammelten Flugzeuge und sah im Licht ihres NightSun-Scheinwerfers, der so hell strahlte wie zwanzig Millionen Kerzen, dass die zerschissenen Enden der Haltetaue im Wind flatterten. »Er hat mich angewiesen, die Echo-Route zu nehmen. Genau das habe ich auch getan und mich an seine Vorgaben gehalten. Der will mich auf den Arm nehmen.«

»Der Tower hat Wichtigeres zu tun, als Karren zu parken.« »Der Kerl will nur seine Macht ausspielen.«

»Lass es auf sich beruhen. Es ist die Mühe nicht wert.« Bergers feste und volltönende Stimme erinnerte Lucy an teures Tropenholz. Eisenholz aus dem Regenwald, Mahagoni, Teak. Wunderschön, aber unnachgiebig, sodass man sich blaue Flecken holte.

»Immer wenn er Dienst hat, gibt es Schwierigkeiten. Der Mann hat etwas gegen mich.« Lucy hielt den Hubschrauber weiter gerade und achtete darauf, nicht seitlich abgedrängt zu werden.

»Das spielt keine Rolle. Kümmere dich einfach nicht darum.« Berger, die Anwältin.

Lucy fühlte sich zu Unrecht beschuldigt, ohne zu wissen, was sie verbrochen haben sollte. Genau wie bei ihrer Tante, ja, eigentlich bei allen Leuten. Scarpetta mochte noch so oft beteuern, dass sie Lucy nicht überwachen und an ihr herumkritisieren

wollte, sie wurde den Eindruck dennoch nicht los. Scarpetta und Berger waren beinahe gleichaltrig und Angehörige einer völlig anderen Generation, sodass sie eine ganze Zivilisationsphase von Lucy trennte. Anfangs hatte sie das nicht für ein Problem gehalten, sondern war eher vom Gegenteil ausgegangen. Endlich hatte sie jemanden gefunden, der ihren Respekt verdiente, Macht ausübte, etwas geleistet hatte und niemals langweilig war.

Jaime Berger war mit ihrem kurzen dunkelbraunen Haar und ihren ebenmäßigen Gesichtszügen eine beeindruckende Erscheinung. Sie hatte gute Gene, achtete auf ihr Äußeres, war einfach hinreißend und darüber hinaus auch noch ausgesprochen klug. Lucy liebte Bergers Aussehen, ihre Bewegungen und ihre Ausdrucksweise ebenso wie ihre Art, sich zu kleiden. Ihre

Kostüme, die weichen Cordhosen und Jeans und den politisch unkorrekten got-tverdammtten Pelzmantel. Sie konnte noch immer kaum fassen, dass ihre Wunschträume endlich in Erfüllung gegangen waren. Allerdings war es nicht das Paradies, weit gefehlt, und Lucy konnte sich den Grund nicht erklären. Inzwischen waren sie seit einem knappen Jahr zusammen. Die letzten Wochen waren eine Tortur gewesen.

Sie drückte auf den Transmitterknopf. »Helikopter Niner-Lima-Foxtrot, wir warten immer noch.«

Nach einer Weile ertönte eine wichtigtuerisch klingende Stimme. »Helikopter Niner-Lima-Foxtrot, die Verbindung wurde durch einen anderen Funk-spruch gestört. Wiederholen Sie Ihre Anfrage.«

»Helikopter Niner-Lima-Foxtrot, wir warten«, entgegnete Lucy barsch und ließ den Transmitterknopf los. »Es gab keinen anderen Funkspruch«, sagte sie zu Berger. »Oder hörst du hier irgendwo noch ein Flugzeug?«

Berger antwortete nicht, sah sie auch nicht an, sondern starrte geradeaus. Ein Vorteil beim Fliegen war, dass sie den anderen nicht anschauen musste, wenn sie zornig oder gekränkt war. Eine gute Tat bleibt niemals ungestraft, lautete einer von Marinos Wahlsprüchen. Nur dass er das Wort *Gefallen*, nicht *Tat*, benutzte. Kein Gefallen bleibt ungestraft, hatte er zu ihr gemeint, als sie noch ein Kind gewesen und ihm schrecklich auf die Nerven gegangen war. Im Moment hatte sie den Eindruck, dass sie außer ihm keinen Freund hatte. Kaum zu fassen, denn vor nicht allzu langer

Zeit hätte sie ihm am liebsten eine Kugel in den Kopf gejagt. So wie damals dem Schweinehund, der sein Sohn gewesen war, einem von Interpol mit einem Haftbefehl der höchsten Dringlichkeitsstufe gesuchten Verbrecher, dem ein Mord zur Last gelegt wurde. Sie hatte ihn, in einem Sessel sitzend, in Zimmer 511 des Hotels Radisson in Stettin, Polen, erledigt. Manchmal musste sie aus heiterem Himmel an Rocco junior denken, schwitzend und zitternd und mit aus den Höhlen quellenden Augen. Überall stand schmutziges Geschirr herum, und es stank, weil er sich in die Hose gemacht hatte. Er hatte gebettelt, und als das nichts gefruchtet hatte, hatte er es mit Geld versucht. Nach allem, was er unschuldigen Menschen angetan hatte, flehte er um eine zweite Chance und um Gnade und wollte sich freikaufen.

Keine gute Tat bleibt ungestraft. Allerdings hatte Lucy auf die gute Tat verzichtet, und zwar mit voller Absicht, denn wenn sie so nett gewesen wäre, Rocco am Leben zu lassen, hätte der seinen Polizistenvater umgelegt. Ein Auftragsmord. Rache. Peter Rocco Marino jr. hatte den Namen Caggiano angenommen, so sehr hasste er seinen Vater. Und der kleine Rocco, der faule Apfel, hatte seine Befehle und bereits einen kaltblütigen Plan ausgeheckt, um seinen alten Herrn Marino umzunieten, während der sich auf seinem jährlichen Angelausflug befand und sich in seiner Hütte am Buggs Lake erholte. Es hätte so aussehen sollen, als sei ein Einbruch aus dem Ruder gelaufen. *Da warst du aber schief gewickelt, kleiner Rocco.* Als Lucy, von dem Schuss noch ein Klingeln in den Ohren, das Hotel verlassen hatte, hatte sie nichts als

Erleichterung empfunden. Nun, dass stimmte nicht ganz. Marino und sie hatten nie darüber gesprochen. Sie hatte seinen Sohn getötet und die notwendige Hinrichtung als Selbstmord getarnt. Eine verdeckte Operation, eine Aufgabe, die sie als ihre Pflicht empfunden hatte. Aber dennoch war es Marinos Sohn gewesen, sein einziger Nachkomme und, soweit Lucy wusste, der letzte Ast an seinem Familienstammbaum.

Der Fluglotse meldete sich wieder.  
»Niner-Lima-Foxtrot, warten Sie.«

*Verdammt Verlierer!* Lucy stellte sich vor, wie er hoch über ihr im abgedunkelten Kontrollraum des Towers thronte und mit einem hämischen Grinsen zu ihr hinunterblickte.

»Niner-Lima-Foxtrot«, bestätigte sie.  
»Das Gleiche hat er beim letzten Mal auch

gemacht«, sagte sie dann zu Berger. »Der will mich verarschen.«

»Reg dich nicht auf.«

»Ich sollte mir seine Telefonnummer beschaffen und rauskriegen, wie dieser Scheißkerl heißt.«

»Du steigerst dich in die Sache hinein.«

»Wehe, wenn mein Auto verschwunden oder irgendwie beschädigt ist.«

»Der Tower hat nichts mit dem Parkplatz zu tun.«

»Hoffentlich hast du bei der Verkehrspolizei einen Stein im Brett. Ich werde nämlich zu schnell fahren müssen«, erwiderte Lucy.

»Wir dürfen nicht zu spät kommen.«

»Die ganze Reise war keine gute Idee. Wir hätten sie verschieben sollen.«

»Dann wäre es aber nicht dein Geburtstag gewesen«, antwortete Lucy.

Sie würde das Gefühl der Kränkung nicht zulassen. Nicht bei einem Landeanflug im Neunzig-Grad-Winkel, während Seitenwinde ihr Heck peitschten und sie versuchte, die Maschine zu wenden und sie gleichzeitig mit Hilfe der Pedale ruhig zu halten und mit zyklischer Steuerung und Einstellwinkelsteuerung winzige Korrekturen vorzunehmen. Nun hatte Berger es endlich zugegeben und rückte mit der Wahrheit heraus: Sie hatte keine Lust gehabt, ihren Geburtstag in Vermont zu feiern. Allerdings hätte sie das Lucy nicht eigens unter die Nase zu reiben brauchen. Schließlich hatte sie die Abende allein vor dem Kaminfeuer verbracht und die Lichter von Stowe und den Schnee betrachtet, denn Berger verhielt sich so geistesabwesend und abweisend, dass sie genauso gut in Mexiko hätte sein können anstatt im Nebenzimmer.

Wegen ihrer Position als Leiterin der Abteilung für Sexualverbrechen bei der Staatsanwaltschaft von New York County landeten die grausigsten der in den fünf Bezirken verübten Verbrechen stets auf ihrem Schreibtisch. Schon wenige Stunden nach Hannah Starrs Verschwinden war man davon ausgegangen, dass die Frau Opfer einer Straftat, möglicherweise eines Sexualverbrechens, geworden war. Doch Berger hatte – dank Lucy und ihrer forensischen Computerkenntnisse – nach dreiwöchigen Ermittlungen eine andere Theorie. Und was war der Lohn dafür? Dass Bergers Gedanken ständig um dieses Thema kreisten. Dann war zu allem Überfluss auch noch die Joggerin ermordet worden. Der von Lucy monatelang geplante Überraschungsurlaub war verdorben.

Wieder eine gute Tat, die nicht ungestraft geblieben war.

Unterdessen hatte Lucy, gequält von ihren eigenen Sorgen und Gefühlen, mit einem Glas Chablis Grand Cru am Kamin gesessen und in düsteren und bedrückenden Gedanken geschwelgt. Sie befürchtete, Fehler gemacht zu haben, insbesondere was Hannah Starr anging. Lucy konnte sich das nicht verzeihen, wurde das schlechte Gewissen nicht los und war so von Wut und Hass erfüllt, dass es schien, als litte sie an einer Erkrankung wie dem chronischen Müdigkeitssyndrom oder einer Nervenkrankheit, die ihr den Rest ihres Lebens zur Hölle machen würde. Aber sie ließ sich nichts anmerken. Berger wusste nichts und würde nie erfahren, was sich in Lucy abspielte. Nach all den Jahren im Untergrund im Auftrag des FBI oder der ATF,

den paramilitärischen Einsätzen und den privaten Ermittlungen war Lucy in der Lage, zu beeinflussen, was sie preisgab und was sie für sich behielt. Wenn die kleinste Veränderung der Mimik, die winzigste Geste die Tarnung auffliegen lassen oder den Tod bedeuten konnte, lernte man, sich in jeder Lebenslage zu beherrschen.

Sie hätte sich nie einverstanden erklären dürfen, die forensische Computeranalyse im Fall Hannah Starr zu übernehmen. Nun war der Zeitpunkt zum Aussteigen eindeutig gekommen, doch sie würde es nicht tun, denn sie wusste genau, was Hannah, und zwar aus reinem Mutwillen, angerichtet hatte. Deshalb war Lucy genau die richtige Person, um sich dieses absurden Theaters anzunehmen. Sie hatte nämlich ihre eigenen Erfahrungen mit Hannah Starr und gar nicht geahnt, wie unangenehm sie waren,

bis sie begonnen hatte, die Dateien und E-Mail-Accounts dieser arroganten, verwöhnten Zicke zu durchsuchen und wiederherzustellen. Tage hatte sie mit den E-Mails zubracht, die ihr geliebter Ehemann Bobby ihr schickte. Je mehr Einzelheiten Lucy entdeckte, desto größer wurden ihre Verachtung und ihre Wut. Sie würde jetzt nicht das Handtuch werfen, und niemand konnte sie dazu zwingen.

Sie schwebte über der gelben Begrenzungslinie und hörte zu, wie der Fluglotse den bedauernswerten Piloten einer Hawker kreuz und quer über den Flugplatz hetzte. Was war nur los mit den Leuten? Seit sich die Wirtschaft im freien Fall befand, schien die Welt kopfzustehen. Eigentlich hatte Lucy erwartet, dass die Menschen sich, wie nach dem 11. September, besser benehmen würden. In Angstsituationen drehte sich

doch normalerweise alles ums Überleben. Und wer höflich blieb, anstatt seine Zeitgenossen nach Kräften gegen sich aufzubringen, erhöhte seine Überlebenschancen beträchtlich, sofern aggressives Verhalten keine unmittelbaren Vorteile versprach. Dieser Idiot von einem Fluglotsen hatte rein gar nichts davon, dass er Lucy und die anderen Piloten schikanierte. Der verdammte Feigling tat es einfach, weil er oben im Tower saß, wo niemand ihn sehen konnte. Lucy war versucht, ihn zur Rede zu stellen. Sie würde einfach zum Tower marschieren und an der verschlossenen Tür läuten. Jemand würde sie sicher hereinlassen. Schließlich wussten die Leute im Tower, wer sie war. *Herr im Himmel*, sagte sie sich. *Beruhige dich*. Für eine solche Aktion fehlte ihr nämlich schlichtweg die Zeit.

Nach der Landung würde sie nicht auftanken. Lucy hatte nicht vor, auf den Tankwagen zu warten, denn es würde sicher eine Ewigkeit dauern, bis er eintrudelte. Sie würde einfach den Hubschrauber abschließen, zum Auto laufen und so schnell wie möglich nach Manhattan fahren. Falls nichts dazwischenkam, würden sie um halb zwei in ihrem Loft in Greenwich Village sein. Das war knapp für eine um zwei Uhr angesetzte Vernehmung, eine Chance, die sich nie wieder ergeben würde. Vielleicht würde dieses Gespräch sie zu Hannah Starr führen, deren Verschwinden der Öffentlichkeit seit dem Tag vor Thanksgiving ein wohliges Gruseln bescherte. Angeblich hatte man an diesem Tag beobachtet, wie sie in der Barrow Street in ein gelbes Taxi stieg. Interessanterweise nur wenige Häuserblocks von Lucys Wohnung entfernt,

worauf Berger sie mehr als einmal hingewiesen hatte. »*Und du warst an diesem Abend zu Hause. Jammerschade, dass du nichts gesehen hast.*«

»Helikopter Niner-Lima-Foxtrot«, meldete sich der Fluglotse über Funk. »Sie können jetzt zur Rampe weiterfliegen. Die Landung erfolgt auf eigene Gefahr. Falls Ihnen der Flugplatz nicht vertraut ist, müssen Sie uns informieren.«

»Niner-Lima-Foxtrot«, erwiderte Lucy in dem sachlichen Tonfall, den sie auch anschluss, bevor sie jemanden tötete oder zumindest damit drohte, und flog langsam los.

Sie schwebte zum Ende der Rampe und setzte auf ihrem Karren auf. Er stand zwischen einem Robinson-Helikopter, der sie an eine Libelle erinnerte, und einer Gulfstream, bei deren Anblick sie an Hannah

Starr denken musste. Der Wind erfasste das Heck, und Abgase drangen in die Kabine.

»Nicht vertraut?« Lucy schob das Steuerhorn in den Leerlauf und schaltete das leise Warnsignal des Umdrehungsmessers ab. »Ich soll mit diesem Flugplatz nicht *vertraut* sein? Hast du das gehört? Der Typ will mich als miserable Pilotin hinstellen.«

Berger schwieg. Es stank kräftig nach Abgasen.

»Das tut er jedes Mal.« Lucy streckte die Hand aus, um die Schalter über ihrem Kopf zu bedienen. »Entschuldige die Abgase. Ist alles okay? Halte noch ein, zwei Minuten aus. Es tut mir wirklich leid.« Sie musste diesen Fluglotsen zur Rede stellen. So etwas durfte sie ihm nicht durchgehen lassen.

Berger nahm den Kopfhörer ab, öffnete das Fenster auf ihrer Seite und streckte den Kopf so weit wie möglich hinaus.

»Wenn du das Fenster aufmachst, wird es noch schlimmer«, warnte Lucy sie. Eigentlich wäre es ihre Pflicht gewesen, zum Tower zu marschieren, mit dem Aufzug in die oberste Etage zu fahren und dem Kerl in Gegenwart all seiner Kollegen die Meinung zu sagen.

Während sie zusah, wie auf der Digitaluhr die Sekunden vergingen – sie mussten noch etwa fünfzig abwarten –, wuchsen ihre Angst und Wut. Sie würde den Namen dieses verdammt Fluglotsen in Erfahrung bringen und ihn sich vorknöpfen. Was hatte sie ihm und den anderen Mitarbeitern hier getan, außer sich respektvoll zu verhalten, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, gute Trinkgelder zu geben und ihre Gebühren zu bezahlen? Noch einunddreißig Sekunden. Sie wusste nicht, wie er hieß. In der Luft

war sie immer Profi, ganz gleich, wie unhöflich er auch mit ihr und den anderen Piloten umsprang. *Gut, wenn er Ärger haben will, kann er ihn kriegen. Verdamm!* Der Mann ahnte nicht, mit wem er sich angelegt hatte.

Als Lucy den Tower anfunkte, antwortete derselbe Fluglotse. »Nennen Sie mir die Telefonnummer Ihres Vorgesetzten«, sagte Lucy.

Er gab sie ihr, weil ihm laut Vorschrift der Flugaufsichtsbehörde nichts anderes übrigblieb. Lucy notierte sie sich auf das Schreibbrett, das auf ihrem Schoß lag. Jetzt würde sie ihn erst einmal eine Weile schmoren lassen. Dann funkte sie die Flugplatzverwaltung an und bat darum, ihren Wagen vorzufahren und ihren Helikopter in den Hangar zu rollen. Dabei fragte sie sich, ob ein Schaden an ihrem Ferrari wohl die

nächste unliebsame Überraschung sein würde. Vielleicht hatte der Fluglotse sich ja auch darum gekümmert. Sie stellte den Motor ab und brachte das Warnsignal zum Verstummen. Danach nahm sie den Kopfhörer ab und hängte ihn an einen Haken.

»Ich steige aus«, ließ sich Berger in dem dunklen, stinkenden Cockpit vernehmen. »Du hast es nicht nötig, dich mit solchen Leuten herumzustreiten.«

Lucy zog die Rotorbremse an. »Gedulde dich, bis sich der Rotor nicht mehr dreht. Und vergiss beim Aussteigen nicht, dass wir auf einem Karren und nicht auf dem Boden sind. Nur noch ein paar Sekunden.«

Während Lucy alle Systeme abschaltete, öffnete Berger ihren Vier-Punkte-Sicherheitsgurt. Sie kletterten aus der Maschine, Lucy nahm das Gepäck und schloss ab. Ohne auf sie zu warten, marschierte Berger

auf das Verwaltungsgebäude zu. Sie ging schnell, schlängelte sich zwischen Hal-tetauen durch und wich einem Tankwagen aus. Ihre schlanke Gestalt in dem langen Nerzmantel wurde kleiner und war bald verschwunden. Lucy wusste, was nun geschehen würde. Berger würde auf die Damentoilette hasten, vier Kopfschmerztabletten Marke Advil oder eine Zomig nehmen und sich das Gesicht mit kaltem Wasser erfrischen. Unter anderen Umständen wäre sie nicht sofort ins Auto gestiegen, sondern hätte sich Zeit gelassen, sich zu erholen und frische Luft zu schnappen. Aber sie hatten diese Zeit nicht.

Wenn sie nicht bis zwei Uhr morgens in Lucys Loft waren, würde Hap Judd es mit der Angst zu tun bekommen, sich aus dem Staub machen und sich nie wieder bei Berger melden. Er gehörte zu den Leuten, die

keine Begründung akzeptierten und hinter allem einen faulen Trick vermuteten. Sicher würde er glauben, dass er hereingelegt werden sollte und dass gleich um die Ecke Paparazzi lauerten. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche, denn der Mann litt an schwerem Verfolgungswahn. Er würde sie abwimmeln und sich einen Anwalt nehmen. Und selbst der dümmste Anwalt würde ihm raten, den Mund zu halten, was hieß, dass sie ihren vielversprechendsten Zeugen los waren. Dann würde Hannah Starr für immer verschwunden bleiben, obwohl sie es verdient hatte, gefunden zu werden – wenn auch nicht um ihrer selbst willen, sondern damit Recht und Gesetz Genüge getan wurde. Hannah an sich hatte überhaupt nichts verdient, da sie ihre Mitmenschen nur ausnutzte. Das Ganze war ein schlechter Scherz, und weil die

Öffentlichkeit die Hintergründe nicht kannte, war die ganze Welt in Sorge um sie.

Lucy teilte diese Gefühle zwar nicht, war sich ihrer wahren Empfindungen für sie jedoch erst vor drei Wochen bewusst geworden. Als Hannah als vermisst gemeldet worden war, war Lucy schon darüber im Bilde gewesen, welchen Schaden diese Frau anrichten konnte beziehungsweise bereits angerichtet hatte. Sie hätte nur nie den Verdacht geschöpft, dass Vorsatz dahintersteckte, sondern hatte es auf Pech, den Markt, die Wirtschaftskrise, den gedankenlosen Rat einer oberflächlichen Person oder einen Gefallen, der nicht ungestraft geblieben war, geschoben. Niemals hätte sie auf böswillige Absichten getippt. Ein folgenschwerer Irrtum! Hannah Starr war eine Teufelin und ein schlechter Mensch. Wenn Lucy nur auf ihre Instinkte gehört hätte,

denn ihr Bauchgefühl bei Hannahs und ihrem ersten Treffen allein in Florida war alles andere als gut gewesen. Inzwischen wusste sie das. Hannah verhielt sich zwar höflich und freundlich und hatte beinahe mit ihr geflirtet, doch Lucy hatte zwischen den Zeilen einen seltsamen Unterton herausgespürt, auch wenn sie es damals nicht hatte wahrhaben wollen. Vielleicht lag es daran, wie Hannah die Powerboote betrachtete, die mit einem nervtötenden Dröhnen unter dem Balkon ihrer schicken Wohnung in North Miami Beach vorbeibrausten. Wegen des Lärms hatte Lucy ihre eigene Stimme kaum gehört. In Hannahs Blick hatte sich nackte Gier gemalt. Gier und Rivalität.

»Ich wette, Sie haben irgendwo auch so ein Bötchen geparkt.« Hannahs Stimme klang belegt und erotisch, als ein 46 Rider

XP mit dreifach verstärktem Rumpf und mindestens 950 PS starken Motoren aufs offene Meer hinausraste. Das Geräusch erinnerte an eine Harley, wenn man Vollgas gab – so laut, als hielte man das Ohr direkt an den Auspuff einer Screamin' Eagle.

»Schnellboote sind nicht so mein Ding.«  
Genau genommen verabscheute Lucy sie sogar.

»Das kann nicht sein. Sie mit Ihren Autos und Motorrädern. Ich weiß noch, wie begeistert Sie von den Autos meines Vaters waren. Sie waren die Einzige, die seinen Enzo fahren durfte. Ich konnte es kaum glauben. Und dabei waren Sie fast noch ein Kind. Ich hätte geglaubt, ein Powerboot wie das Rider XP wäre etwas für Sie.«

»Ganz und gar nicht.«

»Und ich dachte, ich würde Sie kennen.«

»Ich könnte so ein Boot zu nichts gebrauchen. Außer ich würde ein Doppelleben führen, Drogen schmuggeln oder für die Russenmafia arbeiten.«

»Doppelleben?«, meinte Hannah.  
»Schießen Sie los.« »Ich habe keines.«

»Mein Gott, schauen Sie nur.« Ein weiteres Boot war gestartet. Eine breite, weiß schäumende Bugwelle hinter sich herziehend, donnerte es durch die Einfahrt des Intercoastal Waterway unter der Schnellstraße hindurch hinaus auf den Atlantik. »So etwas fehlt mir noch. Das möchte ich eines Tages haben. Kein Doppelleben, sondern ein solches Boot.«

»Falls es je so weit ist, erzählen Sie mir besser nichts davon. Ich rede nicht gern über Boote.«

»Ich führe kein Doppelleben. Ich bin wie ein offenes Buch.«

Hannahs Diamantring im Art-déco-Stil funkelte im Sonnenlicht, als sie die Hand aufs Balkongeländer legte und das tiefblaue Wasser und den hellblauen Himmel betrachtete. Die zusammengerollten Sonnenschirme am langen, knochenweißen Strand ähnelten Zuckerstangen. Die Spitzen der fedrigen Palmwedel verfärbten sich gelb.

Auf Lucy hatte Hannah in ihrem Seidenkleid von Ungaro so gewirkt, als wäre sie gerade einer Werbebroschüre für eine Fünf-Sterne-Ferienanlage entstieg. Sie wog gerade noch genug, um sexy zu sein, und hatte genau das richtige Alter, um als Top-Finanzberaterin ernst genommen zu werden. Vierzig und das Sinnbild der Perfektion. Sie gehörte zu den Menschen, an denen alles Gewöhnliche, Leidvolle und

Hässliche einfach abperlte. Lucy war ihr bei den prunkvollen Abendeinladungen und Partys im Haus ihres Vaters Rupe Starr nach Kräften aus dem Weg gegangen. Allerdings hätte sie Hannah niemals ein Verbrechen zugetraut, wenn auch nur aus dem Grund, dass sie es gar nicht nötig hatte, sich zu etwas so Schäbigem wie dem Belügen oder Bestehlen ihrer Mitmenschen herabzulassen. Doch offenbar hatte sie Hannahs offenes Buch falsch gelesen beziehungsweise so missverstanden, dass ihr dadurch ein nicht wiedergutzumachender Schaden entstanden war. Dank Hannahs freundlicher Beratung hatte sie eine neunstellige Summe verloren. Eine Lüge führte zur nächsten, und nun war Lucy gezwungen, selbst in einer zu leben, obwohl sie ihre eigene Definition davon hatte: Eine Lüge

war eigentlich keine Lüge, wenn letztlich die Wahrheit dabei herauskam.

Auf halbem Wege die Rampe hinauf versuchte sie, mit ihrem BlackBerry Marino zu erreichen. Eigentlich sollte er im Moment Hap Judd beschatten und sichergehen, dass der Mann sich nach dem idiotischen Gezerre, er könne sich nur mitten in der Nacht mit ihnen treffen, weil er sonst Gefahr lief, erkannt zu werden, nicht doch spontan verdrückt hatte. Er befürchtete nämlich, auf Seite sechs in der *Post* oder im Internet zu landen. Vielleicht hätte er sich das früher überlegen sollen, bevor er jemanden wie Jaime Berger abwimmelte, als sie vor drei Wochen um ein Gespräch mit ihm gebeten hatte. Überhaupt schien dieser Mensch nicht sehr helle zu sein. Sonst hätte er nicht in Gegenwart einer fremden

Person, die zufällig mit Lucy befreundet und ein Informant war, große Töne gespuckt.

»Bist du das?«, hörte sie Marinos Stimme in ihrem drahtlosen Hörer. »Ich hatte schon Angst, du könntest John Denver einen Besuch abgestattet haben.«

Lucy konnte darüber nicht lachen. Man riss keine Witze über Leute, die bei Unfällen mit Flugzeugen, Hubschraubern, Motorrädern, Autos oder Raumfähren ums Leben gekommen waren. So etwas war nicht komisch.

»Ich habe dir eine Karte gemailt«, fuhr Marino fort, als sie, ihr Gepäck geschultert, weiter über das Rollfeld ging. »Ich weiß nämlich, dass dein Rennschlitten kein GPS hat.«

»Wozu brauche ich ein verdammtes GPS, um nach Hause zu finden?«

»Weil einige Straßen gesperrt sind und der Verkehr umgeleitet wurde. Außerdem gab es einen kleinen Zwischenfall, den ich nicht erörtern wollte, während du am Steuer deiner Todesfalle gesessen hast. Hinzu kommt, dass du das Paket bei dir hast.« Er meinte Berger, seine Chefin. »Wenn du dich verfährt, im Stau steckst und das Treffen um zwei verpasst, darfst du dreimal raten, wer deswegen Ärger kriegt. Sie wird sich schon genug aufregen, wenn sie merkt, dass ich nicht dabei bin.«

»Nicht dabei? Das wird ja immer besser«, erwiderte Lucy.

Sie hatte ihn nur gebeten, sich Zeit zu lassen und vielleicht dreißig oder vierzig Minuten später einzutreffen, damit sie Gelegenheit hatte, sich Hap Judd vorzuknöpfen. Wenn Marino von Anfang an danebensaß, würde sie keine Gelegenheit

haben, das Gespräch in die gewünschte Richtung zu lenken, und ihr Ziel war, den Typen zu zerlegen. Lucy hatte ein Händchen für Verhörtechniken, und sie beabsichtigte, alles in Erfahrung zu bringen, was sie wissen musste, um etwas zu unternehmen.

»Hast du die Nachrichten verfolgt?«, fragte Marino.

»Beim Auftanken. Wir haben im Internet die Sache mit dem gelben Taxi gelesen. Und auch von dem angeblichen Zusammenhang zwischen Hannah und der Joggerin.« Lucy nahm an, dass er darauf anspielte.

»Vermutlich hast du nichts vom Katastrophenschutz mitgekriegt.«

»War nicht möglich. Keine Zeit. Dem einen Flugplatz war der Jet-A-Treibstoff ausgegangen, der andere war nicht geräumt. Was ist denn passiert?«

»Für deine Tante wurde ein Paket von FedEx abgegeben. Ihr ist nichts passiert, aber du solltest sie anrufen.«

»Ein Paket von FedEx? Wovon redest du?« Lucy blieb stehen.

»Wir haben noch nicht rausgekriegt, was drin ist. Es könnte etwas mit einer Patientin von Benton zu tun haben. Jedenfalls hat eine Person, die eine Schraube locker hat, Doc Scarpetta ein Weihnachtsgeschenk hinterlassen. Der Schlitten des Weihnachtsmanns hat es nach Rodman's Neck gebracht. Er ist vor einer knappen Stunde losgefahren und kommt auf dem Cross Bronx Expressway, den du auf dem Weg von White Plains hierher überqueren musst, genau auf dich zu. Deshalb habe ich dir die Karte geschickt, die dich nach Osten über die Bronx lotst. Nur für alle Fälle.«

»Mist! Mit wem vom Bombenentschärfungskommando hast du zusammengearbeitet? Ich rede mit demjenigen.« Das sechste Revier, die Zentrale des Bombenentschärfungskommandos, befand sich in Greenwich Village, ganz in der Nähe von Lucys Wohnung. Sie kannte einige der Mitarbeiter dort.

»Danke, Special Agent der ATF. Aber das NYPD kommt auch ohne dich klar. Ich erledige alles Notwendige, also mach dir keine Sorgen. Doc Scarpetta wird dir die ganze Geschichte erzählen. Ihr geht es gut. Bentons Spinnerin könnte Verbindungen nach Hollywood haben.« Eine spöttische Anspielung auf Hap Judd. »Ich werde das im Real Time Crime Center überprüfen. Doch vielleicht solltet ihr ihn darauf ansprechen. Die Frau heißt Dodie Hodge und war Psychiatriepatientin im McLean.«

»Woher sollte sie ihn kennen?« Lucy setzte sich wieder in Bewegung.

»Es könnte auch eine ihrer Lügengeschichten und Wahnvorstellungen sein, stimmt. Allerdings wäre es nach dem Zwischenfall in dem Haus, wo deine Tante wohnt, ratsam, Hollywood danach zu fragen. Ich werde vermutlich die ganze Nacht im Real Time Crime Center verbringen. Erklär das der Chefin.« Er meinte Berger.

»Ich will nicht, dass sie sauer auf mich wird. Doch es ist wichtig, dass ich der Sache auf den Grund gehe, ehe noch etwas Schlimmes passiert.«

»Wo bist du? In TriBeCa?« Lucy schlängelte sich zwischen den Tragflächen abgestellter Flugzeuge hindurch.

»Bin vor ein paar Minuten auf dem Weg in die Innenstadt bei Hollywoods Wohnung vorbeigefahren. Schien zu Hause zu sein.

Eine gute Nachricht. Vielleicht kreuzt er ja auf«, sagte Marino.

»Du solltest ihn bewachen, um sicherzugehen, dass er auch wirklich kommt. So lautete unsere Abmachung.« Lucy hasste es, sich auf andere Leute verlassen zu müssen. Das verdammte Wetter. Wenn sie nur früher gelandet wäre! Dann hätte sie Hap Judd selbst beschatten und dafür sorgen können, dass er das Treffen nicht verpasste.

»Ich habe im Moment Wichtigeres zu tun, als Babysitter für einen Perversen zu spielen, der sich für den neuen James Dean hält. Ruf mich an, falls du umgeleitet wirst und dich verführst, Amelia Earhart.«

Lucy beendete das Telefonat, ging schneller, überlegte, ob sie sich bei ihrer Tante melden sollte, und dachte dann an die Nummer auf ihrem Schreibbrett. Ob es

ratsam war, den Vorgesetzten des Fluglotsen noch vom Flugplatz aus anzurufen? Vielleicht war es auch sinnvoller, bis morgen zu warten und den Leiter des Towers oder, noch besser, die Flugsicherungsbehörde zu verständigen, damit der Kerl in einen Auffrischungslehrgang gesteckt wurde. Beim Gedanken an seine Äußerungen auf der Frequenz des Towers kochte sie vor Wut. Alle hatten mithören können, dass er ihr Inkompetenz vorwarf und ihr unterstellte, sie kenne sich nicht auf einem Flugplatz aus, den sie mehrmals in der Woche anflog.

Schließlich standen ihr Helikopter und ihr Citation-X-Jet hier im Hangar. Möglicherweise war das ja der Grund für seine Unverschämtheit. Er wollte sie zurechtstutzen und ihr unter die Nase reiben, dass er die Gerüchte über die Verluste kannte, die sie angeblich in der größten Finanzkrise seit

den Dreißigern gemacht hatte. Allerdings hatte nicht der Bankenkrah an der Wall Street den meisten Schaden angerichtet, sondern Hannah Starr. Ein Gefallen, ein Geschenk, das ihr Vater Rupe Lucy zugedacht hatte. Eine Abschiedsgeste. Als Hannah ihre Beziehung mit Bobby begann, hatte sie nichts anderes zu hören bekommen als Lucy hier, Lucy da.

»Für ihn waren Sie Einstein. Ein hübscher Einstein, aber ein Mädchen, an dem ein Junge verlorengegangen ist«, hatte Hannah vor knapp sechs Monaten Lucy gegenüber geäußert.

War das Anmache oder Spott gewesen? Lucy konnte nicht sagen, was in Hannah vorging, was sie wusste oder was sie nur vermutete. Rupe war über Lucys Leben im Bilde gewesen, so viel stand fest. Eine Brille mit dünnem Goldgestell, flaumiges weißes

Haar, trübe blaue Augen, ein zierlicher Mann, der stets ordentliche Anzüge trug und ebenso ehrlich war wie klug. Ihn scherte es einen Dreck, mit wem Lucy ins Bett ging, solange diese Leute sich nicht von ihr aushalten ließen und ihr auch sonst keine übermäßigen Kosten verursachten. Er konnte verstehen, warum Frauen Frauen liebten, denn schließlich teilte er diese Schwäche. Einmal hatte er zu ihr gemeint, wenn er eine Frau gewesen wäre, wäre er wahrscheinlich auch lesbisch geworden, weil ihn Frauen so sehr anzogen. Außerdem spielten Kategorien wie diese keine Rolle, weil es nur auf das Herz eines Menschen ankäme. Immer lächelte er. Ein gütiger, anständiger Mensch und der Vater, den Lucy nie gehabt hatte. Als er im letzten Mai während einer Geschäftsreise einer Salmonelleninfektion erlegen war, hatte Lucy

es erst nicht fassen können und war am Boden zerstört gewesen. Konnte ein Mann wie Rupe wirklich an einer Jalapeno-Peperoni sterben? Hing das menschliche Leben tatsächlich nur von der banalen Entscheidung ab, ob man sich eine Portion Nachos bestellte?

»Wir vermissen ihn schrecklich. Er war mein Mentor und mein bester Freund.« Das war im vergangenen Juni gewesen. Auf Hannahs Balkon, als sie den Millionen von Dollar teuren Booten nachblickte, die dröhnend vorbeibrausten. »Sie haben mit seiner Hilfe gut verdient. Ich werde für Sie noch mehr Profit rausholen.«

Lucy hatte dankend abgelehnt, und zwar mehr als einmal. Ihr gefiel die Vorstellung nicht, Hannah Starr ihr gesamtes Portfolio zu überlassen. Das käme überhaupt nicht in Frage, hatte sie ihr höflich erklärt.

Wenigstens in diesem Punkt hatte sie auf ihren Bauch gehört. Doch sie hätte, was den fraglichen Gefallen betraf, ihrer inneren Stimme vertrauen sollen. *Lass die Finger davon.* Aber Lucy hatte es dennoch getan. Vielleicht hatte sie Hannah beeindrucken wollen, weil sie spürte, dass die Frau sie als Rivalin empfand. Möglicherweise hatte Hannah auch einen wunden Punkt bei ihr getroffen, denn sie war gerissen genug, um ihre Mitmenschen zu durchschauen. Lucy hatte ihren eigenen Vater nie kennengelernt und wollte nun, als Erwachsene, nicht auch noch Rupe verlieren. Stets die Ehrlichkeit in Person, hatte er vom ersten Tag an ihre Finanzen verwaltet. Sie hatte ihm etwas bedeutet. Er war ihr Freund. Sicher hatte er ihr beim Abschied von diesem Leben etwas ganz Besonderes vermachen wollen, weil er sie für außergewöhnlich hielt.

»Diesen Tipp hätte er Ihnen bestimmt auch gegeben, wenn er lange genug gelebt hätte«, verkündete Hannah. Ihre Finger streiften die von Lucy, als sie ihr ihre Visitenkarte reichte. *Bay Bridge Finances*. Auf der Rückseite eine Telefonnummer in einer selbstbewussten geschwungenen Handschrift.

»Sie waren wie eine Tochter für ihn, und ich musste ihm versprechen, mich Ihrer anzunehmen«, fuhr Hannah fort.

Wie hatte er das von ihr verlangen können? Lucy war zu spät auf diesen Gedanken gekommen. Rupe war so plötzlich erkrankt, dass Hannah ihn vor seinem Tod in Atlanta weder gesehen noch gesprochen haben konnte. Allerdings hatte Lucy sich diese Frage erst eine neunstellige Summe später gestellt. Inzwischen war sie sicher, dass für Hannah mehr

dahintersteckte als die beträchtliche Provision, die sie dafür kassierte, dass sie wohlhabende Mitmenschen zur Schlachtbank führte. Sie hatte Lucy aus reinem Mutwillen schaden, schwächen und vernichten wollen.

Der Fluglotse konnte unmöglich über Lucys finanzielle Situation im Bilde sein oder etwas über ihre Verluste und die Demütigung wissen. Sicher sah sie Gespenster und war so angespannt und übervorsichtig, dass Berger es schon als krankhaft bezeichnete. Außerdem hatte sie schlechte Laune, weil sich das seit Monaten geplante Überraschungswochenende als Reinfall entpuppt hatte. Berger hatte sich abweisend und unfreundlich verhalten und keine Gelegenheit ausgelassen, sie zu kränken. Während ihres Aufenthalts hatte sie ihr die kalte Schulter gezeigt. Und auch nach dem Start hatte sich nichts daran geändert. Auf

der ersten Hälfte des Fluges hatte sie keine einzige persönliche Bemerkung von sich gegeben und die zweite Hälfte damit verbracht, mit dem Bord-Mobiltelefon SMS zu verschicken, in denen es um Carley Crispin, gelbe Taxis und alle möglichen anderen Dinge ging, die immer auf dasselbe leidige Thema hinausliefen: Hannah. Sie hatte von Bergers Leben Besitz ergriffen und damit Lucy wieder etwas weggenommen. Diesmal etwas, das sich nicht ersetzen ließ.

Lucy warf einen Blick auf den Tower, dessen verglaste Kuppel strahlte wie ein Leuchtturm. Sie stellte sich vor, wie ihr Feind, der Fluglotse, vor einem Radarschirm saß und Punkte und Codenummern betrachtete, die für wirkliche Menschen in echten Flugzeugen standen. Alle taten ihr Bestes, um sie wohlbehalten ans Ziel zu bringen, während

dieser Idiot nur Befehle und Beleidigungen blaffte. *Scheißkerl!* Sie wollte ihn sich vorknöpfen. Oder sich ein anderes Opfer suchen.

»Wer hat meinen Karren rausgerollt und ihn in Windrichtung gestellt?«, fragte sie den erstbesten Mitarbeiter des Bodenpersonals, der ihr im Verwaltungsgebäude über den Weg lief.

»Sind Sie sicher?« Der junge Mann war mager und pickelig und trug einen viel zu großen, gefütterten Overall. Die Stäbe zum Einwinken der Maschinen ragten aus den Taschen seiner Arbeitsjacke von Dickies. Er konnte ihr nicht in die Augen schauen.

»Ob ich sicher bin?«, wiederholte sie, als hätte sie ihn nicht verstanden.

»Wollen Sie mit meinem Vorgesetzten sprechen?«

»Nein, ich will nicht mit Ihrem Vorgesetzten sprechen. Das ist jetzt schon das dritte Mal innerhalb der letzten zwei Wochen, dass ich hier mit Rückenwind landen musste, F. J. Reed.« Sie hatte sein Namensschild gelesen. »Wissen Sie, was das bedeutet? Es heißt, dass derjenige, der meinen Karren aus dem Hangar rollt, ihn so auf der Rampe ausrichtet, dass die Zugstange in die falsche Richtung zeigt, und zwar genau in Windrichtung, sodass ich mit Rückenwind landen muss.«

»Das war ich nicht. Ich würde niemals einen Karren in Windrichtung ausrichten.«

»Haben Sie überhaupt eine Ahnung von Aerodynamik, F. J. Reed? Flugzeuge – und das Gleiche gilt auch für Hubschrauber – starten und landen gegen den Wind, nicht mit dem Wind im Rücken. Seitenwinde können auch ganz schön lästig sein. Und

warum? Weil die Windgeschwindigkeit gleich Fluggeschwindigkeit minus Bodengeschwindigkeit ist. Die Windrichtung verändert den Anflugwinkel und versaut einem den Landeanflug. Wenn man nicht gegen den Wind startet, ist es schwieriger, an Höhe zu gewinnen. Bei der Landung kann es passieren, dass man zu viel Schwung hat und abstürzt, verdammt! Wer ist der Fluglotse, mit dem ich gesprochen habe? Sie kennen doch die Leute im Tower, F. J. Reed.«

»Eigentlich eher nicht.«

»Wirklich?«

»Ja, Ma'am. Sie fliegen den schwarzen Hubschrauber mit dem vorwärtsstreuenden Infrarot-Laser und den NightSun-Scheinwerfern, der aussieht wie vom Ministerium für Heimatschutz. Aber wenn sie für die arbeiten würden, wüsste ich das. Wir

kriegen genau mit, wer hier kommt und geht.«

Lucy war sicher, den Idioten vor sich zu haben, der ihren Karren herausgerollt und absichtlich in Windrichtung gestellt hatte, und zwar auf Anweisung oder zumindest mit der Billigung des Dreckskerls im Tower und mit dem Ziel, sie lächerlich zu machen, sie zu demütigen und zu erniedrigen.

»Vielen Dank. Sie haben mir gesagt, was ich wissen wollte«, entgegnete sie.

Als sie davonstolzierte, kam Berger gerade aus der Damentoilette und knöpfte ihren Nerzmantel zu. Lucy merkte ihr an, dass sie sich das Gesicht mit viel kaltem Wasser gewaschen hatte. Es gehörte nur wenig dazu, um bei Berger das auszulösen, was sie selbst als »scheußliche Kopfschmerzen« und Lucy als »Migräne« bezeichnete. Gemeinsam verließen sie das

Verwaltungsgebäude. Berger stieg in den 599 GTB, während Lucy den Wagen umrundete und den Strahl ihrer Surefire-Taschenlampe über den glänzenden Lack, Farbton Rosso Barchetta, das tiefe Rot eines guten Weines, gleiten ließ und Ausschau nach dem kleinsten Kratzer oder anderen Anzeichen dafür hielt, dass ihrem 611 PS starken Coupé etwas zugestoßen war. Sie überprüfte die Reifen, warf einen Blick in den Kofferraum und rückte das Gepäck zurecht. Dann setzte sie sich ans Steuer aus Karbonfaser, kontrollierte das Armaturenbrett, insbesondere den Tacho, und vergewisserte sich, dass das Radio noch auf denselben Sender eingestellt war wie zuvor. Sie wollte sichergehen, dass niemand während ihrer und Bergers Abwesenheit – mit Bergers Worten »Gefangenschaft in Stowe« – eine Spazierfahrt unternommen

hatte. Lucy dachte an Marinos E-Mail, fragte sie aber nicht ab. Sie brauchte seine Hilfe nicht, um nach Hause zu finden, ganz gleich, ob der Verkehr nun umgeleitet oder eine Straße gesperrt worden war. Sie sollte ihre Tante anrufen.

»Ich habe ihn nicht mehr erwischt«, sagte Berger. Ihr ebenmäßiges Profil sah in der Dämmerung wunderschön aus.

»Der soll froh sein, dass *ich* ihn nicht erwische.« Lucy schaltete in den ersten Gang.

»Ich meinte damit, dass ich dem Parkwächter kein Trinkgeld geben konnte.«

»Keine Trinkgelder mehr. Etwas stimmt hier nicht, und solange ich nicht dahinterkomme, werde ich aufhören, nett zu sein. Wie fühlst du dich?«

»Gut.«

»Marino hat mir erzählt, eine ehemalige Patientin von Benton habe in dem Haus, wo

meine Tante wohnt, ein Paket abgegeben. Sie mussten das Bombenentschärfungskommando holen. Jetzt ist das Paket in Rodman's Neck«, berichtete Lucy.

»Das ist der Grund, warum ich nie Urlaub mache. Kaum bin ich nicht da, passiert etwas.«

»Die Frau heißt Dodie Hodge. Marino glaubt, dass sie in irgendeiner Verbindung zu Hap Judd steht. Er überprüft sie gerade im Real Time Crime Center.«

»Bist du bei deinen Recherchen auf sie gestoßen?«, fragte Berger. »Falls das stimmt, hättest du doch etwas finden müssen.«

»Der Name sagt mir nichts«, erwiderte Lucy. »Wir sollten Hap auf sie ansprechen und herauskriegen, ob er sie kennt, und wenn, woher. Es gefällt mir gar nicht, dass dieses Arschloch offenbar Kontakt zu jemandem unterhält, der meiner Tante

vermutlich eine Paketbombe hinterlassen hat.«

»Du ziehst voreilige Schlussfolgerungen.«

»Marino steckt bis über beide Ohren in der Arbeit. Das soll ich dir von ihm ausrichten.«

»Und warum?«

»Ich soll dir einfach nur sagen, dass er jede Menge zu tun hat. Er klang ziemlich hektisch«, entgegnete Lucy.

Nachdem sie in drei Sekunden auf neunzig Sachen beschleunigt hatte, schaltete sie in den dritten Gang zurück. Auf der Zufahrtsstraße würde sie sich bremsen und auf der Route 120 ein gemütliches Tempo fahren. Auf dem Parkway konnte man bei hundert Stundenkilometern am Steuer schlafen. Lucy hatte nicht vor, Berger zu

verraten, dass Marino es nicht zu dem Treffen schaffen würde.

»Nicht so schnell!«, protestierte Berger.

»Verdammt, ich habe Tante Kay davor gewarnt, live im Fernsehen aufzutreten.« Sie nahm die Kurven wie eine Rennfahrerin. »Und zwar aus demselben Grund, warum du dir Sorgen machst. Wenn man live auf Sendung ist, weiß jeder, wo man sich gerade aufhält. Es war also offensichtlich, dass sie sich heute Abend in der Stadt befinden würde. Allerdings gibt es genügend Mittel und Wege, Leuten, die ihr schaden wollen, in die Suppe zu spucken. Sie sollte etwas unternehmen, um ihnen das Handwerk zu legen.«

»Wir dürfen dem Opfer keine Vorwürfe machen. Es ist nicht Kays Schuld.«

»Ich habe ihr immer wieder geraten, Carley Crispin aus dem Weg zu gehen,

verdammt!« Lucy blinkte einen Sonntagsfahrer an, der vor ihr dahinkroch, und überholte ihn dann, dass ihm der Splitt entgegenspritzte.

»Es ist nicht ihre Schuld«, wiederholte Berger. »Sie will nur helfen. Mein Gott, es sind so viele Fehlinformationen im Umlauf. Insbesondere unter Geschworenen. Jeder hält sich für einen Experten. Also müssen kluge Menschen wie Kay die Dinge langsam, aber sicher geraderücken. Es ist unsere Pflicht.«

»Wahrscheinlich ist Carley die Einzige, die von Tante Kays Engagement profitiert. In einer Sendung wie ihrer aufzutreten ändert nichts an der Situation. Das ist doch offensichtlich. Schau, was passiert ist. Morgen früh werden wir ja sehen, wie viele Leute sich noch trauen, ein Taxi zu nehmen.«

»Warum bist du so streng mit ihr?«

Lucy fuhr schnell und antwortete nicht.

»Vielleicht aus demselben Grund, warum du kein Verständnis für mich hast«, sprach Berger weiter und blickte geradeaus.

»Was für ein Grund könnte das sein? Wie oft treffen wir uns? An zwei Abenden in der Woche? Es tut mir leid, dass dir dein Geburtstag nicht gefallen hat.«

»Ich verabscheue meine Geburtstage grundsätzlich«, erwiderte Berger in dem Tonfall, den sie stets anschluss, wenn sie eine Situation entschärfen wollte. »Warte nur, bis du die Vierzig hinter dir hast. Dann wirst du auch nicht mehr gern Geburtstag feiern.«

»Das habe ich nicht gemeint.«

»Ich weiß, was du gemeint hast.«

Lucy gab Gas.

»Ich nehme an, dass Marino unterwegs zu deiner Wohnung ist«, merkte Berger an.

»Er sagte, es könnte ein bisschen später werden.« Eine Notlüge.

»Ich habe ein ungutes Gefühl.« Berger dachte an Hannah Starr und an Hap Judd. Sie war geistesabwesend und grübelte, ohne auf Lucy zu achten. Ganz gleich, wie oft Berger sie auch beschwichtigte und sich entschuldigte, die Dinge hatten sich verändert.

Lucy versuchte, sich zu erinnern, wann es angefangen hatte. Im Sommer vielleicht, als die Stadt Mittelkürzungen ankündigte und der Planet anfang, um seine eigene Achse zu eiern. Die letzten Wochen konnte man ohnehin vergessen. Und jetzt? Verschwunden. Es fühlte sich an, als wäre es aus und vorbei. Aber das durfte nicht sein. Lucy

würde das nicht zulassen. Sie musste weiter daran festhalten.

»Ich wiederhole, es geht nur ums Ergebnis.« Lucy griff nach Bergers Hand, zog sie an sich und streichelte sie mit dem Daumen. »Hap Judd wird reden, weil er ein aufgeblasener Soziopath ist, der nur um sich selbst kreist. Er glaubt, dass es in seinem Interesse ist.«

»Das ändert nichts an meinem unguten Gefühl«, entgegnete Berger und verschränkte ihre Finger mit Lucys. »Wir sind nur einen Schritt davon entfernt, jemanden zu einer Straftat anzustiften. Vielleicht ist es nicht einmal mehr ein ganzer Schritt.«

»Jetzt fängst du schon wieder damit an. Es wird klappen. Keine Sorge. Eric hatte achtzig Gramm White Widow bei sich. Zur Schmerzbekämpfung. Marihuana zu medizinischen Zwecken ist erlaubt. Die Frage ist,

wo er es herhat. Möglicherweise von Hap. Hap ist ein Kiffer.«

»Vergiss nicht, mit wem du sprichst. Ich will nicht wissen, wo Eric oder du euer sogenanntes medizinisches Marihuana bezieht, und gehe davon aus, dass du nie welches in deinem Besitz hattest.« Das hatte Berger schon häufig gesagt. »Hoffentlich muss ich nicht herausfinden, dass du es irgendwo anbaust.«

»Nein, so etwas mache ich nicht mehr. Ich habe seit Jahren keinen Joint mehr geraucht, Ehrenwort.« Lucy lächelte, schaltete einen Gang herunter und bog in die Ausfahrt ein, die zur I-684 in südlicher Richtung führte. Dass Berger sie berührte, beruhigte sie und flößte ihr Selbstvertrauen ein. »Eric hat sich ein paar Tütchen genehmigt. Und als er gerade in guter Stimmung war, ist er zufällig Hap begegnet, der

ein Gewohnheitstier ist und immer dieselben Lokale besucht. Das ist nicht klug, weil man es anderen damit erleichtert, einen zu finden und sich mit einem anzufreunden.«

»Das sagtest du bereits. Aber mich beschäftigt weiterhin dieselbe Frage: Was, wenn Eric beschließt, mit jemandem zu reden, mit dem er nicht reden sollte? Zum Beispiel mit Haps Anwalt, denn er wird sich bestimmt einen nehmen, nachdem ich mit ihm fertig bin.«

»Eric mag mich. Außerdem gebe ich ihm Arbeit.«

»Prima. Du vertraust einer Hilfskraft.«

»Einem Kiffer mit Vorstrafenregister«, fügte Lucy hinzu. »Nicht glaubwürdig. Kein Mensch würde ihn ernst nehmen, wenn es hart auf hart kommt. Also brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ehrenwort.«

»Da muss ich dir widersprechen. Immerhin hast du einen berühmten Schauspieler ... «

»Der Typ ist nicht gerade Christian Bale, verdammt!«, protestierte Lucy. »Vor dieser Geschichte hattest du noch nie von Hap Judd gehört.«

»Aber jetzt weiß ich, wer er ist, und zwar ein Prominenter. Noch schlimmer ist, dass du ihn dazu ermutigt hast, gegen das Betäubungsmittelgesetz zu verstoßen, und zwar um einer Angestellten im öffentlichen Dienst zu helfen und Beweise gegen ihn zu sammeln.«

»Ich war nicht einmal in New York«, widersprach Lucy. »Am Montagabend, als Hap und meine Hilfskraft einen draufgemacht haben, waren wir beide in Vermont.«

»Deshalb wolltest du mich also während der Arbeitswoche entführen.«

»Dass du am 17. Dezember Geburtstag hast, war nicht meine Idee. Und dass wir eingeschneit sind, habe ich auch nicht zu verantworten.« Lucy fühlte sich wieder angegriffen. »Doch ja, ich fand es eine gute Idee, dass Eric durch verschiedene Kneipen zog, während wir nicht in der Stadt waren. Insbesondere du.«

»Du hast ihn nicht nur zu einer Kneipentour aufgefordert, sondern ihm illegale Drogen zur Verfügung gestellt.«

»Nein, Eric hat das Zeug selbst gekauft.«

»Woher hatte er das Geld?«, erkundigte sich Berger.

»Das haben wir doch schon zimal durchgekauft. Du machst dich nur verrückt.«

»Die Verteidigung wird behaupten, er sei zu einer Straftat angestiftet worden und meine Behörde habe gegen die Standesregeln verstoßen.«

»Dann wirst du einwenden, Hap sei von vornherein gefährdet gewesen.«

»Willst du mir sagen, wie ich einen Prozess führen soll?« Berger lachte spöttisch auf. »Warum habe ich mir eigentlich die Mühe gemacht, Jura zu studieren? Wir wollen die Situation zusammenfassen und ehrlich sein. Du hast Hap einflüstern lassen, er könnte wegen einer Sache angeklagt werden, die wir ihm nie werden nachweisen können. Außerdem hast du ihn mehr oder weniger unter Drogen gesetzt und deinen Helfer und Informanten angewiesen, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, in dem es um das Park General Hospital ging. Verdacht hattest du deshalb geschöpft, weil

du dich in Haps E-Mail-Account und sonst noch alles Mögliche eingehackt hattest. Vermutlich sogar in den E-Mail-Verkehr des verdammten Krankenhauses. O Gott!«

»An die Informationen bin ich auf legalem Weg gekommen.«

»Bitte verschone mich.«

»Außerdem müssen wir gar nichts beweisen«, fuhr Lucy fort. »Genau das ist doch der springende Punkt. Wir wollten Mr. Hollywood nur ordentlich einheizen, damit er das Richtige tut.«

»Ich weiß nicht, warum ich auf dich höre.« Berger umfasste Lucys Hand fester und drückte sie an sich.

»Er hätte als Ehrenmann reagieren und uns helfen können wie ein ganz normaler gesetzestreuer Bürger. Nur dass er das leider nicht ist«, erwiderte Lucy. »Die Suppe hat er sich selbst eingebrockt.«

Suchscheinwerfer streiften das Gewirr von Stahlträgern, die die George Washington Bridge stützten und wo sich ein Selbstmordkandidat an die Trossen klammerte. Er war beleibt und über sechzig. Der Wind peitschte um seine Hosenbeine, sodass im grellen Licht seine fischbauchweißen Knöchel zu sehen waren. Marino konnte den Blick nicht von der Live-Übertragung abwenden, die auf dem Flachbildschirm am anderen Ende des Raums flimmerte.

Er wünschte, die Kameras würden das Gesicht des Mannes besser zeigen, weil er versuchen wollte, dessen Ausdruck zu deuten. Dabei spielte es keine Rolle, dass er schon häufig Zeuge solcher Notfälle geworden war. Bei jedem Verzweifelten war es

anders. Marino hatte beobachtet, wie Menschen starben, wie ihnen klar wurde, dass sie weiterleben würden, wie sie andere umbrachten und wie sie selbst umgebracht wurden. Er hatte ihnen ins Gesicht geschaut, in dem Moment der Erkenntnis, dass es vorbei war – oder eben nicht. Der Ausdruck war nie der gleiche. Wut, Hass, Erschrecken, Trauer, Leid, Angst, Verachtung, Lächeln, Kombinationen davon oder einfach nur Leere. Kein Mensch war so wie der andere.

Der fensterlose, in Blau gehaltene Raum, in dem Marino in letzter Zeit ziemlich oft die Datenbanken durchwühlte, erinnerte ihn an den Times Square und an Nike Town. Er war von einer schwindelerregenden Ansammlung von Bildern umgeben, alle überlebensgroß und auf Flachbildschirmen. Die zwei Etagen hohe Datenwand

bestand aus riesigen aneinandergesetzten Monitoren von Mitsubishi. Auf einem der Bildschirme lief eine Uhr, während die Software des Real Time Crime Center das mehr als drei Terrabyte umfassende Datenlager nach jemandem durchsuchte, auf den die Beschreibung des Mannes mit der FedEx-Mütze passte. Eine drei Meter große Aufnahme von ihm aus der Überwachungskamera war an der Wand zu sehen. Das Satellitenbild daneben zeigte das Granitgebäude am Central Park West, in dem Scarpetta wohnte.

»Wenn er springt, wird er es nicht ins Wasser schaffen«, meinte Marino. Er saß auf einem ergonomisch geformten Bürostuhl an einem Terminal und wurde von einem Analysten namens Petrowski unterstützt. »Mein Gott, er wird auf die verdammte Brücke knallen. Was hat er sich nur

dabei gedacht, die Stahltrossen hochzuklettern? Will er etwa auf einem Auto landen und einen armen Teufel in einem Mini Cooper mit ins Jenseits nehmen?«

»Leute in seinem Geisteszustand denken nicht logisch.« Petrowski, ein Detective Mitte dreißig, trug einen ordentlichen Anzug mit Krawatte und interessierte sich nicht sonderlich für das, was in diesem Augenblick, kurz vor zwei Uhr morgens, auf der George Washington Bridge geschah.

Er war damit beschäftigt, Suchbegriffe in eine Datenbank mit Tätowierungen einzugeben. *In Vino, Veritas, In Vino Veritas, Knochen, Schädel* und *Sarg*. Auf dem Flachbildschirm war der Selbstmordkandidat noch immer unschlüssig und hing in den Trossen, als wäre er ein Trapezkünstler, der den Verstand verloren hat. Jeden

Moment würde der Wind ihn in die Tiefe reißen. Das Ende.

»Wir haben nicht viele sachdienliche Hinweise«, stellte Petrowski fest.

»Ja, Sie wiederholen sich«, erwiderte Marino. Er konnte das Gesicht des Selbstmordkandidaten kaum erkennen, aber vielleicht war das ja auch gar nicht nötig, da er das Gefühl nur zu gut kannte. *Scheiß drauf!*, hatte sich der Typ schließlich gesagt. Die Frage war nur, was er damit meinte. An diesem frühen Morgen würde er entweder sterben oder in der Hölle bleiben, die das Leben für ihn bedeutete. Warum also war er auf den Nordturm der Brücke geklettert und hatte sich von dort aus zu den Trossen vorgearbeitet? Wollte er einfach nur Schluss machen, oder wollte er ein Fanal setzen, weil er zornig war? Marino versuchte, aus seinem Äußeren, seiner

Kleidung und seinem Schmuck auf seinen gesellschaftlichen Status zu schließen. Kein leichtes Unterfangen. Weite Khakihose, keine Socken, undefinierbare Turnschuhe, dunkle Jacke, keine Handschuhe. Vielleicht eine Uhr aus Metall. Er machte einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck und war kahlköpfig. Möglicherweise hatte er ja sein Geld, seinen Arbeitsplatz, seine Frau oder alles drei verloren. Marino kannte das. Vor etwa anderthalb Jahren hatte er genauso empfunden und mit dem Gedanken gespielt, sich von einer Brücke zu stürzen. Er war kurz davor gewesen, mit seinem Pick-up das Geländer zu durchbrechen und viele Meter tief in Charlestons Coop er River zu fallen.

»Keine Adresse bis auf die des Opfers«, fügte Petrowski hinzu.

Damit meinte er Scarpetta. Sie war das Opfer. Es ärgerte Marino, dass er sie so bezeichnete.

»Diese Tätowierung ist ungewöhnlich und deshalb unser bester Anhaltspunkt.« Marino beobachtete, wie der Selbstmordkandidat sich an die Trossen hoch über dem oberen Brückenbogen klammerte. Unter ihm erstreckte sich der schwarze Abgrund des Hudson. »Verdammt, sie sollen ihn nicht mit ihren dämlichen Scheinwerfern blenden! Wie vielen Millionen von Kerzen entsprechen die wohl? Inzwischen spürt er bestimmt seine Hände nicht mehr. Haben Sie eine Vorstellung davon, wie kalt diese Trossen sind? Der alte Junge sollte sich einen Gefallen tun und sich lieber eine Kanone in den Mund stecken oder eine Dose Tabletten schlucken.«

Marino konnte nicht anders, als an sich selbst zu denken, an South Carolina und an die schwärzeste Phase seines Lebens. Damals hatte er sterben wollen. Er hätte den Tod auch verdient gehabt. Noch immer war er nicht hundertprozentig sicher, warum er nicht Schluss gemacht hatte. Warum war er nicht wie dieser arme Teufel auf der George Washington Bridge im Fernsehen gelandet? Marino malte sich Polizisten, Feuerwehrleute und Taucher aus, die seinen Pick-up aus dem Cooper River zogen. Mit ihm darin. Ein scheußlicher Anblick und absolut unfair gegenüber seinen Mitmenschen. Aber die Verzweiflung raubte einem den Verstand, sodass einem die Gerechtigkeit den Buckel runterrutschen konnte. Wasserleichen waren das Allerschlimmste. Die Gase trieben sie auf, verfärbten sie grün, ließen ihnen die Augen aus

den Höhlen treten wie bei einem Frosch. Lippen, Ohren und vielleicht sogar der Schwanz wurden von Krabben und Fischen angeknabbert.

Die schwerste aller Strafen wäre gewesen, so widerlich auszusehen und derart zu stinken, dass es den Leuten den Magen umdrehte, das nackte Grauen auf dem Autopsietisch von Doc Scarpetta. Denn er wäre ihr Fall gewesen. Ihre Praxis in Georgetown war damals nämlich die einzige in der Stadt. Sie hätte ihn obduziert. Niemals hätte sie ihn Hunderte Kilometer weit zu einem anderen Gerichtsmediziner bringen lassen. Sie hätte sich um ihn gekümmert, davon war Marino überzeugt. Er hatte miterlebt, wie sie Menschen, die sie gekannt hatte, obduzierte. Dann breitete sie ihnen aus Respekt ein Handtuch übers Gesicht und bedeckte ihre nackte Leiche so

gut wie möglich mit einem Laken. Weil sie wusste, dass sie die Einzige war, die ihnen diesen letzten Dienst erweisen würde.

»... so ungewöhnlich ist sie nun auch wieder nicht. Außerdem haben wir sie vermutlich nicht in der Datenbank«, sagte Petrowski.

»Wovon reden Sie?«

»Von der Tätowierung. Und was die Personenbeschreibung des Burschen angeht, trifft sie vermutlich auf die halbe Stadt zu«, sprach Petrowski weiter. Er verhielt sich, als handelte es sich bei dem Selbstmordkandidaten auf dem Flachbildschirm um die Wiederholung eines alten Films, der es nicht wert war, dass man auch nur den Kopf hob. »Schwarz, männlich, zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig Jahre alt, zwischen eins fünfundsiebzig und eins fünfundachtzig groß. Keine

Telefonnummer, keine Adresse, kein Autokennzeichen, nichts, wonach man suchen könnte. Im Moment bin ich ziemlich ratlos.« Er klang, als ob Marino sich den Weg in den siebten Stock des Gebäudes One Police Plaza hätte sparen können, ja, als ob er einen Analysten des Real Time Crime Center mit seinem banalen Anliegen nur belästigte.

Zugegeben, Marino hätte zuerst anrufen und fragen sollen. Doch es brachte meist mehr, einfach mit der CD in der Hand aufzukreuzen. Wie seine Mutter immer zu sagen pflegte: »Den Fuß in die Tür, Pete, den Fuß in die Tür.«

Der Fuß des Selbstmordkandidaten rutschte von der Trosse, aber es gelang ihm, sich weiter festzuhalten.

»Hoppla!«, rief Marino in Richtung Flachbildschirm und überlegte, ob der Fuß

des Mannes ausgeglitten war, weil er, Marino, das Wort *Fuß* gedacht hatte.

Petrowski schaute in dieselbe Richtung wie Marino. »Die klettern rauf und ändern dann ihre Meinung«, stellte er fest. »So was passiert immer wieder.«

»Warum tut man sich das an, wenn man sich wirklich vom Acker machen will? Und weshalb dann der Sinneswandel?« Allmählich empfand Marino Verachtung für den Selbstmordkandidaten und ärgerte sich über ihn. »In meinen Augen ist das alles bloß Theater. Spinner wie der da wollen sich nur in den Vordergrund drängen und ins Fernsehen kommen. Sie verlangen, für irgendetwas entschädigt zu werden. Da steckt mehr als nur Todessehnsucht dahinter.«

In der oberen Etage der Brücke staute sich selbst um diese Uhrzeit der Verkehr.

Auf der Fahrbahn unmittelbar unter dem Selbstmordkandidaten hatte die Polizei einen Bereich abgesperrt und breitete einen Sprungsack aus. Ein Verhandlungsspezialist versuchte, dem Mann sein Vorhaben auszureden, während andere Polizisten den Turm hinaufstiegen, um in seine Nähe zu kommen. Alle riskierten ihr Leben für jemanden, dem es scheißegal war und der aus unbekannten Gründen fand, dass sich die Welt ins Knie ficken konnte. Da der Fernseher ohne Ton lief, konnte Marino nicht hören, was gesprochen wurde. Doch das war auch nicht nötig, denn es war nicht sein Fall und ging ihn nichts an, weshalb er sich auch nicht damit zu befassen brauchte. Allerdings hatte er im Real Time Crime Center stets Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren, weil zu viele Eindrücke gleichzeitig auf ihn einstürmten, während

Reize von außen gänzlich fehlten. Die Wände waren zwar mit Bildschirmen bedeckt, aber es gab keine Fenster, lediglich blaue schallisolierende Paneele, in geschwungenen Reihen angeordnete Computerarbeitsplätze mit jeweils zwei Monitoren darauf und einen grauen Teppich.

Nur wenn im angrenzenden Konferenzsaal, anders als jetzt, die Jalousien hochgezogen waren, konnte Marino sich orientieren. Die Brooklyn Bridge, die Downtown Presbyterian, Pace Union, das alte Woolworth-Gebäude. Es war das New York, an das er sich erinnerte, als er beim NYPD angefangen hatte. Damals war er ein Niemand aus Bayonne gewesen, der die Boxhandschuhe an den Nagel gehängt hatte. Er hatte aufgehört, seine Mitmenschen zu vermöbeln, und wollte ihnen stattdessen helfen. Warum, wusste er auch

nicht so genau. Ebenso wenig konnte er sich erklären, weshalb er in den frühen Achtzigern New York den Rücken gekehrt hatte und in Richmond, Virginia, gelandet war. In jener Zeit war es ihm erschienen, als sei er eines Tages einfach als Star-Detective in der ehemaligen Hauptstadt der Konföderierten aufgewacht. Die Lebenshaltungskosten. Eine familiengerechte Stadt. Genau, was Doris sich gewünscht hatte. Vermutlich war das die Antwort.

Was für ein gottverdammter Irrtum! Rocco, ihr einziges Kind, war von zu Hause weggelaufen, hatte beim organisierten Verbrechen mitgemischt und war nun tot. Doris war mit einem Autoverkäufer durchgebrannt und für Marino ebenfalls gestorben. Während Marinos Dienstzeit in Richmond hatte die Stadt die höchste Mordrate pro Kopf der Bevölkerung in den

gesamten Vereinigten Staaten aufgewiesen. Die von Drogendealern frequentierte Raststätte an der I-95, die New York mit Miami verband, diente als Umschlagplatz für schmutzige Ware, da es in Richmond genügend Kundschaft gab: sieben vom Bund geförderte Sozialwohnungsblocks, Plantagen und Sklaverei. Richmond war deshalb die optimale Stadt für Drogenhandel und Mord, weil die Polizeitruppe aus Dummköpfen bestand. Das hatte sich auf der Straße und entlang der Ostküste rasch herumgesprochen, was Marino damals schrecklich wurmte. Inzwischen kümmerte es ihn nicht mehr. Erstens war es sehr lange her, und zweitens brachte es nichts, Dinge persönlich zu nehmen, wenn sie nicht so gemeint waren. Das meiste im Leben war Zufall.

Mit zunehmendem Alter war es ihm immer schwerer gefallen, einen logischen Zusammenhang zwischen den Ereignissen in seinem Leben zu sehen oder Hinweise darauf zu entdecken, dass seine Entscheidungen oder das von ihm angereicherte Durcheinander auf so etwas wie Sorgfalt und Intelligenz beruhten. Hinzu kamen die Probleme mit denen, die seine Grenzen überschritten, insbesondere mit Frauen. Wie viele hatte er geliebt, verloren oder einfach nur gevögelt? An das erste Mal erinnerte er sich noch glasklar. Im Bear Mountain Park auf einem Bootssteg mit Blick auf den Hudson. Mit sechzehn. Allerdings hatte er keinen Überblick darüber, wie oft er zu betrunken gewesen war, um irgendetwas im Gedächtnis zu behalten. Computer betranken sich nicht, vergaßen und bereuten nichts und hatten keine

Gefühle. Sie verknüpften alles miteinander, bis auf der Datenwand ein kausal vernetzter Baum entstand. Marino fürchtete sich vor seiner eigenen Datenwand. Er hatte Angst, dass sie keinen Sinn ergeben könnte und dass fast jeder Weg, den er je eingeschlagen hatte, falsch, abstrus, unvernünftig und planlos gewesen war. Er wollte lieber gar nicht wissen, wie viele Abzweigungen ins Leere führten oder mit Scarpetta zusammenhängen. In gewisser Weise war sie die Ikone im Zentrum seiner Bindungen und seiner Einsamkeit geworden. Sie verkörperte das, was gleichzeitig am meisten und am wenigsten Sinn ergab.

»Ich dachte immer, man könnte Abbildungen und Fotos miteinander abgleichen«, sagte Marino zu Petrowski, während er weiter den Selbstmordkandidaten auf dem Flachbildschirm beobachtete.

»Zum Beispiel, wenn die Visage dieses Typen von FedEx in irgendeiner Datenbank gespeichert ist und man die Aufnahme seiner Gesichtszüge und der Tätowierung aus der Überwachungskamera hat.«

»Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen. Allerdings ist es meiner Ansicht nach so sicher wie das Amen in der Kirche, dass der Kerl nicht bei FedEx arbeitet.«

»Es wäre doch trotzdem möglich, eine Suchanfrage zu starten und die Bilder zu vergleichen.«

»Wir gehen nach Suchbegriffen oder Kategorien vor, nicht nach Bildern. Eines Tages vielleicht«, erwiderte Petrowski.

»Wie schaffen Sie es dann, die Bilder oder Fotos, die Sie brauchen, zu googeln und sie herunterzuladen?«, fragte Marino.

Er konnte den Blick nicht von dem Selbstmordkandidaten abwenden. Es stimmte.

Offenbar hatte er wirklich seine Meinung geändert. Aber warum? Höhenangst? Oder ging es ihm wirklich nur um die gottverdammte Aufmerksamkeit? *Herr im Himmel!* Hubschrauber, Polizisten und eine Live-Übertragung im Fernsehen. Vielleicht hatte der Mann ja beschlossen, weiterzumachen und auf die Titelseite von *People* zu kommen.

»Indem man nach Begriffen, nicht nach dem tatsächlichen Bild sucht«, erklärte Petrowski geduldig. »Die Suche nach einem Bild erfordert die Eingabe eines oder mehrerer Begriffe. Sehen Sie unser Logo da drüben an der Wand? Sie tippen den Begriff *RTCC Logo* oder *Emblem* ein, und dann findet die Software das Bild oder die Bilder, die zu diesen Suchbegriffen passen – und sogar den dazugehörigen Ort.«

»Die Wand?« Verdattert betrachtete Marino die Wand, an der das Logo, ein Adler und amerikanische Flaggen, prangte.

»Nein, der Ort ist nicht die Wand, sondern eine Datenbank, in unserem Fall ein Datenlager, weil das System ziemlich umfassend und vernetzt geworden ist, seit wir begonnen haben, die Informationen zentral zu speichern. Jeder Haftbefehl, jede Straftat, jeder Bericht, jede Waffe, jede Landkarte, jede Festnahme, jede Beschwerde, jede Vorladung, jedes angehaltene Auto, jede Befragung, jede Leibesvisitation, jeder jugendliche Straftäter, also alles, was Sie wollen. Es handelt sich um die gleiche Analyse von Verknüpfungen, wie wir sie auch in der Terrorismusbekämpfung anwenden«, erläuterte Petrowski.

»Gut, und wenn Sie Bilder verknüpfen könnten«, meinte Marino, »hätten Sie die

Möglichkeit, Terroristen zu identifizieren. Ein anderer Name, aber dasselbe Gesicht. Warum also machen wir es nicht? Mann, fast hätten sie ihn erwischt! Mein Gott. Weshalb müssen wir uns wegen so einem Verlierer von einer Brücke abseilen?«

Polizisten vom Notfalleinsatzkommando, mit Brustgurten und an Seilen hängend, näherten sich von drei Seiten.

»Weil uns noch die technischen Voraussetzungen fehlen. Irgendwann vielleicht«, antwortete Petrowski, völlig uninteressiert an dem Selbstmordkandidaten und seinem Überleben. »Wir verknüpfen amtliche Informationen wie Adressen, Örtlichkeiten, Gegenstände oder andere große Datensammlungen, aber keine Fotos von Gesichtern. Wenn Sie etwas finden, dann wegen des richtigen Suchbegriffs, nicht wegen der Abbildung der Tätowierung.

Verstehen Sie, worauf ich hinauswill? Ich habe nämlich den Eindruck, dass Sie mir nicht ganz folgen können. Vielleicht sollten Sie sich auf mich und die Vorgänge in diesem Raum konzentrieren anstatt auf die George Washington Bridge.«

»Ich wünschte, ich könnte sein Gesicht besser sehen«, sagte Marino in Richtung des Flachbildschirms, der den Selbstmordkandidaten zeigte. »Etwas an ihm kommt mir bekannt vor. Als ob ich ihm schon mal irgendwo begegnet wäre.«

»Sie können ihm überall und nirgendwo über den Weg gelaufen sein. Heutzutage nimmt es immer mehr überhand. Ich finde das einfach nur egoistisch. Wenn man Schluss machen will, nimmt man keine anderen Leute mit, bringt nicht seine Mitmenschen in Gefahr und verursacht dem Steuerzahler Kosten. Die heutige Nacht

wird er wohl im Bellevue verbringen. Und morgen erfahren wir dann, dass er an irgendeinem krummen Deal beteiligt war. Wir hatten gerade eine Mittelkürzung von einhundert Millionen Dollar und verschwenden trotzdem unser Geld, um seinen Arsch von dieser Brücke zu holen. Und in einer Woche fällt ihm bestimmt eine andere Methode ein, sich umzubringen.«

»Nein, er tritt in der *Late Show* von David Letterman auf«, erwiderte Marino.

»So etwas macht mich stinksauer.«

»Schalten Sie noch mal zurück zu der Tätowierung dieses Penners, die mit dem Mount Rushmore«, sagte Marino und griff nach seiner Kaffeetasse, während die Kollegen vom Notfalleinsatzkommando ihr Leben aufs Spiel setzten, um jemanden zu retten, der es nicht wert war. Typen wie ihn gab es hundertfach. Inzwischen hätte er

längst springen sollen, damit die Küstenwache ihn aufsammeln und in die Gerichtsmedizin bringen konnte.

Petrowski öffnete noch einmal die Datei auf dem Bildschirm eines Laptops und zog das Bild mit der Maus auf eine große, quadratische Fläche. Ein Verbrecherfoto erschien an der Datenwand, ein schwarzer Mann mit einer Tätowierung, die die rechte Seite seines Halses bedeckte: vier Totenschädel in einer Felswand, die Marino an Mount Rushmore erinnerte. Dazu die lateinische Inschrift *In Vino Veritas*.

»Eine Flasche Wein, die Frucht der Weinrebe«, murmelte Marino. Die beiden Polizisten hatten den Selbstmordkandidaten beinahe erreicht. Marino konnte sein Gesicht nicht erkennen und nicht feststellen, was in ihm vorging oder ob er sprach.

»Im Wein liegt die Wahrheit«, übersetzte Petrowski. »Der Spruch stammt, glaube ich, von einem alten Römer. Wie hieß der Typ noch mal? Plinius oder so. Vielleicht auch Tacitus.«

»Mateus und Lancers Rosé. Erinnern Sie sich?«

Petrowski lächelte, antwortete aber nicht. Er war zu jung und hatte wahrscheinlich auch noch nie von Mad Dog oder Boone's Farm gehört.

»Man hat im Auto eine Flasche Lancer's getrunken, und wenn man einen Treffer landete, hat man dem Mädchen anschließend die Flasche als Souvenir geschenkt«, fuhr Marino fort. »Die Mädchen haben Kerzen reingesteckt und das Wachs seitlich heruntertropfen lassen. Viele bunte Kerzen. Für mich war das ein Kerzenfick.

Nun, vermutlich muss man es selbst erlebt haben.«

Petrowski und sein Lächeln. Marino konnte es nicht deuten und wusste nur, dass der Typ ziemlich verklemmt war. Das galt heutzutage für die meisten Computerprofis, mit Ausnahme von Lucy. Und die war in letzter Zeit gar nicht gut drauf. Er sah auf die Uhr und fragte sich, wie sie und Berger wohl mit Hap Judd zurechtkamen, während Petrowski einige Bilder nebeneinander an der Datenwand anordnete. Die Tätowierung am Hals des Mannes mit der FedEx-Mütze wurde der Tätowierung mit den vier Totenschädeln und dem Satz *In Vino Veritas* gegenübergestellt.

»Nein.« Marino trank noch einen Schluck von dem schwarzen kalten Kaffee. »Bei genauerer Betrachtung besteht nicht die geringste Ähnlichkeit.«

»Genau das habe ich Ihnen ja zu erklären versucht.«

»Mir ging es um die Umstände. Zum Beispiel, wo er sich die Tätowierung hat stechen lassen. Wenn wir eine mit dem gleichen Motiv finden würden, könnte ich den Tätowierer aufspüren und ihm das Foto von dem FedEx-Menschen zeigen«, erwiderte Marino.

»Sie ist nicht in der Datenbank gespeichert«, entgegnete Petrowski. »Jedenfalls nicht unter diesen Suchbegriffen. Weder unter *Sarg* noch unter *gefallener Kamerad, Irak* oder sonst irgendwas, das wir ausprobiert haben. Wir brauchen einen Namen, ein Ereignis, einen Ort, eine Landkarte, weitere Informationen eben.«

»Was ist mit der Datenbank des FBI?«, schlug Marino vor. »Die haben doch ein

neues, viele Milliarden Dollar teures System. Hab vergessen, wie es heißt.«

»NGI – Next Generation Identification. Befindet sich noch in der Entwicklung.«

»Aber soweit ich gehört habe, läuft es schon.« Das hatte Marino von Lucy.

»Wir sprechen hier von einer hochmodernen Technologie, deren Aufbau mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird. Die Vorläufer wie IAFIS, CODIS und IPS, das gemeinsame Fotoarchiv aller Bundesstaaten, wurden bereits integriert. Wie weit sie damit sind, kann ich auch nicht sagen. Schließlich sind wir mitten in der Wirtschaftskrise, und überall wurden die Mittel gekürzt.«

»Jedenfalls sollen sie dort eine Datenbank mit Tätowierungen haben«, beharrte Marino.

»Ja klar.«

»Also würde ich vorschlagen, dass wir unser Netz ein bisschen weiter auswerfen und diesen Scheißkerl von FedEx landesweit oder sogar international suchen«, sagte Marino. »Wie ich annehme, haben Sie von hier aus keinen Zugriff auf die Datenbank des FBI, das NGI also.«

»Fehlanzeige. Wir sind nicht vernetzt. Doch ich kann ihnen Ihre Tätowierung rüberschicken. Kein Problem. Jetzt ist er nicht mehr auf der Brücke.« Petrowski meinte den Selbstmordkandidaten.

»Ein schlechtes Zeichen.« Marino blickte zum Bildschirm und stellte fest, dass er den großen Moment verpasst hatte. »Mist! Die Jungs vom Notfalleinsatzkommando sind noch da, aber er ist weg.«

»Da hätten wir ihn.«

Die Suchscheinwerfer der Hubschrauber glitten über den Selbstmörder hinweg, der

weit entfernt unten auf der Fahrbahn lag. Er hatte den Sprungsack verfehlt.

»Das Rettungsteam wird ganz schön sauer sein«, fasste Petrowski die Situation zusammen. »Sie mögen es nämlich gar nicht, wenn so was passiert.«

»Was halten Sie davon, dem FBI das Foto von der Tätowierung zu schicken« – er betrachtete den angeblichen FedEx-Boten auf der Datenwand –, »während wir ein paar andere Suchbegriffe ausprobieren? *FedEx*. Oder *FedEx-Uniform*. *FedEx-Mütze*. Alles, was mit *FedEx* zu tun hat«, erwiderte Marino.

»Das wäre möglich.« Petrowski begann zu tippen.

Marino bemerkte, dass der Flachbildschirm schwarz geworden war. Die Videoübertragung aus dem Polizeihubschrauber war abgebrochen, denn der

Selbstmörder lebte nicht mehr. Plötzlich hatte Marino einen Einfall, warum ihm der Mann so bekannt vorgekommen war. Ein Schauspieler, den er in irgendeinem Film gesehen hatte. Wie hieß er noch mal? Er hatte von einem Polizeipräsidenten gehandelt, der über eine Affäre mit einer Prostituierten gestolpert war. Wie zum Teufel lautete der Filmtitel? Marino hatte ihn vergessen. Das passierte in letzter Zeit häufiger.

»Kennen Sie diesen Film mit Danny DeVito und Bette Middler? Wissen Sie, welchen ich meine?«, fragte Marino.

»Keine Ahnung.« Petrowski beobachtete den Monitor und las die aufmunternde Botschaft: *Ihre Suchanfrage wird bearbeitet.* »Was hat denn ein Film mit Ihrem Fall zu tun?«

»Alles hängt miteinander zusammen. Ich dachte, das wäre der Sinn und Zweck dieses Ladens hier.« Marino deutete in den blauen Raum hinein.

*Elf Suchergebnisse gefunden.*

»Jetzt tut sich endlich was«, sagte Marino. »Kaum zu glauben, dass ich früher Computer und die Idioten, die damit arbeiten, gehasst habe.«

In der guten alten Zeit hatte Marino Rechner verabscheut und sich einen Spaß daraus gemacht, Leute, die sich damit auskannten, zu verspotten. Doch das war vorbei. Inzwischen war es für ihn eine Alltäglichkeit, wichtige Informationen auf dem Weg der sogenannten Link-Analyse herauszufinden und sie so schnell wie möglich weiterzuleiten. Es bereitete ihm Vergnügen, an einem Tatort zu erscheinen, in einer Sache zu ermitteln oder einen

Beschwerdeführer zu befragen und bereits im Voraus zu wissen, ob die betreffende Person vorbestraft und wer das Opfer war, wie derjenige aussah, wie seine Freunde und Angehörigen hießen und ob er eine Gefahr für sich und andere bedeutete. Es war eine schöne neue Welt, meinte er häufig, wobei er auf ein Buch anspielte, das er nie gelesen hatte. Vielleicht würde er es ja irgendwann tun.

Petrowski projizierte Texte an die Datenwand. Berichte, die Körperverletzung, Raubüberfälle, eine Vergewaltigung und zwei Schießereien behandelten, in denen FedEx entweder wegen gestohlener Pakete, Äußerungen, beruflicher Tätigkeiten und in einem Fall aufgrund eines tödlichen Angriffs durch einen Pitbull eine Rolle gespielt hatte. Keiner dieser Berichte enthielt verwertbare Informationen, bis Marino auf

eine Vorladung der Bußgeldstelle der öffentlichen Verkehrsbetriebe vom 1. August dieses Jahres stieß. Familienname, Vorname, die Adresse in Edgewater, New Jersey, Geschlecht, Hautfarbe, Größe und Gewicht waren aufgelistet.

»Was es nicht alles gibt. Schauen Sie, was ich entdeckt habe. Diese Frau hätte ich Sie nämlich als Nächstes überprüfen lassen«, verkündete er, während er die Schilderung des Vergehens las:

Die fragliche Person wurde dabei beobachtet, wie sie an der Kreuzung Southern Boulevard und East Hundred Fortyninth Street in einen Bus der New Yorker Verkehrsbetriebe stieg. Dort geriet sie in Streit mit einem Fahrgast, der, wie die Person behauptete, ihr den Sitzplatz weggenommen habe, worauf sie laut zu

schreien anfang. Als der Polizist, der diesen Bericht verfasst hat, sich der Person näherte und sie aufforderte, still zu sein und sich zu setzen, antwortete sie: »Sie können Ihren Arsch per FedEx zur Hölle schicken, denn ich habe nichts getan. Dieser Typ da ist ein unhöflicher Mistkerl.«

»Ich bezweifle, dass sie eine Tätowierung mit Totenschädeln hat«, spöttelte Petrowski. »Die ist sicher nicht Ihr Mann mit dem Paket.«

»Scheiße, das ist wirklich unglaublich!«, begeisterte sich Marino. »Können Sie das für mich ausdrucken?«

»Sie sollten mal mitzählen, wie oft Sie pro Stunde das Wort *Scheiße* verwenden. Bei mir zu Hause würde sie das jedes Mal fünfundzwanzig Cent kosten.«

»Dodie Hodge«, sagte Marino. »Die beschissene Spinnerin, die bei CNN angerufen hat.«

Connexions, Lucys Agentur für forensische Computerermittlungen, befand sich in demselben Haus, in dem sie auch wohnte. Es handelte sich um ein Gebäude aus dem neunzehnten Jahrhundert, das ehemalige Lagerhaus einer Firma, die Seifen und Kerzen hergestellt hatte, und zwar in der Barrow Street im Greenwich Village, genau genommen im West Village. Das zweistöckige Bauwerk im romanischen Stil hatte Bogenfenster und stand, ebenso wie das frühere Kutschhaus nebenan, das Lucy im letzten Frühjahr gekauft hatte und als Garage nutzte, unter Denkmalschutz.

Als Hausbesitzerin war Lucy der Traum jeder Denkmalschutzkommission, weil sie nicht das geringste Interesse hatte, etwas

am Äußeren des Gebäudes zu verändern. Sie hatte nur winzige Anpassungen vorgenommen, die für ihre zahlreichen Computer und Überwachungskameras nötig waren. Noch wichtiger für besagte auf Spendengelder angewiesene Organisation war Lucys Großzügigkeit, die allerdings auch eigennützige Motive hatte. Berger glaubte ohnehin nicht daran, dass jemand aus reiner Menschenfreundlichkeit handelte, ohne sich einen Vorteil davon zu versprechen. Sie hatte keine Ahnung, wie viel Lucy gespendet hatte, um einige Interessenkonflikte aus dem Weg zu räumen, und ihr Unwissen wurmte sie sehr. Lucy hätte keine Geheimnisse vor ihr haben dürfen, doch sie hatte welche, und in den letzten Wochen war es mit ihrer Verschwiegenheit immer schlimmer geworden. Berger bekam, was ihre Beziehung anging, zunehmend ein mulmiges

Gefühl, das sich von ihren bisherigen Zweifeln unterschied.

»Vielleicht sollten Sie es sich in die Hand tätowieren lassen.« Lucy streckte die Handfläche aus. »Als Stichwort sozusagen.

Schauspieler brauchen doch Stichwörter. *Alles eine Frage der Umstände.*« Sie tat, als läse sie etwas von ihrer Handfläche ab. »Lassen Sie sich *Alles eine Frage der Umstände* eintätowieren, und schauen Sie es sich jedes Mal an, wenn Sie vorhaben zu lügen.«

»Ich habe keine Stichwörter nötig, und ich lüge nicht«, entgegnete Hap Judd, um Haltung bemüht. »Die Leute reden so manches daher, was nicht unbedingt heißen muss, dass sie Dreck am Stecken haben.«

»Ich verstehe«, erwiderte Berger und wünschte, Marino würde sich beeilen. Wo zum Teufel steckte er bloß? »Bedeutet das,

dass es eine Frage der Umstände ist, wie man – in diesem Fall ich – die Äußerungen auslegt, die Sie am vergangenen Montagabend, am 15. Dezember also, in einer Bar gegenüber Eric Mender gemacht haben? Sie sagten zu ihm, es sei für Sie nachvollziehbar, dass man sich für ein neunzehnjähriges Mädchen im Koma interessieren, sie nackt sehen wollen und vielleicht sogar Lust haben könnte, sie sexuell zu berühren. Und das soll Interpretationssache sein? Ich überlege immer noch, wie ich eine derart beunruhigende Bemerkung sonst deuten soll.«

»Gütiger Himmel, das versuche ich Ihnen doch die ganze Zeit klarzumachen. Eine reine Frage der Sichtweise. Es ist nicht ... es ist nicht so, wie Sie denken. Ihr Foto war überall in den Nachrichten. Und ich habe damals zufällig in dem Krankenhaus

gearbeitet, in dem sie lag«, protestierte Judd, schon ein bisschen weniger gelassen. »Ja, ich war neugierig. Jeder ist neugierig, wenn er ehrlich mit sich ist. Mein Leben wird von Neugier bestimmt, und zwar auf alle möglichen Sachen. Aber das heißt nicht, dass ich etwas angestellt habe.«

Hap Judd wirkte nicht wie ein Filmstar. Er war nicht der Typ, dem man Rollen in aufwendigen Produktionen wie *Tomb Raider* oder *Batman* gegeben hätte. Berger wurde diesen Gedanken nicht los, seit sie ihm an dem Konferenztisch aus gebürstetem Edelstahl in Lucys scheunenähnlichem Büro mit den frei liegenden Deckenbalken, dem mit Tabak gebeizten Holzboden und den Computer-Flachbildschirmen, die schlafend auf papierlosen Schreibtischen standen, gegenüber saß. Hap Judd war durchschnittlich groß, sehnig, ja,

beinahe zu mager und hatte unauffälliges braunes Haar und braune Augen. Sein Gesicht war makellos und ebenmäßig, aber ohne Ausdruck, eine Eigenschaft, die auf der Leinwand gut wirkte, im tatsächlichen Leben jedoch keinen sehr anziehenden Eindruck machte. Wäre er der nette Junge von nebenan gewesen, Berger hätte ihn als ordentlich gekleidet und ansprechend beschrieben.

Seit einer halben Stunde setzte Lucy ihm nun schon zu, und zwar auf eine Art und Weise, die Berger ziemlich zu denken gab. Wo zum Teufel steckte Marino? Er hätte längst hier sein müssen. Eigentlich hätte er, nicht Lucy, sie bei der Vernehmung unterstützen sollen. Sie war kaum noch zu bändigen und verhielt sich, als habe sie eine persönliche Fehde mit dem Mann auszutragen. So als hätten sie eine gemeinsame

Vergangenheit. Vielleicht traf das ja auch zu. Immerhin hatte Lucy Rupe Starr gekannt.

»Man kann mir keinen Strick daraus drehen, dass ich einem wildfremden Menschen dummes Zeug erzählt habe.« Diese Leier wiederholte Judd nun schon zum etwa zehnten Mal. »Fragen Sie sich doch selbst, warum ich das angeblich gesagt haben soll.«

»Ich frage aber nicht mich, sondern Sie«, entgegnete Lucy und fixierte ihn mit einem Laserblick.

»Und ich kann nur das antworten, was ich noch weiß.«

»Sie verraten uns nur so viel, wie Ihnen in den Kram passt«, gab Lucy zurück, ehe Berger Gelegenheit hatte, sich einzumischen.

»Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern. Ich hatte getrunken. Außerdem bin ich ein sehr beschäftigter Mann und habe eine Menge um die Ohren. Da ist es unvermeidlich, dass ich manchmal etwas vergesse«, erwiderte Judd. »Sie sind keine Anwältin. Warum darf sie mit mir reden, obwohl sie keine Anwältin ist?«, wandte er sich an Berger. »Eine richtige Polizistin sind Sie auch nicht, nur so eine Art Assistentin«, meinte er zu Lucy. »Woher zum Teufel nehmen Sie das Recht, mich mit Fragen zu bombardieren und zu beschuldigen?«

»Offenbar wissen Sie noch genug, um behaupten zu können, dass Sie nichts getan haben.« Lucy fand es überflüssig, sich zu rechtfertigen. An *ihrem* Konferenztisch, in *ihrem* Loft fühlte sie sich sicher. Vor ihr stand ein aufgeklappter Laptop, dessen

Bildschirm einen Stadtplan zeigte. Es war ein Schachbrettmuster von Straßen in einer Gegend, die Berger nicht erkannte. »Außerdem haben Sie offenbar genug behalten, um Ihre Geschichte zu ändern«, fügte Lucy hinzu.

»Ich habe überhaupt nichts geändert, sondern kann mich einfach nicht mehr an den Abend erinnern, wann immer das gewesen sein soll«, entgegnete Judd und sah Berger hilfesuchend an. »Was wollen Sie von mir, verdammt?«

Lucy musste sich unbedingt zurückhalten. Berger hatte ihr schon eine Reihe von Zeichen gegeben, die Lucy jedoch ignorierte. Sie hätte gar nicht mit Hap sprechen dürfen, solange Berger sie nicht ausdrücklich aufforderte, Einzelheiten der forensischen Computerermittlung zu erläutern. Aber dazu waren sie noch gar nicht

gekommen. Wo war Marino? Lucy führte sich auf wie seine Stellvertreterin. Allmählich wuchs in Berger ein gewisser Verdacht, etwas, das ihr bis jetzt nicht eingefallen war, und sie konnte es kaum ertragen, noch mehr an Lucy zu zweifeln. Lucy war nicht ehrlich mit ihr. Sie hatte Rupe Starr gekannt und es Berger verschwiegen. Offenbar verfolgte sie ihre eigenen Ziele. Dabei war sie weder Staatsanwältin noch bei einer Ermittlungsbehörde tätig und glaubte anscheinend, nichts mehr zu verlieren zu haben.

Berger hingegen riskierte Kopf und Kragen und konnte es sich nicht leisten, dass ein Prominenter ihrem guten Ruf schadete. Sie hatte schon genug einstecken müssen, und ihre Beziehung mit Lucy hatte die Sache nicht besser gemacht. Mein Gott, was für eine Lawine sie damit losgetreten hatte!

Üble Gerüchte und Gehässigkeiten im Internet. Als männerhassende, jüdische Lesbe hatte Staatsanwältin Berger es auf einer Hitliste von Neonazis unter die ersten zehn geschafft. Ihre Adresse und weitere persönliche Informationen über sie waren veröffentlicht worden, verbunden mit der Anregung, *jemand möge das Richtige tun*. Hinzu kamen die christlichen Fundamentalisten, die ihr rieten, für die Reise in die Hölle schon einmal die Koffer zu packen. Berger hätte es nie für möglich gehalten, dass es so schwierig und gefährlich sein würde, ehrlich zu sein und sich mit Lucy in der Öffentlichkeit zu zeigen, ohne zu lügen und sich zu verstecken. Es hatte sie mehr gekränkt, als sie gedacht hatte. Und wozu das alles? Um zum Dank hintergangen zu werden! Wie sehr war sie getäuscht worden, und wann würde es aufhören? *Es kann*

*nicht ewig dauern, keine Sorge*, dachte sie sich. Irgendwann ein klärendes Gespräch, um alles wieder ins Lot zu bringen. Lucy würde ihr von Rupe erzählen.

»Wir verlangen von Ihnen, dass Sie uns die Wahrheit sagen«, ergriff Berger das Wort, um Lucy zuvorzukommen. »Es handelt sich um eine sehr ernste Angelegenheit. Wir machen keine Scherze.«

»Ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin. Ich habe nichts verbochen«, entgegnete Hap Judd. Sein Blick gefiel Berger gar nicht.

Sie fand es unverschämt, wie er sie ansah und von oben bis unten musterte, wohl wissend, welche Wirkung das auf Lucy hatte. Er stellte sich ganz bewusst bockig, und Berger hatte den Eindruck, dass er sie und Lucy insgeheim auslachte.

»Ich habe das starke Gefühl, dass ich bald jemanden ins Gefängnis stecken werde«, erwiderte Berger.

»Ich bin unschuldig.«

Das mochte durchaus sein, doch sehr hilfsbereit war er auch nicht gewesen. Berger hatte ihm fast drei Wochen gegeben, um zu kooperieren. Drei Wochen waren eine lange Zeit, insbesondere dann, wenn jemand vermisst wurde, vielleicht entführt worden war oder womöglich sogar nicht mehr lebte. Allerdings war die wahrscheinlichere Alternative, dass die gesuchte Person gerade in Südamerika, auf den Fidschi-Inseln, in Australien oder sonst irgendwo in eine neue Identität schlüpfte.

»Und das ist noch nicht das Schlimmste«, sagte Lucy zu ihm und starrte ihn aus grünen Augen an. Ihr kurzes Haar schimmerte rotgolden im Schein der

Deckenbeleuchtung. Sie war sprungbereit wie eine exotische Katze. »Ich wage gar nicht, mir auszumalen, was die anderen Häftlinge mit einem perversen Dreckskerl wie Ihnen machen werden.« Sie öffnete ihr E-Mail-Programm und fing an zu tippen.

»Wissen Sie was? Ich stand kurz davor, die Verabredung platzen zu lassen. Sie ahnen ja gar nicht, wie nah dran ich war, nicht zu kommen«, sagte er zu Berger. Allerdings hatte das Wort »Gefängnis« seine Wirkung nicht verfehlt, denn seine Selbstgefälligkeit war verschwunden, und er starrte ihr auch nicht mehr auf den Busen. »So einen Scheiß muss ich mir nicht anhören«, fuhr er, inzwischen ohne eine Spur von Haltung, fort. »Ich werde nicht weiter hier rumsitzen und mir Ihren bescheuerten Mist antun.«

Er unternahm jedoch keine Anstalten, aufzustehen. Sein Bein in der ausgewaschenen Jeans wippte, das weite weiße Hemd wies Schweißränder unter den Achseln auf. Berger konnte sehen, wie sich seine Brust beim Atmen bewegte. Ein ungewöhnlich geformtes silbernes Kreuz an einem Lederriemen hüpfte bei jedem flachen Atemzug unter der weißen Baumwolle. Seine Hände umklammerten die Armlehnen. Ein protziger Ring mit einem Totenschädel funkelte. Seine Muskeln waren angespannt, am Hals traten die Venen hervor. Er musste sitzen bleiben, denn er konnte sich diesem Gespräch genauso wenig entziehen, wie es möglich war, den Blick von einem Zug abzuwenden, der jede Minute entgleisen würde.

»Wissen Sie, wer Jeffrey Dahmer war?«, sagte Lucy, ohne von der Tastatur

aufzublicken. »Erinnern Sie sich, was mit dem perversen Scheißer passiert ist? Was die anderen Häftlinge mit ihm gemacht haben? Sie haben ihn mit einem Besenstiel erschlagen. Vielleicht haben sie den Besenstiel vorher noch zu etwas anderem benutzt. Er stand übrigens auf das gleiche kranke Zeug wie Sie.«

»Jeffrey Dahmer? Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« Judds Lachen war zu laut. Eigentlich war es gar kein Lachen. Er hatte Angst. »Die spinnt doch«, wandte er sich an Berger. »Ich bin nie im Leben gewalttätig geworden. Ich misshandle keine anderen Leute.«

»Das heißt wohl *bis jetzt*«, entgegnete Lucy. Inzwischen zeigte ihr Bildschirm wieder die Straßenzüge einer Stadt an, als wolle sie eine Route herausfinden.

»Ich weigere mich, weiter mit ihr zu reden«, sagte Judd zu Berger. »Sie ist mir unsympathisch. Schicken Sie die blöde Kuh weg, oder ich verschwinde.«

»Was halten Sie davon, wenn ich Ihnen eine Liste der Leute gebe, die Sie misshandelt haben?«, schlug Lucy vor. »Anfangen bei der Familie und den Freunden von Farrah Lacy.«

»Keine Ahnung, wer das sein soll. Ficken Sie sich doch ins Knie!«, zischte er.

»Wissen Sie, was auf schwere Körperverletzung mit Vorsatz steht?«, erkundigte sich Berger.

»Ich habe nichts getan. Ich habe niemanden verletzt.« »Bis zu zehn Jahre Gefängnis. So sieht die Sache aus.« »In Einzelhaft, zu Ihrem eigenen Schutz«, ergänzte Lucy, ohne auf Bergers Zeichen zu achten, sie solle sich zurücknehmen. Inzwischen

war eine andere Karte auf ihrem Bildschirm erschienen.

Berger erkannte grüne Flächen, die für Parks standen. Blaue Flächen symbolisierten Wasser. Das Gebiet war von zahlreichen Straßen durchzogen. Bergers BlackBerry gab einen Signalton von sich. Jemand hatte ihr gerade eine E-Mail geschickt. Kurz vor drei Uhr morgens.

»Einzelhaft. Wahrscheinlich in Fallsburg«, fuhr Lucy fort. »Dort ist man prominente Häftlinge gewohnt. Denken Sie an den *Son of Sam*. Attica ist nicht zu empfehlen. Da wurde ihm nämlich die Kehle durchgeschnitten.«

Die E-Mail war von Marino:

*psych patientin mlgch zusammhng mit  
docs prblm dodie hodge habe was im*

*rtcc gefnd frag zeugen ob er sie kennt bin  
beschftgt erklrng später*

Berger blickte von ihrem BlackBerry auf, während Lucy fortfuhr, Hap Judd in den grausigsten Farben auszumalen, was Leuten wie ihm im Gefängnis blühte.

»Erzählen Sie mir von Dodie Hodge«, forderte Berger ihn auf. »In welcher Beziehung stehen Sie zu ihr?«

Judd wirkte erst erstaunt, dann ärgerlich. »Sie ist eine Zigeunerin, eine gottverdammte Hexe«, platzte er heraus. »Ich bin hier das eigentliche Opfer, weil diese dusselige Kuh mich ständig belästigt. Warum fragen Sie mich nach ihr? Hat sie mich etwa angezeigt? Steckt sie hinter der Sache?«

»Vielleicht beantworte ich Ihre Fragen, wenn Sie zuerst meine beantworten«,

entgegnete Berger. »Schildern Sie mir, woher Sie sie kennen.«

»Sie ist Hellseherin, spirituelle Beraterin oder wie man so was auch immer nennt. Viele Leute – Stars aus Hollywood, Menschen, die Erfolg haben, ja, sogar Politiker – wenden sich an sie, um sich Rat in Sachen Geld, Karriere oder Beziehung zu holen. Ich habe den Fehler gemacht, mit ihr zu reden, und seitdem lässt sie mich nicht mehr in Ruhe. Dauernd ruft sie in meinem Büro in L. A. an.«

»Sie stellt Ihnen also nach.«

»Ja, genau so würde ich das nennen.«

»Und wann hat es angefangen?«, erkundigte sich Berger. »Keine Ahnung. Im letzten Jahr. Ich glaube, im vergangenen Herbst war es ein Jahr her. Jemand hat sie mir empfohlen.«

»Wer?«

»Jemand, der im Showgeschäft tätig ist und meinte, ich könnte davon profitieren. Berufsberatung.«

»Ich will einen Namen hören«, beharrte Berger.

»Es muss vertraulich bleiben. Sie hat massenweise Klienten. Sie würden sich wundern.«

»Geht man zu ihr, oder sucht sie einen auf?«, hakte Berger nach. »Wo finden die Sitzungen statt?«

»Sie ist in meine Wohnung in TriBeCa gekommen. Prominente würden niemals wagen, zu ihr zu fahren. Das Risiko ist zu groß, dass man dabei verfolgt oder gar gefilmt wird. Manchmal berät sie einen auch am Telefon.«

»Und wie erfolgt die Bezahlung?«

»In bar. Falls es sich um ein Telefonat handelt, schickt man einen

Verrechnungsscheck an ein Postfach in New Jersey. Ich habe ein paarmal mit ihr telefoniert und wollte dann nichts mehr mit ihr zu tun haben, weil sie total durchgeknallt ist. Ja, sie stellt mir nach. Über *dieses* Thema sollten wir mal reden.«

»Verfolgt Sie sie an Orte, wo Sie sich aufhalten? Zum Beispiel zu Ihrer Wohnung in TriBeCa, zu Dreharbeiten oder in Lokale, die Sie frequentieren, wie zum Beispiel die Bar in der Christopher Street hier in New York?«, erkundigte sich Berger.

»Sie hinterlässt permanent Nachrichten im Büro meines Agenten.«

»Ruft sie etwa in L. A. an? Gut, dann vermittele ich Ihnen einen Kontakt zur FBI-Außenstelle in L. A.«, erwiderte Berger.  
»Für Stalking ist das FBI zuständig. Das ist eines der Spezialgebiete dieser Behörde.«

Judd antwortete nicht. Der Kerl war verschlagen und hatte bestimmt nicht die geringste Lust auf ein Gespräch mit dem FBI in L. A. Berger fragte sich, ob die Person, deren Anonymität er schützte, womöglich Hannah Starr war. Laut seiner Aussage von gerade eben hatte er Dodie etwa um die Zeit kennengelernt, als er angefangen hatte, Finanzgeschäfte mit Hannah Starr zu machen, also im Herbst vergangenen Jahres.

»Die Bar in der Christopher Street«, kehrte Berger zu ihrem eigentlichen Thema zurück. Sie glaubte nicht, dass Dodie Hodge in die Sache verwickelt war. Außerdem ärgerte sie sich, dass Marino die Vernehmung eines Menschen unterbrochen hatte, der ihr von Minute zu Minute unsympathischer wurde.

»Sie können mir gar nichts nachweisen.« Der trotzigste Tonfall war zurück.

»Warum haben Sie sich die Mühe gemacht, hier zu erscheinen, wenn Sie das wirklich annehmen?«

»Und zwar, obwohl Sie es sich beinahe anders überlegt hätten?«, mischte sich Lucy ein, während sie sich weiter mit ihrem MacBook beschäftigte, E-Mails schrieb und Stadtpläne öffnete.

»Weil ich kooperieren wollte«, meinte Judd zu Berger. »Ich bin gekommen, um zu kooperieren.«

»Ich verstehe. Und dennoch ist es Ihnen nicht gelungen, schon vor drei Wochen in Ihrem vollen Terminkalender ein Plätzchen für diese Kooperation zu finden, als ich auf Sie aufmerksam geworden bin und wiederholt versucht habe, Sie zu erreichen.«

»Ich war in L. A.«

»Ach, das hatte ich ganz vergessen. In L. A. gibt es ja keine Telefone.«

»Ich hatte zu tun, und die Nachrichten, die ich erhalten habe, waren ziemlich verworren. Ich habe nicht kapiert, worum es ging.«

»Gut, und da Sie es jetzt begreifen, haben Sie beschlossen, mit uns zusammenzuarbeiten«, entgegnete Berger. »Dann wollen wir zuerst über den kleinen Zwischenfall am letzten Montag sprechen, insbesondere darüber, was geschah, nachdem sie das Stonewall Inn in der Christopher Street Nummer 53 am Montag spätnachts verlassen haben. Sie befanden sich in Begleitung eines jungen Mannes, den Sie dort kennengelernt haben. Eric. Erinnern Sie sich an Eric? Sie haben mit ihm Gras geraucht und ihm Ihr Herz ausgeschüttet.«

»Wir waren stoned«, antwortete Judd.

»Ja, die Leute reden viel, wenn sie stoned sind. Also haben Sie sich zugekiffert und ihm

– und das sind seine Worte – wilde Geschichten über Vorgänge im Park General Hospital in Harlem erzählt«, fuhr Berger fort.

Sie lagen nackt und eng aneinandergeschmiegt unter einer Daunendecke, konnten nicht schlafen und genossen die Aussicht. Die Silhouette von Manhattan war zwar nicht das Meer, die Rocky Mountains oder die Ruinen von Rom, doch sie liebten das Panorama und hatten die Angewohnheit, nachts die Jalousien hochzuziehen, nachdem das Licht gelöscht war.

Benton streichelte Scarpettas nackte Haut. Sein Kinn ruhte auf ihrem Scheitel. Er küsste ihren Nacken und ihre Ohren. Ihre Haut war kühl, wo seine Lippen sie berührten. Seine Brust presste sich an ihren

Rücken, sodass sie seinen Herzschlag spüren konnte.

»Ich frage dich nie nach deinen Patienten«, sagte sie. »Anscheinend bin ich nicht sehr unterhaltsam, wenn du jetzt an meine Patienten denkst«, raunte Benton ihr ins Ohr.

Sie zog seine Arme um ihren Leib und küsste seine Hände. »Vielleicht kannst du mich in ein paar Minuten noch einmal unterhalten. Ich habe lediglich eine Hypothese in den Raum gestellt.«

»Nur zu. Es wundert mich, dass du nur eine hast.«

»Woher weiß jemand wie deine frühere Patientin, wo wir wohnen? Damit möchte ich nicht andeuten, dass das Paket von ihr ist.« Scarpetta wollte im Bett nicht Dodie Hodges Namen aussprechen.

»Es besteht die Möglichkeit, dass eine Person, die über die Fähigkeit verfügt, ihre Mitmenschen um den Finger zu wickeln, in der Lage ist, ihnen erfolgreich Informationen zu entlocken«, erwiderte Benton. »Zum Beispiel kennen einige Mitarbeiter im McLean unsere Adresse, weil ich mir hin und wieder Post und Pakete nachschicken lasse.«

»Und ein Mitarbeiter würde einem Patienten die Adresse geben?«

»Hoffentlich nicht. Ich behaupte ja nicht, dass es sich so abgespielt hat. Außerdem will ich mich nicht darauf festlegen, dass diese Person je im McLean Patient gewesen ist.«

Das war auch völlig überflüssig, denn Scarpetta zweifelte keine Minute daran, dass Dodie Hodge im McLean in Behandlung gewesen war.

»Ich unterstelle auch nicht, dass sie etwas mit unserem Paket zu tun hat«, fügte er hinzu.

Diese Bemerkung hätte er sich ebenfalls sparen können. Scarpetta wusste, dass Benton befürchtete, seine ehemalige Patientin könnte das Paket hinterlassen haben.

»Ich sage nur, dass andere sie verdächtigen könnten, selbst wenn wir auf gegenteilige Beweise stoßen.« Bentons Stimme war leise, sein vertraulicher Tonfall passte nicht zum Thema.

»Marino vermutet es, ja, ist wahrscheinlich sogar überzeugt davon, und du nicht. Hast du das gemeint?« Scarpetta nahm ihm kein Wort ab.

Ihrer Ansicht nach hatte Benton seine ehemalige Patientin namens Dodie, die frech bei CNN angerufen hatte, im Visier.

Er war sicher, dass sie eine Gefahr darstellte.

»Marino hat möglicherweise recht. Oder er irrt sich«, sprach Benton weiter. »Eine Person wie die besagte frühere Patientin könnte Schwierigkeiten machen und eine Bedrohung sein. Doch noch fataler wäre es, wenn das Paket von jemand anderem abgeschickt worden wäre und niemand nach dem Betreffenden sucht, weil wir glauben, die Lösung des Rätsels zu kennen. Was, wenn wir falschliegen? Was passiert dann? Was kommt als Nächstes? Jemand könnte ernsthaften Schaden nehmen.«

»Wir wissen ja noch nicht, was in dem Paket ist. Vielleicht ist es wirklich nur falscher Alarm. Du bist voreilig.«

»Mit dem Paket stimmt etwas nicht, darauf gehe ich jede Wette ein«, entgegnete er. »Außer du hast heimlich in einem

Batman-Film mitgespielt. Du bist nicht der ›Chief Medical Examiner von Gotham City‹. Diese Anrede gefällt mir gar nicht. Keine Ahnung, was mich daran so stört.«

»Dass es sich um einen feindseligen Seitenhieb handelt.«

»Mag sein. Ich finde die Handschrift interessant. Du hast sie als sehr präzise und akkurat beschrieben. Sie habe ausgesehen wie gedruckt.«

»Die Person, die die Adresse geschrieben hat, hat eine ruhige Hand und besitzt möglicherweise künstlerische Begabung«, sagte Scarpetta. Sie spürte, dass er an etwas anderes dachte.

Dodie Hodge hatte ihm einen Anlass geliefert, sich mit der Handschrift auf dem Paket zu beschäftigen.

»Bist du sicher, dass es kein Laserausdruck war?«, erkundigte sich Benton.

»Ich hatte im Aufzug ziemlich viel Zeit, sie mir anzuschauen. Schwarze Tinte. Ein Tuscheschreiber. Die Buchstaben wiesen so viele Abweichungen auf, dass die Adresse zweifellos mit der Hand geschrieben worden sein muss«, erwiderte sie.

»Hoffentlich ist von dem Paket noch etwas übrig, wenn wir nach Rodman's Neck kommen. Der Lieferschein könnte unser bester Hinweis sein.«

»Falls wir Glück haben«, meinte sie.

Sie würden wirklich eine Menge Glück brauchen. Vermutlich würde das Bombenentschärfungskommando die mögliche Sprengkraft des FedEx-Pakets mit Hilfe einer Wasserkanone testen, die, angetrieben von einer speziellen zwölfkalibrigen Patrone, einen Schwall von neun bis zwölf Millilitern Wasser abschoss. Das wichtigste Ziel würde die Energiequelle des

mutmaßlichen Sprengsatzes sein, also die kleinen Batterien, die beim Röntgen entdeckt worden waren. Scarpetta konnte nur hoffen, dass sich diese Batterien nicht unmittelbar hinter der handgeschriebenen Adresse auf dem Lieferschein befanden. Falls doch, würden sie später am Vormittag nur noch Pappmaché zu sehen bekommen.

»Wir können das Thema allgemein erörtern«, schlug Benton vor, setzte sich ein Stück auf und klopfte einige Kissen zurecht. »Du weißt ja, was eine Borderline-Erkrankung ist. Ein Mensch, dessen Ich-Grenzen Brüche oder Risse aufweisen, kann unter Druck aggressiv und gewalttätig reagieren. Aggressivität hat etwas mit Konkurrenz zu tun. Man rivalisiert um einen Mann, eine Frau, die Person, die sich am besten zur Fortpflanzung eignet. Man kämpft um lebensnotwendige Dinge wie

Nahrung oder Unterkunft und um die Macht, weil es ohne Hierarchie keine gesellschaftliche Ordnung geben kann. Mit anderen Worten, aggressives Verhalten tritt immer dann auf, wenn es sich lohnt.«

Scarpetta dachte an Carley Crispin und ihr verschwundenes BlackBerry. Seit Stunden grübelte sie nun schon über das BlackBerry nach, und die Angst krampfte ihr das Herz zusammen, ganz gleich, was sie gerade tat. Selbst während sie und Benton sich geliebt hatten, hatte sie Furcht empfunden. Außerdem hätte sie sich ohrfeigen können und wusste nicht, wie Lucy die Nachricht aufnehmen würde, dass sie sich leichtsinnig verhalten hatte. Wie hatte sie nur so dumm sein können?

»Leider nehmen diese aus der Urzeit stammenden Triebe, die dazu beitragen, das Überleben einer Art zu sichern,

zuweilen auch krankhafte, nicht der jeweiligen Situation entsprechende Züge an und werden dann auf eine unangemessene und schädliche Weise ausagiert«, fuhr Benton fort. »Denn wenn wir die Sache nüchtern betrachten, bringt es dem Aggressor keinerlei Vorteile, eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, wie du eine bist, zu belästigen und zu bedrohen. Das Ergebnis ist nämlich Bestrafung und der Entzug sämtlicher Dinge, um die es sich zu konkurrieren lohnt, ganz gleich, ob der Täter in der Psychiatrie oder im Gefängnis landet.«

»Also muss ich davon ausgehen, dass die Frau, die mich heute Abend bei CNN angerufen hat, an einer Borderline-Persönlichkeitsstörung leidet, gefährlich werden kann, wenn man sie unter Druck setzt, und mit mir um den Mann, das heißt um dich, kämpft«, fasste Scarpetta zusammen.

»Sie hat dich angerufen, um mich zu belästigen, und es hat geklappt«, erwiderte er. »Sie will meine Aufmerksamkeit erzwingen. Eine Borderline-Persönlichkeit liebt negative Bestätigung und braucht es, das Auge des Sturms zu sein. Wenn dann noch einige andere bedauerliche Persönlichkeitsstörungen hinzukommen, wird aus dem Auge des Sturms möglicherweise ein ausgewachsener Orkan.«

»Übertragung. Deine Patientinnen haben alle nicht die geringste Chance bei dir. Und sie wollen, was ich habe.«

Sie sehnte sich danach, noch einmal von ihm geliebt zu werden, und nach seinen Zärtlichkeiten. Scarpetta hatte keine Lust mehr, über die Arbeit, über Probleme und über bedrohliche Menschen zu sprechen. Sie wollte ihm ganz nah sein und spüren, dass alles erlaubt war. Ihre Gier nach Nähe

war deshalb so unersättlich, weil sie niemals gestillt werden würde. Benton hatte ihr nie ihre Wünsche erfüllt – der Grund, warum sie ihn immer noch so heftig begehrte. Gerade deshalb hatte sie sich von Anfang an von ihm angezogen gefühlt, eine unbeschreibliche Sehnsucht schon bei ihrer ersten Begegnung gespürt. Nun, zwanzig Jahre später, hatte sich nichts daran geändert. Es war eine verzweifelte Begierde, die Besitz von ihr ergriff und Leere in ihr auslöste. Sex mit ihm war ein Kreislauf des Gebens und Nehmens, des Füllens und des Leerens und des erneuten Justierens eines Mechanismus, damit es wieder von vorn losgehen konnte.

»Weißt du, dass ich dich liebe?«, flüsterte sie, wobei ihre Lippen seine berührten.  
»Sogar, wenn ich wütend bin.«

»Die Wut wirst du niemals loswerden. Und ich hoffe, dass du mich immer lieben wirst.«

»Ich möchte es verstehen.« Doch dazu würde es wahrscheinlich nie kommen.

Wie immer, wenn Erinnerungen in ihr hochstiegen, wollte ihr nicht in den Kopf, warum er sich so entschieden und sie aus heiterem Himmel und endgültig verlassen hatte, ohne jemals nach ihr zu sehen. Sie wäre dazu niemals in der Lage gewesen, aber sie wollte das Thema nicht wieder anschneiden.

»Ich weiß, dass ich dich immer lieben werde.« Sie küsste ihn und legte sich auf ihn.

Sie suchten eine bequeme Körperhaltung und ahnten intuitiv, wie sie sich bewegen mussten. Die Tage, in denen sie berechnet hatten, wann die Schallmauer erreicht war

und Erschöpfung oder ein unangenehmes Gefühl einsetzen würde, waren längst vorbei. Scarpetta kannte sämtliche abgedroschenen Witze darüber, dass ihre Anatomiekenntnisse im Bett doch sicher von Vorteil seien, was nicht nur albern, sondern geschmacklos war. Fast alle ihre Patienten waren tot, weshalb man ihre Reaktionen auf ihre Berührungen vernachlässigen konnte. Allerdings bedeutete das nicht, dass sie im Autopsiesaal nicht etwas Wichtiges gelernt hätte. Die Arbeit dort hatte ihre Sinne geschärft, sodass sie inzwischen die feinsten Nuancen an Menschen sah, erschnupperte und erspürte, die nicht mehr sprechen konnten. Widerwillige Zeugen, die sie brauchten, aber nicht in der Lage waren, etwas zurückzugeben. Dem Autopsiesaal hatte sie kräftige zupackende Hände und starke

Gelüste zu verdanken. Sie wollte Wärme und Zärtlichkeit. Sie wollte Sex.

Danach schlief Benton tief und fest. Er rührte sich nicht, als sie aufstand. Scarpettas Gedanken überschlugen sich wieder, und Ängste und Zorn meldeten sich zurück. Es war kurz nach drei Uhr morgens. Sie hatte einen langen Tag vor sich, der sich als einer jener entpuppen würde, die sie stets als »ohne Drehbuch« bezeichnete. Zuerst zu den Bombenentschärfern nach Rodman's Neck, um ihre mutmaßliche Bombe in Augenschein zu nehmen. Dann vielleicht ins Labor und anschließend ins Büro, wo sie Autopsieberichte diktieren und ihre Telefonate und den Papierkram abarbeiten wollte. Autopsien waren nicht angesetzt, doch das konnte sich jederzeit ändern und hing davon ab, ob ein Kollege durch Abwesenheit glänzte oder ob eine Leiche

eingeliefert wurde. Was sollte sie wegen ihres BlackBerry unternehmen? Möglicherweise hatte Lucy ihr ja geantwortet. Und was sollte sie mit ihrer Nichte anfangen, die sich in letzter Zeit so seltsam, aufbrausend und ungeduldig verhielt? Hinzu kam die Sache mit den Hightech-Telefonen. Sie hatte sie einfach verteilt, ohne die anderen um ihr Einverständnis zu bitten, so als handle es sich um ein großzügiges Geschenk. *Du solltest dich wieder hinlegen und dich ausruhen. Wenn man müde ist, macht man aus jeder Mücke einen Elefanten,* sagte sich Scarpetta. Allerdings war Schlafen im Moment keine Alternative. Sie hatte viel zu erledigen und musste das Gespräch mit Lucy hinter sich bringen. *Erzähl ihr, was du angestellt hast. Gestehe ihr, wie dumm ihre Tante Kay ist.*

Vermutlich war Lucy der technisch begabteste Mensch, den Scarpetta je kennengelernt hatte. Schon als Kleinkind hatte das Innenleben von Gegenständen ihre Neugier geweckt, und sie hatte alles, was sie in die Finger bekam, auseinandergeschraubt und wieder zusammengesetzt, in der festen Überzeugung, dass das Gerät anschließend besser funktionierte. Dieses Talent, verbunden mit starken Minderwertigkeitskomplexen und dem Drang, andere zu beherrschen und nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen, hatte Lucy zu einer Zauberkünstlerin gemacht, die genauso mühelos zerstören wie aufbauen konnte. Es hing einzig und allein von ihren Beweggründen und, noch häufiger, von ihrer momentanen Laune ab. Ungefragt die Telefone seiner Mitmenschen auszutauschen gehörte sich einfach nicht, und

Scarpetta war noch immer nicht dahintergekommen, was ihre Nichte zu diesem spontanen Schritt bewogen haben mochte. Früher hätte sie sich vorher das Einverständnis ihres kleinen Teams gesichert, anstatt sich ohne Zustimmung oder Vorwarnung zur Leitwölfin aufzuschwingen. Sie würde außer sich sein, wenn sie von Scarpettas kleinem Fauxpas, ihrem Leichtsinn erfuhr. Vermutlich würde sie sagen, genauso gut könne man eine Straße überqueren, ohne nach links und rechts zu schauen, oder blindlings in den Heckrotor eines Hubschraubers laufen.

Scarpetta graute vor der Gardinenpredigt, die sie sich bestimmt einhandeln würde, wenn sie beichtete, dass sie zwei Tage nach Erhalt des BlackBerry vor Wut das Passwort deaktiviert hatte. *Das hättest du auf gar keinen Fall tun dürfen, das*

*hättest du auf gar keinen Fall tun dürfen* – dieser Satz lief wie eine Endlosschleife in ihrem Kopf ab. Doch sie hatte es sattgehabt, jedes Mal das Passwort eintippen zu müssen, wenn sie das Telefon aus seinem Etui nahm. Sobald sie es zehn Minuten lang nicht benutzte, war es wieder gesperrt. Als sie sich eines Tages öfter vertippt und das Passwort sechsmal falsch eingegeben hatte, war der Schreck der Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Acht falsche Eingaben – so stand es klipp und klar in Lucys Gebrauchsanweisung –, und das BlackBerry zerstörte sich gewissermaßen selbst und löschte sämtliche gespeicherten Daten wie die Bandaufnahmen in *Mission Impossible*.

In ihrer Mail an Lucy, sie habe ihr BlackBerry »verlegt«, hatte sie die Sache mit dem Passwort weggelassen. Falls jemand das

Smartphone an sich genommen hatte, konnte das schreckliche Folgen haben, die Scarpetta mit Grauen erfüllten. Außerdem fürchtete sie sich vor Lucy, und am allermeisten sorgte sie sich um sich selbst. *Seit wann bist du so achtlos? Du hast eine Bombe in deine Wohnung gebracht und das Passwort deines Telefons deaktiviert. Was zum Teufel ist nur los mit dir? Tu etwas. Bring es in Ordnung. Erledige es. Hör auf zu grübeln.*

Sie hatte Hunger, das war Teil des Problems. Ihr Magen war leer und deshalb übersäuert. Nach einem Imbiss würde sie sich gewiss besser fühlen. Außerdem hatte sie das Bedürfnis, mit den Händen zu arbeiten, eine Beschäftigung, die eine heilende Wirkung hatte. Etwas anderes als Sex. Kochen war eine aufmunternde und beruhigende Tätigkeit. Eines ihrer

Liebblingsgerichte zuzubereiten und dabei auf jede Kleinigkeit zu achten würde ihr helfen, in die Normalität zurückzukehren. Entweder Kochen oder Putzen. Aber geputzt hatte sie für heute schon genug. Auf dem Weg durchs Wohnzimmer stieg ihr noch immer der Geruch von Murphy Oil Soap in die Nase. Scarpetta öffnete den Kühlschrank und unterzog den Inhalt einer Inspektion. Eine *frittata*, ein Omelett, doch sie hatte keinen Appetit auf Eier, Brot oder Nudeln. Etwas Leichtes und Gesundes mit Olivenöl und frischen Kräutern, *insalata caprese* zum Beispiel. Das war eine gute Idee. Eigentlich handelte es sich um ein Sommergericht, das es nur gab, wenn Tomaten, vorzugsweise mit der Hand gepflückt in Scarpettas eigenem Garten, Saison hatten. Aber in Städten wie Boston oder New York wimmelte es von Bioläden und

Feinkostgeschäften, wo sie das ganze Jahr traditionelle Tomatensorten bekommen konnte. Saftige Black Krimms, pralle Brandywines, knackige Caspian Pinks, milde Golden Eggs und süßsaure Green Zebras.

Sie nahm ein paar aus dem Korb auf der Anrichte, legte sie auf ein Schneidebrett und viertelte sie. Dann erwärmte sie frischen Büffelmozzarella auf Zimmertemperatur, indem sie ihn in einen Gefrierbeutel steckte und einige Minuten in heißes Wasser tauchte. Nachdem sie Tomaten und Käse kreisförmig auf einem Teller angeordnet hatte, gab sie Basilikumblätter und eine ordentliche Portion kaltgepresstes, unfiltriertes Olivenöl dazu. Das Ganze wurde mit einer Prise grobem Meersalz abgerundet. Sie ging mit ihrem Imbiss ins Esszimmer, das Blick nach Westen auf erleuchtete

Hochhäuser, den Hudson und auf den Flugverkehr in New Jersey hatte.

Während sie den ersten Bissen Salat in den Mund steckte, öffnete sie den Browser ihres MacBooks. Zeit, sich mit Lucy auseinanderzusetzen. Vermutlich hatte sie ihr inzwischen geantwortet. Also war es wohl das Beste, den Stier bei den Hörnern zu packen und sich mit dem verlorenen BlackBerry zu befassen. Immerhin handelte es sich nicht um eine Banalität, die man auf die leichte Schulter nehmen konnte. Das Problem wollte Scarpetta nicht aus dem Kopf, seit sie das Verschwinden des Telefons bemerkt hatte, und inzwischen konnte sie nicht mehr aufhören zu grübeln. Stundenlang überlegte sie nun schon, welche Daten eingespeichert waren, und versuchte sich vorzustellen, was ein Fremder wohl damit anstellen würde. Fast sehnte sie sich nach

der Zeit zurück, in der ihre schlimmste Sorge gewesen war, jemand könnte in ihrem Rolodex herumschnüffeln oder ihre Berichte, Autopsieprotokolle und Fotos durchwühlen, die immer auf ihrem Schreibtisch herumlagen. Früher war die Abwehr derartiger Indiskretionen und undichter Stellen ganz einfach gewesen: ein Schloss. Streng geheime Unterlagen wurden in verschlossenen Aktenschränken aufbewahrt. Und wenn sich auf ihrem Schreibtisch etwas befand, das niemanden etwas anging, schloss sie bei Abwesenheit die Bürotür ab. Kein großer Umstand also. Man musste nur seine sieben Sinne beisammenhaben. Und den Schlüssel verstecken.

Während ihrer Zeit als Chief Medical Examiner in Virginia hatte ihre Behörde den ersten Computer angeschafft. Auch das war noch überschaubar gewesen. Scarpetta

hatte keine Berührungsängste, was Neuerungen betraf, und glaubte, mit den Vor- und Nachteilen zurechtkommen zu können. Natürlich hatte es schon damals Sicherheitsmängel gegeben, doch die ließen sich aus der Welt schaffen oder vermeiden. Mobiltelefone waren in jenen Tagen noch nicht das große Thema. Man musste nur auf der Hut sein, damit man nicht mit einem Richtmikrofon belauscht wurde. Außerdem hatten einige Leute die unhöfliche und leichtfertige Angewohnheit entwickelt, lautstarke Telefonate zu führen, die jeder mithören konnte. Allerdings waren diese Gefahren nichts, verglichen mit denen, die heutzutage drohten. Die Sorgen, mit denen Scarpetta sich täglich zermürbte, ließen sich nicht mehr in Worte fassen. Inzwischen betrachtete sie die moderne Technologie nicht mehr als ihren besten Freund, weil sie zu

häufig nach ihren Knöcheln schnappte. Und diesmal hatte sie womöglich eine tiefe Bisswunde davongetragen.

Scarpettas BlackBerry war der Mikrokosmos ihres beruflichen und privaten Lebens. Es enthielt die Telefonnummern und E-Mail-Adressen von Kontaktpersonen, die ziemlich ungehalten sein oder sogar in Schwierigkeiten geraten würden, wenn ein böswilliger Zeitgenosse diese vertraulichen Informationen in die Finger bekam. Scarpetta fühlte sich für die Familien und die Hinterbliebenen eines unter tragischen Umständen Verstorbenen verantwortlich. Die Überlebenden wurden gewissermaßen auch ihre Patienten, die auf Scarpetta angewiesen waren, um etwas über die Hintergründe zu erfahren. Sie riefen sie an, weil ihnen plötzlich noch etwas eingefallen war, weil sie eine Frage hatten oder weil sie,

meistens an Jahrestagen und um die Weihnachtszeit, jemanden zum Reden brauchten. Die Gespräche, die Scarpetta mit den Angehörigen und Freunden führte, waren ihr heilig.

Nicht auszudenken, wenn die falsche Person, zum Beispiel ein Mitarbeiter eines Kabelsenders, die Namen dieser Menschen in Erfahrung brachte, von denen einige in medienwirksame Fälle verwickelt gewesen waren. Jemand wie Grace Darien zum Beispiel. Sie war die Letzte, mit der Scarpetta telefoniert hatte, und zwar um Viertel vor acht Uhr abends nach der Telefonkonferenz mit Berger und bevor sie sich hastig auf ihren Auftritt bei CNN vorbereitet hatte. Mrs. Darien hatte Scarpetta auf dem BlackBerry angerufen. Sie war außer sich gewesen, weil die Presse Toni Darien nicht nur namentlich erwähnt, sondern auch

berichtet hatte, dass sie vergewaltigt und erschlagen worden war. Mrs. Darien war in Panik geraten und hatte nicht mehr aus noch ein gewusst. Sie hatte angenommen, ein Schlag auf den Kopf sei etwas anderes, als erschlagen zu werden, und Scarpetta war es nicht gelungen, sie zu beruhigen. Sie hatte Mrs. Darien offen und ehrlich mitgeteilt, die Presseerklärung habe nicht sie verfasst. Sie hätte sich niemals so ausgedrückt, und Mrs. Darien müsse Verständnis dafür haben, dass sie nicht weiter ins Detail gehen könne. Es täte ihr leid, doch sie dürfe den Fall nicht eingehender erörtern.

»Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen gesagt habe?« Während des Telefonats hatte sich Scarpetta umgezogen. »Vertraulichkeit ist sehr wichtig, weil es Einzelheiten gibt, die nur der Täter, der

Gerichtsmediziner und die Polizei kennen. Deshalb kann ich Ihnen derzeit nicht mehr verraten.«

Und da saß sie nun, die Fackelträgerin für Diskretion und ethisches Verhalten, und musste davon ausgehen, dass jemand Grace Dariens Daten in einem nicht passwortgeschützten BlackBerry entdeckt hatte. Womöglich hatte diese Person sogar Kontakt mit der trauernden Mutter aufgenommen. Scarpetta kam nicht darüber hinweg, was Carley in den Nachrichten herumposaunt hatte – die Sache mit dem gelben Taxi, das angeblich einen Zusammenhang zwischen dem Mord an Toni Darien und Hannah Starrs Verschwinden belege. Dazu noch die Fehlinformation, verwesendes Haar von Hannah sei gefunden worden. Natürlich würde ein Reporter, insbesondere wenn er kaltblütig und sensationshungrig

genug war, mit den Grace Dariens dieser Welt reden wollen. Die Liste der Verstöße gegen das Standesrecht, die sich aus dem Verlust des Telefons ergeben konnten, wurde immer länger, je mehr Scarpetta darüber nachdachte. Sie erinnerte sich an die Namen von Kontaktpersonen, die sie seit dem Anfang ihrer Karriere aufbewahrt hatte, erst auf Papier, später elektronisch, von Mobiltelefon zu Mobiltelefon überspielt, als die Geräte immer moderner wurden. Bis sie schließlich bei Lucys BlackBerry gelandet war.

Scarpettas Unterordner *Kontakte* enthielt Hunderte von Namen, und viele davon gehörten Menschen, die ihr nie wieder vertrauen würden, wenn jemand wie Carley Crispin sie mobil oder zu Hause auf dem Festnetzanschluss anrief. Bürgermeister Bloomberg, Polizeichef Kelly, Dr. Edison

sowie zahlreiche einflussreiche Leute hier und im Ausland. Hinzu kam Scarpettas ausgedehntes Netzwerk, bestehend aus anderen Gerichtsmedizinern, Ärzten, Staatsanwälten und Verteidigern, und außerdem ihre Angehörigen, Freunde, Ärzte, ihr Zahnarzt, ihr Friseur, ihr persönlicher Fitnesstrainer und ihre Haushälterin. Läden, in denen sie einkaufte. Was sie bei Amazon bestellte, also die Bücher, die sie las. Ihr Steuerberater. Ihr Bankberater. Die Aufstellung wuchs von Minute zu Minute und bereitete ihr immer mehr Magendrücken. Gespeicherte Nachrichten konnten auf dem Bildschirm sichtbar gemacht und ohne Passwort gelesen werden. Dokumente und PowerPoint-Präsentationen, einschließlich abschreckender Bilder, die sie aus E-Mails heruntergeladen hatte. Auch die Fotos vom Fundort von Toni Dariens Leiche gehörten

dazu. Das Foto, das Carley im Fernsehen gezeigt hatte, hätte von Scarpettas Telefon stammen können. Voller Angst dachte sie an die SMS und all an die anderen Anwendungen, die eine rasche Kontaktaufnahme ermöglichten und geradezu dazu aufforderten, sie auch zu nutzen.

Scarpetta war keine Anhängerin von SMS, da diese ihrer Ansicht nach Zwangsverhalten förderten und keinerlei Vorteile boten. Vielleicht handelte es sich sogar um die fatalste und folgeschwerste Erfindung der Menschheitsgeschichte. Die Leute tippten auf winzigen Touchscreens oder Tastaturen herum, während sie ihre Aufmerksamkeit eigentlich auf wichtigere Dinge wie das Autofahren, das Überqueren einer belebten Straße, das Steuern von Transportmitteln wie Flugzeugen oder Zügen, ein Seminar oder eine Vorlesung, eine

Visite, ein Theaterstück, ein Konzert oder die Person hätten richten sollen, die ihnen im Restaurant gegenüber saß oder neben ihnen im Bett lag. Vor kurzem hatte sie einen Medizinstudenten, der gerade in der New Yorker Gerichtsmedizin sein Praktikum machte, dabei erwischt, wie er während einer Autopsie eine SMS verschickte und mit in Latexhandschuhen steckenden Daumen eine kleine Tastatur bearbeitete. Sie hatte ihn aus dem Autopsiesaal geworfen, eine weitere Betreuung seines Studiums abgelehnt und Dr. Edison gebeten, sämtliche elektronischen Geräte jenseits des Vorzimmers zu verbieten. Doch das würde niemals geschehen. Dieser Zug war endgültig abgefahren, und es war unmöglich, die Uhr zurückzudrehen, da sich ohnehin kein Mensch an eine solche Vorschrift halten würde.

Polizisten, Ermittler, Wissenschaftler, Forensiker, Anthropologen, Kieferorthopäden, forensische Archäologen, Assistenten und Wachleute würden sich strikt weigern, ihre elektronischen Terminplaner, iPhones, BlackBerrys, Mobiltelefone und Pager herauszurücken. Und obwohl sie ihre Kollegen ständig davor warnte, vertrauliche Daten per SMS und per E-Mail weiterzuleiten oder, Gott behüte, mit diesen Geräten gar Fotos oder Videoaufnahmen zu machen, geschah es dennoch immer wieder. Nicht einmal sie selbst hatte sich dem Sog entziehen können, SMS zu verschicken und Bilder und Informationen herunterzuladen, und zwar eindeutig zu häufig. Sie war nachlässig geworden. Inzwischen verbrachte sie so viel Zeit in Taxis und auf Flughäfen, während der ständige Informationsfluss sie niemals in Ruhe ließ. Fast alle

diese Daten waren nicht passwortgeschützt, weil Scarpetta an der Technik gescheitert war. Vielleicht auch, weil sie keine Lust gehabt hatte, nach der Pfeife ihrer Nichte zu tanzen.

Scarpetta klickte *Empfangene Nachrichten* an. Die letzte E-Mail, eingegangen erst vor wenigen Minuten, stammte von Lucy. Der sarkastische Betreff lautete:

### *FOLGE DEN BROTKRÜMELN*

Scarpetta öffnete die Mail.

*Tante Kay: In der Anlage findest Du eine GPS-Lokalisierungs-Datei, die alle 15 Sekunden aktualisiert wird. Ich habe nur die wichtigsten Zeiten und Örtlichkeiten eingegeben, und zwar ab circa 21:00, als Du Deinen Mantel in der Maske in den*

*Schrank gehängt hast. Vermutlich ist das BlackBerry in der Manteltasche. Ein Foto ist tausend Worte wert. Schau Dir die Dias an und bilde Dir Deine eigene Meinung. Ich weiß, was ich davon zu halten habe. Ich brauche nicht eigens zu erwähnen, wie froh ich bin, dass Dir nichts passiert ist. Marino hat mir von dem FedEx-Paket erzählt. – L.*

Das erste Dia zeigte, wie Lucy es ausdrückte, das Time Warner Center aus der »Vogelperspektive«, also eine Luftaufnahme. Darauf folgte ein Stadtplan mit der Adresse sowie Längen- und Breitengrad. Es stand fest, dass Scarpettas BlackBerry sich um Viertel vor acht Uhr abends im Time Warner Center befunden hatte. Sie hatte den Eingang zum Nordturm an der Fifty-ninth Street genommen, die

Sicherheitskontrolle passiert, war mit dem Aufzug in den vierten Stock gefahren und hatte ihren Mantel in den Schrank gehängt. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich nur sie und die Maskenbildnerin im Raum aufgehalten, und es war völlig unmöglich, dass sich jemand während der zwanzig Minuten, die sie auf dem Stuhl geschminkt worden war, hereingeschlichen hatte. Anschließend hatte sie dagesessen, gewartet und sich im Fernseher, der immer lief, Campbell Brown angesehen.

Soweit Scarpetta sich erinnerte, hatte ein Tontechniker ihr gegen zwanzig nach acht ein Mikrophon angesteckt, was, wenn sie es genauer bedachte, zwanzig Minuten früher war als gewöhnlich. Anschließend hatte man sie ins Studio begleitet und an den Tisch gesetzt. Carley Crispin war erst kurz vor neun erschienen, hatte ihr gegenüber

Platz genommen, Wasser mit einem Strohhalm getrunken und über Belanglosigkeiten geplaudert. Dann hatte die Sendung begonnen. Während der Sendung und bis Scarpetta kurz vor elf das Gebäude verlassen hatte, hatte sich ihr BlackBerry laut Lucy nicht von der Stelle gerührt. Allerdings mit einer Einschränkung.

*Falls dein BB im selben Gebäude bewegt, das heißt in einen anderen Raum oder eine andere Etage gebracht wurde, würden sich Längen- und Breitengrad nicht ändern. Also lässt es sich nicht feststellen. Wir wissen nur, dass es im Gebäude geblieben ist.*

Danach, kurz vor elf, als Carley Crispin und Scarpetta aus dem Time Warner Center traten, hatte sich auch das BlackBerry vom

Gebäude entfernt. Scarpetta verfolgte seinen Weg in der Diashow und klickte nacheinander zwei Luftaufnahmen an, von denen eine den Columbus Circle, die andere ihr Wohnhaus am Central Park West zeigte, und zwar um sechzehn Minuten nach elf. Man musste annehmen, dass sich das BlackBerry noch immer in ihrer Manteltasche befand. Die alle fünfzehn Sekunden aktualisierte GPS-Übertragung deckte sich mit den Orten, die sie auf dem Heimweg passiert hatte. Aber Benton hatte mehrfach versucht, sie anzurufen. Wenn das BlackBerry in Scarpettas Tasche gesteckt hätte, hätte es doch klingeln müssen. Sie hatte es nicht abgeschaltet. Das tat sie praktisch nie.

Im nächsten Moment fiel Scarpetta etwas Wichtiges auf: Als sie das Haus betreten hatte, war das BlackBerry nicht

mitgekommen. Die nächsten Bilder stellten eine Reihe von Luftaufnahmen, Stadtplänen und Adressen dar, die die merkwürdige Reise ihres BlackBerry nachvollzogen. Zuerst war es ins Time Warner Center zurückgekehrt, dann der Sixth Avenue gefolgt und hatte schließlich an der Adresse East Fifty-fourth Street, Nummer 60 angehalten. Scarpetta vergrößerte die Luftaufnahme und betrachtete die Ansammlung grauer Granitgebäude, die sich zwischen Wolkenkratzern drängten. Autos und Taxis waren auf der Straße erstarrt, und sie erkannte im Hintergrund das Museum of Modern Art, das Seagram Building und den französisch-gotischen Turm der Kirche Saint Thomas.

Lucy hatte dazu Folgendes anzumerken:

*60 E. 54 ist das Hotel Elysée, dessen Monkey Bar – man höre und staune – offiziell nicht geöffnet ist, sofern man nicht zu den Eingeweihten gehört. Es ist wie ein Privatclub, sehr exklusiv und Hollywood. Ein Treffpunkt der oberen Zehntausend.*

War es möglich, dass die Monkey Bar jetzt, um siebzehn Minuten nach drei Uhr morgens, geöffnet war? Laut Aufzeichnung befand sich Scarpettas BlackBerry noch immer dort. Sie erinnerte sich an das, was Lucy ihr zum Thema Längen- und Breitengrad erklärt hatte. Vielleicht war Carley ja gar nicht in der Monkey Bar, sondern anderswo im Gebäude.

Scarpetta schickte ihrer Nichte eine E-Mail:

*Hat die Bar noch offen, oder ist das BB möglicherweise in einem Hotelzimmer?*

Lucys Antwort:

*Könnte im Hotel sein. Ich habe hier eine Zeugenvernehmung. Sonst würde ich selbst hinfahren.*

Scarpetta:

*Marino soll das erledigen, falls er nicht bei dir ist.*

Lucy:

*Ich glaube, ich zerstöre das Ding am besten. Der Großteil deiner Daten ist auf dem Server gespeichert. Dir kann also*

*nichts passieren. Marino ist nicht bei mir.*

Damit meinte sie, dass sie aus der Entfernung Zugriff auf Scarpettas BlackBerry hatte und die meisten darin gespeicherten Daten sowie die Einstellungen löschen konnte, sodass sich das Gerät wieder in demselben Zustand befand, wie es ab Werk geliefert worden war. Falls Scarpetta mit ihrem Verdacht richtiglag, war es ein wenig spät dafür. Sie vermisste das BlackBerry nun schon seit sechs Stunden. Wenn Carley Crispin es gestohlen hatte, hatte sie also genug Zeit gehabt, die Schatztruhe, gefüllt mit vertraulichen Informationen, zu durchwühlen. Vielleicht hatte sie sich schon vor der Sendung das Foto vom Fundort der Leiche beschafft, das sie im Fernsehen

gezeigt hatte. Scarpetta war nicht bereit, ihr das zu verzeihen, aber sie brauchte Beweise.

Also schrieb sie:

*Nicht zerstören. Das BB und die Daten darin sind Beweismittel. Bitte weiter-suchen. Wo ist Marino? Zu Hause?*

Lucys Antwort:

*BB hat sich in den letzten drei Stunden nicht bewegt. Marino ist im RTCC.*

Scarpetta erwiderte nichts darauf. Unter den gegebenen Umständen hatte sie nicht vor, die Sache mit dem Passwort zu erwähnen. In diesem Fall hätte Lucy nämlich beschließen können, das BlackBerry trotz ihres ausdrücklichen Verbots dennoch zu zerstören, da sie in letzter Zeit ein taubes

Ohr für Anweisungen zu haben schien. Es war wirklich erstaunlich, was Lucy alles wusste. Scarpetta war beunruhigt, und etwas bohrte in ihr, das sie nicht in Worte fassen konnte. Lucy war darüber im Bilde, wo das BlackBerry war und wo Marino sich aufhielt, und drängte sich auf eine Art und Weise in ihrer aller Leben, wie sie es früher nie getan hätte. Über welche Informationen verfügte ihre Nichte sonst noch, und warum war sie so versessen darauf, sie alle zu überwachen oder wenigstens die Möglichkeit dazu zu haben? *Falls du entführt werden solltest*, hatte Lucy gesagt, und das war kein Scherz gewesen. *Oder falls du dein BlackBerry verlierst. Wenn du es im Taxi vergisst, finde ich es*, hatte sie erklärt.

Es war seltsam. Scarpetta rief sich den Tag ins Gedächtnis, an dem die eleganten Geräte aus dem Nichts aufgetaucht waren,

und war erstaunt, wie genau und ausgeklügelt Lucy geplant hatte, um sie mit dem Geschenk zu überraschen. Es war an einem Samstagnachmittag gewesen, dem letzten Samstag im November, also am 29. Scarpetta erinnerte sich noch genau. Sie und Benton hatten unter Anleitung ihres Trainers im Fitnessraum Sport getrieben. Anschließend waren sie in die Sauna gegangen und hatten nach einem frühen Abendessen das Theater besucht. *Billy Elliot*. Sie hatten ihre Gewohnheiten, und Lucy kannte sie sehr gut.

Sie wusste, dass sie ihre Mobiltelefone niemals in den Fitnessraum in ihrem Gebäude mitnahmen. Der Empfang war dort miserabel, und außerdem brauchten sie sie nicht, weil sie auch so erreichbar waren, da im Notfall die Rezeption des Fitnesscenters die Anrufe entgegennahm. Bei der

Rückkehr in ihre Wohnung hatten sie die BlackBerrys auf dem Esszimmertisch vorgefunden, jedes mit einer roten Schleife versehen, und dazu einen Brief, in dem stand, dass Lucy, die einen Schlüssel besaß, während ihrer Abwesenheit hier gewesen sei. Sie habe die wichtigen Daten von ihren alten Mobiltelefonen bereits auf die neuen Geräte überspielt, hieß es da, gefolgt von einer ausführlichen Gebrauchsanweisung. Bei Berger und Marino war sie vermutlich ähnlich vorgegangen.

Scarpetta stand vom Tisch auf und griff nach dem Telefon. »Hotel Elysée. Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«, meldete sich ein Mann mit französischem Akzent.

»Carley Crispin bitte.«

Eine lange Pause. »Ma'am, erwarten Sie etwa, dass ich sie in ihrem Zimmer anrufe? Es ist schon sehr spät.«

Endlich hatte Lucy zu tippen aufgehört, studierte keine Stadtpläne mehr und las auch keine E-Mails. Allerdings schien sie im Begriff, etwas sagen zu wollen, das sie sich besser verkneifen sollte. Berger spürte es genau, konnte es aber nicht verhindern.

»Ich sitze hier und frage mich, was Ihre Fans wohl davon halten werden«, meinte Lucy zu Hap Judd. »Ich versuche, mich in einen Ihrer Fans hineinzudenken. Ein Filmstar, für den ich schwärme ... Ja, jetzt weiß ich, was in diesem Fan vorgeht. Und ich male mir aus, wie mein Idol Hap Judd mit einem Latexhandschuh als Kondom die Leiche einer Neunzehnjährigen in der Kühlkammer der Pathologie eines Krankenhauses vögelt.«

Hap Judd war wie vom Donner gerührt und bekam den Mund nicht mehr zu. Er lief feuerrot an. Ein Wutanfall schien nicht mehr fern.

»Lucy, glaubst du nicht, dass Jet Ranger einmal Gassi gehen müsste?«, sagte Berger nach einer Pause.

Die alte Bulldogge war oben in Lucys Wohnung und erst vor knapp zwei Stunden ausgeführt worden.

»Noch nicht.« Lucy fixierte Berger mit grünen Augen. Kühn und starrsinnig. Wenn Lucy nicht Lucy gewesen wäre, hätte Berger sie rausgeschmissen.

»Möchten Sie noch ein Glas Wasser, Hap?«, fragte Berger. »Offen gestanden könnte ich eine Pepsi light jetzt gut gebrauchen.« Berger erwiderte Lucys Blick. Es war kein Vorschlag, sondern ein Befehl.

Berger wollte allein mit dem Zeugen sprechen. Schließlich handelte es sich um Ermittlungen in einer Strafsache, nicht um Lucys Privatkrieg. Was zum Teufel war nur los mit ihr?

Sie wandte sich wieder an Judd. »Wir reden hier über das, was Sie Eric erzählt haben. Er behauptet, Sie hätten sexuelle Anspielungen auf ein Mädchen gemacht, das kürzlich im Krankenhaus gestorben ist.«

»Ich habe nie gesagt, dass ich etwas so Ekelhaftes getan hätte.«

»Sie haben mit Eric über Farrah Lacy gesprochen und ihm anvertraut, dass es im Krankenhaus nicht mit rechten Dingen zugehe. Krankenhausangestellte und Mitarbeiter des Bestattungsunternehmens hätten sich an ihrer Leiche und vielleicht auch noch an anderen vergriffen«, meinte Berger

zu Judd, während Lucy aufstand und den Raum verließ. »Warum erwähnen Sie diese Dinge gegenüber einem wildfremden Menschen? Könnte es daran liegen, dass Sie das dringende Bedürfnis hatten, zu gestehen, um Ihr Gewissen zu erleichtern? Als Sie von den Vorfällen im Park General Hospital berichtet haben, haben Sie in Wirklichkeit von sich selbst geredet, weil Sie der Täter sind.«

»Das ist doch Schwachsinn! Wer will mir da was anhängen, verdammt?«, brüllte Judd. »Geht es um Geld? Will der kleine Scheißer mich vielleicht erpressen? Oder hat sich die durchgeknallte Schlampe Dodie Hodge diesen kranken Mist ausgedacht?«

»Niemand will Sie erpressen. Es geht weder um Geld noch darum, dass Ihnen angeblich jemand nachstellt. Die Frage ist einzig und allein Ihr Verhalten im Park

General Hospital, und zwar, bevor Sie zu Geld gekommen sind, und möglicherweise auch, ehe die Nachstellungen angefangen haben.«

Bergers BlackBerry auf dem Tisch gab ein Geräusch von sich. Jemand hatte ihr eine E-Mail geschickt.

»Leichen. Beim bloßen Gedanken könnte ich kotzen«, entgegnete Judd.

»Aber Sie haben öfter als einmal daran gedacht, richtig?«, stellte Berger fest.

»Was soll das heißen?«

»Das werden Sie gleich sehen«, erwiderte sie.

»Entweder suchen Sie einen Sündenbock, oder Sie wollen sich auf meine Kosten einen Namen machen, verdammt!«

Berger verriet ihm nicht, dass sie sich bereits einen Namen gemacht hatte und

deshalb auf die Hilfe eines zweitklassigen Schauspielers verzichten konnte.

»Auch auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole: Ich will die Wahrheit hören«, sagte sie. »Die Wahrheit ist befreiend. Sie werden sich besser fühlen. Jeder macht mal einen Fehler.«

Hap Judd wischte sich die Augen ab. Sein Bein wippte so heftig, als würde er gleich vom Stuhl abheben. Obwohl Berger ihn nicht ausstehen konnte, ärgerte sie sich noch mehr über sich selbst. Sie hielt sich vor Augen, dass sie diese Situation nur ihm zu verdanken hatte und dass sie hätte vermieden werden können, wenn er auf ihren ersten Anruf vor drei Wochen reagiert hätte. Wäre er zu einem Gespräch bereit gewesen, hätte sie es nicht nötig gehabt, sich einen Plan zurechtzulegen, der sich inzwischen – zum Großteil war Lucy schuld

darán – zu verselbständigen drohte. Es war niemals Bergers Absicht gewesen, Hap Judd wegen der angeblichen Vorgänge im Park General Hospital unter Anklage zu stellen. Außerdem traute sie diesem Helfer, Kiffer und Informanten namens Eric, dem sie noch nie begegnet war, geschweige denn je ein Wort mit ihm gewechselt hatte, nicht über den Weg. Marino hatte Eric befragt und ihr berichtet, er habe ihm vom Park General Hospital erzählt. Ja, seine Schilderung sei ziemlich erschreckend und möglicherweise belastend für Hap Judd. Allerdings war Berger hinter einem viel größeren Fisch her.

Hap Judd war Klient von Hannah Starrs hochangesehener und erfolgreicher Finanzberatungsagentur. Dennoch hatte er keinen Cent seines Vermögens bei dem krummen Deal verloren, den Berger bei sich als

Ponzi-Trittbrettfahrer-Geschäft bezeichnete. Seine Rettung war gewesen, dass Hannah dem Vernehmen nach am 4. August dieses Jahres seine gesamten Aktienpakete abgestoßen hatte. Noch am selben Tag wurden exakt zwei Million Dollar auf sein Konto überwiesen. Seine ursprüngliche Einlage vor einem Jahr hatte etwa ein Viertel davon betragen und war niemals an der Börse, sondern in den Taschen eines Immobilieninvestors namens Bay Bridge Finance gelandet, dessen Geschäftsführer vor kurzem vom FBI wegen Veruntreuung festgenommen worden war. Hannah hatte die Ahnungslose gespielt und behauptet, nicht mehr über den Ponzi-Plan von Bay Bridge Finance zu wissen als die übrigen ehrlichen Geldinstitute, wohltätigen Organisationen und Banken, die Bernard Madoff und seinesgleichen zum Opfer gefallen waren.

Vermutlich würde Hannah inzwischen erklären, sie sei genauso getäuscht worden wie so viele andere.

Doch Berger kaufte ihr das nicht ab. Der Zeitpunkt der Transaktion, die Hannah Starr für Hap Judd vorgenommen hatte – und zwar, ohne von ihm oder sonst jemandem dazu aufgefordert worden zu sein –, wies darauf hin, dass sie mit den Betrügern unter einer Decke steckte. Seit ihrem Verschwinden am Tag vor Thanksgiving wurden ihre Geschäftsunterlagen von der Polizei überprüft. Der bisherige Stand der Ermittlungen war, dass Hannah, Alleinerbin des Vermögens und der Unternehmen, die ihr verstorbener Vater Rupe Starr ihr hinterlassen hatte, ziemlich kreative Geschäftspraktiken an den Tag legte, insbesondere wenn es um die Rechnungsstellung an Klienten ging. Allerdings war das

an sich nicht strafbar, und man hatte keine weiteren Auffälligkeiten entdeckt, bis Lucy auf die Überweisung von zwei Millionen Dollar auf Hap Judds Konto gestoßen war. Daraufhin hatte Berger sich mit anderen Anwälten und Analysten in der Ermittlungsabteilung ihrer Behörde, insbesondere dem Betrugsdezernat, zusammengetan und auch das FBI hinzugezogen.

Die Ermittlungen waren streng geheim, und es durfte auf keinen Fall etwas davon an die Öffentlichkeit dringen. Es hätte Berger nämlich gerade noch gefehlt, dass sich überall herumsprach, Hannah Starr sei ihrer Ansicht nach, anders als gemeinhin angenommen, nicht das Opfer eines Sexualmörders geworden. Falls wirklich ein gelbes Taxi eine Rolle spielte, hatte es sie aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Flugplatz gebracht, wo sie, wie geplant, in eine

Privatmaschine gestiegen war. Sie hätte an Thanksgiving tatsächlich in einer Gulfstream zuerst nach Miami und von dort aus nach Saint Barts fliegen sollen. Allerdings war sie nie dort angekommen, und zwar, weil sie andere, nämlich unlautere, Absichten verfolgte. Hannah Starr war eine Meisterbetrügerin, erfreute sich aller Wahrscheinlichkeit nach bester Gesundheit, befand sich auf der Flucht und hätte Hap Judd sicherlich nicht vor dem Bankrott gerettet, wenn ihr Interesse an ihm rein beruflicher Natur gewesen wäre. Sie hatte sich in ihren prominenten Kunden verliebt, weshalb er möglicherweise wusste, wo sie steckte.

»Sie haben bestimmt nicht damit gerechnet, dass Eric am Dienstag die Staatsanwaltschaft anruft und einem meiner

Ermittler alles erzählt, was er von Ihnen gehört hat«, sagte Berger zu Judd.

Es wäre sehr hilfreich gewesen, wenn Marino zu dieser Vernehmung erschienen wäre, denn er hätte Erics Worte am Telefon wiederholen können. Nun fühlte sich Berger im Stich gelassen und nicht ernst genommen. Lucy hatte keinen Respekt vor ihr und verschwieg ihr etwas, und Marino war zu beschäftigt, um einen Termin mit ihr einzuhalten.

»Interessanterweise«, fuhr Berger fort, »habe ich meine Zweifel, ob Eric Sie wirklich so verdächtig fand, wie er angab. Vielleicht wollte er nur damit prahlen, dass er sich mit einem Filmstar getroffen und Informationen über ihn hatte, die zu einem Riesenskandal führen würden. Er könnte eine Chance gewittert haben, der nächste Superstar zu werden und in die

Nachrichten zu kommen, das Motiv, das mittlerweile die meisten Leute anzutreiben scheint. Ihr Pech war nur, dass wir wirklich auf etwas gestoßen sind, als wir Erics Sensationsgeschichte unter die Lupe genommen haben. Im Park General Hospital ist tatsächlich etwas vorgefallen.«

»Der Typ ist nur ein Spinner, der wirres Zeug redet.« Seit Lucy den Raum verlassen hatte, war Judd um einiges ruhiger geworden.

»Wir haben es überprüft, Hap.«

»Es ist vier Jahre her, dass ich dort gearbeitet habe. Ungefähr. Eine Ewigkeit also.«

»Vier Jahre oder fünfzig Jahre«, entgegnete Berger. »Leichenschändung verjährt nicht. Obwohl Sie, wie ich zugeben muss, die New Yorker Justiz vor eine seltene juristische Herausforderung gestellt

haben. Für gewöhnlich haben wir es bei einem Fall von Leichenschändung nämlich mit Archäologie und nicht mit Nekrophilie zu tun.«

»Auch wenn Sie es noch so oft wiederholen, wird es dadurch nicht wahrer«, protestierte er. »Ich schwöre, ich könnte niemals jemandem schaden.«

»Kein Mensch wünscht sich, dass es sich wirklich so abgespielt hat, das können Sie mir glauben«, erwiderte Berger.

»Ich bin hergekommen, um Ihnen zu helfen.« Mit zitternden Händen wischte er sich die Augen ab. Ob er nur Theater spielte, um Mitleid zu erregen? »Und was diese andere Sache angeht, redet der Typ einfach bloß Scheiße.«

»Eric war ziemlich überzeugend.« Verdammt, wenn nur Marino hier gewesen

wäre, um sie zu unterstützen! Berger hatte eine Stinkwut auf ihn.

»Dieser kleine Mistkerl soll sich ins Knie ficken. Ich habe nur rumgealbert, als wir aus der Kneipe raus sind. Wir haben uns einen Joint reingezogen. Und ich habe Witze über den Vorfall im Krankenhaus gerissen. Es war heiße Luft, mehr nicht. Mein Gott, das habe ich doch nicht nötig. Warum sollte ich so etwas tun? Es war leeres Gerede. Gras, dummes Geschwätz, und vielleicht waren auch ein paar Tequilas dabei. Ich war breit und in einer Kneipe und dieser Typ ... ein dahergelaufener Niemand. Ich scheiß auf ihn. Verklagen werde ich dieses Arschloch, dass ihm Hören und Sehen vergeht. Das hat man nun davon, wenn man nett zu einem dahergelaufenen Groupie ist.«

»Wie kommen Sie darauf, Eric könnte ein Groupie sein?«, fragte Berger.

»Er hat mich am Tresen angesprochen. Ich habe einfach nur dagesessen und einen getrunken. Da hat er mich um ein Autogramm gebeten. Und ehe ich mich's versah, haben wir einen Spaziergang gemacht, und er wollte allen möglichen Mist über mich wissen. Wahrscheinlich hat er gehofft, dass ich schwul bin. Bin ich aber nicht und war ich auch nie.«

»Ist Eric schwul?«

»Immerhin hängt er im Stonewall Inn rum.«

»Genau wie Sie«, entgegnete Berger.

»Wie ich schon sagte, bin ich nicht schwul und war es auch nie.«

»Dann ist es doch ungewöhnlich, dass Sie in so ein Lokal gehen«, stellte Berger fest.

»Das Stonewall Inn ist die berühmteste

Schwulenkneipe im ganzen Land und dazu das Symbol des Kampfes für die Bürgerrechte Homosexueller. Also nicht unbedingt ein Treffpunkt für Heteros.«

»Als Schauspieler treibt man sich in allen möglichen Läden rum, damit man in verschiedene Rollen schlüpfen kann. Ich bin ein Anhänger des Method Acting und recherchiere. Auf diese Weise hole ich mir meine Einfälle und Ideen. Ich bin dafür bekannt, dass ich die Ärmel hochkrempel und mir für nichts zu fein bin.«

»Der Besuch einer Schwulenkneipe ist Recherche?«

»Ich bin selbstsicher genug, um abzuhängen, wo ich will.« »Was für Recherchen betreiben Sie sonst noch, Hap? Ist Ihnen die Body Farm in Tennessee ein Begriff?«

Judd machte erst ein überraschtes, dann ein ungläubiges Gesicht. »Was soll das?

Lesen Sie etwa meine E-Mails?« Berger antwortete nicht.

»Ich habe etwas dort bestellt. Für Recherchezwecke. Ich soll nämlich im nächsten Film einen Archäologen spielen, der ein Massengrab entdeckt. Sie wissen schon, mit Hunderttausenden von Skeletten darin. Nur Recherche. Ich habe mir sogar überlegt, nach Knoxville zu fahren, damit ich einen Eindruck davon bekomme, wie so etwas ist.«

»Soll das heißen, Sie wollten sich verwesende Leichen anschauen?«

»Um eine Rolle richtig auszufüllen, muss man es selbst gesehen und gerochen haben. Nur dann kann man es spielen. Es interessiert mich, was passiert, nachdem eine Leiche begraben wurde oder lange irgendwo herumgelegen hat. Wie sie nach einiger Zeit aussieht. Außerdem bin ich Ihnen

keine Erklärung schuldig. Ich muss Ihnen nicht erzählen, wie ein Schauspieler arbeitet oder wie meine verdammte Karriere läuft. Ich habe nichts verbochen. Und wenn Sie meine E-Mails lesen, verletzen Sie meine Bürgerrechte.«

»Wenn ich mich recht entsinne, habe ich nie gesagt, dass wir Ihre E-Mails lesen.«

»Woher wissen Sie es sonst?«

»Wir suchen nach Daten«, erwiderte sie. Inzwischen schaute er ihr in die Augen oder ließ den Blick durch den Raum schweifen, anstatt sie von oben bis unten zu mustern. Das tat er nur in Lucys Gegenwart. »Sie haben sich einen Computer geliehen, der mit einem Server vernetzt ist, und etwas im Internet bestellt. Wirklich erstaunlich, welche Spuren man dabei hinterlässt. Wir wollen noch ein wenig über Eric reden«, meinte Berger.

»Scheißschwuchtel! «

»Hat er Ihnen gesagt, dass er schwul ist?«

»Er hat mich angebaggert, okay? Das war offensichtlich. Ausgefragt hat er mich und wollte alles über meine Vergangenheit wissen. Da habe ich ihm erzählt, ich hätte früher viele verschiedene Jobs gehabt, unter anderem eine Teilzeitstelle als Pfleger in einem Krankenhaus. Schwule wollen mir ständig an die Wäsche«, fügte er hinzu.

»Wer hat den Job im Krankenhaus zuerst aufs Tapet gebracht? Sie oder er?«

»Ich erinnere mich nicht mehr, wie wir darauf gekommen sind. Er wollte etwas über meine Karriere hören, darüber, wie ich angefangen habe. Da habe ich das Krankenhaus erwähnt und ihm geschildert, wie ich mich durchgeschlagen habe, während ich versucht habe, ein guter Schauspieler zu

werden, damit ich auch davon leben kann. Ich habe auf der Venenstation ausgeholfen, Proben genommen und sogar in der Pathologie gejobbt. Fußböden gewischt, Leichen aus der Kühlkammer geholt und wieder zurückgebracht und so weiter.«

»Warum?« Lucy erschien mit einer Dose Pepsi light.

»Was meinen Sie mit *warum*?« Judd drehte sich um. Seine Miene veränderte sich schlagartig. Er hasste Lucy und machte keinen Hehl daraus.

»Warum Sie solche miesen Jobs übernommen haben.« Lucy öffnete die Dose, stellte sie vor Berger hin und setzte sich.

»Ich habe nur einen High-School-Abschluss«, erwiderte er, ohne sie anzusehen.

»Weshalb haben Sie nicht als Model gearbeitet, während Sie versucht haben,

sich als Schauspieler einen Namen zu machen?« Lucy verhielt sich wieder genauso beleidigend wie vorhin und stichelte.

Berger hörte nur mit halbem Ohr hin, weil ein erneuter Signalton ihres BlackBerry sie ablenkte. Verdammt, wer wollte sie um vier Uhr morgens erreichen? Vielleicht wieder Marino. Er war zwar zu beschäftigt, um hier zu erscheinen, störte sie aber bei der Arbeit. Doch möglicherweise war er es ja nicht. Sie griff nach dem BlackBerry. Unterdessen sprach Hap Judd weiter, richtete seine Antworten jedoch an sie. Berger beschloss, ihre Nachrichten abzufragen, und gab hinter vorgehaltener Hand ihr Passwort ein.

»Ich habe ein paarmal als Model gejobbt und auch sonst jede Arbeit angenommen, um Geld zu verdienen und Lebenserfahrung

zu sammeln«, entgegnete er. »Ich bin mir für nichts zu schade und fürchte mich nur vor Leuten, die mich reinlegen wollen und Lügen über mich verbreiten.«

Die erste E-Mail, abgeschickt vor wenigen Minuten, stammte von Marino:

*brauche durchsuchungsbeschluss sofort  
wg zwischenfall bei doc fakten kommen  
gleich per mail*

»Mich ekelt es vor nichts«, fuhr Judd fort. »Ich gehöre zu den Leuten, die tun, was nötig ist. Bis jetzt ist mir im Leben nichts geschenkt worden.«

Marino wollte damit ausdrücken, dass er gerade einen Durchsuchungsbeschluss aufsetzte, den er Berger in wenigen Minuten mailen würde. Ihre Aufgabe war es dann, ihn auf juristische Genauigkeit und

Sprachfehler zu überprüfen, einen Richter aufzutreiben, der rund um die Uhr Bereitschaft hatte, und zu ihm zu fahren, um das Papier unterschreiben zu lassen. Was wollte Marino durchsuchen, und warum war es so dringend? Was war los mit Scarpetta? Berger fragte sich, ob es mit dem verdächtigen Paket zusammenhing, das gestern für sie abgegeben worden war.

»Deshalb kann ich meine Rollen auch so überzeugend spielen. Ich habe nämlich keine Angst vor Schlangen oder Insekten«, sagte Judd zu Berger, die aufmerksam zuhörte und sich gleichzeitig mit ihren E-Mails beschäftigte. »Das heißt, ich könnte wie Gene Simmons eine Fledermaus in den Mund nehmen und Feuer spucken. Ich mache auch die meisten Stunts selbst. Mit ihr will ich nicht reden. Wenn ich mit ihr

reden muss, gehe ich.« Er warf Lucy einen finsternen Blick zu.

Die zweite eingegangene E-Mail war von Scarpetta:

*Wg.: Durchsuchungsbeschluss. Ausgehend von meiner Ausbildung und Erfahrung wird bei der Suche nach dem gestohlenen Datenträger ein Spurensicherungsexperte gebraucht.*

Offenbar standen Marino und Scarpetta in Kontakt miteinander, auch wenn Berger keine Ahnung hatte, worum es sich bei dem gestohlenen Datenträger handelte und was durchsucht werden sollte. Außerdem verstand sie nicht, weshalb Scarpetta Marino nicht dieselbe Anweisung gegeben hatte, damit er den Spurensicherungsexperten im Entwurf des Durchsuchungsbeschlusses

aufführen konnte. Stattdessen teilte Scarpetta Berger klipp und klar mit, dass eine Zivilperson, die sich mit Datenträgern wie beispielsweise Computern auskannte, an der Suche beteiligt werden musste. Im nächsten Moment fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Scarpetta wollte, dass Lucy vor Ort war, und bat Berger, dafür zu sorgen. Und aus irgendeinem Grund war es sehr wichtig.

»Die Sache in der Krankenhauspathologie war ja ein toller Stunt«, meinte Lucy zu Judd.

»Ich habe nichts angestellt.« Er sprach nur mit Berger. »Bloß Gerede. Ich habe gesagt, dass es vielleicht passieren könnte, zum Beispiel, als die Leute vom Bestattungsinstitut aufgekreuzt sind, weil sie wirklich hübsch und für jemanden mit so schweren Verletzungen ziemlich unversehrt

war. Das war doch bloß so eine Art Witz, obwohl ich mich manchmal wirklich frage, was in Bestattungsinstituten so passiert. Das ist die Wahrheit. Einige Typen, denen ich begegnet bin, fand ich nämlich ziemlich verdächtig. Ich glaube, die Leute treiben alles Mögliche, wenn sie damit ungeschoren davonkommen.«

»Dieses Zitat merke ich mir«, entgegnete Lucy. »Hap Judd denkt, dass Menschen alles tun, womit sie ungeschoren davonkommen. Eine prima Schlagzeile für Yahoo.«

»Vielleicht solltest du ihm jetzt zeigen, worauf wir gestoßen sind«, schlug Berger vor. »Sie haben bestimmt schon von künstlicher Intelligenz gehört«, wandte sie sich an Judd. »Das hier ist noch eine Stufe höher. Vermutlich waren Sie nicht neugierig, warum wir Sie hierher gebeten haben.«

»Hierher?« Verständnislosigkeit malte sich auf seinem ebenmäßigen Gesicht, als er sich im Raum umschaute.

»Sie haben die Uhrzeit bestimmt, ich den Treffpunkt, und zwar dieses hochtechnisierte und minimalistisch eingerichtete Büro«, fuhr Berger fort. »Sehen Sie die vielen Computer? Sie befinden sich in einer Firma, die forensische Computerermittlungen durchführt.«

Er zuckte nicht mit der Wimper.

»Deshalb habe ich beschlossen, Sie hierher zu bestellen. Und um keine Unklarheiten aufkommen zu lassen: Lucy ist als Beraterin in Ermittlungsfragen im Auftrag der Staatsanwaltschaft tätig, verfügt jedoch über viele weitere Talente. Sie war früher beim FBI und bei der ATF. Doch ich möchte Sie nicht mit ihrem Lebenslauf langweilen, da das zu lange dauern würde. Allerdings

liegen Sie mit Ihrer Behauptung, sie sei keine echte Polizistin, nicht ganz richtig.«

Er schien immer noch nicht zu begreifen.

»Wir wollen uns noch einmal mit Ihrer Tätigkeit im Park General Hospital befassen«, sprach Berger weiter.

»Ich kann mich wirklich kaum noch an die Situation erinnern.«

»Welche Situation?«, hakte Berger nach. Ihr Tonfall war so ruhig, dass Lucy ihn oft mit einem Mühlteich verglich. Nur dass sie das nicht als Kompliment meinte.

»Das Mädchen«, erwiderte er.

»Farrah Lacy«, entgegnete Berger.

»Ja, das heißt, nein. Ich tue ja mein Bestes, aber es ist schon so lange her.«

»Das ist der Vorteil von Computern«, verkündete Berger. »Sie kümmert es nicht, wie lange ein Ereignis zurückliegt. Insbesondere Lucys Computer, ihre neuronalen

Netzwerkanwendungen, eine Programmierung, die das menschliche Gehirn nachahmt. Dann wollen wir Ihrem Gedächtnis, was die ferne Vergangenheit im Park General Hospital angeht, einmal auf die Sprünge helfen. Um die Krankenhauspathologie zu betreten, brauchten Sie eine Chipkarte. Klingelt da etwas?«

»Ja, schon. Das ist doch normal so.«

»Also wurde Ihr Sicherheitscode bei jeder Benutzung der Chipkarte vom Computersystem des Krankenhauses gespeichert. «

»Zusammen mit den Aufnahmen der Überwachungskameras«, ergänzte Lucy. »Und Ihren E-Mails, weil die ebenfalls auf dem Server des Krankenhauses liegen, der in regelmäßigen Abständen Sicherheitskopien der Daten herstellt. Das bedeutet, dass immer noch elektronische Aufzeichnungen aus Ihrer Zeit im Krankenhaus

existieren. Man kann sogar nachvollziehen, welches Gerät Sie benutzt und welchen Computer Sie sich im Krankenhaus ausgeliehen haben. Und falls Sie sich von dort aus in Ihr privates E-Mail-Konto eingeloggt haben sollten, na, dann sehen wir das auch. Alles ist vernetzt. Man muss nur wissen, wie man an die Informationen rankommt. Ich möchte Sie nicht mit Fachchinesisch überfordern, aber genau das geschieht in diesem Büro. Ich stelle Verbindungen her, und zwar auf dieselbe Art und Weise, wie es die Neuronen in Ihrem Gehirn jetzt in diesem Augenblick tun. Input und Output. Von den sensorischen und motorischen Nerven Ihrer Augen und Ihrer Hände werden Signale ausgesendet, die das Gehirn dann zusammensetzt, um Aufgaben zu erledigen und Probleme zu lösen. Bilder, Ideen, schriftliche Nachrichten, Gespräche.

Sogar Drehbücher. Alles hängt miteinander zusammen und bildet Muster, die es ermöglichen, Dinge zu finden und vorausszusagen und Entscheidungen zu fällen.«

»Was meinen Sie mit Drehbüchern?«  
Hap Judds Mund war so trocken, dass seine Sprache klebrig klang. »Keine Ahnung, wovon Sie reden.«

Lucy begann zu tippen. Dann richtete sie eine Fernbedienung auf einen Flachbildschirm, der an der Wand hing. Unterdessen griff Judd nach seiner Wasserflasche, entfernte unbeholfen den Verschluss und trank einen großen Schluck.

Der Monitor unterteilte sich in Fenster, die jeweils ein anderes Bild zeigten: Ein jüngerer Hap Judd in OP-Kleidung, der die Krankenhauspathologie betrat, Latexhandschuhe aus einer Schachtel nahm und die Edelstahltür einer Kühlkammer öffnete.

Eine aus einer Zeitung stammende Aufnahme der neunzehnjährigen Farrah Lacy, einer sehr hübschen, hellhäutigen Afroamerikanerin im Cheerleader-Kostüm, die mit einem breiten Lächeln zwei Bommel hochhielt. Eine E-Mail und eine Seite aus einem Drehbuch.

Lucy klickte die Drehbuchseite an, sodass diese den gesamten Bildschirm ausfüllte.

KAMERASCHWENK ZU:

INNENRAUM, SCHLAFZIMMER,  
NACHT

Eine schöne Frau im Bett. Die Decke ist zurückgeschlagen und um ihre bloßen Füße gewickelt. Sie scheint tot zu sein. Ihre Hände sind über der Brust gefaltet, als bete sie. Sie ist nackt. Ein EINBRECHER, den wir nicht erkennen können, nähert sich dem Bett! Er packt

sie an den Knöcheln, zieht ihren schlaffen Körper zum Fußende des Betts und spreizt ihr die Beine. Wir hören, wie er seine Gürtelschließe öffnet.

EINBRECHER:

»Gute Nachrichten. Du kommst jetzt in den Himmel.« Seine Hose fällt zu Boden.

»Wo haben Sie das her? Wer zum Teufel hat Ihnen das gegeben? Sie haben kein Recht, meine E-Mails zu lesen!«, rief Hap Judd. »Es ist nicht so, wie Sie denken. Sie wollen mir was anhängen!«

Als Lucy die Maus bediente, erschien eine E-Mail auf dem Bildschirm.

*Hallo, schade um die kleine Nutte. Fick sie. Natürlich nicht wörtlich. Ruf mich an, wenn du Lust hast.*

*Hap*

»Damit meinte ich Lust auf einen Drink.« Seine Stimme stockte und zitterte. »Ich weiß nicht mehr, an wen ... Ganz bestimmt ging es um einen Drink. Ich habe jemanden gefragt, ob er Lust hat, mit mir einen trinken zu gehen.«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte Lucy zu Berger. »Hört sich fast an, als ob er glaubt, dass wir es anders verstanden haben. Lust auf eine Leiche vielleicht? Außerdem sollten Sie es mal mit einem Rechtschreibprogramm versuchen«, wandte sie sich an Hap. »Sie sollten auch vorsichtiger mit Ihren E-Mails sein, wenn Sie einen Computer benutzen, der mit einem Server vernetzt ist. Falls Sie möchten, können wir noch die ganze Woche hier sitzen. Mit meinen Computeranwendungen habe ich die

Möglichkeit, Ihr ganzes verpfushtes und verlogenes Leben zu rekonstruieren.«

Das war stark übertrieben, da sie bis jetzt nicht viel mehr vorweisen konnten als seine auf dem Krankenhauscomputer verfassten Texte, seine E-Mails, weitere damals auf dem Server gespeicherte Daten, einige Aufnahmen der Überwachungskameras und die Eintragungen im Eingangsbuch der Pathologie während der beiden Wochen, die Farrah Lacy im Krankenhaus gelegen hatte. Für ausführlichere Nachforschungen hatte die Zeit nicht gereicht, denn Berger hatte befürchtet, dass das Gespräch mit Hap Judd nicht mehr stattfinden würde, wenn sie es noch weiter hinausschob. Also handelte es sich um einen sogenannten Blitzangriff. Ihr war schon von Anfang an nicht ganz wohl dabei gewesen, und inzwischen wurde ihr richtiggehend mulmig. Sie

bekam Zweifel, und zwar ernsthafte, die sie zwar schon länger plagten, jedoch inzwischen stark zugenommen hatten. Lucy leitete die Vernehmung. Sie hatte ein festes Ziel vor Augen, und es schien, als heiligte für sie der Zweck die Mittel.

»Ich will mir das nicht mehr ansehen«, protestierte Judd.

»Wir haben tonnenweise Material. Ich fange schon an zu schielen.« Lucy tippte auf ihr MacBook. »Alles heruntergeladen. Dinge, die Sie vermutlich längst vergessen haben. Ich bin nicht sicher, was die Polizei dazu sagen wird. Ms. Berger? Was wird die Polizei wohl damit machen?«

»Am meisten beschäftigen mich die Ereignisse, als das Opfer noch lebte«, erwiderte Berger, die keine andere Wahl hatte, als mitzuspielen. Jetzt gab es kein

Zurück mehr. »Farrah lag vor ihrem Tod zwei Wochen lang im Krankenhaus.«

»Genau zwölf Tage«, verbesserte Lucy. »An lebenserhaltende Maschinen angeschlossen. Sie ist nicht mehr zu Bewusstsein gekommen. An fünf dieser Tage hatte Hap Dienst im Krankenhaus. Haben Sie je ihr Zimmer betreten, Hap? Haben Sie sich vielleicht bedient, während sie im Koma war?«

»Sie sind ja krank im Kopf!«

»Haben Sie es getan?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich dieses Mädchen nicht kenne«, wandte er sich an Berger.

»Farrah Lacy«, wiederholte Berger den Namen. »Die neunzehnjährige Cheerleaderin, deren Foto Sie in den Nachrichten gesehen haben. Und in der *Harlem News*.

Dasselbe Foto, das wir Ihnen gerade gezeigt haben.«

»Außerdem haben Sie dieses Foto an Ihre eigene E-Mail-Adresse geschickt«, fügte Lucy hinzu. »Lassen Sie mich raten. Sie erinnern sich nicht. Gut, dann helfe ich Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge. Sie haben sich das Foto gemailt, und zwar noch am selben Tag, als es im Internet in den Nachrichten erschien. Auch den Artikel über den Autounfall haben Sie an sich selbst geschickt. Ich finde das sehr interessant.«

Sie klickte das Foto an, sodass es auf dem Monitor zu sehen war. Farrah Lacy in ihrem Cheerleader-Kostüm. Hap Judd wandte den Blick ab.

»Ich weiß nichts von einem Autounfall«, widersprach er.

»Die Familie fuhr vom Marcus Garvey Memorial Park in Harlem nach Hause«,

sagte Berger. »Ein sonniger Samstag-nachmittag im Juli 2004. Ein Mann hat am Steuer telefoniert, auf der Lenox Avenue eine rote Ampel ignoriert und den Wagen seitlich gerammt.«

»Ich erinnere mich nicht«, wiederholte Judd.

»Farrah erlitt eine sogenannte geschlossene Kopfverletzung, also eine Verletzung des Gehirns ohne offene Wunde«, ergänzte Berger.

»Keine Ahnung. Ich weiß nur noch, dass sie im Krankenhaus war.«

»Richtig. Sie wissen, dass Farrah Patientin in demselben Krankenhaus war, in dem Sie gearbeitet haben. Sie lag, an lebenserhaltende Maschinen angeschlossen, auf der Intensivstation. Manchmal haben Sie den Patienten in der Intensivstation Blut abgenommen. Wissen

Sie das auch nicht mehr?«, hakte Berger nach.

Er schwieg.

»Er war so geschickt darin, dass er sogar einem Stein hätte Blut abzapfen können«, fügte Lucy hinzu. »Das hat eine der Schwestern zu Marino gesagt.«

»Wer zum Teufel ist Marino?«

Lucy hätte ihn nicht erwähnen dürfen. Die Namen ihrer Ermittler oder anderer Mitarbeiter in einem Fall zu nennen stand allein Berger zu, nicht Lucy. Marino hatte mit einigen Angestellten des Krankenhauses telefoniert und war sehr taktvoll vorgegangen. Es war eine heikle Situation, denn Berger fand, dass man wegen der Identität des möglichen Angeklagten mit äußerster Sorgfalt vorgehen musste. Lucy hingegen schien sich in dieser Hinsicht keine Gedanken zu machen. Offenbar

wollte sie Hap Judd vernichten und empfand für ihn vermutlich dasselbe wie für den Fluglotsen vorhin am Flugplatz und den Mann vom Bodenpersonal, den sie im Verwaltungsgebäude heruntergeputzt hatte. Berger hatte durch die Toilettentür jedes Wort mitgehört. Lucy wollte Blut sehen, vielleicht nicht nur Hap Judds Blut, sondern auch noch das einer Menge anderer Leute. Berger hatte keine Erklärung dafür und wusste nicht mehr, was sie davon halten sollte.

»Wir haben einige Leute auf Ihren Fall angesetzt«, meinte sie zu Judd. »Lucy überprüft Sie und verschiedene andere Daten schon seit Tagen am Computer.«

Das stimmte nicht ganz. Lucy hatte vielleicht einen Tag damit verbracht, und zwar per Fernabfrage von Stowe aus. Sobald Marino sich mit dem Krankenhaus in

Verbindung gesetzt hatte, war man dort sehr hilfsbereit gewesen und hatte anstandslos gewisse Informationen gemailt. Schließlich ging es um eine Personalfrage, und noch dazu um einen ehemaligen Mitarbeiter. Außerdem hatte Marino in der für ihn typischen Art angedeutet, die Sache würde umso taktvoller und diskreter aus der Welt geschafft werden können, je mehr sich das Krankenhaus an der Aufklärung beteiligte. Durchsuchungsbeschlüsse, richterliche Anordnungen und ein früherer Angestellter, der inzwischen Berühmtheit erlangt hatte, seien ein gefundenes Fressen für die Medien. Warum also einen Skandal riskieren, wenn es sich möglicherweise schließlich doch als falscher Alarm entpuppte? Es wäre ein Jammer, Farrah Lacys Familie noch einmal Leid zuzufügen. Außerdem seien die Menschen heutzutage schrecklich

prozessfreudig, hatte Marino es ausgedrückt. Oder zumindest so ähnlich.

»Ich möchte Ihr Gedächtnis ein wenig auffrischen«, wandte Berger sich an Hap Judd. »In der Nacht des 6. Juli 2004 waren Sie im Zimmer neben dem von Farrah, um einer anderen Patientin Blut abzunehmen. Sie war schon ziemlich alt und hatte schlechte Venen. Deshalb haben Sie sich erboten, die Blutabnahme zu erledigen, weil Sie ja in der Lage waren, sogar einem Stein Blut abzuzapfen.«

»Ich kann Ihnen ihre Krankenakte zeigen«, ergänzte Lucy.

Wieder eine Übertreibung. Lucy hatte nichts dergleichen vorzuweisen. Das Krankenhaus hatte sich nämlich geweigert, Berger die vertraulichen Akten anderer Patienten auszuhändigen.

»Ich habe ein Video hier, in dem Sie mit Handschuhen und einem Rollwagen ihr Zimmer betreten.« Lucy kannte kein Pardon. »Auf meinen Videos sind sämtliche Zimmer des Park General Hospital zu sehen, in die Sie je einen Fuß gesetzt haben, einschließlich dem von Farrah.«

»Da war ich nie. Das ist alles erstunken und erlogen.« Judd war auf seinem Stuhl zusammengesackt.

»Sind Sie sicher, dass Sie in jener Nacht, als Sie Dienst auf der Intensivstation hatten, nicht in ihrem Zimmer waren?«, hakte Berger nach. »Eric haben Sie erzählt, Sie wären dort gewesen. Sie hätten gesagt, Farrah habe Sie neugierig gemacht, weil sie sehr hübsch war. Sie hätten Sie sich gern einmal nackt anschauen wollen.«

»Gottverdammte Lügen. Der Typ ist ein beschissener Lügner.«

»Er würde dasselbe unter Eid im Zeugenstand wiederholen«, fügte Berger hinzu.

»Das war doch nur Gerede. Und selbst wenn ich im Zimmer war, dann bloß, um einen Blick zu riskieren. Ich habe nichts verbochen und niemandem wehgetan.«

»Bei Sexualverbrechen geht es um Macht«, verkündete Berger. »Vielleicht haben Sie sich ja mächtig gefühlt, als Sie ein hilfloses junges Mädchen vergewaltigt haben, das bewusstlos und nicht in der Lage war, Sie zu verraten. Es war bestimmt gut für Ihr Selbstbewusstsein, insbesondere deshalb, weil sie ein aufstrebender Schauspieler waren, der damals kaum Nebenrollen in Seifenopern ergattern konnte. Sicher war es nicht angenehm für Sie, kranken, übelgelaunten Menschen Spritzen in den Arm zu bohren, Fußböden zu wischen und von den Schwestern herumkommandiert zu

werden. Jeder konnte Ihnen Befehle geben, weil Sie ganz unten in der Hierarchie standen.«

»Nein«, beharrte er kopfschüttelnd. »Ich habe es nicht getan. Ich habe nichts verbochen.«

»Tja, offenbar stimmt das nicht, Hap«, sagte Berger. »Ein paar weitere Einzelheiten werden Ihnen sicher helfen, sich zu erinnern. Am 7. Juli kam in den Nachrichten, dass die Maschinen, die Farrah Lacy am Leben erhielten, abgestellt werden sollten. Genau um diese Uhrzeit erschienen Sie zur Arbeit, obwohl das Krankenhaus Sie nicht angefordert hatte. Sie waren nämlich tageweise beschäftigt und hatten nur Dienst, wenn Bedarf bestand. Doch am Nachmittag des 7. Juli 2004 hatte das Krankenhaus nicht angerufen. Trotzdem sind Sie gekommen und haben ohne Anweisung

angefangen, die Pathologie zu putzen. Sie haben den Fußboden gewischt und die Edelstahlflächen poliert. Diese Information stammt von einem Wachmann, der noch dort tätig ist, und wurde auch zufällig auf einem Video festgehalten, das wir Ihnen jetzt zeigen werden. Als Farrah tot war, sind Sie sofort hinauf in die Intensivstation im neunten Stock gefahren, um ihre Leiche in die Pathologie zu bringen. Erinnern Sie sich?«

Schweigend starrte er auf die Tischplatte aus gebürstetem Edelstahl. Berger konnte seine Miene nicht deuten. Vielleicht war es Schock. Möglicherweise legte er sich auch seine nächste Antwort zurecht.

»Farrah Lacys Leiche wurde von Ihnen in die Pathologie gefahren«, wiederholte sie. »Die Kamera hat es aufgezeichnet. Möchten Sie es sich anschauen?«

»Das ist doch alles Mist. Es war nicht so, wie Sie denken.« Er rieb sich das Gesicht.

»Wir führen Ihnen jetzt das Video vor.«

Zwei Klicks mit der Maus, und das Video begann: Hap Judd in OP-Anzug und weißem Kittel schob eine Bahre in die Krankenhauspathologie und blieb an der geschlossenen Edelstahltür der Kühlkammer stehen. Ein Wachmann kam hinzu, öffnete die Tür und kontrollierte das Etikett auf dem Laken, das die Leiche bedeckte. »Weshalb soll sie obduziert werden? Sie war hirntot, und man hat den Stecker gezogen«, meinte er. »Auf Wunsch der Familie«, erwiderte Hap Judd. »Fragen Sie mich nicht. Sie war eine Schönheit, verdammt, Cheerleaderin. Das Traummädchen, mit dem man zum Abschlussball gehen will.« – »Ja?«, brummte der Wachmann. Hap Judd zog das Laken weg, sodass die

Leiche des Mädchens zu sehen war. »Was für eine Verschwendung!«, sagte er. Der Wachmann schüttelte den Kopf. »Bringen Sie sie rein«, entgegnete er. »Ich habe noch zu tun.« Daraufhin rollte Judd die Bahre in die Kühlkammer. Seine Antwort war nicht zu verstehen.

Hap Judd schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Ich verlange einen Anwalt!«, rief er.

»Da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen«, meinte Berger. »Sie sind nicht festgenommen worden. Wir lesen Leuten, die nicht verhaftet worden sind, nicht ihre Rechte vor. Wenn Sie einen Anwalt wollen, müssen Sie sich schon selbst darum kümmern. Niemand hindert Sie daran. Nur zu.«

»Diese Veranstaltung dient doch nur dem Zweck, mich zu verhaften. Ich nehme an, dass ich deswegen hier bin.« Er wirkte

verunsichert und konnte Lucy nicht ansehen.

»Noch nicht«, gab Berger zurück.

»Warum haben Sie mich hergebeten?«

»Sie sind noch nicht verhaftet«, beharrte Berger. »Vielleicht wird es passieren, vielleicht aber auch nicht. Keine Ahnung. Das ist nicht der Grund, warum ich Sie vor drei Wochen angerufen habe.«

»Was dann? Was wollen Sie von mir?«

»Setzen Sie sich«, befahl Berger.

Hap Judd nahm wieder Platz. »Sie können mich deshalb nicht anklagen, kapiert? Haben Sie vielleicht eine Knarre hier? Warum knallen Sie mich nicht einfach ab?«

»Wir haben es hier mit zwei verschiedenen Themen zu tun«, erwiderte Berger. »Erstens ermitteln wir weiter, und Sie werden vielleicht angeklagt und vor Gericht gestellt.

Was dann geschieht, hängt von den Geschworenen ab. Zweitens: Niemand plant, Sie zu erschießen.«

»Ich schwöre, ich habe das Mädchen nicht angerührt«, beteuerte Judd. »Ich habe ihr nichts getan.«

»Was ist mit dem Handschuh?«, erkundigte Lucy sich spitz. »Weißt du was? Ich werde ihn selbst danach fragen«, entgegnete Berger.

Sie hatte jetzt endgültig genug. Lucy würde ab jetzt den Mund halten.

»*Ich* stelle hier die Fragen«, wiederholte Berger und fixierte Lucy so lange mit ihrem Blick, bis sie sicher war, dass sie diesmal auf sie hören würde.

»Laut Aussage des Wachmanns hat dieser die Pathologie verlassen, während Sie mit Farrah Lacys Leiche allein zurückgeblieben sind«, setzte Berger die

Vernehmung fort. Dabei bezog sie sich auf Informationen, die Marino beschafft hatte, und versuchte, nicht daran zu denken, wie unzufrieden sie im Moment mit ihm war.

»Als er etwa zwanzig Minuten später zurückgekehrt sei, hätten Sie gerade aufbrechen wollen. Er habe sich erkundigt, was Sie die ganze Zeit in der Pathologie gemacht hätten, doch Sie hätten ihm nicht geantwortet. Er erinnert sich, dass Sie nur einen Latexhandschuh trugen und ziemlich außer Atem gewesen seien. Wo war der andere Handschuh, Hap? Auf dem Video, das wir Ihnen gerade gezeigt haben, hatten Sie an beiden Händen Handschuhe. Wir können Ihnen auch noch weitere Videos vorführen, in denen Sie die Kühlkammer betreten und bei weit offener Tür eine knappe Viertelstunde darin verbringen. Was haben Sie da drin getrieben? Warum haben Sie einen

Handschuh ausgezogen? Haben Sie ihn für etwas benutzt und ihn vielleicht über einen anderen Körperteil gestülpt? Womöglich über Ihren Penis?«

»Nein«, protestierte er kopfschüttelnd.

»Wollen Sie das den Geschworenen erzählen? Möchten Sie, dass die Geschworenen, ganz normale, rechtschaffene Bürger, davon erfahren?«

Er starrte auf die Tischplatte und fuhr mit den Fingern über das Metall wie ein Kind, das mit Fingerfarbe malt. Sein Atem ging stoßweise, und er war feuerrot im Gesicht.

»Ich habe den Eindruck, dass Sie es gern hinter sich hätten«, beharrte Berger.

»Wie wollen Sie so etwas beweisen?« Er blickte zu Boden. Berger konnte weder mit DNA-Spuren noch mit Augenzeugen oder anderen Beweismitteln aufwarten. Judd

würde niemals gestehen. Also hatte sie nichts zu bieten als Umstände, die nicht viel mehr als Andeutungen waren. Allerdings reichte das, um Hap Judd die Hölle heißzumachen. Bei einem Prominenten wie ihm war ein Vorwurf so gut wie eine Verurteilung. Wenn sie ihn wegen Leichenschändung anklagte – die einzige Möglichkeit, die das Gesetz bei Nekrophilie vorsah –, waren seine Karriere und sein Leben ruiniert, ein Umstand, den sie nicht auf die leichte Schulter nahm. Niemals wäre sie so tief gesunken, den Gerichtssaal für persönliche Rachefeldzüge zu missbrauchen, und sie würde auch jetzt nicht damit anfangen. Da konnte Lucy drängen, so viel sie wollte.

»Lassen Sie uns drei Wochen zurückgehen. Damals habe ich Ihren Agenten angerufen. Erinnern Sie sich, ob Sie meine

Nachrichten erhalten haben?«, erkundigte sich Berger. »Ihr Agent sagt, er habe es Ihnen ausgerichtet.«

»Wie komme ich aus dieser Sache raus?« Judd blickte sie an. Er wollte verhandeln.

»Kooperation ist eine gute Idee. Eine Hand wäscht die andere.« Berger legte den Stift auf ihren Notizblock und verschränkte die Finger. »Vor drei Wochen, als ich Ihren Agenten anrief, waren sie weder kooperativ noch zur Zusammenarbeit bereit. Ich wollte mit Ihnen sprechen, aber Ihnen war das zu lästig. Obwohl ich die Polizei zu ihrer Wohnung in TriBeCa schicken oder Sie in L. A. oder sonstwo hätte aufspüren lassen können, wollte ich Ihnen diese unangenehme Erfahrung ersparen. Ich war rücksichtsvoll, weil Sie ein bekannter Mann sind. Nun hat sich die Lage geändert. Ich brauche Ihre Hilfe, und Sie brauchen

meine. Denn inzwischen haben Sie ein Problem, das Sie vor drei Wochen noch nicht hatten. Damals wusste ich nämlich nichts von Farrah Lacy und dem Park General Hospital. Vielleicht können wir ja an einem Strang ziehen.«

»Ich höre.« Angst spiegelte sich in seinem Blick.

»Reden wir über Ihr Verhältnis zu Hannah Starr.«

Keine Reaktion.

»Sie wollen doch nicht abstreiten, dass Sie Hannah Starr kennen«, beharrte Berger.

»Warum sollte ich das?« Achselzucken.

»Und Sie haben nicht einen Moment lang vermutet, dass ich ihretwegen anrufe?«, erkundigte sich Berger. »Sie wissen ja sicher, dass sie vermisst wird.«

»Natürlich.«

»Und dennoch sind Sie nicht auf den Gedanken gekommen ...«

»Ja, schon gut. Aber ich wollte aus Gründen der Vertraulichkeit nicht über sie sprechen«, erwiderte Judd. »Das wäre ihr gegenüber unfair gewesen, und ich sehe nicht ein, was es mit ihrem Verschwinden zu tun haben soll.«

»Sie wissen, was ihr zugestoßen ist«, stellte Berger fest, als handle es sich um eine Tatsache.

»Nicht wirklich.«

»Für mich klingt es aber ganz danach.«

»Ich will mich nicht einmischen. Es ist nicht meine Angelegenheit«, protestierte Judd. »Mein Verhältnis zu ihr geht niemanden etwas an. Doch sie würde Ihnen bestätigen, dass ich kein Perverser bin. Wenn sie hier wäre, würde sie Ihnen sagen, dass die Sache mit dem Park General

Hospital Schwachsinn ist. Leute, die so was machen, tun es, weil sie niemand Lebendigen abkriegen, richtig? Sie würde Ihnen erklären, dass ich in dieser Hinsicht keine Probleme habe. Ich habe keine sexuellen Schwierigkeiten.«

»Sie hatten eine Affäre mit Hannah Starr.«

»Ich habe ziemlich schnell wieder Schluss gemacht. Es war nur ein Versuch.«

Lucy musterte ihn eindringlich.

»Vor einem guten Jahr sind Sie Klient bei ihrer Finanzberatungsagentur geworden«, fuhr Berger fort. »Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen das genaue Datum nennen. Sicher ist Ihnen klar, dass wir wegen ihres Verschwindens über jede Menge Informationen verfügen.«

»Ja, schon gut. Es kommt ohnehin ständig in den Nachrichten«, entgegnete er.

»Und jetzt auch noch das andere Mädchen. Die Marathonläuferin. Den Namen habe ich vergessen. Vielleicht kurvt ja ein Serienmörder in einem gelben Taxi herum. Würde mich nicht wundern.«

»Wie kommen Sie darauf, dass Toni Darien Marathonläuferin war?«

»Das habe ich vermutlich aus dem Fernsehen oder Internet.«

Berger überlegte, ob Toni Darien irgendwo als Marathonläuferin bezeichnet worden war. Wenn sie sich richtig erinnerte, hatte man den Medien nur mitgeteilt, dass sie gejoggt hatte.

»Wo haben Sie Hannah kennengelernt?«, fragte sie.

»In der Monkey Bar, wo sich viele Leute aus Hollywood treffen«, antwortete er. »Eines Abends war sie auch da, und wir sind ins Gespräch gekommen. Sie kannte

sich wirklich gut mit Finanzen aus und hat mir vieles erklärt, wovon ich noch nie gehört hatte.«

»Und Sie wissen, was vor drei Wochen mit ihr passiert ist«, hakte Berger nach. Lucy lauschte aufmerksam.

»Ich kann es mir vorstellen. Sie konnte ihre Mitmenschen ganz schön auf die Palme bringen.«

»Wen hat sie denn so auf die Palme gebracht?«, erkundigte sich Berger.

»Haben Sie ein Telefonbuch da? Das könnten wir ja mal durchgehen.«

»Also viele Leute«, erwiderte Berger. »Soll das heißen, dass sie fast jeden, dem sie begegnet ist, verärgert hat?«

»Mich auch, wie ich zugeben muss. Immer wollte sie ihren Willen durchsetzen, und zwar in allen Dingen.«

»Sie sprechen über sie, als wäre sie tot.«

»Ich bin doch nicht von gestern. Die meisten Leute gehen davon aus, dass ihr etwas zugestoßen ist.«

»Es scheint Sie nicht sehr zu bestürzen, dass sie möglicherweise nicht mehr lebt«, sagte Berger.

»Natürlich ist es traurig. Schließlich waren wir nicht verfeindet. Ich hatte es nur einfach satt, dass sie mich dauernd unter Druck gesetzt hat. Offen gestanden hat sie mir einfach keine Ruhe gelassen und konnte sich mit einem Nein nicht abfinden.«

»Warum hat sie Ihnen Ihr Geld zurückgegeben, und zwar das Vierfache Ihrer ursprünglichen Anlage? Zwei Millionen Dollar. Das ist ein recht hoher Ertrag nach nur einem Jahr.«

Wieder ein Achselzucken. »Der Markt war volatil. Lehman Brothers ging den Bach runter. Deshalb hat sie mich angerufen und

mir geraten, mein Geld abzuziehen. Tu, was du für richtig hältst, habe ich ihr geantwortet. Und dann kam die Überweisung. Wenn man sich anschaut, was später passiert ist, lag sie verdammt richtig. Ich hätte alles verloren, und ich bin noch nicht auf der A-Liste und kassiere Millionen, sodass mir so ein Verlust nichts ausmachen würde.«

»Wann haben Sie zuletzt mit Hannah geschlafen?« Berger machte sich Notizen. Dass Lucy Hap Judd weiterhin mit eisigem Blick fixierte, war ihr sehr wohl bewusst.

Er musste überlegen. »Okay, jetzt fällt es mir wieder ein. Nach diesem Anruf. Sie hat mir gesagt, sie würde mein Geld abziehen, und mich gebeten, bei ihr vorbeizukommen, damit sie mir alles erklären kann. Aber das war nur ein Vorwand.«

»Wo sollten Sie vorbeikommen?«

»Bei ihr zu Hause. Also bin ich hin, und eins führte zum anderen. Das war das letzte Mal. Im Juli, glaube ich. Kurz darauf bin ich nach London geflogen. Außerdem hat sie einen Ehemann. Bobby. Ich habe mich ein bisschen komisch gefühlt, wenn er im Haus war.«

»Er war an diesem Tag zu Hause? Warum wollte sie, dass Sie sie vor Ihrer Abreise nach London besuchen?«

»Keine Ahnung, ob er da war. Es ist ein großes Haus.« »Ihr gemeinsames Haus in der Park Avenue.«

»Er war fast nie da.« Judd ging nicht auf die Frage ein. »Dauernd pendelt er in einem ihrer Privatjets zwischen hier und Europa. Außerdem habe ich den Eindruck, dass er viel Zeit in Südflorida verbringt. Er steht auf die Szene in Miami. Sie haben eine Wohnung direkt am Strand. Und einen

Ferrari Enzo hat er auch dort stehen, der über eine Million Dollar kostet. Ich kenne Bobby eigentlich kaum. Habe ihn nur ein paarmal gesehen.«

»Wann und wo war das?«

»Als ich vor einem guten Jahr angefangen habe, mein Geld bei ihrer Firma anzulegen. Sie haben mich zu sich nach Hause eingeladen. Ich bin ihm nur im Haus begegnet.«

Berger rechnete die Zeit nach und musste wieder an Dodie Hodge denken.

»War es Hannah, die Ihnen die Wahrsagerin Dodie Hodge empfohlen hat?«

»Okay, ja. Sie hat mit Hannah und Bobby zu Hause Sitzungen veranstaltet. Hannah hat mir vorgeschlagen, ich solle doch mal mit Dodie reden. Ein schwerer Fehler. Diese Frau ist total durchgeknallt. Sie hat angefangen zu klammern und sich

eingebildet, ich sei die Reinkarnation eines Sohnes, den sie in einem früheren Leben in Ägypten gehabt hätte. Ich sei ein Pharao, und sie sei meine Mutter.«

»Ich möchte mich vergewissern, dass wir von demselben Haus sprechen, also dem, wo Sie Ihren Angaben zufolge im vergangenen Juli gewesen sind und wo Sie zum letzten Mal mit Hannah geschlafen haben«, erwiderte Berger.

»Das Haus ihres Vaters. Es ist etwa achtzig Millionen wert. Dazu noch eine riesige Autosammlung und unglaubliche Antiquitäten und Kunstwerke. Die Wände und die Decken sind voller Gemälde von Michelangelo. Fresken nennt man das, glaube ich.«

»Ich bezweifle, dass sie von Michelangelo sind«, merkte Berger trocken an.

»Ungefähr hundert Jahre alt, einfach unbeschreiblich, und so groß wie ein ganzer Häuserblock. Bobby stammt auch aus einer reichen Familie. Also haben sie eine Geschäftspartnerschaft gegründet. Sie hat mir erzählt, dass sie noch nie Sex miteinander gehabt hätten. Nicht ein einziges Mal.«

Berger fiel auf, dass Hap Judd über Hannah weiter in der Vergangenheitsform sprach – so als wäre sie bereits tot.

»Ihr alter Herr hatte es satt, dass sie das verwöhnte Töchterchen spielte. Deshalb hat er verlangt, dass sie heiratet, um sicherzugehen, dass die Geschäfte auch gut geführt werden«, fuhr Judd fort. »Rupe wollte ihr nicht sein gesamtes Vermögen vererben, solange sie sich herumtrieb, alleinstehend war und nichts anderes tat, als Partys zu feiern. Zu guter Letzt wäre sie

sicher an irgendeinen Idioten geraten, der das ganze Geld durchgebracht hätte. Das ist der Grund, warum sie Bobby betrogen hat. Eigentlich war es ja kein richtiger Ehebruch, weil sie eine andere Vereinbarung hatten.«

»Wann fing Ihre sexuelle Beziehung mit Hannah an?«

»Bei meinem ersten Besuch in der Villa. Sie war sehr nett zu mir. Es gibt einen Swimmingpool im Haus und einen riesigen Wellnessbereich. Es waren noch ein paar andere prominente Klienten da, und wir sind schwimmen gegangen. Anschließend gab es Drinks und ein Abendessen. Überall wimmelte es von Personal, und Dom Pérignon und Roederer Cristal flossen in Strömen. Als ich im Pool schwamm, hatte sie nur Augen für mich. Sie hat den ersten Schritt getan.«

»Also hat sie angefangen, als Sie im August vergangenen Jahres zum ersten Mal im Haus ihres Vaters waren?«

Lucy saß mit verschränkten Armen da, starrte ihn schweigend an und würdigte Berger keines Blickes.

»Ihr Verhalten war ziemlich offensichtlich«, meinte Judd. »Wo war Bobby währenddessen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hat er seinen neuen Porsche vorgeführt. Daran erinnere ich mich. Er hatte sich einen Carrera GT gekauft. Einen roten. Auf dem Foto, das überall in den Nachrichten gezeigt wird, ist dieses Auto drauf. Wenn Sie mich fragen, sollten Sie Bobby mal unter die Lupe nehmen. Wo war er, als Hannah verschwand?«

Bobby Fuller hatte sich am besagten Tag in der Wohnung in North Miami Beach

aufgehalten, doch das wollte Berger ihm nicht auf die Nase binden.

»Wo waren Sie denn am Abend vor Thanksgiving?«, erkundigte sie sich stattdessen.

»Ich? Glauben Sie etwa, ich hätte sie umgebracht? Das ist doch absurd! Ich bin nicht gewalttätig. Das liegt mir nicht.«

Berger notierte sich, dass Judd annahm, Hannah sei Opfer eines Gewaltverbrechens geworden.

»Ich habe eine einfache Frage gestellt«, sagte sie. »Wo waren Sie am Abend vor Thanksgiving, also am Mittwoch, dem 26. November?«

»Da muss ich überlegen.« Sein Bein hatte wieder anfangen zu wippen. »Ich erinnere mich nicht, ehrlich.«

»Es ist erst drei Wochen her und war ein Feiertag. Und Sie erinnern sich nicht?«

»Moment. Ja, ich war in der Stadt. Am nächsten Tag bin ich nach L. A. geflogen. Ich fliege gern an Feiertagen, weil dann auf den Flughäfen nicht so viel los ist. Am Morgen des Thanksgiving-Tages bin ich nach L. A. geflogen.«

Berger machte sich eine Notiz in ihren Schreibblock. »Das werden wir überprüfen«, meinte sie zu Lucy. »Wissen Sie noch, mit welcher Fluggesellschaft?«, wandte sie sich an Judd.

»American. Gegen Mittag. Die Flugnummer habe ich vergessen. Ich feiere Thanksgiving nicht und mag keinen gefüllten Truthahn und so. Deshalb ist es für mich kein besonderer Tag, der Grund, warum es mir nicht gleich eingefallen ist.« Sein Bein wippte schneller. »Wahrscheinlich finden Sie das verdächtig.«

»Was soll ich verdächtig finden?«

»Sie verschwindet, und am nächsten Tag verlasse ich die Stadt«, entgegnete er.

Marinos Crown Victoria war mit einer Salzsicht überzogen, die ihn an seine eigene trockene, schuppige Haut erinnerte. Der New Yorker Winter war eine Jahreszeit, mit der weder er noch sein Auto zurechtkamen.

Es war ihm peinlich, in einem schmutzigen Wagen mit abgewetzten Stoffsitzen und einem kleinen Riss im durchhängenden Dachhimmel herumzufahren. Vorhin vor Scarpettas Haus war ihm ein weißlicher Fleck auf ihrer Jacke aufgefallen, den sie sich offenbar von seiner Beifahrertür geholt hatte. Nun war er unterwegs, um sie abzuholen, und wünschte, irgendwo unterwegs könnte eine Autowaschanlage geöffnet sein.

Was seinen fahrbaren Untersatz anging, war er stets pingelig gewesen, zumindest was das Äußere anbelangte. Dabei spielte es keine Rolle, ob es sich um einen Streifenwagen, einen Pick-up oder eine Harley handelte. Das Auto eines Mannes war ein Hinweis auf seinen Charakter und seine Selbstachtung. Nur in Sachen Krimskrams machte er eine Ausnahme, denn der störte ihn nicht, solange niemand ihn bemerkte. Zugegeben, er war früher ziemlich schlampig gewesen, was er auf seine selbstzerstörerische Ader zurückführte. Insbesondere während seiner Zeit in Richmond hatte das Innere seines Streifenwagens einer Müllhalde, bestehend aus Akten, Kaffeebechern und Einwickelpapieren, geähnelt. Der Aschenbecher war so voll gewesen, dass er sich nicht mehr schließen ließ. Auf dem Rücksitz türmten sich Kleidungsstücke,

verschiedene Ausrüstungsgegenstände und Asservatenbeutel. Aber damit war es vorbei. Marino hatte sich geändert.

Er hatte dem Alkohol und den Zigaretten abgeschworen und sein Leben von Grund auf umgestellt. Was er sich seitdem aufgebaut hatte, gefiel ihm recht gut. Allerdings waren sein innerer Kalender und seine innere Uhr aus dem Takt geraten, und das würde vielleicht immer so bleiben, und zwar nicht wegen der Art und Weise, wie er seine Zeit verbrachte oder totschrug, sondern weil er nun so viel mehr davon hatte. Seiner Schätzung nach inzwischen drei bis fünf zusätzliche Stunden pro Tag. Das hatte er auf Papier ausgerechnet, eine Aufgabe, die Nancy, seine Therapeutin, ihm in der Therapieklinik an der Nordküste von Massachusetts im vorletzten Juni gestellt hatte. Er hatte sich auf einen Gartenstuhl vor die

Kapelle gesetzt, wo er das Meer riechen und hören konnte, das gegen die Felsen schlug. Die Luft war kühl, und die Sonne beschien warm seinen Kopf, als er dasaß und adierte. Nie würde er seine Überraschung vergessen. Während jede Zigarette angeblich das Leben um sieben Minuten verkürzte, verbrauchte man weitere zwei bis drei Minuten nur für das Ritual an sich: Man musste überlegen, wann und wo man rauchte, die Schachtel aus der Tasche holen, die Zigarette anzünden, den ersten langen und dann noch fünf oder sechs weitere Züge machen, die Zigarette ausdrücken und die Kippe entsorgen. Trinken kostete sogar noch mehr Zeit, weil der Tag praktisch vorbei war, sobald die Happy Hour begann.

»Gelassenheit entsteht aus dem Wissen, was man ändern kann und was nicht«,

hatte Nancy, die Therapeutin, verkündet, als er ihr seine Ergebnisse präsentierte. »Und was Sie nicht mehr ändern können, Pete, ist, dass Sie den Großteil eines halben Jahrhunderts lang mindestens zwanzig Prozent ihrer wachen Stunden vergeudet haben.«

Jetzt musste er sich entscheiden, ob er die um zwanzig Prozent längeren Tage intelligent nutzen oder zu seinen Lastern zurückkehren wollte, wobei Letzteres nach den Schwierigkeiten, die sie ihm eingebracht hatten, nicht mehr in Frage kam. Also hatte er angefangen zu lesen und sich für das aktuelle Tagesgeschehen zu interessieren. Er surfte im Internet, putzte, räumte auf, reparierte Gegenstände, bummelte durch die Gänge von Baumärkten, und wenn er nicht schlafen konnte, ging er ins zweite Revier, trank Kaffee, führte Mac, den

Hund, spazieren oder benutzte die riesige Garage des Notfalleinsatzkommandos. Sein vergammeltes Polizeiauto wurde zum Restaurierungsprojekt, an dem er mit Schraubenschlüssel und Lack herumbastelte. Nach hartnäckigen Verhandlungen war er nun Besitzer einer nagelneuen Code-3-Sirene zum Einbauen, eines unbeschädigten Kühlergrills und von Zusatzscheinwerfern. Außerdem hatte er den Inhaber eines Radioreparaturbetriebs überredet, sein tragbares Funkgerät, Modell Motorola P25, so umzuprogrammieren, dass es außer der Frequenz von SOD – der Sondereinsatztruppe – noch eine Reihe weiterer empfing. Aus eigener Tasche hatte er einen TruckVault-Safe angeschafft und im Kofferraum installiert, um Ausrüstungsgegenstände und Utensilien wie Batterien, Ersatzmunition, ein Futteral, das seinen

privaten Beretta-Storm-Karabiner enthielt, einen Regenmantel, Ersatzkleidung, eine faltbare kugelsichere Weste und ein Paar Stiefel mit Reißverschluss von Blackhawk aufzubewahren.

Marino schaltete die Scheibenwischer an, spritzte einen Schwall Waschflüssigkeit auf die Windschutzscheibe und wischte zwei Bögen frei, während er die Frozen Zone, das Sperrgebiet vor dem Gebäude One Police Plaza, verließ, das ausschließlich befugten Personen wie ihm vorbehalten war. Die meisten Fenster in der Polizeizentrale aus braunem Backstein waren dunkel, auch die im dreizehnten Stock, in der Chefetage, wo sich der Teddy Roosevelt Room und das Büro des Polizeipräsidenten befanden. Niemand zu Hause. Inzwischen war es fünf Uhr morgens. Es hatte eine Weile gedauert, den Durchsuchungsbeschluss zu tippen und

ihn, zusammen mit einer Erklärung, warum er nicht bei der Vernehmung von Hap Judd habe dabei sein können, an Berger zu schicken. Er hatte sich erkundigt, ob alles gut gelaufen sei, und hinzugefügt, er bedaure seine Abwesenheit wirklich sehr, müsse sich aber um einen dringenden Notfall kümmern.

Außerdem hatte er sie an die mutmaßliche Bombe in Scarpettas Haus erinnert. Nun fürchte er um die Sicherheit der Gerichtsmedizin, ja, sogar um die der New Yorker Polizei und der Staatsanwaltschaft, da Scarpettas BlackBerry gestohlen worden sei. Immerhin seien Daten und vertrauliche Informationen darin gespeichert, die das gesamte New Yorker Rechtswesen betreffen. Vielleicht war das ein wenig übertrieben gewesen, doch er hatte schließlich Berger, seine Chefin, versetzt. Für ihn kam

Scarpetta an erster Stelle. Sicher würde Berger ihm vorhalten, er habe Probleme, die Dinge nach Wichtigkeit zu ordnen, und das nicht zum ersten Mal. Auch von Bacardi bekam er diesen Vorwurf öfter zu hören, einer jener Gründe, warum sie jetzt diese Beziehungskrise hatten.

An der Kreuzung Peal und Finest ging er vor dem weißen Pfortnerhäuschen vom Gas. Der Polizist darin war nur als verschwommene Silhouette zu erkennen und winkte ihm durch die beschlagene Scheibe zu. Marino überlegte, ob er Bacardi anrufen sollte, so wie früher, als es noch keine Rolle gespielt hatte, wie viel Uhr es war oder was sie gerade tat. Am Anfang ihrer Beziehung hatte sie sich nie gestört gefühlt, und er hatte sich bei ihr melden können, wann immer er wollte. Er hatte ihr erzählt, was sich gerade tat, und sich ihre Ratschläge, ihre

witzigen Sprüche, ihre ständigen Beteuerungen, wie sehr sie ihn vermisste, und ihre Frage, wann sie sich wiedersehen würden, angehört. Nun hatte er Lust, mit Bonnell – L. A., wie er sie inzwischen nannte – zu telefonieren, aber dazu war es noch zu früh. Ihm wurde klar, wie sehr er sich auf das Treffen mit Scarpetta freute, auch wenn es nur dienstlich war. Er war überrascht gewesen und hatte seinen Ohren nicht getraut, als sie ihn gebeten hatte, ihr zu helfen. Es war schön zu wissen, dass auch ein toller Hecht wie Benton irgendwann an seine Grenzen stieß. Benton konnte rein gar nichts dagegen unternehmen, dass Carley Crispin Scarpettas BlackBerry gestohlen hatte. Ganz im Gegensatz zu Marino, der fest entschlossen war, dieser miesen Diebin zu zeigen, wo ihre Grenzen lagen.

Die kupferne Spitze des alten Woolworth Building ragte wie ein Hexenhut in den Nachthimmel über der Brooklyn Bridge, wo zwar wenig, aber steter Verkehr herrschte. Das Geräusch erinnerte an Meeresbrandung oder an das Rauschen des Windes. Marino stellte den Polizeifunk lauter und hörte zu, wie Telefonisten und Polizisten in ihrem eigenen Jargon aus Codes und Abkürzungen, die für Außenstehende keinen Sinn ergaben, Informationen austauschten. Marino hingegen verstand jedes Wort, so als hätte er diese Sprache von Kindesbeinen an gelernt. Er konnte seine Dienstnummer immer erkennen, ganz gleich, wie geistesabwesend er auch sein mochte.

»... acht-sieben-null-zwei.«

Die Wirkung war wie die einer Hundepfeife, und Marino war schlagartig hellwach.

Ein Adrenalinstoß durchfuhr ihn, als hätte jemand aufs Gas getreten, und er griff nach dem Mikrophon.

»Null-zwei auf Empfang, K«, funkte er. Da es ihm wichtig war, so gut wie möglich seine Anonymität zu wahren, nannte er nicht seine gesamte Dienstnummer 8702.

»Können Sie eine Telefonnummer anrufen?«

»Zehn-vier.«

Der Telefonist diktierte ihm eine Nummer, die er während des Fahrens auf eine Serviette schrieb. Es war eine Nummer hier in New York, die ihm bekannt vorkam, doch er konnte sie nicht einordnen. Als er sie wählte, hob jemand beim ersten Läuten ab.

»Lanier«, meldete sich eine Frauenstimme.

»Detective Marino, NYPD. Die Zentrale hat mir gerade diese Nummer gegeben.

Sucht mich jemand?« Er fuhr in Richtung Canal Street und Eighth Avenue.

»Hier spricht Special Agent Marty Lanier vom FBI«, erwiderte sie. »Danke, dass Sie so schnell zurückrufen.«

Warum rief sie ihn um fünf Uhr morgens an? »Was ist los?«, fragte er und wusste plötzlich, warum ihm die Nummer vertraut erschien.

Es war der Anschluss 384 der New Yorker Außenstelle des FBI. Marino hatte zwar schon öfter dort zu tun gehabt, kannte jedoch weder Marty Lanier noch ihre Durchwahl. Er hatte noch nie von ihr gehört und konnte sich keinen Grund vorstellen, warum sie ihn so früh am Morgen sprechen wollte. Im nächsten Moment fiel es ihm wieder ein. Petrowski hatte Fotos ans FBI geschickt. Die Aufnahmen aus der Überwachungskamera, die den Mann mit der

Tätowierung am Hals zeigten. Er wartete ab, was Special Agent Lanier ihm zu sagen hatte.

»Wir haben gerade eine Mitteilung vom RTCC erhalten, die Sie als Kontaktperson im Zusammenhang mit einer Suchanfrage benennt. Es geht um den Vorfall am Central Park West.«

Es brachte Marino ein wenig aus dem Konzept, dass sie wegen des verdächtigen Pakets anrief, während er auf dem Weg zum Central Park West war, um Scarpetta abzuholen.

»Okay«, erwiderte er. »Haben Sie etwas gefunden?«

»Der Computer hat einen Treffer in einer unserer Datenbanken gelandet«, antwortete sie.

Hoffentlich in der Datenbank mit den Tätowierungen. Marino konnte es kaum

erwarten, mehr über das Arschloch mit der FedEx-Mütze zu erfahren, das Scarpetta ein verdächtiges Paket gebracht hatte.

»Wir können heute Vormittag in unserer Außenstelle persönlich darüber reden«, fügte Lanier hinzu.

»Später? Soll das heißen, Sie haben zwar einen Treffer, aber die Sache kann warten?«

»Sie wird warten müssen, bis sich die Polizei mit dem Gegenstand befasst hat.« Damit meinte sie das Paket von FedEx, das sich noch in dem Bombensicherheitskoffer in Rodman's Neck befand und von dem niemand wusste, was es enthielt. »Wir können noch nicht sagen, ob es sich bei dem Vorfall am Central Park West um eine Straftat handelt«, ergänzte sie.

»Bedeutet das, dass Sie Hinweise auf eine andere Straftat haben?«

»Wir reden weiter, wenn wir uns treffen.«

»Warum rufen Sie mich dann jetzt an, als hätten wir einen Notfall?« Es ärgerte Marino gewaltig, dass das FBI sich zwar sofort bei ihm gemeldet hatte, aber nicht mit den Informationen herausrückte und ihn schmoren ließ, bis man Zeit hatte, eine gotterverdammte Sitzung anzuberaumen.

»Ich habe angenommen, dass Sie im Dienst sind, weil wir die Mitteilung eben erst erhalten haben«, erklärte Lanier. »Der Zeitstempel auf der Suchanfrage. Offenbar schieben Sie Nachtschicht.«

*Diese Heimlichtuerei ist typisch FBI, so ein Schwachsinn!*, dachte Marino. Hier ging es nicht darum, ob er Nachtschicht schob, sondern um Lanier. Sie rief ihn von einem 384er-Anschluss an, weil sie sich in der Außenstelle aufhielt. Dass sie so früh im

Büro saß, war ein Hinweis auf ein wichtiges Ereignis. Und zwar ein sehr wichtiges. Nun sprach sie darüber, dass sie über die Teilnehmer an dieser Sitzung entscheiden würde. Klartext: Marino würde zuvor rein gar nichts erfahren. Viel hing davon ab, wie das Bombenentschärfungskommando Scarpettas Paket einstuft.

»Welchen Rang bekleiden Sie beim FBI?« Marino stellte diese Frage, weil sie ihn durch den Reifen springen ließ und ihn herumkommandierte.

»Derzeit arbeite ich mit der Einsatzgruppe Bankraub zusammen. Außerdem bin ich die leitende Koordinatorin des landesweiten Zentrums für die Analyse von Gewaltverbrechen«, entgegnete sie.

Die Einsatzgruppe Bankraub war die älteste in den Vereinigten Staaten und bestand aus Ermittlern des NYPD und FBI-

Mitarbeitern. Sie befasste sich mit allen möglichen Straftaten, angefangen beim Bankraub bis hin zu Entführung, Nachstellung und Verbrechen auf hoher See wie zum Beispiel Vergewaltigungen auf Kreuzfahrtschiffen und Piraterie. Es wunderte Marino nicht, dass die Einsatzgruppe Bankraub in einem Fall tätig wurde, der das FBI interessierte. Aber das landesweite Zentrum für die Analyse von Gewaltverbrechen? Mit anderen Worten, diese Frau arbeitete bei der Abteilung Verhaltensforschung, also in Quantico. Damit hatte Marino nicht gerechnet. Heiliger Strohsack! Lanier war das, was er immer noch als Profiler bezeichnete, ein Posten, den auch Benton einmal bekleidet hatte. Nun verstand Marino ein wenig besser, warum sie am Telefon so wortkarg war. Offenbar war das FBI auf einer heißen Spur.

»Wollen Sie damit andeuten, dass sich Quantico mit dem Vorfall am Central Park West beschäftigt?«, versuchte er sein Glück.

»Wir sehen uns später«, lautete ihre Antwort, und damit war das Gespräch zu Ende.

Inzwischen war Marino nur noch wenige Minuten von dem Haus entfernt, in dem Scarpetta wohnte, und zwar auf der Eighth Avenue, auf Höhe der Straßen mit den niedrigen Vierzigernummern im Herzen des Times Square. Überall erleuchtete Anzeigetafeln und bunt strahlende Datenwände, die ihn an das Real Time Crime Center erinnerten. Gelbe Taxis fuhren umher, doch es waren kaum Passanten unterwegs. Marino fragte sich, was der Tag wohl bringen würde. Konnte die Bevölkerung wirklich in Angst geraten und wegen Carley Crispins losen Mundwerks einen Bogen um Taxis machen? Er bezweifelte das sehr.

Immerhin war das hier New York. Die schlimmste Panik, die er je hier erlebt hatte, war nicht einmal vom Anschlag am 11. September ausgelöst worden, sondern von der Wirtschaftskrise. Seit Monaten verfolgte er nun schon den Terrorismus an der Wall Street, die katastrophalen finanziellen Verluste und die ständigen Unkenrufe, dass es nur noch schlimmer kommen könne. Keinen Cent mehr in der Tasche zu haben bedeutete eine viel größere Bedrohung als ein Serienmörder, der angeblich in einem gelben Taxi die Straßen unsicher machte. Wer pleite war, konnte sich nämlich keine gottverdamnte Taxifahrt mehr leisten und hatte vermutlich größere Angst vor Obdachlosigkeit als davor, beim Joggen eins über den Schädel zu kriegen.

Am Columbus Circle brachte das Schriftband von CNN nun andere Nachrichten, die

nichts mit Scarpetta und dem *Crispin Report* zu tun hatten. Der in der Nacht grellrot leuchtende Text berichtete von Pete Townshend und The Who. Vielleicht berief das FBI ja wegen Scarpettas öffentlicher Schelte eine Sondersitzung ein. Schließlich hatte sie das Erstellen von Täterprofilen als veraltet bezeichnet. Wenn jemand, der so viel Ansehen genoss wie sie, eine solche Bemerkung machte, durfte man das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Obwohl sie es angeblich gar nicht oder nur unter vier Augen geäußert hatte, es aus dem Zusammenhang gerissen und überdies ein Missverständnis war.

Marino fragte sich, was sie wohl wirklich gesagt und gemeint haben könnte, kam aber dann zu dem Schluss, dass die Heimlichtuerei des FBI sicher nicht im Zusammenhang mit Scarpettas Kritik stand.

Schließlich war man dort Anfeindungen gewohnt. Insbesondere Polizisten droschen, hauptsächlich aus Neid, gern auf die Feds ein. Wenn all die Unfreundlichkeiten ernst gemeint gewesen wären, hätten die Kollegen sich bestimmt nicht überschlagen, um in Einsatzgruppen des FBI mitmischen oder an Lehrgängen in Quantico teilnehmen zu dürfen. Also musste mehr vorgefallen sein als ein paar rufschädigende Sätze. Marino wurde den Verdacht nicht los, dass es um die Tätowierung und den Mann mit der FedEx-Mütze ging. Es trieb ihn schier in den Wahnsinn, dass er auf die Informationen warten musste.

Er parkte hinter einem gelben Hybrid-Taxi, dem letzten Schrei, denn New York hatte sich dem Umweltschutz verschrieben. Dann stieg er aus seinem schmutzigen, spritschluckenden Crown Victoria und ging

ins Foyer. Scarpetta saß auf einem Sofa. Sie trug einen dicken Lammfellmantel und Stiefel, die richtige Kleidung für einen Vormittag, der vermutlich einen Besuch in Rodman's Neck einschließen würde, denn das lag am Wasser, wo es ausgesprochen windig und kalt war. Außerdem hatte sie die schwarze Nylontasche geschultert, die sie stets zur Arbeit mitnahm und die, ordentlich sortiert, viele wichtige Gegenstände enthielt. Handschuhe, Überschuhe, Overalls, eine Digitalkamera und einen Verbandskasten. Ihr und Marinos Leben wurde von dem Gefühl bestimmt, nie zu wissen, wo man landen oder was man vorfinden würde, weshalb man auf alles vorbereitet sein musste. Obwohl sich auf ihrem Gesicht ein geistesabwesender und erschöpfter Ausdruck malte, lächelte sie ihm dankbar zu. Scarpetta freute sich, dass

er gekommen war, um ihr zu helfen, was ihn sehr glücklich machte. Sie kam ihm entgegen, und dann traten sie gemeinsam auf die dunkle Straße hinaus.

»Wo ist Benton?«, erkundigte sich Marino, während er die Beifahrertür öffnete. »Pass mit deinem Mantel auf. Die Karre ist total verdreckt. Das viele Salz und der Mist, der auf der Straße zurückbleibt, wenn der Schnee weggeschmolzen ist. Da kann man sich totputzen. Kein Vergleich mit Florida, South Carolina oder Virginia. Erst sucht man mühsam eine Autowaschanlage, und wozu? Schon einen Häuserblock weiter sieht das Auto schon wieder aus, als wäre man durch einen Kalksteinbruch gefahren.« Er war verlegen.

»Ich habe ihn gebeten, nicht mitzukommen«, erwiderte Scarpetta. »Er kann uns weder mit dem BlackBerry noch in

Rodman's Neck helfen. Außerdem hat er viel zu tun.«

Marino fragte nicht, warum oder was, und ließ sich auch nicht anmerken, wie froh er war, dass Benton durch Abwesenheit glänzte. Nun würde er ihn und seine Launen nicht erdulden müssen. In den zwanzig Jahren, die sie einander nun kannten, war Benton nie wirklich freundlich zu Marino gewesen. Sie trafen sich nicht privat und unternahmen auch nichts zusammen. Ihr Verhältnis konnte man nicht einmal als kollegial bezeichnen. Benton angelte nicht, spielte nicht Bowling und interessierte sich auch nicht für Motorräder. Noch nie waren sie gemeinsam in einer Bar gewesen, um über ihre Fälle oder über Frauen zu fachsimpeln, wie es Männer eben so taten. Die Wahrheit lautete schlicht und ergreifend, dass Scarpetta das einzige

Verbindungsglied zwischen ihnen darstellte. Marino überlegte, wann er das letzte Mal mit ihr allein gewesen war. Es war schön, sie ganz für sich zu haben. Außerdem würde er ihr Problem für sie lösen. Carley Crispin konnte ihr Testament machen.

»Schnall dich an«, sagte Scarpetta, genau wie immer.

Marino startete den Motor und legte den Sicherheitsgurt um, obwohl er es hasste, sich anzuschnallen. Es war eine der alten Angewohnheiten wie Rauchen und Trinken, der man zwar abschwören konnte, die man jedoch immer schmerzlich vermissen würde. Na und, dann brachte er sich eben in Gefahr! Er konnte Sicherheitsgurte nun mal nicht leiden, und daran würde sich wohl nie etwas ändern. Er hoffte nur stark, dass er niemals in die Lage geraten würde, schnell aus dem Auto springen zu müssen,

um sein Leben zu retten, und hoppla, Mist, da war ja noch der Sicherheitsgurt. Er fragte sich, ob es die Spezialeinheit von damals immer noch gab, die durch die Stadt streifte, stets auf der Pirsch nach einem nicht angeschnallten Kollegen, dem sie eins verpassen konnte, indem sie ihn zu sechs Monaten Innendienst verdonnerte.

»Komm schon. Du hast doch sicher auch schon Fälle erlebt, in denen jemand wegen dieser verdammt Dinger hat dran glauben müssen«, meinte er zu Scarpetta, die ganz sicher die richtige Antwort kannte.

»Welche Dinger?«, gab sie zurück, während sie das Gebäude hinter sich ließen.

»Sicherheitsgurte. Du weißt schon, diese ins Auto eingebauten Zwangsjacken, deren Gebrauch du ständig predigst, Dr. Pessimist. In all meinen Jahren in Richmond sind keine uniformierten Petzen durch die Stadt

geschlichen, um Polizisten ohne Sicherheitsgurt Ärger zu machen. Es hat niemanden interessiert, und ich habe meinen nie benutzt. Kein einziges Mal. Nicht einmal, wenn du bei mir mitgefahren bist und angefangen hast, mir Vorträge darüber zu halten, dass ich mich verletzen oder sogar draufgehen könnte, wenn ich nicht vorsichtiger wäre.« Seine Laune besserte sich, als er sich an jene Zeit erinnerte, in der er mit ihr und ohne Benton gearbeitet hatte. »Weißt du noch, die Schießerei in Gilpin Court? Was, glaubst du, wäre wohl passiert, wenn ich da nicht aus dem Auto gehechtet wäre?«

»Du hättest nicht automatisch deinen Sicherheitsgurt geöffnet, weil du dir eine schlechte Angewohnheit zugelegt hattest«, entgegnete Scarpetta. »Und wenn ich mich recht entsinne, warst du es, der den

Drogendealer verfolgt hat, nicht umgekehrt. Ich denke nicht, dass dein Sicherheitsgurt eine Rolle gespielt hat, ganz gleich, ob du nun angeschnallt warst oder nicht.«

»Historisch betrachtet haben Cops einen Grund, sich nicht anzuschnallen«, erwiderte er. »Seit Menschengedenken tragen Polizisten keinen Sicherheitsgurt. Außerdem schalten sie nie die Innenbeleuchtung an. Und warum? Weil es nur eines gibt, was schlimmer ist, als angeschnallt im Auto von einem Penner erschossen zu werden, und zwar angeschnallt zu sein und die Innenbeleuchtung anzuschalten, damit einen das Arschloch auch noch besser sehen kann.«

»Ich möchte dir ein paar Statistiken aufzählen«, sagte Scarpetta ruhig und schaute aus dem Fenster. »So viele Verkehrstote könnten vielleicht noch leben, wenn sie angeschnallt gewesen wären. Ich

kenne keinen einzigen Fall, in dem jemand wegen seines Sicherheitsgurts gestorben ist.«

»Und wenn man ein Flussufer runterfällt und in der Brühe landet?«

»Ohne Sicherheitsgurt prallst du vermutlich mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe, und Bewusstlosigkeit ist unter Wasser kein sehr hilfreicher Zustand. Benton hat gerade einen Anruf vom FBI bekommen«, fügte sie hinzu. »Könnte jemand so freundlich sein, mir zu erzählen, was los ist?«

»Mag sein, dass er es weiß. Ich habe nämlich keinen blassen Schimmer.«

»Hast du auch von ihnen gehört?«, fragte sie. Marino merkte ihr an, dass sie traurig war.

»Vor einer knappen Viertelstunde, als ich unterwegs war, um dich abzuholen. Hat

Benton etwas gesagt? Hat er mit einer Proftlerin namens Lanier gesprochen?« Marino bog in die Park Avenue ein und musste an Hannah Starr denken.

Die Villa der Starrs war nur einen Katzensprung von seinem und Scarpettas Fahrtziel entfernt.

»Als ich ging, hat er noch telefoniert«, antwortete sie. »Ich habe nur mitbekommen, dass es das FBI war.«

»Also hat er nicht verraten, was sie von ihm wollte.« Marino nahm an, dass es Marty Lanier war, die Benton nach ihrem Gespräch mit ihm angerufen hatte.

»Hat er nicht. Als ich ging, hat er noch telefoniert«, wiederholte sie.

Sie verschwieg ihm etwas. Vielleicht hatten sie und Benton sich ja gestritten. Es konnte auch sein, dass sie wegen ihres

gestohlenen BlackBerry nervös und niedergeschlagen war.

»Ich blicke da nicht ganz durch.« Marino konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen. »Warum rufen sie Benton an? Marty Lanier ist selbst Profilerin beim FBI. Wozu braucht sie dann einen ehemaligen Kollegen?«

Es bereitete ihm insgeheim Freude, es laut auszusprechen, da Bentons schimmernde Rüstung dadurch eine Delle bekam. Er war nicht mehr beim FBI. Ja, er war nicht einmal mehr Polizist.

»Benton hatte mit einer Reihe von Fällen zu tun, die das FBI beschäftigen.« Sie rechtfertigte sich nicht, sondern klang ruhig und gelassen. »Aber ich bin nicht darüber informiert.«

»Soll das heißen, dass das FBI ihn um Rat fragt?«

»Hin und wieder.«

Marino war enttäuscht. »Das wundert mich aber. Ich dachte, er und das FBI seien damals aneinandergeraten.«

»Man zieht ihn nicht deshalb hinzu, weil er früher selbst dabei war, sondern weil er ein anerkannter forensischer Psychologe ist und seine Fachkenntnisse gern bei der Aufklärung von Kriminalfällen in New York und anderswo zur Verfügung stellt.«

Sie betrachtete Marino vom dunklen Beifahrersitz aus. Der eingerissene Dachhimmel befand sich nur wenige Zentimeter über ihrem Haar. Marino beschloss, mit Schaumgummi gepolsterten Stoff und hitzebeständigen Leim zu bestellen und das verdammte Ding auszutauschen.

»Ich weiß nur, dass es um die Tätowierung geht«, versuchte er, vom Thema Benton abzulenken. »Als ich im Real Time

Crime Center war, habe ich vorgeschlagen, das Netz weiter auszuwerfen und nicht nur in den Datenbanken des NYPD zu suchen. Wir haben nämlich nichts über die Tätowierung mit den Schädeln und dem Sarg am Hals dieses Kerls rausgekriegt. Allerdings haben wir etwas Interessantes über Dodie Hodge gefunden. Zusätzlich zu ihrer Verhaftung in Detroit im letzten Monat bin ich noch auf eine Vorladung der Bußgeldstelle der Verkehrsbetriebe gestoßen. Sie hat hier in New York in einem Bus randaliert und zu einem anderen Fahrgast gesagt, er solle sich doch per FedEx zur Hölle schicken. Die Karte an Benton war in einem FedEx-Umschlag, und der Typ mit der Tätowierung, der dir das FedEx-Paket gebracht hat, trug eine FedEx-Mütze.«

»Ist das nicht so, als würde man einen Zusammenhang zwischen sämtlichen

Postsendungen vermuten, weil immer eine Briefmarke draufklebt?«

»Schon gut, vielleicht ist es ja an den Haaren herbeigezogen«, erwiderte Marino. »Allerdings werde ich den Verdacht nicht los, dass eine Verbindung zwischen dem Kerl und der Psychiatriepatientin besteht, die dir erst eine singende Weihnachtskarte geschickt und dich dann in einer Live-Sendung angerufen hat. Weißt du, warum ich mir in diesem Fall Sorgen machen würde? Der Typ mit dem tätowierten Hals ist ganz sicher kein Kandidat für die Ehrenbürgerschaft, wenn das FBI ihn in der Datenbank hat. Stimmst du mir zu? Er ist eingespeichert, weil er entweder festgenommen wurde oder gesucht wird, vielleicht sogar wegen eines Kapitalverbrechens.«

Er ging vom Gas. Die rote Markise des Hotels Elysée befand sich links geradeaus.

»Ich habe das Passwort des BlackBerry deaktiviert«, sagte Scarpetta.

Das passte überhaupt nicht zu ihr. Marino wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, und merkte ihr an, dass es ihr peinlich war. Und dabei gab es nur wenig, was Scarpetta in Verlegenheit brachte.

»Ich habe es auch satt, es immer wieder neu eingeben zu müssen.« In gewisser Weise hatte er Verständnis für sie. »Aber ich würde nie auf das Passwort verzichten.« Er wollte sie nicht kritisieren, obwohl es kein sehr kluger Schritt gewesen war. Für ihn war es unvorstellbar, wie sie so leichtsinnig hatte sein können. »Und was ist jetzt das Problem?«

Als er an seinen Datenaustausch mit ihr dachte, wurde ihm mulmig: E-Mails, Nachrichten auf der Mailbox, SMS, Kopien von Berichten, Fotos im Fall Toni Darien,

einschließlich derer, die er in ihrer Wohnung gemacht hatte, und seine Kommentare dazu.

»Soll das etwa heißen, dass Carley Zugang zu sämtlichen Daten auf deinem verdammten BlackBerry hat? Scheiße!«, meinte er.

»Du bist Brillenträger«, erwiderte Scarpetta. »Deshalb hast du deine Brille immer auf der Nase. Ich brauche nur eine Lesebrille, und die habe ich nicht immer zur Hand. Und wenn ich in der Wohnung hin und her gehe oder mir draußen ein Sandwich besorge und einen Anruf erledigen muss, sehe ich nicht genug, um das dämliche Passwort einzutippen.«

»Du könntest eine größere Schrift einstellen.«

»Seit Lucy mir dieses blöde Ding geschenkt hat, fühle ich mich wie neunzig. Also

habe ich das Passwort deaktiviert. Keine gute Idee, ich weiß. Aber es ist nun mal geschehen.«

»Hast du es ihr gesagt?«, erkundigte sich Marino.

»Ich habe es ihr nicht verraten, weil sie die Möglichkeit hat, sämtliche Daten zu löschen, und ich möchte noch nicht, dass sie das tut.«

»Dann kriegst du das BlackBerry zurück, und nichts bis auf die Seriennummer weist auf dich als Besitzerin hin. Ich könnte Carley zwar trotzdem wegen eines Kapitalverbrechens anklagen, weil das Ding mehr als zwei Dollar fünfzig wert ist, würde ihr aber lieber so richtig die Hölle heißmachen.« Marino hatte lange darüber nachgedacht. »Wenn sie Daten geklaut hat, habe ich mehr gegen sie in der Hand. Schließlich hast du eine Menge Mist in deinem

BlackBerry gespeichert. Vielleicht kriegen wir sie wegen Identitätsdiebstahls dran, das ist ein Kapitalverbrechen Kategorie C. Es könnte auch sein, dass ihr Vorsatz und die Absicht nachzuweisen ist, Informationen über die Gerichtsmedizin zu verkaufen und sich zu bereichern, indem sie damit an die Öffentlichkeit geht. Dann erleidet sie möglicherweise einen Nervenzusammenbruch.«

»Hoffentlich macht sie keine Dummheiten.«

Marino war nicht sicher, ob Scarpetta Carley Crispin oder Lucy meinte.

»Wenn keine Daten in deinem Telefon sind«, begann er erneut.

»Ich habe sie gebeten, es nicht zu zerstören. Ihre Ausdrucksweise.«

»Dann wird sie es auch nicht tun«, erwiderte Marino. »Lucy ist eine erfahrene Ermittlerin und forensische

Computerexpertin, die früher einmal beim FBI war. Sie kennt das System und weiß vermutlich auch, dass du dein verdammtes Passwort deaktiviert hast. Schließlich hat sie ein Netzwerk auf einem Server aufgebaut. Verlange jetzt bitte nicht, dass ich ihr Fachchinesisch benutze, um zu erklären, was sie da zusammengebastelt hat, angeblich um uns einen Gefallen zu tun. Außerdem kommt sie gleich hierher, um mir den Durchsuchungsbeschluss zu bringen.«

Scarpetta schwieg.

»Damit meine ich, dass sie wahrscheinlich in der Lage ist, nachzuprüfen, ob dein Passwort aktiviert ist«, fuhr Marino fort. »Sie hätte herausfinden können, dass du es nicht mehr benutzt. Ich bin nämlich ziemlich sicher, dass sie diese Dinge kontrolliert.«

»Ich glaube, momentan bin ich nicht diejenige, auf die sie es abgesehen hat«, antwortete Scarpetta.

Allmählich wurde Marino klar, warum sie sich so verhielt, als ob etwas sie belastete, und zwar nicht nur das gestohlene Telefon oder ein möglicher Streit mit Benton. Aber er schwieg, während sie in seinem zerbeulten Auto vor einem der teuersten Hotels von New York City saßen. Ein Pförtner warf einen Blick auf sie, kam jedoch nicht heraus und ließ sie in Ruhe. Hotelpersonal wusste, wenn es ein Polizeifahrzeug vor sich hatte.

»Allerdings glaube ich, dass sie jemand anderen bespitzelt«, sprach Scarpetta weiter. »Auf diese Idee bin ich gekommen, nachdem ich die GPS-Strecke nachvollzogen habe. Ich habe dir doch davon erzählt. Lucy kann, wenn sie will, jederzeit feststellen, wo wir anderen uns aufhalten. Und ich

denke nicht, dass sie dich, mich oder Benton verfolgt. Es ist bestimmt kein Zufall, dass sie plötzlich beschlossen hat, uns diese Telefone zu schenken.«

Marino hatte die Hand am Türgriff und wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Seit Wochen schon verhielt sich Lucy seltsam, unruhig, aggressiv und ein wenig paranoid. Er hätte besser darauf achten und zu derselben Schlussfolgerung kommen sollen. Je länger die Theorie in dem dunklen, schmutzigen Wageninneren schwebte, desto plausibler erschien sie ihm. Nie wäre Marino auf den Gedanken gekommen, dass Lucy Berger nachspionierte, und zwar deshalb, weil er es nicht glauben wollte. Er brauchte keine Erinnerung daran, wozu Lucy in der Lage war, wenn sie sich unter Druck gesetzt oder einfach nur dazu berechtigt fühlte. Außerdem wollte er nicht

daran denken, dass sie seinen Sohn Rocco auf dem Gewissen hatte. Rocco war von Kindheit an skrupellos gewesen und hatte sich einen Dreck für seine Mitmenschen interessiert. Wenn Lucy ihn nicht ausgeschaltet hätte, hätte es eben ein anderer getan. Und dennoch versuchte Marino, es zu verdrängen, so unerträglich war es für ihn.

»Jaime tut nur ihre Pflicht. Ich kann mir keinen Grund vorstellen, warum Lucy plötzlich an Paranoia leidet. Nicht auszudenken, was passiert, falls Jaime dahinterkommt ... nun, wenn es stimmt. Hoffentlich irren wir uns. Aber ich kenne Lucy und bin sicher, dass da etwas im Argen liegt, und zwar schon seit einiger Zeit. Dein Schweigen sagt mir, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt ist, um darüber zu reden«, sagte Scarpetta. »Also, wie knöpfen wir uns Carley vor?«

»Wenn jemand Tag und Nacht arbeitet, fällt das dem Partner irgendwann auf die Nerven, und er fängt an, sich anders zu verhalten«, erwiderte Marino. »Ich habe momentan dasselbe Problem mit Bacardi.«

»Verfolgst du sie deshalb mit einem GPS-Empfänger, eingebaut in ein Telefon, das du ihr geschenkt hast?«, entgegnete Scarpetta bedrückt.

»Da bin ich wie du, Doc. Ich war auch schon versucht, das neue Telefon in den See zu schmeißen«, antwortete er ernst und hatte Mitleid mit ihr. »Du weißt ja, wie miserabel ich schon auf einer normalen Tastatur tippe. Letztens wollte ich die Lautstärke ändern und habe stattdessen ein Foto von meinem verdammtten Fuß gemacht.«

»Du würdest Bacardi nie mit GPS verfolgen, selbst wenn du sie im Verdacht hättest,

eine Affäre zu haben. Wir beide tun so etwas nicht, Marino.«

»Nun, Lucy ist eben nicht so wie wir. Außerdem behaupte ich nicht, dass es wirklich stimmt.« Er konnte es zwar nicht mit Sicherheit sagen, war allerdings ziemlich überzeugt.

»Du arbeitest für Jaime. Ich frage dich nur ungern, ob es einen Grund ... « Sie beendete den Satz nicht.

»Es gibt keinen. Sie hat nichts angestellt«, erwiderte Marino. »Dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Wenn sie herumvögeln würde oder eine Affäre hätte, wüsste ich das, das kannst du mir glauben. Und das liegt, wie ich dir versichere, bestimmt nicht an mangelnden Gelegenheiten. Hoffentlich stellt sich heraus, dass Lucy ihr nicht nachspioniert. Jaime würde ihr das nie verzeihen.«

»Könntest du es ihr verzeihen?«

»Nein, verdammt! Falls du ein Problem mit mir hast, raus mit der Sprache. Wenn du mich verdächtigst, sprich es aus. Aber schenk mir kein schickes Telefon, damit du mich überwachen kannst. Das ist ein schwerer Vertrauensbruch.«

»Dann wollen wir hoffen, dass wir uns irren«, entgegnete sie. »Und wie gehen wir jetzt vor?« Sie meinte Carley.

Sie stiegen aus.

»Ich zeige am Empfang meine Dienstmarke vor und lasse mir ihre Zimmernummer geben«, sagte Marino. »Danach staten wir ihr einen kleinen Besuch ab. Hau ihr bloß keine runter. Ich will dich nicht wegen Körperverletzung festnehmen müssen.«

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie große Lust ich dazu hätte«, antwortete Scarpetta.

In Zimmer 412 rührte sich nichts. Marino hämmerte mit seiner gewaltigen Faust gegen die Tür und rief Carley Crispins Namen.

»Polizei!«, sagte er laut. »Aufmachen!«

Er und Scarpetta standen lauschend auf dem langen, eleganten Flur, der mit Wandleuchten aus Kristall und einem braungelb gemusterten Teppich, offenbar von Bijar, ausgestattet war.

»Ich höre den Fernseher«, stellte Marino fest und klopfte mit der einen Hand noch einmal an. In der anderen hatte er den Anglerkoffer, der seine Ausrüstung enthielt. »Komisch, um fünf Uhr morgens fernzusehen. Carley?«, versuchte er es wieder. »Aufmachen, Polizei!« Er winkte Scarpetta von der Tür weg. »Vergiss es«, meinte er.

»Die lässt uns nicht rein. Dann also auf die harte Tour.«

Er nahm sein BlackBerry aus dem Etui und musste zuerst sein Passwort eintippen, was Scarpetta an das Durcheinander erinnerte, das sie angerichtet hatte. Die traurige Wahrheit war, dass sie jetzt nicht hier warten würden, wenn Lucy nicht etwas Schreckliches getan hätte. Ihre Nichte hatte einen Server eingerichtet, die neuen Hightech-Telefone nur als Ablenkungsmanöver verschenkt und sie alle benutzt und getäuscht. Scarpetta hatte Mitleid mit Berger, mit sich selbst und mit den anderen. Marino wählte die Nummer auf der Visitenkarte, die der Nachtportier ihm gerade gegeben hatte, und ging mit Scarpetta zum Aufzug. Da sie annahmen, dass Carley sich in ihrem Zimmer aufhielt und wach war, wollten sie nicht von ihr belauscht werden.

»Ja, Sie müssen raufkommen«, sprach Marino ins Telefon. »Nein. Ich habe laut genug geklopft, um die Toten aufzuwecken.« Eine Pause. »Mag sein, aber der Fernseher läuft. Wirklich. Gut zu wissen.« Er beendete das Telefonat und wandte sich an Scarpetta. »Offenbar gab es ein Problem, weil sie so laut ferngesehen hat, dass die anderen Gäste sich beschwert haben.«

»Das ist aber seltsam.«

»Könnte Carley schwerhörig sein?«

»Ich habe nichts davon bemerkt. Glaube nicht.«

Am anderen Ende des Flurs neben dem Aufzug öffnete er eine Tür, über der ein leuchtendes Schild mit der Aufschrift *Ausgang* hing.

»Wenn man das Hotel verlassen will, ohne durch die Vorhalle zu müssen, kann man die Treppe nehmen. Doch rein kommt

man nur mit dem Aufzug«, stellte er fest, hielt die Tür auf und blickte die Betonstufen hinunter. »Aus Gründen der Sicherheit kann man das Treppenhaus von der Straße aus nicht betreten.«

»Soll das heißen, Carley war letzte Nacht spätabends hier und ist über die Treppe verschwunden, weil sie unbemerkt bleiben wollte?« Scarpetta fand das höchst sonderbar.

Carley mit ihren hochhackigen Schuhen und den engen Röcken gehörte ihrer Ansicht nach nicht zu den Menschen, die Treppen stiegen oder sich sonst körperlich anstrebten, wenn es sich vermeiden ließ.

»Sie hat kein Geheimnis daraus gemacht, dass sie hier wohnt«, fügte Scarpetta hinzu. »Was ebenfalls seltsam ist. Wenn man weiß, dass sie hier ist, oder sich, so wie ich, fragt, wo sie sein könnte, braucht man nur

anzurufen und sich mit ihrem Zimmer verbinden zu lassen. Die meisten Prominenten tragen sich nicht ein, um zu verhindern, dass jemand ihre Privatsphäre stört. In diesem Hotel ist man es gewohnt, prominente Gäste zu beherbergen. Seit den Zwanzigern erfreut es sich bei den Reichen und Berühmten großer Beliebtheit.«

»Welche Berühmtheiten sind denn schon hier abgestiegen?« Er stellte seinen Ausrüstungskoffer auf den Teppich. Scarpetta erwiderte, ihr fiel nur ein, dass Tennessee Williams 1983 im Hotel Elysée gestorben sei. Er sei an einem Kronkorken erstickt.

»Ich hätte mir denken können, dass du weißt, wer in diesem Laden den Löffel abgegeben hat«, antwortete Marino. »Carley ist nicht berühmt genug für die Liste der Promis, die hier übernachtet haben oder umgekommen sind. Schließlich ist sie keine

Diane Sawyer oder Anna Nicole Smith. Die meisten würden sie auf der Straße gar nicht erkennen. Ich muss mir überlegen, wie wir am besten weitermachen.«

Beim Nachdenken lehnte er sich an die Wand. Er trug noch dieselben Sachen wie vor etwa sechs Stunden, als Scarpetta ihn zuletzt gesehen hatte. Sein Gesicht war mit Bartstoppeln bedeckt.

»Berger sagt, sie könnte mir in knapp zwei Stunden einen Durchsuchungsbeschluss bringen lassen.« Er schaute auf die Uhr. »Vor einer knappen Stunde habe ich mit ihr telefoniert. Also wird es noch mal eine Stunde dauern, bis Lucy mit den Papieren aufkreuzt. Nur dass ich keine Lust habe, so lange zu warten. Wir gehen rein, suchen dein BlackBerry und nehmen das Ding und was sie sonst noch im Zimmer hat, mit.« Er blickte den stillen Flur

entlang. »In der eidesstattlichen Erklärung habe ich bis auf die Küchenspüle fast alles aufgeführt: digitale Speichergeräte, digitale Medien, Festplatten, USB-Sticks, Dokumente, E-Mails und Telefonnummern. Nur auf die Gefahr hin, dass Carley den Inhalt deines BlackBerry heruntergeladen, ihn ausgedruckt oder auf einen Computer überspielt hat. Nichts macht mir mehr Spaß, als Spionen nachzuschneüffeln. Gut, dass Berger an Lucy gedacht hat. Wenn ich nichts finde, tut sie es bestimmt.«

Nicht Berger hatte Lucy vorgeschlagen, sondern Scarpetta, die im Moment weniger die Hilfe ihrer Nichte brauchte als eine Gelegenheit, mit ihr zu reden. Das Gespräch duldete keinen Aufschub. Nachdem Scarpetta Berger in einer E-Mail gebeten hatte, dem Nachtrag eine Klausel hinzuzufügen, die es gesetzlich möglich

machte, dass eine Zivilistin sich an der Durchsuchung von Carleys Zimmer beteiligte, hatte sie sich neben Benton gesetzt, ihn am Arm berührt und ihn geweckt. Sie werde Marino zu einem Tatort begleiten und vermutlich den Großteil des Vormittags mit ihm verbringen, hatte sie erklärt. Außerdem müsse sie ein ernsthaftes persönliches Problem aus der Welt schaffen. Es sei besser, wenn Benton nicht mitkäme, hatte sie hinzugefügt, bevor er selbst Gelegenheit gehabt hatte, es anzusprechen. Im nächsten Moment hatte sein Mobiltelefon geklingelt. Das FBI.

Die Aufzugtür öffnete sich, und Curtis, der Nachtportier des Hotels Elysée, erschien. Er war ein Mann mittleren Alters, der einen Schnurrbart und einen eleganten dunklen Anzug aus Tweed trug. Curtis marschierte den Flur entlang voraus zu

Zimmer 412, klopfte an die Tür, läutete und stellte fest, dass das »Bitte nicht stören«-Lämpchen brannte. Nach der Anmerkung, dass das fast immer so war, schloss er auf, steckte den Kopf ins Zimmer und rief einige Male »Hallo«, bevor er wieder hinaus auf den Flur trat. Marino bat ihn zu warten. Dann ging er mit Scarpetta ins Zimmer und zog die Tür hinter sich zu. Offenbar war wirklich niemand da. Ein an der Wand befestigter Fernseher lief in leiser Lautstärke: CNN.

»Eigentlich dürftest du nicht hier sein«, sagte Marino zu Scarpetta. »Aber weil inzwischen jeder so ein BlackBerry hat, brauche ich dich, damit du es identifizierst. So werde ich deine Anwesenheit jedenfalls erklären.«

Sie standen an der Tür und sahen sich in der luxuriösen kleinen Suite um. Scarpetta

vermutete, dass sie von einem vereinsamen und depressiven Menschen bewohnt wurde. Das Doppelbett war ungemacht und mit Zeitungen und Herrenkleidung bedeckt. Auf dem Nachttisch drängten sich leere Wasserflaschen und Kaffeetassen. Links vom Bett stand eine Kommode mit gewölbter Front und Schubladen. Die Vorhänge des großen Fensters waren geschlossen. Rechts davon befand sich eine Sitzecke, bestehend aus zwei blauen französischen Lehnssesseln, auf denen sich Bücher und Papiere stapelten. Außerdem gab es noch einen Couchtisch aus geflammtem Mahagoni, auf dem ein Laptop und ein kleiner Drucker standen. Daneben lag auf einem Stoß Papier ein Gerät mit einem Touchscreen, ein BlackBerry in einer rauchgrauen Schutzhülle aus

Gummi. Eine Chipkarte zum Öffnen der Zimmertür rundete das Ensemble ab.

»Ist es das?«, fragte Marino.

»Sieht jedenfalls so aus«, erwiderte Scarpetta. »Meins hat eine graue Hülle.«

Marino öffnete seinen Koffer, nahm OP-Handschuhe heraus und reichte ihr ein Paar. »Nicht dass wir hier etwas täten, was wir nicht sollten. Ich würde es als Verdunkelungsgefahr bezeichnen.«

Vermutlich traf das nicht zu, denn Scarpetta konnte keinerlei Anzeichen dafür feststellen, dass jemand versuchen könnte, zu fliehen oder Beweismittel zu vernichten. Anscheinend befand sich der Beweis direkt vor ihrer Nase, und außer ihnen beiden war kein Mensch im Raum.

»Ich nehme an, ich muss dich nicht daran erinnern, was eine Frucht vom vergifteten Baum ist.« Damit spielte sie auf die

Unverwertbarkeit von Beweisstücken an, die während einer nicht rechtmäßigen Hausdurchsuchung sichergestellt worden waren. Sie zog die Handschuhe nicht an.

»Nein, das kann Berger übernehmen. Hoffentlich hat sie ihren Lieblingsrichter inzwischen aus dem Bett geholt. Richter Fable. Der Mann hält sich tatsächlich für eine Legende. Ich bin mit ihr und einem anderen Detective, den sie sich als Zeugen geschnappt hat, alles telefonisch durchgegangen. Er wird zusammen mit ihr vor dem Richter einen Eid auf die Rechtmäßigkeit der Durchsuchung schwören. Mir ist es egal, wer den Durchsuchungsbeschluss ausstellt. Hoffentlich kreuzt Lucy bald auf.«

Er näherte sich dem Tisch und hob das BlackBerry an den Gummikanten auf.

»Fingerabdrücke werden wir nur auf dem Display finden, das ich nicht anfassen möchte, bevor ich es nicht mit Pulver behandelt habe«, verkündete er. »Dann untersuche ich es auf DNA-Spuren.«

Er kauerte sich vor seinen Koffer und holte schwarzes Pulver und einen Kohlefaserpinsel heraus. Währenddessen wandte sich Scarpetta den Männerkleidern auf dem Bett zu und beugte sich vor, bis ihr ein muffiger Geruch in die Nase stieg. Der Gestank eines ungepflegten Körpers. Sie stellte fest, dass die Zeitungen einige Tage alt waren. Die *New York Times*, das *Wall Street Journal*. Zu ihrem Erstaunen entdeckte sie ein aufklappbares schwarzes Mobiltelefon von Motorola auf dem Kopfkissen. Auf der zerknitterten Bettwäsche waren eine schmutzige Khakihose, ein blauweißes                   Baumwollhemd,                   einige

Sockenpaare, ein hellblauer Pyjama und eine Boxershort, im Schritt gelb verfärbt, verteilt. Die Sachen sahen schmutzdelig aus, so als hätte jemand über längere Zeit Tag für Tag dasselbe getragen, ohne es in die Wäscherei zu geben. Und dieser Jemand war auf keinen Fall Carley Crispin. Es konnten unmöglich ihre Kleider sein. Außerdem fand Scarpetta nirgendwo im Zimmer Hinweise darauf, dass sie den Raum jemals betreten hatte. Wäre Scarpettas BlackBerry nicht gewesen, es hätte keine Verbindung zu Carley gegeben.

Scarpetta warf einen Blick in verschiedene Papierkörbe, ohne darin herumzuwühlen oder sie auszukippen. Zerknüllte Zettel, Papiertaschentücher und weitere Zeitungen. Sie ging zum Bad und blieb an der Tür stehen. Das Waschbecken und die Ablage sowie der Fußboden aus

Marmor waren mit abgeschnittenen Haaren bedeckt, Büschel grauer Haare von unterschiedlicher Länge, einige maßen zehn Zentimeter, andere waren nur Stoppeln. Auf einem Waschlappen bemerkte sie eine Schere, einen Rasierer und eine Dose Rasierschaum von Gillette, der offenbar in einer Filiale der Drogeriemarktkette Walgreens gekauft worden war. Außerdem lagen da noch eine andere Chipkarte des Hotels und eine Brille mit altmodischem quadratischem schwarzem Gestell.

Hinten auf dem Frisiertisch befanden sich eine einsame Zahnbürste, eine fast leere Tube Sensodyne-Zahnpasta, ein Zahnreinigungsset und ein Gerät zur Entfernung von Ohrenschmalz. Eine Ladestation von Siemens war aufgeklappt. Darin steckte ein Paar Hörgeräte, Modell Siemens Motion 700, fleischfarben und die gesamte

Ohrmuschel ausfüllend. Was Scarpetta vermisste, war die Fernbedienung, weshalb sie ins Zimmer zurückkehrte, wobei sie darauf achtete, nichts zu berühren oder zu verändern. Sie musste der Versuchung widerstehen, den Wandschrank oder Schubladen zu öffnen.

»Der Bewohner muss an einer mittelschweren bis schweren Hörbehinderung leiden«, merkte sie an, während Marino das BlackBerry auf Fingerabdrücke untersuchte. »Hochmoderne Hörgeräte, die Hintergrundgeräusche ausblenden und eine Rückkopplung verhindern. Außerdem mit Bluetooth-Funktion. Man kann sie mit dem Mobiltelefon verbinden. Irgendwo muss doch eine Fernbedienung sein.« Sie konnte nirgends eine entdecken. »Um die Lautstärke zu regeln, zu überprüfen, ob die Akkus ausreichend aufgeladen sind, und so

weiter und so fort. Normalerweise bewahren die Leute sie in der Hosentasche oder in der Handtasche auf. Vielleicht hat er sie ja bei sich, aber er trägt seine Hörgeräte nicht. Das ergibt erstens keinen Sinn und ist zweitens ein schlechtes Zeichen.«

»Ich habe ein paar gute erwischt«, verkündete Marino und legte das Klebeband geschickt auf eine weiße Karte. »Keine Ahnung, wovon du redest. Wer braucht Hörgeräte?«

»Der Mann, der sich im Bad Kopfhaar und Bart abrasiert hat«, erwiderte sie, machte die Zimmertür auf und trat auf den Flur hinaus, wo Curtis, der Nachtportier, noch immer wartete und sich nicht wohl in seiner Haut zu fühlen schien.

»Ich möchte mich ja nicht einmischen, doch mich würde interessieren, was hier los ist«, sagte er zu ihr.

»Ich möchte Ihnen gern ein paar Fragen stellen«, entgegnete Scarpetta. »Sie meinten vorhin, Sie seien um Mitternacht zum Dienst erschienen.«

»Meine Schicht dauert von Mitternacht bis acht Uhr morgens, richtig«, antwortete Curtis. »Ich habe sie seit meiner Ankunft nicht gesehen. Wie ich Ihnen vor ein paar Minuten erklärt habe, bin ich ihr eigentlich nie begegnet. Ms. Crispin hat sich im Oktober ein Zimmer im Hotel genommen, vermutlich weil sie eine Unterkunft in der Stadt brauchte. Sicher wegen ihrer Sendung. Nicht dass mich ihre Beweggründe etwas angehen würden. Zumindest ist es das, was ich gehört habe. In Wahrheit benutzt sie das Zimmer selten selbst, und der Herr, mit dem sie befreundet ist, wird nur ungern gestört.«

Das war eine neue Information und genau das, was Scarpetta beschäftigt hatte. »Wissen Sie, wie der Herr heißt oder wo er sein könnte?«, erkundigte sie sich.

»Ich fürchte, nein. Wegen meiner Arbeitszeiten habe ich ihn noch nie getroffen.«

»Ist es ein älterer Herr mit grauem Haar und Bart?«

»Da ich ihn noch nie getroffen habe, kann ich auch nicht sagen, wie er aussieht. Allerdings ist mir zu Ohren gekommen, dass er oft Gast in ihrer Sendung ist. Seinen Namen kenne ich nicht und weiß von ihm nur, dass er sehr zurückgezogen lebt. Eigentlich dürfte ich es nicht aussprechen, doch er ist offenbar ein wenig schrullig. Wechselt kein Wort mit jemandem. Er geht Lebensmittel einkaufen und stellt Mülltüten vor die Tür. Nie ordert er etwas beim Zimmerservice und möchte auch nicht, dass

sein Zimmer geputzt wird. Ist denn niemand da?« Immer wieder wanderte sein Blick zum Türspalt von Zimmer 412.

»Dr. Agee«, merkte Scarpetta an. »Der forensische Psychiater Warner Agee. Er tritt häufig in Carley Crispins Sendung auf.«

»Die schaue ich mir nie an.«

»Er ist der einzige häufige halbtaube Gast mit grauem Haar und Bart, der mir einfällt.«

»Keine Ahnung. Ich weiß nur das, was ich Ihnen gerade erzählt habe. Wir haben viele wichtige Leute hier und stecken unsere Nase nicht in ihr Privatleben. Die einzige Unannehmlichkeit, die der Mann, der dieses Zimmer bewohnt, uns verursacht, ist der Lärm. Gestern Abend zum Beispiel haben sich einige andere Gäste wieder einmal über seinen Fernseher beschwert. Das konnte ich einigen Nachrichten entnehmen,

die für mich hinterlassen wurden. Ein paar Gäste hatten früher am Abend die Rezeption angerufen und sich über den Radau beklagt.«

»Wie wie viel Uhr war das?«, hakte Scarpetta nach. »Gegen halb neun, Viertel vor neun.«

Um diese Zeit war sie bei CNN gewesen. Carley ebenfalls. Währenddessen hatte Warner Agee in seinem Zimmer gesessen und so laut ferngesehen, dass sich seine Zimmernachbarn gestört gefühlt hatten. Als Scarpetta und Marino vor wenigen Minuten das Zimmer betreten hatten, war immer noch CNN gelaufen. Allerdings hatte jemand die Lautstärke gesenkt. Sie malte sich aus, wie Agee auf dem zerwühlten Bett kauerte und sich den *Crispin Report* ansah. Wenn es nach halb oder Viertel vor neun keine Beschwerden mehr gegeben hatte,

obwohl der Fernseher an war, hieß das, dass er ihn leiser gemacht haben musste. Sicher hatte er die Hörgeräte eingesetzt. Und was war dann geschehen? Hatte er sie wieder abgenommen, sich Kopfhaar und Bart abrasiert und anschließend das Zimmer verlassen?

»Falls jemand anruft und Carley Crispin sprechen möchte, könnten Sie nicht auf Anhieb sagen, ob sie da ist«, wandte Scarpetta sich an Curtis. »Nur, dass sie sich unter ihrem eigenen Namen als Gast eingetragen hat, was jeder, der an der Rezeption arbeitet, am Computer nachprüfen kann. Sie mietet ein Zimmer unter ihrem Namen, das jedoch von einem Freund bewohnt wird. Vermutlich handelt es sich um Dr. Agee. Ich will mich nur vergewissern, ob ich alles richtig verstanden habe.«

»Das ist korrekt, wenn wir davon ausgehen, dass Sie, was ihren Freund betrifft, recht haben.«

»Wer bezahlt für das Zimmer?«

»Ich sollte wirklich nicht ...«

»Der Mann, der das Zimmer bewohnt, Dr. Agee, ist nicht da. Ich mache mir Sorgen«, entgegnete Scarpetta. »Und zwar aus einer Reihe von Gründen. Ich fürchte das Schlimmste. Haben Sie wirklich keine Ahnung, wo er sein könnte? Er ist hörbehindert und hat offenbar seine Hörgeräte nicht bei sich.«

»Nein, ich habe nicht bemerkt, dass er weggegangen ist. Die Sache ist mir sehr unangenehm. Vermutlich sind die Hörgeräte die Erklärung dafür, dass er hin und wieder so laut ferngesehen hat.«

»Er hätte die Treppe nehmen können.«

Der Nachtportier blickte den Flur entlang, an dessen Ende das rote Schild mit der Aufschrift *Ausgang* leuchtete. »Eine unschöne Geschichte. Was suchen Sie eigentlich da drin?« Wieder schaute er auf die Tür von Zimmer 412.

Scarpetta hatte nicht vor, ihm diese Frage zu beantworten. Wenn Lucy mit dem Durchsuchungsbeschluss erschien, würde er eine Kopie erhalten, die seine Neugier befriedigte.

»Die Treppe gab ihm die Möglichkeit, unbeobachtet zu verschwinden«, fuhr Scarpetta fort. »Die Pförtner stehen spätnachts nicht auf dem Gehweg herum, insbesondere nicht in dieser Kälte. Wer bezahlt für das Zimmer?«, wiederholte sie.

»Ms. Crispin. Gegen Viertel vor zwölf erschien sie an der Rezeption. Aber ich war

noch nicht da, ich bin erst ein paar Minuten später gekommen.«

»Was wollte sie an der Rezeption, obwohl sie bereits seit Oktober hier Gast ist?«, wunderte sich Scarpetta. »Warum ist sie nicht einfach nach oben in ihr Zimmer gefahren?«

»In diesem Hotel benutzen wir Chipkarten mit einem Magnetstreifen«, erwiderte Curtis. »Sicher ist es Ihnen auch schon passiert, dass eine Karte nicht mehr funktioniert, wenn man sie eine Weile nicht benutzt hat. Jede hergestellte Karte wird im Computer vermerkt. Einschließlich des Datums, an dem sie ausgestellt wurde. Ms. Crispin hat sich zwei neue Karten anfertigen lassen.«

Das war ziemlich verwirrend. Scarpetta fragte Curtis, ob er verstünde, was er da gerade angedeutet hatte. Falls Carley einen

Freund – Dr. Warner Agee – in ihrem Zimmer beherbergte, würde sie ihm doch keine abgelaufene Karte hinterlassen.

»Da er weder eingetragen ist noch die Rechnung bezahlt«, meinte sie, »ist er nicht befugt, sich eine neue Karte zu holen, wenn die alte nicht mehr funktioniert, weil das darauf eingespeicherte Gültigkeitsdatum abgelaufen ist. Also nehme ich an, dass er die Reservierung nicht selbst verlängern konnte, denn er ist ja nicht der offizielle Mieter des Zimmers.«

»Richtig.«

»Dann können wir daraus schließen, dass ihre Karte nicht abgelaufen war und dass sie sich aus einem anderen Grund zwei neue besorgt hat«, fuhr Scarpetta fort. »Wollte sie gestern Abend noch etwas an der Rezeption?«

»Warten Sie einen Moment. Ich überprüfe das.« Er förderte sein Telefon zutage und tippte eine Nummer ein. »Hatte sich Ms. Crispin ausgesperrt, oder hat sie einfach an der Rezeption um neue Karten gebeten?«, erkundigte er sich bei jemandem. »Und wenn ja, mit welcher Begründung?« Er lauschte. »Natürlich. Ja, ja, wenn Sie das gleich erledigen könnten«, sagte er. »Ich wecke ihn nur ungern.« Er wartete.

Der Mitarbeiter am Empfang, der Carley am gestrigen späten Abend bedient hatte, wurde angerufen. Vermutlich lag er zu Hause im Bett und schlief. Währenddessen entschuldigte sich Curtis wortreich bei Scarpetta für die Verzögerung. Anscheinend wurde ihm immer unbehaglicher, denn er wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch ab und räusperte sich wiederholt. Marinos Stimme drang aus dem Zimmer

auf den Flur hinaus, und Scarpetta hörte ihn auf und ab gehen. Er telefonierte, doch sie konnte nichts verstehen.

»Ja, ich bin noch dran«, erwiderte der Nachtportier. Er nickte. »Aha. Nun, das klingt plausibel.« Er steckte das Telefon in die Tasche seiner Tweedjacke. »Ms. Crispin kam herein und marschierte sofort zur Rezeption. Sie meinte, sie sei eine Weile nicht im Hotel gewesen und befürchte, ihre Chipkarte könnte nicht mehr funktionieren. Ihr Freund sei schwerhörig, weshalb sie glaube, dass er es nicht bemerken würde, wenn sie an die Tür klopfte. Sie bucht das Zimmer nämlich monatsweise und hat die Reservierung zuletzt am 20. November erneuert. Also wäre die Karte morgen, am Samstag, abgelaufen. Um das Zimmer zu behalten, musste sie also die Reservierung verlängern, was sie auch getan hat.

Daraufhin hat man ihr zwei neue Karten ausgehändigt.

»Hat sie die Reservierung bis zum 20. Januar verlängert?«

»Nein, nur noch über das Wochenende. Sie sagte, sie werde das Zimmer am Montag, dem 22., aufgeben«, antwortete Curtis und starrte auf den Türspalt von Zimmer 412.

Scarpetta hörte, dass Marino sich drinnen bewegte.

»Ich habe sie nicht gehen sehen«, fügte Curtis hinzu. »Der Mitarbeiter, der am Empfang saß, als sie eintraf, hat beobachtet, wie sie mit dem Aufzug nach oben fuhr. Allerdings hat er nicht bemerkt, ob sie wieder heruntergekommen ist. Das Gleiche gilt auch für mich.«

»Dann muss sie die Treppe genommen haben«, stellte Scarpetta fest. »Denn sie ist

nicht da. Ebenso wie ihr Freund, wahrscheinlich Dr. Agee. Hat Ms. Crispin Ihres Wissens in der Vergangenheit jemals die Treppe benutzt?«

»Das tun die wenigsten. Zumindest hat es nie jemand erwähnt. Einige unserer prominenten Gäste sind sehr diskret, was ihr Kommen und Gehen betrifft. Aber offen gestanden würde ich Ms. Crispin nicht als schüchtern bezeichnen.«

Scarpetta dachte an die abgeschnittenen Haare im Waschbecken und fragte sich, ob Carley beim Betreten des Zimmers einen Blick ins Bad geworfen hatte. Vielleicht war Agee ja auch noch im Zimmer gewesen, als sie erschienen war, um Scarpettas gestohlenen BlackBerry loszuwerden. Hatten sie sich gemeinsam aus dem Staub gemacht? Hatten sie sich über die Treppe verdrückt und Scarpettas BlackBerry im

Zimmer zurückgelassen? Scarpetta stellte sich vor, wie Agee mit rasiertem Schädel und ohne Bart und Hörgeräte, vielleicht sogar ohne Brille, mit Carley Crispin die Treppe hinunterschlich. Es ergab keinen Sinn. Die Sache musste sich anders abgespielt haben.

»Werden in Ihrem Hotel die Zeiten aufgezeichnet, zu denen die Gäste ihre Zimmer betreten und verlassen und dabei die Karten mit den Magnetstreifen verwenden?« Scarpetta hielt das zwar für unwahrscheinlich, aber nachfragen konnte ja nicht schaden.

»Nein. In den meisten Hotelsoftwares, zumindest denen, die ich kenne, ist diese Funktion nicht vorgesehen. Außerdem speichern die Karten keine Informationen über die Gäste.«

»Also keine Namen, Adressen oder Kreditkartennummern. Nichts dergleichen befindet sich auf den Karten«, hakte sie nach.

»Auf gar keinen Fall«, entgegnete er. »Nur im Computer, nicht auf den Karten. Die dienen lediglich dazu, Türen zu öffnen, mehr nicht. Wir führen nicht Buch darüber. Der Großteil der Hotelkarten, wenigstens die, die mir untergekommen sind, enthalten keinerlei Informationen bis auf das Gültigkeitsdatum.« Ein Blick in Richtung Zimmertür. »Offenbar haben Sie niemanden angetroffen.«

»Detective Marino ist noch drin.«

»Nun, da bin ich aber froh«, entgegnete Curtis erleichtert. »Schließlich wollte ich, was Ms. Crispin und ihren Freund angeht, nicht das Schlimmste befürchten.«

Damit meinte er, er sei besorgt gewesen, einer von ihnen oder alle beide könnten tot im Zimmer liegen.

»Sie brauchen nicht hier oben zu warten«, erwiderte Scarpetta. »Wir geben Ihnen Bescheid, wenn wir fertig sind. Es könnte noch etwas dauern.«

Als sie wieder eintrat und die Tür schloss, war es still im Zimmer. Marino hatte den Fernseher ausgeschaltet. Nun stand er, das BlackBerry in der behandschuhten Hand, im Bad und betrachtete das Durcheinander im Waschbecken, auf der Ablage aus Marmor und auf dem Boden.

»Warner Agee«, verkündete sie und zog die Handschuhe an, die Marino ihr vorhin gereicht hatte. »Er hat in diesem Zimmer gewohnt. Carley vermutlich nicht. Wahrscheinlich hat sie keine einzige Nacht hier verbracht. Offenbar ist sie gestern Abend,

vielleicht gegen Viertel vor zwölf, hier erschienen, und zwar einzig und allein mit der Absicht, Warner Agee mein BlackBerry zu bringen. Ich muss mir deins ausleihen, meines kann ich nicht benutzen.«

»Wenn er es wirklich ist, schwant mir Übles«, meinte Marino, tippte das Passwort in sein BlackBerry ein und drückte es ihr in die Hand. »Mir gefällt die Sache nicht. Er rasiert sich die Haare ab und verschwindet ohne Hörgeräte und Brille?«

»Wann hast du zum letzten Mal beim Katastrophenschutz oder beim Sondereinsatzkommando nachgefragt? Hat sich etwas getan, was wir wissen sollten?«

Ein seltsamer Ausdruck malte sich auf Marinos Gesicht.

»Ich kann mich ja mal erkundigen«, fügte sie hinzu. »Allerdings bringt es nichts, wenn der Betreffende ins Krankenhaus

eingeliefert, festgenommen oder in eine Notunterkunft gebracht wurde oder auf der Straße umherirrt. Ich erfahre nur etwas, wenn die Person tot und in New York City ums Leben gekommen ist.« Sie tippte eine Nummer in Marinos BlackBerry ein.

»Die George Washington Bridge!«, rief Marino. »Das darf doch nicht wahr sein.«

»Was ist mit der Brücke?« In der Ermittlungsabteilung der Gerichtsmedizin läutete das Telefon.

»Ein Typ ist runtergesprungen. So gegen zwei. Ich habe die Live-Übertragung im Real Time Crime Center gesehen. Etwa sechzig, offenbar kahl, kein Bart. Ein Polizeihubschrauber hat den ganzen Wahnsinn gefilmt.«

Ein forensischer Ermittler namens Dennis meldete sich am Telefon.

»Ich würde gern wissen, ob etwas Neues reingekommen ist«, sagte Scarpetta. »Haben wir einen Fall von der George Washington Bridge?«

»Ja«, antwortete Dennis. »Ein Sprung in Gegenwart von Zeugen. Die Spezialeinheit hat versucht, mit ihm zu verhandeln, aber er wollte nicht hören. Sie haben alles auf Video. Der Polizeihubschrauber hat es aufgezeichnet. Ich habe schon eine Kopie angefordert.«

»Sehr geistesgegenwärtig von Ihnen. Irgendwelche Hinweise darauf, wer er ist?«

»Der Polizist, mit dem ich gesprochen habe, meinte, sie hätten keinerlei Anhaltspunkte. Weiß, männlich, zwischen fünfzig und sechzig. Er hatte nichts bei sich, woraus sich auf seine Identität schließen ließe. Weder eine Brieftasche noch ein Telefon. Optisch lässt sich auch nicht viel

erkennen. Er ist ziemlich übel zugerichtet. Ich glaube, er ist aus mindestens siebzig Meter Höhe runtergesprungen. Das ist etwa vergleichbar mit einem zwanzigstöckigen Gebäude. Diese Fotos können Sie nirgendwo herumzeigen.«

»Wären Sie bitte so gut, nach unten zu gehen und seine Kleidertaschen zu überprüfen?«, entgegnete Scarpetta. »Schauen Sie sich alles an, was zusammen mit der Leiche eingeliefert wurde. Dann fotografieren sie es und schicken mir die Bilder. Rufen Sie mich zurück, während Sie noch bei der Leiche sind.« Sie diktierte ihm Marinos Nummer. »Haben wir weitere nicht identifizierte weiße Männer?«

»Keiner, der uns Rätsel aufgeben würde. Bis jetzt sind wir ziemlich sicher, wer wer ist. Noch ein Selbstmord, eine Schießerei, ein überfahrener Passant, eine Überdosis,

der Typ hatte die Pillen noch im Mund. So was habe ich noch nie erlebt. Suchen Sie jemand Bestimmten?

»Wir vermissen einen Psychiater. Warner Agee.«

»Der Name kommt mir bekannt vor. Aber wir haben hier keinen, der so heißt.«

»Überprüfen Sie den Selbstmörder von der Brücke und rufen Sie mich sofort an.«

»Mir erschien er auch irgendwie vertraut«, stellte Marino fest. »Ich habe alles vom Schreibtisch aus beobachtet und mir die ganze Zeit gedacht, dass ich den Kerl schon mal irgendwo gesehen habe.«

Scarpetta kehrte zurück ins Bad, nahm die Chipkarte vom Frisiertisch und hielt sie an den Ecken hoch.

»Wir wollen das Ding auf Fingerabdrücke untersuchen. Außer dem brauchen wir ein paar Haare, seine Zahnbürste und was

sonst noch für einen DNA-Abgleich nötig ist. Da wir schon einmal hier sind, können wir das sofort erledigen.«

Marino zog ein frisches Paar Handschuhe an und ließ sich von ihr die Karte geben, während sie nach ihrem BlackBerry griff und ihre Mailbox abfragte. Seit sie das Telefon am gestrigen Abend um kurz vor acht, also vor ihrem Aufbruch zu CNN, zuletzt benutzt hatte, um mit Grace Darien zu sprechen, waren elf neue Anrufe eingegangen. Mrs. Darien hatte es noch drei Mal versucht, und zwar zwischen zehn und halb zwölf, bestimmt wegen der Nachrichtmeldung, die sich dank Carley Crispin überall verbreitet hatte. Bei den übrigen acht Anrufen, der erste um fünf nach zehn, der letzte gegen Mitternacht, war die Nummer unterdrückt worden. Benton und Lucy. Er hatte sie angerufen, während sie mit Carley

auf dem Nachhauseweg war, und Lucy hatte sich vermutlich gemeldet, nachdem sie von dem Bombenalarm gehört hatte. Scarpetta erkannte an den grünen Symbolen neben den neuen Nachrichten, dass keine davon abgefragt worden war. Um visuelle Voice-mail zu lesen, brauchte man das Passwort des Telefonbesitzers nicht, nur das des BlackBerry, das sie ja deaktiviert hatte.

Marino wechselte erneut die Handschuhe und widmete sich der zweiten Chipkarte. Scarpetta überlegte, ob sie ihre neuen Nachrichten per Fernabfrage mit seinem Telefon abhören sollte. Sie war insbesondere auf die von Mrs. Darien neugierig, die wegen des Ammenmärchens von dem gelben Taxi und Hannah Starrs angeblich darin gefundenen Haaren gewiss außer sich war. Vermutlich glaubte Mrs. Darien nun wie die meisten ihrer Mitmenschen, dass ihre

Tochter Opfer desselben Täters war, der auch Hannah auf dem Gewissen hatte. Wenn die Polizei die Information früher freigegeben hätte, wäre Toni vielleicht nie in ein Taxi gestiegen. *Sei nicht albern*, dachte Scarpetta. *Öffne keine Dateien, ehe Lucy hier ist.* Sie blätterte die SMS und E-Mails durch. Keine neue Nachricht war aufgerufen worden.

Obwohl Scarpetta keine Anzeichen dafür erkannte, dass jemand den Inhalt ihres BlackBerry überprüft hatte, war sie verunsichert, denn sie besaß nicht die Möglichkeit, festzustellen, ob das auch für die bereits geöffneten PowerPoint-Präsentationen und Tatortfotos galt. Allerdings wunderte es sie, dass Warner Agee sich nicht die Zeit dafür genommen hatte. Er war doch sicher neugierig auf die Nachrichten der Mutter der ermordeten

Joggerin gewesen. Immerhin handelte es sich um sensationelle Informationen, die Carley in ihrer Sendung unter die Leute bringen konnte. Warum hatte er es nicht getan? Wenn man davon ausging, dass es sich bei dem Mann, der zweieinhalb Stunden später von der George Washington Bridge gesprungen war, um Warner Agee handelte, musste er bei Carleys Eintreffen um Viertel vor zwölf noch gelebt haben. *Depression und Gleichgültigkeit*, sagte sie sich. *Vielleicht war das der Grund.*

Inzwischen war Marino mit den Karten fertig. Scarpetta ließ sich von ihm ein neues Paar Handschuhe geben. Die benutzten lagen in einem ordentlichen Haufen auf dem Boden wie die abgefallenen Blütenblätter einer Magnolie. Dann nahm sie die Karte, die auf dem Frisiertisch im Bad gelegen

hatte, und testete sie an der Zimmertür. Das Lämpchen blinkte gelb.

»Fehlanzeige«, verkündete sie und probierte es mit der anderen Karte, der vom Couchtisch neben dem BlackBerry. Das Lämpchen leuchtete grün, und die Tür gab ein vielversprechendes Klicken von sich. »Das ist die neue«, stellte sie fest. »Carley hat ihm mein BlackBerry und einen neuen Schlüssel gebracht. Einen hat sie vermutlich behalten.«

»Also war er offenbar nicht hier«, erwiderte Marino, während er mit einem Markierstift einen Asservatenbeutel beschriftete und ihn ordentlich bei den anderen in seinem Koffer verstaute.

Scarpetta erinnerte sich an früher, als er Beweisstücke, die persönliche Habe des Opfers oder polizeiliche Ausrüstungsgegenstände in ein x-beliebiges, gerade

verfügbares Behältnis gepackt und den Tatort, zumeist mit einigen braunen Papiertüten aus dem Supermarkt oder alten Pappkartons beladen, verlassen hatte. Seine Ausbeute hatte er dann im Bermudadreieck seines Kofferraums versenkt, der außerdem seine Angelrute, eine Bowlingkugel und einen Kasten Bier beherbergte. Auf unerklärliche Weise war es ihm dennoch gelungen, niemals etwas Wichtiges zu verlieren oder zu verschmutzen, obwohl Scarpetta einige Gelegenheiten einfielen, in denen seine Schlamperei den Ermittlungen nicht gerade dienlich gewesen waren. Seine Unzuverlässigkeit wäre ihm und anderen häufig beinahe zum Verhängnis geworden.

»Sie kreuzt also hier auf und geht zur Rezeption, weil ihr nichts anderes übrigbleibt. Schließlich ist sie auf eine funktionierende Chipkarte angewiesen und will

außerdem die Reservierung verlängern. Anschließend fährt sie nach oben, öffnet die Tür und stellt fest, dass der Vogel ausgeflogen ist.« Marino versuchte, Carleys Schritte in der letzten Nacht nachzuvollziehen. »Falls sie nicht auf die Toilette gemusst hat, hat sie das Chaos dort, seine Haare und seine Hörgeräte, vermutlich gar nicht gesehen. Also, ich bin überzeugt, dass sie ihn weder angetroffen noch den Zustand des Badezimmers bemerkt hat. Bestimmt hat sie dein Telefon und eine neue Karte auf den Tisch gelegt und sich rasch über die Treppe verdrückt, weil sie so wenig Aufmerksamkeit wie möglich erregen wollte, denn schließlich führte sie etwas im Schilde.«

»Es könnte sein, dass er eine Weile draußen umhergeirrt ist.« Scarpetta dachte an Agee. »Überleg mal. Vergiss nicht, was

er vorhatte. Vorausgesetzt, dass er wirklich unser Selbstmörder ist.«

Als Marino seinen Koffer zuklappte, läutete sein Telefon. Nach einem Blick auf das Display reichte er es Scarpetta. Es war ihr Büro.

»Wir haben seine Taschen umgedreht, leer«, meldete Dennis. »Die Polizei hatte ihn schon auf Ausweispapiere, illegale Drogen, eine Waffe und so weiter durchsucht. Einige Sachen haben sie in eine Tüte gesteckt. Ein paar Münzen und ein Ding, das wie eine Fernbedienung aussieht. Vielleicht gehört sie zu einem tragbaren Radio oder einem Satellitenempfänger.«

»Steht der Herstellername drauf?«, erkundigte sich Scarpetta.

»Siemens.« Dennis buchstabierte.

Es klopfte an der Tür. Marino ging aufmachen, während Scarpetta zu Dennis

sagte: »Können Sie feststellen, ob die Fernbedienung eingeschaltet ist?«

»Nun, da ist eine kleine Anzeige, so ein Display.«

Lucy kam herein, gab Marino einen braunen Umschlag und zog ihre schwarze Lederjacke aus. Sie war zum Fliegen angezogen. Cargohose, Militärhemd und leichte Stiefel mit Gummisohlen. Außerdem hatte sie einen dunkelbraunen Rucksack geschultert, den sie stets mit sich herumschleppte, eine Freizeittasche, ausgestattet mit einer Unzahl von Seitenfächern, von denen eines gewiss eine Waffe enthielt. Sie nahm den Rucksack ab, öffnete das Hauptfach und holte ihr MacBook heraus.

»Es müsste einen Anschaltknopf haben«, sagte Scarpetta und beobachtete, wie Lucy ihren Laptop aufklappte. Marino wies auf Scarpettas BlackBerry. Die beiden sprachen

so leise, dass Scarpetta nichts verstehen konnte. »Drücken Sie drauf, bis Sie glauben, dass die Fernbedienung ausgeschaltet ist«, wies sie Dennis an. »Haben Sie mir ein Foto geschickt?«

»Sie müssten es schon haben. Ich denke, das Ding ist aus.« »Dann hatte er es bestimmt schon eine Weile in der Tasche«, erwiderte Scarpetta.

»Das habe ich mir auch überlegt.«

»Es muss so sein, denn die Polizei hat auf dem Display nichts gesehen, was ihn identifiziert hätte. Das funktioniert nämlich nur, wenn man die Information aufruft. Und genau das werden Sie jetzt tun. Drücken Sie noch einmal auf den Knopf, um es zu aktivieren, und schauen Sie, ob Sie irgendeine Nachricht des Systems erhalten. Das ist so ähnlich, wie wenn Sie Ihr Telefon einschalten und Ihre Nummer auf dem Display

erscheint. Meiner Ansicht nach gehört die Fernbedienung zu einem Hörgerät, genau genommen zu zweien.«

»Die Leiche trug keine Hörgeräte«, antwortete Dennis. »Aber die wären bei einem Sprung von der Brücke wahrscheinlich rausgefallen.«

»Lucy?«, sagte Scarpetta. »Könntest du dich in meine Büro-E-Mailbox einloggen und eine gerade abgeschickte Datei öffnen? Ein Foto. Du kennst ja mein Passwort. Es ist dasselbe wie bei dem BlackBerry.«

Lucy stellte ihren Computer auf die Konsole unterhalb des an der Wand befestigten Fernsehers und fing an zu tippen. Ein Foto erschien auf dem Bildschirm. Sie kramte einen VGA-Adapter und ein Überspielkabel heraus und steckte den Adapter in die Buchse des Computers.

»Ich habe hier einen Text auf dem Display. Bei Verlust bitte Dr. Warner Agee kontaktieren.« Dennis las eine Telefonnummer vor. »Mann, da hätten wir ja endlich etwas.« Seine Stimme in Scarpettas Ohr klang aufgeregt. »Jetzt ist die Nacht für mich gerettet. Wofür steht 202? Ist das nicht die Vorwahl von Washington, D. C.?«

»Rufen Sie dort an und schauen Sie, was passiert.« Scarpetta konnte es sich schon denken.

Lucy stöpselte das Kabel seitlich in den Fernseher ein, als auf dem Bett im Hotelzimmer das Mobiltelefon läutete. Der Klingelton war sehr laut. Die Fuge in d-Moll von Bach. Gleichzeitig erschien das grausige Foto einer auf einer Bahre liegenden Leiche auf dem Flachbildschirm.

»Das ist der Typ von der Brücke«, stellte Marino fest und näherte sich dem

Fernseher. »Ich erkenne ihn an der Kleidung.«

Der schwarze Leichensack klaffte weit auseinander. Der kahle und bartlose Kopf war mit dunklem verkrustetem Blut bedeckt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der obere Teil seiner Schädeldecke war zerschmettert. Blut und Hirnmasse quollen aus den Rissen in seiner schwerverletzten Kopfhaut. Sein linker Kiefer war mindestens ein Mal gebrochen. Der Mund stand offen und gab eine blutige untere Zahnreihe frei. Einige Zähne waren zersplittert oder fehlten ganz. Ein Auge hing aus der Höhle. Die dunkle Jacke war an den Schulternähten zerrissen, das linke Hosenbein aufgeplatzt, sodass das schartige Ende eines Oberschenkelknochens aus dem Khakistoff ragte wie ein abgeknickter Zweig. Seine Knöchel waren in unnatürlichem Winkel

verbogen. Die Schuhe hatte er verloren, und seine Socken hatten Löcher an den Fersen.

»Er ist mit den Füßen zuerst gelandet und dann auf die linke Seite gekippt«, merkte Scarpetta an. Inzwischen hatte das Mobiltelefon auf dem Bett aufgehört zu läuten. Die Fuge von Bach verstummte. »Wahrscheinlich ist er auf dem Weg nach unten mit dem Kopf an einen Brückenpfeiler gestoßen.«

»Er trug eine Uhr«, sagte Dennis am Telefon. »Sie befindet sich in dem Beutel bei seinen Sachen. Kaputt. Eine alte Bulova aus silberfarbenem Metall mit Gliederband. Um achtzehn nach zwei stehen geblieben. Vermutlich ist das der Todeszeitpunkt. Soll ich die Information an die Polizei weitergeben?«

»Ich habe die Polizei hier«, erwiderte Scarpetta. »Danke, Dennis. Ich kümmere mich um alles.«

Sie beendete das Gespräch. Als sie Marino sein BlackBerry zurückgeben wollte, begann es zu läuten. Er nahm das Gespräch an und ging dabei auf und ab.

»Okay«, sagte er mit einem Blick auf Scarpetta. »Aber ich komme wahrscheinlich allein.« Er unterbrach die Verbindung. »Lobo«, wandte er sich an Scarpetta. »Er ist gerade in Rodman's Neck eingetroffen. Ich muss los.«

»Ich habe noch kaum hier angefangen«, entgegnete sie. »Todeszeitpunkt und Todesart sind nicht das Problem, sondern die Hintergründe.«

Bei der Obduktion von Dr. Warner Agee würde sie sich in seine Psyche hineinversetzen müssen. Außerdem stand ein

dringendes Gespräch mit ihrer Nichte an. Scarpetta holte ihre Tatorttasche, die an der Wand neben der Tür lehnte, und entnahm ihr einen durchsichtigen Plastikbeutel, der den Umschlag von FedEx mit Dodie Hodges singender Weihnachtskarte enthielt. Scarpetta hatte sich die Karte bis jetzt weder angeschaut noch das Lied gehört. Benton hatte sie ihr gegeben, als sie heute am frühen Morgen ohne ihn aufgebrochen war.

»Das hier solltest du besser mitnehmen«, sagte sie zu Marino.

Die Lichter von Manhattan tauchten den Horizont in einen dunstigen violettblauen Schein, der an einen Bluterguss erinnerte, als Benton durch die Dunkelheit auf dem West Side Highway den Hudson entlang nach Süden fuhr.

Zwischen Lagerhäusern und Zäunen konnte er immer wieder einen Blick auf das Palmolive Building erhaschen. Die Colgate-Uhr verriet ihm, dass es zwanzig vor sieben war. Die Freiheitsstatue hob sich wie ein Basrelief vom Fluss und vom Himmel ab. Der Stadt zugewandt, stand sie da und reckte den Arm, als wollte sie ein Taxi anhalten. Bentons Fahrer nahm die Vestry Street tiefer ins Bankenviertel hinein, wo die Folgen der dahinsiechenden Wirtschaft

nicht zu übersehen waren. Restaurantfenster waren mit braunem Papier abgedeckt, Insolvenzerklärungen klebten an den Türen. Überall wiesen Schilder auf Räumungsverkäufe und zu vermietende Ladenflächen und Wohnungen hin.

Die verlassenen Gebäude waren rasch von GraffitiSprayern übernommen worden. Aufgegebene Lokale und Läden, die Metallgitter vor den Türen und leere Plakatwände waren beschmiert. Der Großteil der Abbildungen war obszön oder einfach nur sinnlos, doch einige der Karikaturen wirkten ziemlich beeindruckend. Die Börse als Humpty Dumpty beim Fall von der Mauer. Die *U.S.S. Economy*, die sank wie die *Titanic*. Ein Wandgemälde, das Freddie Mac als den Grinch, den Zerstörer des Weihnachtsfestes, auf einem mit Schulden

vollgepackten Schlitten darstellte. Die acht ausgesprochen mageren Rentiere galoppierten über die Dächer zwangsversteigert-er Häuser hinweg. Onkel Sam beugte sich nach vorn, damit AIG ihn von hinten nehmen konnte.

Warner Agee war tot. Das hatte Benton nicht von Scarpetta, sondern von Marino. Er hatte vor einigen Minuten angerufen, allerdings ohne zu wissen oder auch nur zu ahnen, welche Rolle Agee in Bentons Leben gespielt hatte. Marino hatte sich einfach nur gedacht, es könnte Benton interessieren, dass der forensische Psychiater von einer Brücke gesprungen und dass Scarpettas BlackBerry in dem Hotelzimmer gefunden worden war, das er seit Mitte Oktober bewohnte. Während der Herbstsaison von CNN also. Offenbar hatte Carley Crispin oder sonst jemand eine Abmachung mit

Agee getroffen. Crispin hatte ihn nach New York geholt, ihm eine Unterkunft verschafft und ihn betreut, damit er sie mit Informationen versorgte und in ihrer Sendung auftrat. Aus irgendeinem Grund hatte sie angenommen, dass er die Mühe wert war. Benton fragte sich, ob sie ihm seine Thesen wirklich geglaubt hatte. Vielleicht war ihr der Wahrheitsgehalt seiner Aussagen auch einfach gleichgültig gewesen, solange sie die Gelegenheit erhielt, sich zur besten Sendezeit im Fernsehen zu präsentieren. Oder hatte Agee andere Pläne gehabt, die Benton sich in seinen kühnsten Träumen nicht vorstellen konnte? Er hatte nicht die geringste Ahnung und war nicht sicher, ob er jemals über seine Erfahrungen mit Warner Agee hinwegkommen würde. Außerdem wunderte er sich, weil er weder Erleichterung noch Befriedigung empfand. Genau

genommen empfand er überhaupt nichts und fühlte sich wie betäubt, so wie damals, als er endlich seine Tarnung hatte aufgeben und von den Toten auferstehen können.

Bei seinem ersten Spaziergang am Hafen von Boston, der Stadt seiner Jugend, wo er sich sechs Jahre lang in verschiedenen Bruchbuden versteckt gehalten hatte, war ihm schlagartig klar geworden, dass er nicht länger eine erfundene Person namens Tom Haviland spielen musste. Doch die Euphorie war ausgeblieben. Inzwischen verstand er, warum gerade aus dem Gefängnis Entlassene sofort den erstbesten Supermarkt überfielen, um wieder eingesperrt zu werden. Auch Benton hatte Heimweh nach seinem Exil gehabt. Es war eine Befreiung gewesen, nicht mehr die Last tragen zu müssen, Benton zu sein. Die Niedergeschlagenheit war ihm zur zweiten Natur

geworden, und sein sinnloser Alltag war für ihn bedeutungsvoll und ein Trost gewesen, obwohl er alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um seine Identität zurückzubekommen. Mit chirurgischer Präzision hatte er Pläne geschmiedet, um die Menschen zu beseitigen, die ihn gezwungen hatten, unterzutauchen: das organisierte Verbrechertkartell der französischen Familie Chandonne.

Es war der Frühling 2003. Kühl, ja, beinahe kalt wehte der Wind vom Hafen heran. Der Himmel war bewölkt. Benton stand am Burroughs Wharf und beobachtete, wie eine Einheit der maritimen Abteilung der Bostoner Feuerwehr einen Zerstörer eskortierte, der unter norwegischer Flagge fuhr. Die roten Feuerwehrboote umringten das gewaltige graue, an einen Hai erinnernde Schiff. Die Feuerwehrleute waren

guter Stimmung und richteten ihre Bordkanonen in die Luft, sodass in einem spielerischen Salutschuss Wasserfontänen sprühten. *Willkommen in Amerika*. Als ob die Begrüßung für ihn bestimmt gewesen wäre. *Willkommen zu Hause, Benton*. Trotz seines Gefühls der Fremdheit und Benommenheit hatte er das Spektakel betrachtet und so getan, als gälte die Veranstaltung ihm. Es war vergleichbar damit, dass man sich zwickte, um sicherzugehen, dass man noch lebte. *Lebst du noch?* Diese Frage hatte er sich immer wieder gestellt. *Wer bist du?* Schließlich hatte er seine Mission im dunklen Herzen von Louisiana beendet. In den Bayous, den verfallenden Villen und den Häfen, wo er sich unter Einsatz seines Verstandes und seiner Waffe seiner Feinde, der Chandonnes und ihrer Handlanger, entledigt hatte. Er hatte gesiegt. *Es ist*

vorbei, hatte er sich gesagt. *Du hast gewonnen.* Aber irgendetwas stimmte nicht, hatte er gedacht, während er am Hafen entlangschlenderte und zusah, wie die Feuerwehrleute sich einen schönen Tag machten. Die Freude, die er sich ausgemalt hatte, hatte schon im nächsten Augenblick einen schalen und faden Beigeschmack bekommen. So als bisse man in ein Steak, nur um festzustellen, dass es aus Plastik war. Oder als führe man einen sonnen-durchglühten Highway entlang, ohne sich der Fata Morgana auch nur ein Stück zu nähern.

Er stellte fest, dass er eine Todesangst davor hatte, in ein Leben zurückzukehren, das es inzwischen nicht mehr gab. Seine Furcht davor, Entscheidungen treffen zu müssen, war ebenso groß wie die vor der Ausweglosigkeit, und die Aussicht auf ein

Wiedersehen mit Kay Scarpetta schreckte ihn nicht minder als das Wissen, dass er sie für immer verloren hatte. Das Dasein mit seinen Irrungen und Wirrungen: Nichts ergab Sinn und tat es gleichzeitig doch. Warner Agee hatte bekommen, was er verdiente. Er hatte sich selbst gerichtet. Allerdings war es im Grunde genommen nicht seine Schuld, dass er so geworden war, und man durfte es ihm deshalb nicht zum Vorwurf machen. Eine Hirnhautentzündung im Alter von vier Jahren hatte sein Schicksal ebenso besiegelt, als wäre er unter die Räder eines Autos gekommen. Und so hatte sich die Kettenreaktion, ein Zusammenstoß nach dem anderen, unaufhaltsam fortgesetzt, bis sein Körper auf der Fahrbahn einer Brücke zerschellt war. Jetzt lag Agee im Leichenschauhaus, und Benton saß in

einem Taxi. Nur dass sie in diesem Moment eines gemeinsam hatten. Der Tag der Abrechnung war gekommen, und sie waren im Begriff, vor dem Angesicht ihres Schöpfers zu stehen.

Das FBI belegte sechs Etagen im Jacob K. Javits Federal Building and Customs Court-house im Herzen des Regierungsviertels, einem modernen Gebäudekomplex aus Glas und Beton, umgeben von dem mit klassischen Säulen versehenen Gerichtsgebäude und weiteren Behörden. Einige Häuserblocks entfernt befanden sich das Rathaus, die Polizeizentrale One Police Plaza, die Staatsanwaltschaft One Hogen Place und das städtische Gefängnis. Wie die meisten Regierungsgebäude war auch dieses mit gelben Flatterbändern, Zäunen und Bombenbarrieren aus Beton verbarrikadiert, die so platziert waren, dass sie

Fahrzeuge am Näherkommen hinderten. Die gesamte Grünfläche davor – geschwungene grüne Bänke und verdorrtes, mit Schnee bedecktes Gras – war für die Öffentlichkeit tabu. Um in das Gebäude zu gelangen, musste Benton am Thomas Paine Park aus dem Taxi steigen und die bereits dicht befahrene Lafayette Street überqueren. An der ebenfalls für Autos gesperrten Duane Street ging er nach rechts und bis zu einer Schranke. Aus dem Boden ragten Metallzacken, die Autoreifen aufschlitzten, und außerdem gab es ein Wachhäuschen – nur für den Fall, dass jemand die vielen Schilder mit der Aufschrift *Betreten verboten* übersehen haben könnte.

Da das vierzig Stockwerke hohe Bauwerk aus Glas und Granit noch nicht geöffnet war, drückte er auf eine Klingel und zeigte dem uniformierten FBI-Beamten auf der

anderen Seite des verglasten Seiteneingangs seinen Ausweis. Er sagte, er habe einen Termin mit Special Agent Marty Lanier, und wurde hereingelassen, nachdem der Polizist seinen Ausweis kontrolliert hatte. Benton leerte seine Taschen und trat durch den Röntgenscanner. Er wurde nicht besser behandelt als die Einwanderer, die an jedem Werktag in der Worth Street Schlange standen, um die amerikanische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Am anderen Ende der mit Granit ausgekleideten Vorhalle befand sich ein weiterer Kontrollposten, diesmal hinter einer schweren Tür aus Glas und Stahl neben dem Aufzug. Benton musste die gleiche Prozedur erneut über sich ergehen lassen. Diesmal forderte man ihn auf, seinen Führerschein abzugeben, und reichte ihm dafür

einen Schlüssel und einen Besucherausweis.

»Alle elektronischen Geräte, auch Telefone, bitte dort hinein«, wies der Polizist in der Kabine Benton an und deutete auf eine Reihe kleiner Schließfächer über einem Tisch. Er benahm sich, als wäre Benton noch nie hier gewesen. »Den Besucherausweis immer offen tragen. Wenn Sie mir den Schlüssel geben, bekommen Sie Ihren Führerschein zurück.«

»Danke. Mal schauen, ob ich mir das alles merken kann.«

Benton tat so, als legte er das BlackBerry in das Schließfach, ließ es aber im Ärmel verschwinden. Als ob er eine Bedrohung darstellte und Fotos oder Videoaufnahmen von einer dämlichen Außenstelle des FBI machen würde! Er steckte den Schlüssel zum Schließfach in die Jackentasche, stieg

in den Aufzug und drückte auf den Knopf für den siebenundzwanzigsten Stock. Der Ausweis mit dem großen V kennzeichnete ihn als Besucher, ebenfalls eine Beleidigung, weshalb er ihn in der Tasche verstaute. Er fragte sich, ob er sich richtig verhalten hatte, als Marino anrief, um ihm von Agees Selbstmord zu berichten.

Marino hatte gesagt, er sei unterwegs nach Rodman's Neck und werde Benton später bei der Sitzung sehen, sofern das FBI sich gnädigerweise auf einen Zeitpunkt festlegen könnte. Obwohl Benton gerade im Taxi saß, um zu ebendieser Sitzung zu fahren, von der Marino redete, hatte er es nicht erwähnt. Er rechtfertigte es damit, dass es nicht seine Aufgabe war. Offenbar wünschte Marty Lanier Marinos Anwesenheit nicht. Benton wusste zwar nicht, wer sonst noch dabei sein würde, doch Marino

stand anscheinend nicht auf der Liste. Sonst wäre er ja hier gewesen und nicht auf dem Weg in die Bronx. Benton vermutete, dass er Lanier bei seinem Telefonat mit ihr verärgert hatte.

Die Aufzugtüren öffneten sich in der Chefetage. In die Glastür war das Emblem des Justizministeriums eingraviert. Benton, der keine Menschenseele entdecken konnte, trat nicht ein, um sich zu setzen, sondern wartete lieber auf dem Flur. Er schlenderte an den typischen Schauvitriinen vorbei, die in jeder Außenstelle standen, in der er je gewesen war – Jagdtrophäen, wie er sie insgeheim bezeichnete. Nachdem er den Mantel ausgezogen hatte, schaute er sich um und lauschte, ob inzwischen jemand eingetroffen war. Um die Zeit totzuschlagen, betrachtete er die Überbleibsel aus dem Kalten Krieg. Ausgehöhlte Steine,

Münzen und Zigarettenschachteln für die heimliche Übergabe von Mikrofilmen. Anti-Panzer-Waffen aus dem Ostblock.

An den Wänden hingen Plakate, die für Filme warben, in denen das FBI eine Rolle spielte: *Der FBI-Agent*, *Geheimagent des FBI*, *Das Haus in der 92. Straße*, *7hunderheart*, *Donnie Brasco*. Die Poster erstreckten sich die ganze Wand entlang. Benton blieb es auch weiterhin rätselhaft, warum sich die Öffentlichkeit, nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch im Ausland, so brennend für das FBI interessierte. Das FBI wurde offenbar niemals langweilig – außer man gehörte selbst dazu. Dann war es nämlich einfach ein Job wie jeder andere, nur mit dem Unterschied, dass die Behörde Besitzansprüche auf einen erhob. Und zwar nicht nur auf ihre Mitarbeiter, nein, auf alle, die in Kontakt mit ihnen

standen. Als er noch Eigentum des FBI gewesen war, hatte sich dies auch auf Scarpetta erstreckt. So hatte Warner Agee die Möglichkeit gehabt, sie voneinander zu trennen, sie auseinanderzureißen und sie in zwei Züge zu stecken, die in verschiedene Vernichtungslager fuhren. Benton sagte sich, dass er das gottverdammte FBI nicht vermisste. Agee, dieser Schweinehund, hatte ihm eigentlich einen Gefallen getan. Jetzt war Agee tot. Benton spürte einen Anflug von Gefühl und erschrak wie nach einem Elektroschock.

Als er rasche Schritte auf Fliesen hörte, drehte er sich um. Eine Frau, der er noch nie begegnet war, hastete auf ihn zu. Sie war brünett, hübsch und anziehend, hatte eine gute Figur und war schätzungsweise Mitte dreißig. Bekleidet war sie mit einer weichen hellbraunen Lederjacke, einer

dunklen Hose und Stiefeln. Das FBI hatte die Angewohnheit, überdurchschnittlich viele gutaussehende und gebildete Menschen zu beschäftigen. Das war kein Vorurteil, sondern eine Tatsache. Ein Wunder, dass sich nicht mehr Pärchen bildeten, obwohl Männer und Frauen jeden Tag eng zusammenarbeiteten, an schwierigen Fällen, ein wenig berauscht von der Macht – und das Ganze gemischt mit einer ordentlichen Portion Eitelkeit. Doch die meisten hielten Abstand. In Bentons Zeit beim FBI kamen Büroaffären selten vor – oder wurden derart streng geheim gehalten, dass kaum jemand davon erfuhr.

»Benton?« Sie schüttelte ihm kräftig die Hand. »Marty Lanier. Der Sicherheitsdienst hat mir mitgeteilt, Sie seien schon unterwegs nach oben. Ich wollte Sie nicht warten lassen. Sie waren schon einmal hier?«

Das war keine Frage. Sie würde überhaupt keine Fragen stellen, wenn sie die Antwort nicht bereits kannte, und sie hatte sich sicher eingehend über ihn erkundigt. Benton hatte sie sofort eingeordnet. Hochintelligent, strotzend vor Tatendrang und Scheitern nicht gewohnt. Ein Mensch, der ständig in Bewegung war. Er hielt sein BlackBerry in der Hand. Es war ihm gleichgültig, ob sie es bemerkte. Stattdessen rief er seine Nachrichten auf, ohne einen Hehl daraus zu machen. Ihn kommandierte niemand herum. Er war kein gottverdammter Besucher.

»Wir nehmen den SAC-Konferenzraum«, verkündete sie. »Aber zuerst holen wir uns einen Kaffee.«

Wenn sie den Konferenzraum des Dienststellenleiters benutzen wollte, hieß das, dass sie nicht nur zu zweit sein würden. Ihr

Akzent klang leicht nach Brooklyn oder New Orleans, weiße Oberschicht, was schwer zu unterscheiden war. Offenbar hatte sie sich bemüht, den Dialekt abzulegen.

»Detective Marino ist nicht hier«, stellte Benton fest und steckte das BlackBerry ein.

»Wir brauchen ihn nicht«, entgegnete sie im Gehen. Benton ärgerte sich über die Bemerkung.

»Wie Sie wissen, habe ich vorhin mit ihm gesprochen. Im Licht der jüngsten Ereignisse nützt er uns dort, wo er derzeit ist, mehr.« Sie sah auf die Uhr, eine schwarze Luminox aus Gummi, sehr beliebt bei den Tauchern der Navy. Also war sie vermutlich Mitglied der Taucherabteilung, wieder eine dieser FBI-Superfrauen. »Er sollte jeden Moment dort sein.« Sie meinte Rodman's Neck. »Die Sonne geht etwa gegen null-

siebenhundertundfünfzehn auf. Also kann das besagte Paket bald entschärft werden. Dann haben wir Klarheit, worum es sich handelt und wie wir weiter verfahren müssen.«

Benton erwiderte nichts. Er war gereizt. Die Frau fiel ihm auf die Nerven.

»Ich hätte mich anders ausdrücken sollen. Vielleicht besteht ja gar kein Grund zu handeln. Keine Ahnung, ob es im Zusammenhang mit anderen Dingen von Belang ist.« Sie beantwortete weiter Fragen, die niemand gestellt hatte.

Typisch FBI. Es war, als müssten neue Mitarbeiter erst einmal einen Berlitz-Kurs in Bürokratensprache besuchen, um das richtige Um-den-heißen-Brei-Herumreden zu lernen. Man verriet seinen Mitmenschen nur das, was sie hören sollten. Ganz gleich, welche Informationen sie auch brauchten.

Irreführen, ausweichen oder – die beliebteste Methode – verschweigen.

»Momentan schwer festzustellen, was von Bedeutung ist und was nicht«, fügte sie hinzu.

Benton fühlte sich, als hätte man ihm eine Glaskuppel übergestülpt. Es war zwecklos, dass er etwas antwortete. Sie würde ihn sowieso nicht hören. Seine Stimme war zu leise. Er zählte nicht.

»Eigentlich habe ich ihn angerufen, weil er als Kontaktperson bei einer Suchanfrage aufgeführt war, die uns elektronisch vom RTCC geschickt wurde«, fuhr sie fort. »Die Tätowierung der Person, die das Paket bei Ihnen abgegeben hat. So viel habe ich Ihnen in unserem kurzen Telefonat bereits erklärt, Benton, und mir ist klar, dass Sie die weiteren Hintergründe nicht kennen. Dafür muss ich mich entschuldigen, aber

ich kann Ihnen versichern, dass wir Sie nicht um diese frühe Stunde hergebeten hätten, wenn die Angelegenheit nicht äußerst dringend wäre.«

Sie gingen einen langen Flur entlang, vorbei an kahlen, mit einem Tisch, zwei Stühlen und einem Stahlgeländer zum Befestigen von Handschellen ausgestatteten Vernehmungszimmern. Alles war in Beige und Blau gehalten, ein Farbton, den Benton »Bundesblau« nannte. Das Blau auf dem Hintergrund jedes Fotos, das einen FBI-Direktor zeigte. Das Blau von Janet Renos Kleidern. Das Blau von George W. Bushs Krawatten. Die blauen Leute, die logen, bis sie blau im Gesicht waren. Beim FBI wimmelte es nur so von blauen Republikanern. Es war schon immer eine ultrakonservative Behörde gewesen. Kein Wunder, dass Lucy vergrault worden war. Benton war ein

unabhängiger Mensch. Er ließ sich nicht mehr von einer Organisation vereinnahmen.

»Haben Sie noch Fragen, bevor wir uns mit den anderen treffen?« Lanier blieb vor einer beigen Metalltür stehen. Als sie einen Code in ein Tastenfeld eintippte, klickte das Schloss.

»Wie ich annehme, erwarten Sie von mir, dass ich Detective Marino erkläre, warum er ursprünglich hätte dabei sein sollen und weshalb wir hier dennoch eine Sitzung abhalten, von der er nichts weiß.« Inzwischen kochte er vor Wut.

»Sie haben eine langjährige Beziehung zu Peter Rocco Marino.« Es klang seltsam, dass sie seinen vollen Namen aussprach. Lanier eilte weiter. Wieder ein Flur, diesmal noch länger. Benton konnte seinen Zorn kaum noch zügeln.

»Sie haben in den Neunzigern, als Sie Leiter der Abteilung Verhaltensforschung waren, in einigen Fällen mit ihm zusammengearbeitet«, sprach sie weiter. »Dann brach Ihre Karriere ab. Ich vermute, Sie kennen die Nachrichten.« Beim Gehen sah sie ihn nicht an. »Warner Agee. Ich bin ihm nie begegnet, obwohl wir uns eine Weile für ihn interessiert haben.«

Benton blieb stehen. Sie standen allein in der Mitte eines endlosen kahlen Korridors mit eintönigen schmutzig beigen Wänden und abgestoßenen grauen Fliesen. Unpersönlich, typisch Behörde. Absichtlich ausdruckslos, phantasielos und gesichtslos gehalten. Benton legte Lanier die Hand auf die Schulter und war ein wenig überrascht, wie muskulös sie war. Sie war zierlich, aber kräftig, und als sie ihn anblickte, malte sich ein fragender Ausdruck in ihren Augen.

»Ich lasse mich von Ihnen nicht verarschen«, sagte er.

Ihre Augen funkelten hart wie Metall. »Fassen Sie mich bitte nicht an«, entgegnete sie.

Benton nahm die Hand weg und wiederholte den Satz leise und tonlos. »Ich lasse mich von Ihnen nicht verarschen, Marty.«

Sie verschränkte die Arme und starrte ihn ein wenig trotzig, allerdings furchtlos an.

»Auch wenn Sie einer neuen Generation angehören und bis über beide Ohren mit Informationen vollgestopft sind, werden Sie mehr als zehn Leben brauchen, bis Sie sich so gut in diesem Geschäft auskennen wie ich«, fügte er hinzu.

»Niemand zweifelt an Ihrer Erfahrung und Ihren Fachkenntnissen, Benton.«

»Sie wissen ganz genau, was ich meine, Marty. Sie können mich nicht herbeipfeifen

wie einen dressierten Hund und mich dann zu einer Sitzung schleppen, um allen die Kunststückchen zu zeigen, die das FBI mir im Mittelalter beigebracht hat. Beim FBI habe ich rein gar nichts gelernt, sondern mir alles selbst angeeignet. Sie haben ja keine Ahnung, was ich durchgemacht habe und warum. Und auch nicht, wer *sie* sind.«

» *Wer sie sind?*« Sie wirkte völlig unbeeindruckt.

»Die Leute, mit denen Warner unter einer Decke gesteckt hat. Darauf wollen Sie doch hinaus, oder? Warner hat sich farblich an seine Umgebung angepasst wie eine Motte. Nach einer Weile kann man Lebewesen wie ihn nicht mehr von dem schmutzigen Mauerwerk unterscheiden, an das sie sich klammern. Der Mann war ein Parasit mit einer gesellschaftsfeindlichen Persönlichkeitsstörung. Ein Soziopath und

ein Psychopath, oder wie Sie solche Ungeheuer heutzutage sonst nennen. Und dabei war ich schon fast dabei, Mitleid mit diesem tauben Mistkerl zu bekommen.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, entgegnete sie. »Nicht nach dem, was er getan hat.«

Darauf war Benton nicht vorbereitet.

»Ich möchte nur noch hinzufügen, dass wir uns jede Menge Sorgen machen müssten, wenn Warner Agee nicht alles verloren hätte«, fuhr sie fort. »Und das bedeutet, nicht nur finanziell. Er war völlig entgleist, hatte sich nicht mehr im Griff und war verzweifelt. Dass Carley Crispin ihm das Hotelzimmer bezahlt hat, hatte einfach nur praktische Gründe. Agee besaß keine Kreditkarten. Sie waren alle abgelaufen. Er war mittellos und hat Carley das Geld entweder in bar zurückerstattet oder war ihr

anderweitig zu Diensten. Offen gestanden zweifle ich übrigens daran, dass sie etwas mit der Sache zu tun hat. Ihr ging es nur um den Fortbestand ihrer Sendung.«

»Er hat sich mit den falschen Leuten eingelassen.« Das war keine Frage.

»Ich habe den Eindruck, dass Sie gut im Bilde sind. Finde die richtigen Schwachpunkte. Dann kann man auch einen Gegner ausschalten, der doppelt so groß ist wie man selbst.«

»Schwachpunkte. Also im Plural. Mehr als einer«, stellte Benton fest.

»Wir ermitteln gegen diese Personen, ohne sicher zu sein, wer sie sind. Aber bald haben wir sie. Und deshalb sind Sie hier«, erwiderte sie.

»Sie sind nicht verschwunden.«

Lanier setzte sich wieder in Bewegung.

»Ich konnte sie nicht alle beseitigen«, sprach Benton weiter. »Inzwischen hatten sie viele Jahre Zeit, Ärger zu machen und Pläne zu schmieden.«

»Wie Terroristen«, antwortete sie.

»Es sind Terroristen, nur von einer anderen Sorte.«

»Ich habe das Dossier darüber gelesen, was Sie in Louisiana geschafft haben. Beeindruckend. Willkommen zu Hause. Ich hätte nicht in Ihrer Haut stecken wollen. Oder in der von Scarpetta. Warner Agee lag nicht ganz falsch – Sie schwebten in allergrößter Gefahr. Allerdings hat er sich von unlauteren Motiven leiten lassen. Er wollte Sie loswerden, und das war schlimmer, als wenn er Sie umgebracht hätte.« Sie klang, als redete sie über etwas Unangenehmes wie Hirnhautentzündung oder Vogelgrippe.

»Der Rest war unsere Schuld, obwohl ich in

dieser Zeit noch nicht dabei war. Damals war ich noch eine aufstrebende Staatsanwältin in New Orleans. Ein Jahr später habe ich beim FBI angeheuert und meinen Magister in forensischer Psychologie gemacht, weil ich mich für Verhaltensanalyse interessiert habe. Inzwischen bin ich die NCAV-Koordinatorin für die Außenstelle in New Orleans. Ich kann nicht abstreiten, dass die Vorfälle dort und auch Sie meine Entscheidung beeinflusst haben.«

»Dann waren wir gleichzeitig dort. Und *sie* auch. Ist Sam Lanier, der Leichenbeschauer von East Baton Rouge, ein Verwandter von Ihnen?«, erkundigte sich Benton.

»Mein Onkel. Vermutlich könnte man sagen, dass es in der Familie liegt, sich mit den dunkleren Seiten des Lebens zu beschäftigen. Ich weiß, was damals dort

passiert ist, und habe mein Büro in der Außenstelle in New Orleans. Seit ein paar Wochen bin ich nun hier und könnte mich an New York gewöhnen, wenn man nur leichter einen Parkplatz fände. Man hätte Sie nie aus dem FBI drängen dürfen, Benton. Damals war ich anderer Ansicht.«

»Damals?«

»Warner Agees Beweggründe waren offensichtlich. Sein Gutachten über Sie im Auftrag der Abteilung verdeckter Personenschutz. Das Hotelzimmer in Waltham, Massachusetts, wo er Sie im Sommer 2003 als nicht mehr dienstfähig eingestuft hat. Er empfahl, Sie im Innendienst oder als Ausbilder einzusetzen. Ich bin darüber informiert. Wieder war es die richtige Entscheidung aus den falschen Gründen. Er hatte ein Recht auf seine Meinung, und möglicherweise war es auch das Beste so.

Was hätten Sie wohl getan, wenn Sie dabei geblieben wären?« Sie sah ihn an und blieb an der nächsten geschlossenen Tür stehen.

Benton antwortete nicht. Nachdem sie einen Code eingetippt hatte, betraten sie die Kriminalabteilung, ein Labyrinth aus Schreibtischen mit Trennwänden dazwischen, allesamt blau.

»Dennoch hat das FBI durch Ihren Abschied einen großen Verlust erlitten«, fuhr sie fort. »Ich schlage vor, wir holen uns einen Kaffee im Pausenraum, wenn man ihn denn so bezeichnen will.« Sie steuerte auf einen kleinen Raum zu, der mit einer Kaffeemaschine, einem Kühlschrank, einem Tisch und vier Stühlen ausgestattet war. »Ich werde mir den Spruch sparen, dass alles im Leben auf einen zurückfällt. Agee, meine ich«, fügte sie hinzu und schenkte zwei Tassen Kaffee ein. »Er hat Ihre

Karriere abgewürgt oder es zumindest versucht, und nun hat er das Gleiche mit seiner eigenen gemacht.«

»Sein selbstzerstörerisches Verhalten fing schon viel früher an.«

»Ja, richtig.«

»Da gibt es noch einen, der in Texas aus dem Todestrakt geflohen ist«, fuhr Benton fort. »Ich habe nicht alle erwischt. Ihn konnte ich nicht beseitigen, weil er spurlos verschwunden war. Lebt er noch?«

»Was möchten Sie in Ihren Kaffee?« Sie öffnete einen Tupperware-Behälter mit Kaffeeweißer und reinigte am Spülbecken einen Löffel.

»Ich habe nicht alle erwischt. Ich konnte ihn nicht beseitigen«, wiederholte Benton.

»Wenn wir die Typen je alle kriegen würden, wäre ich arbeitslos«, entgegnete Lanier.

Die Abteilung Schusswaffen und Kampfmit-  
telbeseitigung des NYPD in Rodman's Neck  
war von einem zwei Meter fünfzig hohen  
und von Rollen aus NATO-Draht gekrönten  
Zaun umgeben. Ohne die abweisende Barri-  
ere, die donnernden Schüsse aus schweren  
Waffen und die allgegenwärtigen Schilder  
»Achtung, Sprengstoff«, »Abstand halten«,  
»Parken streng verboten« wäre die südlich-  
ste Spitze der Bronx, die wie ein Finger in  
den Long Island Sound ragte, nach Marinos  
Ansicht das wertvollste Filetgrundstück im  
gesamten Nordosten gewesen.

Der frühe Morgen war grau und bedeckt.  
Seegras und kahle Bäume schwankten im  
Wind, als er mit Lieutenant Al Lobo in  
einem schwarzen Geländewagen durch ein  
Gebiet fuhr, das ihn an einen etwa fünfun-  
dzwanzig Hektar großen Themenpark –

bestehend aus Bunkern, für das Häuserkampf-Training bestimmten Gebäuden, Werkstätten, Hangars für Rettungswagen und gepanzerte Fahrzeuge, Schießständen, überdacht und unter freiem Himmel, einer davon eigens für Scharfschützen ausgestattet – erinnerte. Polizisten, FBI-Mitarbeiter und Angehörige anderer Einheiten verschossen hier solche Mengen an Munition, dass Metallfässer für die leeren Messinghülsen genauso zahlreich herumstanden wie Papierkörbe auf Picknickplätzen. Nichts wurde verschwendet, nicht einmal Streifenwagen, die im Dienst einen Totalschaden erlitten oder einfach an Altersschwäche ihren Geist aufgegeben hatten. Sie wurden hierher gebracht, um sie unter Beschuss zu nehmen, in die Luft zu sprengen oder sie bei der Nachstellung von innerstädtischen Konfliktsituationen wie

Aufständen oder Selbstmordattentaten zu verwenden.

Trotz des ernsten Auftrags dieser Einrichtung waren überall Anzeichen für den Galgenhumor ihrer Benutzer zu sehen, denn es wimmelte von Karikaturen, die bunte Bomben und Raketen sowie Haubitzenengeschosse darstellten, die mit der Spitze im Boden steckten oder aus den seltsamsten Örtlichkeiten ragten. Wenn nicht viel los und das Wetter gut war, grillten die Techniker und Ausbilder vor ihren Blechhütten, spielten Karten oder tollten mit den Sprengstoffsuchhunden herum. Um diese Jahreszeit saßen sie zusammen, unterhielten sich und reparierten dabei die elektrischen Bauteile von Spielsachen, um sie an Familien zu spenden, die sich keine Weihnachtsgeschenke leisten konnten. Marino war gern in Rodman's Neck.

Während er und Lobo im Auto über Dodie Hodge sprachen, fiel ihm auf, dass er zum ersten Mal nicht von Geschosssalven aus halbautomatischen Waffen und vollautomatischen MP5 begrüßt wurde, einem steten Lärm, der beruhigend auf ihn wirkte. Er fühlte sich dann immer, als wäre er im Kino und hörte das Knacken der Popcornmaschine.

Selbst die Enten hatten sich daran gewöhnt und warteten förmlich darauf. Eiderenten und Eisenten schwammen vorbei oder watschelten das Ufer hinauf. Kein Wunder, dass man hier wunderbar Wasservögel jagen konnte. Die Enten erkannten das Knallen von Schüssen nicht als Gefahr – verdammt unsportlich, wie Marino fand. Die Vögel zuckten nicht einmal zusammen, und Marino fragte sich, wie wohl die Fische auf die ständigen

Explosionen und das Geballer reagierten. Ihm war nämlich zu Ohren gekommen, dass es im Sound viele Schwarzbarsche, Glasaugenbarsche und Flundern gab. Eines Tages würde er ein eigenes Boot besitzen, das im Hafen von City Island lag. Vielleicht ergab sich ja sogar die Möglichkeit, dort zu wohnen.

»Ich denke, wir steigen hier aus«, sagte Lobo und stoppte den Chevrolet Tahoe mitten im Entschärfungsgebiet für Sprengsätze, etwa hundert Meter entfernt von der Stelle, wo Scarpettas Paket eingeschlossen war, und in Windrichtung. »Mein Auto darf nichts abkriegen. Die Bosse werden nämlich ziemlich sauer, wenn man aus Versehen städtisches Eigentum in die Luft jagt.«

Marino kletterte aus dem Wagen und achtete darauf, wo er hintrat, denn der Boden war uneben und mit Steinen,

Metallsplittern und Scherben übersät. Rings um ihn erstreckten sich Gräben, Wälle aus Sandsäcken und ungeteerte Straßen, die zu Sicherheitsboxen und Beobachtungsposten aus Beton und kugelsicherem Glas führten. Dahinter begann das Wasser. So weit das Auge reichte, war da nur Wasser. In der Ferne konnte man ein paar Boote und den Yachtclub auf City Island erkennen. Marino hatte gehört, dass sich manchmal ein Boot von seinen Tauen löste und von den Gezeiten nach Rodman's Neck getrieben wurde. Zivile Bergungsunternehmen rissen sich nicht gerade darum, diese Boote zurückzuholen, und viele winkten ab, selbst wenn man ihnen ein Vermögen bot. Die beste Lösung wäre gewesen, das herrenlose Stück einfach dem glücklichen Finder zu überlassen. Ein World Cat 290 mit einem Zwillingsmotor von Suzuki,

gestrandet mitten in Sand und Kies – Marino hätte sich freiwillig durch einen Hagel aus Kugeln und Schrapnellen gekämpft, wenn er das Boot anschließend hätte behalten dürfen.

Die Bombenexpertin Ann Droiden war schon da. Sie trug einen Kampfanzug aus dunkelblauem Leinen. Die Hose mit den sieben Taschen war wegen des Wetters mit Flanell gefüttert. Dazu hatte sie einen Parka und Kampfstiefel an. Auf ihrer Nase saß eine bernsteingelbe Brille, die das ganze Gesicht umschloss. Auf eine Mütze hatte sie verzichtet, und auch ihre Hände waren nackt, als sie die Stahlröhre eines PAN-Disruptors an einem Stativ befestigte. Sie war eine Augenweide, allerdings wahrscheinlich zu jung für Marino. Er schätzte sie auf Anfang dreißig.

»Benehmen Sie sich«, meinte Lobo.

»Man sollte die Frau als Massenvernichtungswaffe einstufen«, entgegnete Marino, dem es wie immer schwerfiel, sie nicht un-verhohlen anzugaffen.

Ihre markanten, ebenmäßigen Züge und die erstaunlich geschickten Hände hatten etwas an sich, und Marino wurde klar, dass sie ihn ein wenig daran erinnerte, wie Scarpetta in diesem Alter gewesen war. Damals hatte ihre Zusammenarbeit in Richmond begonnen, in einer Zeit, als es noch unerhört war, dass eine Frau die gut ausgebaute Gerichtsmedizin eines Bundesstaates wie Virginia leitete. Außerdem hatte Marino vor Scarpetta noch nie einen weiblichen Gerichtsmediziner zu Gesicht bekommen.

»Der Anruf bei CNN ist aus dem Hotel Elysée gekommen. Das war nur so eine Idee von mir, auch wenn sie weit hergeholt klingt. Immerhin ist diese Dame schon über

fünfzig.« Lobo kehrte zu dem Thema zurück, das sie bereits im Auto erörtert hatten.

»Was hat Dodie Hodges Alter mit ihrem Anruf zu tun?«, fragte Marino. Er war nicht sicher, ob es richtig gewesen war, Lucy und Scarpetta im Hotel Elysée allein zu lassen.

Hinzu kam, dass er nicht begriff, was dort gespielt wurde. Er wusste nur, dass Lucy sehr wohl auf sich selbst aufpassen konnte, und zwar, wenn er ehrlich mit sich war, vermutlich besser als Marino. Sie war in der Lage, aus fünfzig Meter Entfernung einen Lutscher vom Stiel zu schießen. Allerdings verstand er die Hintergründe nicht, sosehr er sich auch das Hirn zermarterte. Laut Lobo war der gestrige Anruf bei CNN zum Hotel Elysée zurückverfolgt worden. Das bestätigte zumindest die Rufnummernanzeige. Jedoch war Dodie Hodge nicht Gast

im Hotel. Derselbe Portier, mit dem Marino schon zuvor gesprochen hatte, bestätigte, niemand dieses Namens habe sich dort eingemietet. Auch als Marino Dodie anhand der Informationen aus dem Real Time Crime Center beschrieb, hatte der Portier es weiterhin vehement abgestritten. Er habe keine Ahnung, wer Dodie Hodge sei. Außerdem sei vom Hotel Elysée aus am gestrigen Abend kein Anruf an die gebührenfreie Nummer des *Crispin Report* ergangen. Genau genommen habe um die fragliche Zeit – also um einundzwanzig Uhr dreiundvierzig –, als Dodie bei CNN angerufen hatte und zunächst auf Warteschleife gelegt worden war, überhaupt niemand vom Hotel Elysée aus telefoniert.

»Kennen Sie sich mit Rufnummernunterdrückung aus?«, erkundigte sich Lobo, während er und Marino weitergingen.

»Wissen Sie, dass man sogenannte SpoofCards kaufen kann, um die eigene Rufnummer zu anonymisieren?«

»Hab davon gehört. Noch so eine gottverdammte Scheiße, die uns das Leben schwer macht«, erwiderte Marino.

Auf dem Gelände durfte er weder sein Mobiltelefon noch sonst etwas benutzen, was ein elektronisches Signal auslöste. Dabei wollte er unbedingt mit Scarpetta sprechen, um ihr von Dodie Hodge zu erzählen. Oder vielleicht war es besser, Lucy zu informieren. Möglicherweise hatte Dodie Hodge in Verbindung mit Warner Agee gestanden. Aber er konnte nicht telefonieren, nicht hier auf dem Bombenentschärfungsplatz, wo mindestens eine mögliche Bombe in einem Sicherheitskoffer wartete.

»Das können Sie laut sagen«, meinte Lobo, während sie ihren Weg fortsetzten. Vom Sound wehte ihnen ein eisiger Wind entgegen, der durch den Zaun und zwischen den Wällen hindurchpiff. »Man besorgt sich eine dieser völlig legalen SpoofCards und kann dann jede beliebige Nummer in der Rufnummernanzeige des Menschen erscheinen lassen, den man reinlegen will.«

Marino überlegte: Wenn Dodie Hodge, die am gestrigen Abend im Studio angerufen hatte, Kontakt mit Warner Agee unterhielt, der seinerseits eindeutig Carley Crispin kannte und in diesem Herbst mehrmals in ihrer Sendung aufgetreten war, dann war es doch durchaus möglich, dass eine Verbindung zwischen allen dreien bestand. Welche Gemeinsamkeiten konnte es zwischen Agee, Dodie und Carley geben? Die Sache erinnerte Marino an die

Verästelungen an der Datenwand im Real Time Crime Center. Man tippte einen Namen ein und erhielt fünfzig weitere, die mit dem Betreffenden in Zusammenhang standen. Er musste an die Saint Henry's Catholic School denken, an die verschlungenen Baumäste, die er an die Tafel gezeichnet hatte, um im Englischunterricht ein Diagramm des Satzbaus zu erstellen.

»Vor ein paar Monaten«, fuhr Lobo fort, »klingelt mein Telefon, und eine Nummer erscheint auf der Rufnummernanzeige. Es ist die Nummer der gottverdammten Telefonzentrale des Weißen Hauses. ›Was zum Teufel soll das?‹, habe ich mir gesagt. Also bin ich rangegangen, und es war meine zehnjährige Tochter, die ihre Stimme verstellt und verkündet hat, sie werde mich jetzt mit dem Präsidenten verbinden. Ich fand das überhaupt nicht komisch. Schließlich

benutze ich dieses Telefon beruflich, und im ersten Moment ist mir fast das Herz stehengeblieben.«

Wenn es wirklich eine Person gab, die Kontakt mit allen übrigen pflegte, fragte sich Marino, wer mochte das wohl sein?

»Wie sich herausstellte, hatte sie sich eine SpoofCard gekauft und war von einem ihrer Freunde, der etwa elf ist, dazu angestiftet worden«, sprach Lobo weiter. »Die Nummer des Weißen Hauses kriegt man im Internet. Es ist zum Haareausraufen. Immer wenn wir einen Weg gefunden haben, irgendwelchen Mist zu stoppen, kommt sofort etwas Neues auf den Markt, und es geht wieder von vorne los.«

Hannah Starr!, schoss es Marino durch den Kopf. Nur dass es im Moment Scarpetta zu sein schien, die alle miteinander verband, was ihm gar nicht gefiel. Deshalb

marschierten sie nun im eisigen Morgen-  
grauen über einen Bombenentschärfungs-  
platz. Er klappte seinen Jackenkragen hoch.  
Seine Ohren waren so kalt, dass er schon  
befürchtete, sie könnten abfallen.

»Aber wenn jemand eine SpoofCard  
kauft, kann man ihn doch durch den Anbi-  
eter aufspüren«, meinte er zu Lobo.

Ann Droiden näherte sich mit einer leer-  
en Milchkanne dem weißen Sicherheitskof-  
fer aus Metall. Sie hielt die Milchkanne  
unter einen Wassertank und füllte sie.

»Wenn man es schafft, dem Anbieter eine  
richterliche Anordnung zustellen zu lassen,  
hat man vielleicht Glück. Allerdings braucht  
man dazu einen Verdächtigen. Woher soll  
man ohne einen Verdächtigen wissen, wo-  
her die falsche Nummer stammt, insbeson-  
dere wenn der Betreffende nicht von  
seinem eigenen Apparat aus angerufen hat?

Es ist ein absoluter Albtraum«, erwiderte Lobo. »Also könnte diese Dodie Hodge mindestens so schlau wie eine Zehnjährige gewesen sein und uns mit einer SpoofCard auf eine falsche Fährte gelockt haben. Vielleicht hat sie bei ihrem Anruf beim *Crispin Report* ja auch eine SpoofCard benutzt, damit es aussieht, als hätte sie sich im Hotel Elysée aufgehalten, während wir in Wahrheit keinen Schimmer haben, wo sie steckt. Möglicherweise hat sie ja diesen Agee, von dem Sie mir erzählt haben, in den Selbstmord getrieben. Mag sein, dass sie ihn nicht leiden konnte und ihm einen wirklich üblen Streich spielen wollte. Eine andere Frage wäre, warum Sie so sicher sind, dass die singende Weihnachtskarte von ihr ist.«

»Weil sie darauf singt.«

»Sagt wer?«

»Benton. Er muss es wissen. Schließlich hat er in der Klapse oft genug mit ihr geredet.«

»Das heißt nicht notwendigerweise, dass sie die Karte selbst abgeschickt hat. Damit will ich nur darauf hinaus, dass wir mit vor-eiligen Schlussfolgerungen vorsichtig sein sollten. Scheiße, ist das kalt hier! Und bei der Arbeit kann ich keine Handschuhe tragen, die etwas wert sind.«

Droiden stellte die Milchkanne voller Wasser auf den Boden neben einen großen, schwarzen harten Koffer, der mit zwölfkal-ibrigen Schrotpatronen und Komponenten des PAN-Disruptors bestückt war. Die Wasserkanone. Ganz in der Nähe befanden sich ein tragbares Magazin aus Metall, einige Beutel mit Utensilien zur Bomben-entschärfung und anderen Werkzeugen und weitere große Taschen, die vermutlich

zusätzliche Ausrüstungsgegenstände enthielten. Dazu gehörte auch der Schutzanzug mit Helm, den Droiden anziehen würde, wenn sie bereit war, das Paket aus dem Sicherheitskoffer zu holen. Sie kauerte sich vor den offenen Koffer und griff nach einem schwarzen Plastikstöpsel, einem Schraubverschluss und einer der Patronen. Das Dröhnen eines Dieselmotors näherte sich. Ein Krankenwagen erschien und parkte ein Stück entfernt auf der ungeteerten Straße. Alles war bereit, für den Fall, dass die Aktion nicht nach Plan lief.

»Ich wiederhole«, verkündete Lobo und nahm eine Tasche von der Schulter. »Ich möchte dieser Dodie nicht unterstellen, dass sie eine SpoofCard benutzt hat, sondern sage nur, dass man auf Rufnummernerkennung inzwischen scheißen kann.«

»Verschonen Sie mich«, meinte Droiden, während sie ein Ende des Schlauchs in die Öffnung steckte. »Mein Freund ist von einer Spinnerin, gegen die er eine einstweilige Verfügung erwirkt hatte, mit einer SpoofCard belästigt worden. Das Telefon klingelte, und laut Rufnummernerkennung war es seine Mutter.«

»Wie ärgerlich«, erwiderte Marino. Er hatte gar nicht gewusst, dass sie einen Freund hatte.

»Es funktioniert wie bei diesen Anonymisierungsanwendungen, mit denen die Leute ihre IP-Adresse verschleiern oder einen glauben machen wollen, sie seien im Ausland, obwohl sie in der Wohnung nebenan sitzen.« Droiden schob die Patrone in den Schraubverschluss, den sie an dem im Gerät steckenden Ende des Schlauches befestigte. »Sobald Telefone oder

Computer im Spiel sind, gibt es keine Sicherheit mehr. Die bösen Jungs können sich unsichtbar machen, nichts ist nachvollziehbar, und wenn man es doch schafft, kann man es nicht beweisen. Niemand muss sich mehr für etwas verantworten.«

Lobo hatte einen Laptop aus seiner Tasche genommen und schaltete ihn ein. Marino fragte sich, warum man hier zwar einen Computer benutzen, aber nicht telefonieren durfte. Doch er verkniff sich die Bemerkung. Er fühlte sich aufgekratzt, als würde er jeden Moment überhitzen.

»Brauche ich keinen Anzug oder so?«, fragte er. »Sind Sie sicher, dass in dem Paket kein Anthrax oder irgendeine Chemikalie ist, von der man Krebs kriegt?«

»Bevor ich das Paket gestern Nacht in den Behälter gelegt habe«, entgegnete

Droiden, »habe ich es gründlich mit dem FH-40 auf Radioaktivität sowie mit dem Mikroskop, dem APD -Ultraschallgerät, einer hochfrequentigen Ionenkammer, einem Gasmonitor und jedem auch nur erdenklichen Apparat untersucht, und zwar wegen der Zielperson.«

Sie meinte Scarpetta.

»Wir haben die Sache ausgesprochen ernst genommen«, fuhr Droiden fort. »Was nicht heißt, dass wir hier normalerweise Schlamperei dulden würden. Doch in diesem Fall haben wir es mit außergewöhnlichen Umständen zu tun. Die Ergebnisse der Tests auf Anthrax, Rizin, Botulismus, SEB-Ekzeme und Pest waren alle negativ. Das Gleiche gilt für Alpha-, Beta-, Gamma- und Neutronenstrahlung. Keine Chemiewaffen, Reizstoffe oder Gifte, die das Nervensystem oder die Haut angreifen.

Jedenfalls keine, die wir kennen. Kein Giftgas wie Ammonium, Chlor, Hydrogensulfit oder Schwefeldioxid. Kein Alarm hat angeschlagen. Allerdings sondert der Inhalt des Pakets irgendein Gas ab. Das konnte ich riechen.«

»Vermutlich das Zeug, das in dem röhrenchenförmigen Gegenstand ist«, merkte Marino an.

»Jedenfalls stinkt es. Es ist ein fauliger, teerartiger Geruch«, antwortete sie. »Keine Ahnung, was es sein könnte. Unsere Detektoren haben es nicht identifiziert.«

»Zumindest wissen wir, was es nicht ist«, erwiderte Lobo. »Und das ist doch schon einmal beruhigend. Hoffentlich gibt es keinen Grund, sich Sorgen zu machen.«

»Ob es hier kontaminiert worden ist?« Marino dachte an all die verschiedenen Bomben, die auf diesem Platz entschärft

wurden. Jahrzehntelang waren Generationen von Bomben und Sprengstoffen hier mit Wasserkanonen beschossen und in die Luft gejagt worden.

»Wie schon gesagt, waren die Untersuchungen ergebnislos«, entgegnete Droiden. »Wir beziehen zudem auch störende Dämpfe ein, die das Resultat verfälschen können. Die Gegenstände, die wir hier entschärfen, gasen alles Mögliche von Benzin bis zu Diesel oder Haushaltsbleiche ab. Allerdings sind die Spuren inzwischen zu schwach, um von einem Gerät aufgefangen zu werden. Letzte Nacht gab es keinen falschen Alarm, obwohl das kalte Wetter nicht eben ideal ist. Den LCD-Anzeigen gefallen die Temperaturen nämlich gar nicht, und wir wollten den Bombenkoffer nicht in ein Gebäude bringen, ohne uns vorher zu vergewissern, womit wir es zu tun haben.«

Sie kippte den PAN-Disruptor, bis er beinahe senkrecht nach oben zeigte, füllte ihn mit Wasser und verschloss das vordere Ende mit einem roten Deckel. Nachdem sie das Stahlrohr wieder in die Waagerechte gebracht und die Schrauben festgezogen hatte, holte sie eine Laser-Zielvorrichtung aus dem Koffer, die sich wie ein Seitenschloss auf den Lauf schieben ließ. Lobo stellte seinen Laptop auf einen Sandsack. Auf dem Bildschirm war die Röntgenaufnahme von Scarpettas Paket zu sehen. Droiden würde die Abbildung dazu benutzen, ein Zielgitter zu erstellen, um mit Hilfe der Laser-Zielvorrichtung und der Wasserkanone die Energiequelle – also die Knopfbatterien – auszuschalten.

»Könnten Sie mir das Zündsystem geben?«, bat sie Lobo.

Er öffnete das tragbare Magazin, eine olivgrüne Stahlkiste, und holte eine Spule heraus. Darauf war etwas gewickelt, das wie ein leuchtend gelber, plastikummantelter dicker Draht aussah, eine Sprengschnur von geringer Stärke, die sich ohne feuerabweisende Kleidung oder Schutzanzug gefahrlos handhaben ließ. Das Innere des Schlauchs war mit dem Sprengstoff HMX ausgekleidet, gerade genug, um die nötigen Schockwellen auf den Schlagbolzen im Seitenschloss zu übertragen. Dieser wiederum würde die Patrone auslösen, nur dass diese nicht mit Schießpulver gefüllt, sondern leer war und keine Projektile enthielt. Stattdessen schoss das Rohr etwa fünfzehn Milliliter Wasser mit einer Geschwindigkeit von etwa zweihundertsechzig Metern pro Sekunde ab, was genügte, um ein ordentliches Loch in Scarpettas FedEx-Paket zu

schlagen und die Energiequelle zu zerstören.

Droiden wickelte einige Meter Schlauch ab und befestigte ein Ende am Seitenschloss, das andere am Auslöser, der an eine kleine grüne Fernbedienung mit zwei Knöpfen, einer schwarz, der andere rot, erinnerte. Dann öffnete sie zwei der Ausrüstungskoffer und entnahm ihnen die grüne Jacke, die Hose und den Helm des Schutzanzugs.

»Wenn die Herren mich jetzt entschuldigen würden«, sagte sie. »Ich muss mich umziehen.«

Warner Agees Laptop, ein mehrere Jahre alter Dell, war an einen kleinen Drucker angeschlossen. Beide Geräte waren mit an der Wand befindlichen Steckdosen verbunden. Wegen der kreuz und quer verlaufenden Kabel und der überall herumliegenden Ausdrucke musste man aufpassen, dass man nicht stolperte oder auf ein Blatt Papier trat.

Scarpetta hatte den Verdacht, dass Agee in dem offenbar von Carley angemieteten Hotelzimmer pausenlos gearbeitet hatte. Offenbar war er beschäftigt gewesen, bevor er Hörgeräte und Brille abgenommen, die Karte mit dem Magnetstreifen auf den Frisiertisch gelegt hatte und über die Treppe verschwunden war. Wahrscheinlich hatte er

ein Taxi genommen und sich schließlich in den Tod gestürzt. Sie fragte sich, was er in seinen letzten Lebensminuten wohl hatte hören können. Gewiss nicht die Rettungsmannschaft mit ihren Seilen, Geschirren und anderen Ausrüstungsgegenständen, die ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um ihn von der Brücke zu holen. Bestimmt auch nicht den Verkehr auf der Brücke. Nein, nicht einmal den Wind. Er hatte den Ton abgeschaltet und das Bild verschwimmen lassen, um sich den endgültigen Sprung ins Nichts zu erleichtern. Sein Plan war nicht nur gewesen, sein Leben zu beenden. Aus irgendeinem Grund hatte er beschlossen, keine andere Alternative in Erwägung zu ziehen.

»Fangen wir mit den letzten Anrufen an«, schlug Lucy vor und beugte sich über Agees Telefon. Sie hatte es in eine

Ladestation gelegt, die sie in einer Steckdose neben dem Bett entdeckt hatte. »Anscheinend hat er nicht viel telefoniert. Ein paar Anrufe gestern Vormittag und dann nichts mehr bis sechs Minuten nach acht am Abend. Danach noch ein Anruf, etwa zweieinhalb Stunden später, also um zwanzig vor elf. Ich beginne mit dem um sechs nach acht, starte eine Suchanfrage und schaue, was dabei herauskommt.« Sie tippte etwas in ihr MacBook.

»Ich habe das Passwort meines BlackBerry deaktiviert.« Scarpetta wusste nicht, warum sie es ausgerechnet in diesem Moment aussprach. Sie hatte zwar daran gedacht, doch es hatte ihr nicht auf der Zunge gelegen. Nun war die Tatsache auf dem Tisch und lag vor ihnen wie eine überreife, vom Baum gefallene Frucht. »Ich glaube nicht, dass sich Warner Agee mein

BlackBerry angesehen hat. Oder Carley, falls sie nicht auf die Fotos vom Fundort gestoßen ist. Soweit ich feststellen kann, sind die Anrufe, Nachrichten und E-Mails, die eingegangen sind, seit ich es zuletzt benutzt habe, nicht geöffnet worden.«

»Ich weiß«, erwiderte Lucy.

»Was soll das heißen?«

»Mein Gott. Die Nummer, von der aus Agee angerufen worden ist, hatte schon Millionen von Vorbesitzern. Übrigens ist das Mobiltelefon auf ihn registriert, und zwar unter einer Adresse in Washington, D. C. Ein Konto bei Verizon, das ist ein Billiganbieter mit wenig Freiminuten. Wahrscheinlich war er nicht sehr gesprächig, wohl wegen seiner Hörbehinderung.«

»Ich bezweifle, dass das der Grund ist. Seine Hörgeräte sind hochmodern und

haben sogar Bluetooth-Funktion«, antwortete Scarpetta.

Als sie sich in dem Hotelzimmer umsah, kam sie zu dem Schluss, dass Warner Agee die meiste Zeit in einer klaustrophobischen, meist stillen Welt verbracht hatte. Gewiss hatte er keine Freunde gehabt, und falls es Angehörige gab, stand er ihnen nicht sehr nah. Sie fragte sich, ob sein einziger zwischenmenschlicher Kontakt, die einzige Person, zu der er eine emotionale Bindung unterhalten hatte, die Frau gewesen war, die ihn aus Eigennutz unterstützte: Carley. Sie hatte ihm zu Arbeit und einem Dach über dem Kopf verholfen und war hin und wieder mit einer neuen Chipkarte erschienen. Scarpetta nahm an, dass Agee kein Geld besessen hatte. Was war wohl aus seiner Brieftasche geworden? Vielleicht hatte er sie nach dem Verlassen des Zimmers letzte

Nacht weggeworfen, weil er nicht identifiziert werden wollte, hatte aber die Fernbedienung von Siemens vergessen. Bestimmt bewahrte er sie gewohnheitsmäßig in der Hosentasche auf und hatte nicht an die Nachricht gedacht, die jemanden wie Scarpetta direkt zu ihm führen würde.

»Was soll das heißen, dass du *alles weißt*?«, wiederholte sie, an Lucy gewandt. »Was weißt du denn? Wusstest du auch, dass sich niemand an meinem BlackBerry zu schaffen gemacht hat?«

»Moment, ich probiere gerade etwas aus.« Lucy nahm ihr eigenes BlackBerry und rief eine Nummer an, die sie vom Bildschirm ihres MacBooks ablas. Nachdem sie eine Zeitlang gelauscht hatte, unterbrach sie die Verbindung. »Nur ein Freizeichen. Ich wette, es handelt sich um ein Einwegtelefon, was eine Erklärung dafür wäre,

warum so viele verschiedene Leute dieselbe Nummer gehabt haben und keine Mailbox eingerichtet wurde.« Sie betrachtete noch einmal Agees Telefon. »Ich habe ein paar Nachforschungen angestellt«, sagte sie dann. »Als du mir die Mail geschickt hast und ich dein BlackBerry zerstören wollte, warst du dagegen. Also habe ich sofort nachgesehen und festgestellt, dass die neuen Nachrichten, E-Mails und Botschaften auf der Mailbox nicht geöffnet worden waren. Das ist der einzige Grund, warum ich den Datenspeicher deines Telefons nicht gegen deinen Willen gelöscht habe. Warum hast du dein Passwort deaktiviert?«

»Wann bist du dahintergekommen?«

»Erst als du dein Telefon verloren hast.«

»Ich habe es nicht verloren.«

Lucy konnte ihr nicht in die Augen schauen. Aber nicht, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte. Jedenfalls hatte Scarpetta nicht diesen Eindruck. Ihre Nichte war emotional veranlagt. Sie hatte Angst, und ihre Augen waren so dunkelgrün wie das tiefe Wasser eines Baggersees. Ihr Gesichtsausdruck wirkte ungewöhnlich mutlos und erschöpft. Außerdem war sie mager geworden, als triebe sie weniger Sport als gewöhnlich, und das, obwohl Kraft und Fitness bei ihr an erster Stelle kamen. In den wenigen Wochen, in denen Scarpetta sie nicht gesehen hatte, war Lucy merklich gealtert.

Lucy bearbeitete die Tastatur. »Jetzt schaue ich mir die zweite Nummer an, von der aus dieses Telefon gestern Nacht angerufen wurde.«

»Du meinst den Anruf um zwanzig vor elf?«

»Genau. Es ist zwar eine Geheimnummer, doch der Anrufer hat sich die Mühe gespart, sie zu unterdrücken, weshalb sie in Agees Telefon gespeichert ist. Wer immer es auch sein mag: Es handelt sich um die letzte Person, mit der er gesprochen hat. Zumindest, soweit wir wissen. Also war er um zwanzig vor elf noch lebendig und bei bester Gesundheit.«

»Lebendig, ja. Aber er hat sich sicher nicht wohlgeföhlt.«

Lucy tippte weiter auf ihrem MacBook herum und ging dabei auch die in dem Dell-Laptop gespeicherten Dateien durch. Sie war in der Lage, zehn Dinge gleichzeitig zu tun, und konnte eigentlich fast alles – nur kein ehrliches Gespräch über die Dinge

führen, die in ihrem Leben wirklich wichtig waren.

»Er war so intelligent, den Verlauf zu löschen und den Papierkorb zu leeren«, verkündete sie. »Nur falls es dich interessiert. Allerdings wird mich das nicht daran hindern, die Daten zu finden, die er beseitigen wollte. Carley Crispin«, fügte sie hinzu. »Ihr gehört die Geheimnummer, von der aus er um zwanzig vor elf angerufen wurde. Der Vertrag von Carleys Mobiltelefon läuft bei AT&T. Sie hat etwa vier Minuten lang mit Agee telefoniert. Offenbar keine sehr erfreuliche Unterhaltung, sonst hätte er sich nicht ein paar Stunden später von einer Brücke gestürzt.«

Am Vorabend um zwanzig vor elf war Scarpetta noch in der Maske bei CNN gewesen und hatte bei geschlossener Tür mit Alex Bachta geredet. Sie versuchte, sich

zu erinnern, wann genau sie sich verabschiedet hatte. Ungefähr zehn bis fünfzehn Minuten später. Sie hatte das unangenehme Gefühl, dass ihr Verdacht nicht unbegründet gewesen war. Carley hatte gelauscht und genug gehört, um zu wissen, was ihr blühte. Scarpetta sollte ihren Platz als Moderatorin der Sendung einnehmen. Zumindest war Carley vermutlich davon ausgegangen, denn jemand wie sie würde niemals auf den Gedanken kommen, dass jemand das Angebot von Alex ausschlagen könnte. Also hatte Carley mit ihrer Kündigung gerechnet und war sicher bestürzt gewesen. Selbst wenn sie lange genug vor der Tür gewartet hatte, um Scarpettas Ablehnung und ihre Begründung mitzubekommen, musste sie sich nun mit dem Unvermeidlichen abfinden, das sie mit Zähnen und Klauen zu verhindern versucht

hatte. Mit einundsechzig Jahren würde sie gezwungen sein, sich nach einer anderen Stelle umzusehen. Dabei standen die Chancen, dass es ihr gelingen würde, wieder bei einem angesehenen und einflussreichen Sender wie CNN unterzuschlüpfen, fast bei null. Womöglich würde sie wegen der Wirtschaftslage und ihres Alters arbeitslos bleiben.

»Und was ist dann passiert?«, fragte Scarpetta, nachdem sie Lucy die Geschehnisse im Anschluss an Carleys Sendung geschildert hatte. »Ist sie von der Tür verschwunden und hat sich in ihre Garderobe geflüchtet, um rasch mit Warner zu telefonieren? Was mag sie zu ihm gesagt haben?«

»Vielleicht, dass sie seine Dienste nicht länger benötigt«, erwiderte Lucy. »Wozu braucht sie ihn noch, wenn man ihr die

Sendung wegnimmt? Ohne Sendung ist außerdem Schluss mit seinen Fernsehauftritten.«

»Seit wann stellen Fernsehmoderatoren ihren Gästen langfristig Hotelzimmer zur Verfügung?«, wunderte sich Scarpetta. »Insbesondere heutzutage, wo an allen Ecken und Enden gespart wird.«

»Keine Ahnung.«

»Ich bezweifle stark, dass CNN ihr die Kosten erstattet. Ist sie wohlhabend? Zwei Monate in diesem Hotel kosten ein Vermögen, selbst wenn man ihr einen Rabatt eingeräumt hat. Aus welchem Grund wirft sie so mit dem Geld um sich? Warum hat sie ihn nicht anderswo untergebracht, wo die Miete billiger ist?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Vielleicht hatte es etwas mit der Lage zu tun«, überlegte Scarpetta laut. »Oder es

war noch eine dritte Person beteiligt, die alles finanziert und ihn unterstützt hat. Jemand, den wir nicht kennen.«

Offenbar hörte Lucy ihr nicht zu.

»Und wenn sie um zwanzig vor elf Warner angerufen hat, um ihm mitzuteilen, dass er gefeuert ist und sein Zimmer verlieren wird, war es doch völlig unlogisch, ihm mein BlackBerry zu bringen«, stellte Scarpetta fest. »Weshalb hat sie ihm nicht einfach gesagt, er solle seine Sachen packen und am nächsten Tag das Zimmer räumen? Falls sie ihn rausschmeißen wollte, hatte sie keinen Anlass, ihm mein Telefon zu geben. Bestimmt hat er sich nicht weiter verpflichtet gefühlt, ihr zu helfen, wenn sie im Begriff war, die Zusammenarbeit zu beenden. Ob Agee mein BlackBerry an jemand anderen weiterreichen sollte?«

Lucy erwiderte nichts.

»Was ist so wichtig an meinem BlackBerry?«

Lucy tat so, als hätte Scarpetta nichts gesagt.

»Die einzige Erklärung wäre, dass es eine Verbindung zu mir darstellt und sehr viel über mich verrät. Genau genommen über uns alle«, beantwortete sie ihre eigene Frage.

Lucy schwieg. Sie hatte keine Lust, über das gestohlene BlackBerry zu sprechen, weil dann nämlich das Thema auf den Tisch gekommen wäre, warum sie es überhaupt gekauft hatte.

»Wegen des GPS-Empfängers, den du eingebaut hast, weiß es sogar, wo ich bin«, fügte Scarpetta hinzu. »Natürlich nur, solange ich es bei mir habe. Allerdings glaube ich nicht, dass es *mein* Aufenthaltsort ist, der dich interessiert.«

Scarpetta blätterte die Ausdrucke durch, die auf dem Couchtisch lagen. Es waren Hunderte von Internetrecherchen, die Nachrichtenmeldungen, Leitartikel, Hinweise und Blogs im Zusammenhang mit dem Fall Hannah Starr zutage gefördert hatten. Aber es fiel ihr schwer, sich zu konzentrieren, da die wichtigste Frage noch, undurchdringlich wie eine Betonmauer, vor ihr aufragte.

»Du willst nicht darüber reden und dich zu dem bekennen, was du getan hast«, sagte Scarpetta.

»Worüber soll ich nicht reden wollen?« Lucy blickte nicht auf.

»Nun, so leicht kommst du mir nicht davon.« Scarpetta sah weiter die Nachrichtenmeldungen durch, die Agee ausgedruckt hatte. Offenbar hatte er in Carleys Auftrag Nachforschungen angestellt. »Du schenkst mir etwas, worum ich dich nicht gebeten

habe und das ich, wenn ich ehrlich bin, auch nicht gebrauchen kann. Ein hochtechnisiertes Smartphone. Und plötzlich wird mein gesamtes Leben durch ein von dir geschaffenes Netzwerk vereinnahmt, was mich zur Geisel eines Passworts macht. Trotzdem vergisst du einfach, nachzuschauen, ob bei mir alles in Ordnung ist? Falls dir wirklich so viel daran gelegen gewesen wäre, mir, Marino, Benton und Jaime das Leben zu erleichtern, hättest du dich verhalten wie ein seriöser Systemadministrator. Du hättest zum Beispiel nachgeprüft, ob deine Anwender auch ihr Passwort benutzen, ob die Daten so gut geschützt sind, wie sie sein sollten, und ob es Sicherheitslücken oder andere Probleme gibt.«

»Ich dachte, du magst es nicht, wenn ich dir nachspioniere.« Lucy bearbeitete

hektisch die Tastatur des Dell-Laptops und öffnete den Ordner mit den heruntergeladenen Dateien.

Scarpetta griff nach einem anderen Papierstapel. »Was hält Jaime davon, dass du ihr hinterherschneiffelst?«, erkundigte sie sich.

»Letzten September hat er einen Vertrag mit einem Immobilienmakler in Washington, D. C., abgeschlossen«, entgegnete Lucy.

»Weiß Jaime von dem GPS-Empfänger?«

»Anscheinend hat er beschlossen, seine Wohnung zu verkaufen, und ist ausgezogen. Sie wird als unmöbliert angeboten.« Lucy wandte sich wieder ihrem MacBook zu und tippte weiter. »Wollen wir mal schauen, ob er sie losgeworden ist.«

»Wirst du mir jetzt endlich antworten?«, beharrte Scarpetta.

»Er ist nicht nur darauf sitzengeblieben, es kam sogar zu einer Zwangsversteigerung. Eine Eigentumswohnung, drei Zimmer, zwei Bäder, in der Fourteenth Street, nicht weit vom Dupont Circle. Anfangs sollte sie sechshundertzwanzigtausend kosten, inzwischen liegt sie bei gut fünfhunderttausend. Also ist er vermutlich in diesem Zimmer gelandet, weil er sonst obdachlos geworden wäre.«

»Weich mir bitte nicht aus.«

»Als er sie vor acht Jahren gekauft hat, hat er knapp sechshunderttausend hingeblättert. Damals waren die Zeiten wohl noch besser.«

»Hast du Jaime von dem GPS erzählt?«

»Ich würde sagen, der Typ ist pleite. Tja, und jetzt ist er tot«, meinte Lucy. »Deshalb spielt es wahrscheinlich keine Rolle mehr,

wenn die Bank die Eigentumswohnung kriegt.«

»Ich weiß, dass du einen GPS-Empfänger eingebaut hast.« Scarpetta ließ sich nicht von ihrem Thema abbringen. »Aber was ist mit Jaime? Hast du es ihr gesagt?«

»Wenn jemand alles verliert, gerät er möglicherweise so in Verzweiflung, dass er von einer Brücke springt.« Lucys Gesichtsausdruck hatte sich verändert, und ihre Stimme zitterte fast unmerklich. »Was hast du mir immer vorgelesen, als ich klein war? Ein Gedicht von Oliver Wendell Holmes. ›Der Einspanner‹. *Beim Bau einer Kutsche, das sage ich dir,/ Gibt es stets einen schwachen Punkt .../ Das ist der Grund, wie sehr wohl jeder weiß,/ Warum die Panne kommt vor dem Verschleiß ...* Als ich dich in meiner Kindheit in Richmond besucht und immer wieder vorübergehend bei

dir gewohnt habe, habe ich mir gewünscht, du würdest mich behalten. Meine Mutter, dieses Miststück! Um diese Jahreszeit ist es immer das Gleiche. Die Frage, ob ich über Weihnachten nach Hause komme. Monatelang höre ich kein Wort von ihr, und dann möchte sie wissen, ob ich sie über Weihnachten besuche. In Wahrheit will sie nur sichergehen, dass ich nicht vergesse, ihr ein Geschenk zu schicken. Etwas Wertvolles, am besten einen Scheck. Zum Teufel mit ihr!«

»Aus welchem Grund misstraust du Jaime?«, erkundigte sich Scarpetta.

»Du hast in dem Zimmer, das neben deinem lag und schließlich in deinem Haus in Windsor Farms meines wurde, bei mir auf dem Bett gesessen. Ich habe dieses Haus geliebt. Du hast mir Holmes' Gedichte aus einem Buch vorgelesen. ›Der alte Oliver

Cromwell«, ›Das Perlboot«, ›Vergangene Tage«. Du hast mir alles über das Leben und den Tod erklärt und gesagt, Menschen seien wie dieser Einspänner. Sie funktionierten hundert Jahre lang und zerfielen eines Tages zu Staub.« Beim Sprechen hatte Lucy die Hände auf beiden Tastaturen. Auf den Bildschirmen der Laptops öffneten und schlossen sich Dateien und Links. Alles, um ihre Tante nicht ansehen zu müssen. »Du meinstest, die Leute, die bei dir in der Gerichtsmedizin landeten, verkörperten die Metapher für den Tod an sich. Sie litten an allen möglichen Problemen unter der Sonne und machten dennoch weiter, bis zu dem Tag, an dem es vorbei ist. Und das habe vermutlich mit ihrer Schwachstelle zu tun.«

»Ich vermute, Jaime ist deine Schwachstelle«, erwiderte Scarpetta.

»Ich dachte immer, es wäre das Geld«, entgegnete Lucy.

»Hast du ihr nachspioniert? Ist das der Grund, warum du uns die Dinger geschenkt hast?« Scarpetta wies auf Lucys und ihr eigenes BlackBerry auf dem Couchtisch. »Befürchtest du, Jaime könnte dich finanziell ausnutzen? Hast du Angst, dass sie wie deine Mutter ist? Hilf mir, es zu verstehen.«

»Jaime braucht weder mein Geld noch mich.« Lucy beherrschte mühsam ihre Stimme. »Niemand ist mehr so wohlhabend wie vor der Krise. Bei dieser Wirtschaftslage schmilzt das Geld vor deinen Augen dahin wie eine kunstvolle Eisskulptur, deren Herstellung ein Vermögen gekostet hat. Und dennoch löst sie sich einfach in Wasser auf, und man fragt sich, ob es sie je gegeben hat und was die ganze Aufregung sollte. Ich musste auch Verluste hinnehmen.« Sie

zögerte, als wage sie kaum, ihren Gedanken auszusprechen. »Es geht nicht um Geld, sondern um eine andere Sache, in die ich hineingeraten bin und die ich missverstanden habe. Mehr möchte ich dazu nicht sagen. Ich habe die Anzeichen falsch gedeutet.«

»Für jemanden, der so gut Gedichte zitieren kann, bist du manchmal ganz schön schwer von Begriff«, antwortete Scarpetta.

Lucy schwieg.

»Was hast du diesmal missverstanden?« Scarpetta wollte Lucy zum Reden bringen.

Doch Lucy weigerte sich. Eine Zeitlang saßen sie wortlos da. Tasten klapperten, als Lucy tippte, während Scarpetta raschelnd in den Ausdrucken auf ihrem Schoß blätterte. Sie überflog weitere Texte aus dem Internet, die Hannah Starr, Carley Crispin und die nachlassende Beliebtheit ihrer

Sendung behandelten. Ein Kritiker sprach von Carleys freiem Fall auf der Nielsen-Skala. Außerdem wurden Scarpetta und der Scarpetta-Faktor erwähnt. Ein Blogger schrieb, die einzige unterhaltsame Folge ihrer Sendung, die Carley in dieser Saison zustande gebracht habe, sei die mit dem Gastauftritt von CNNs angesehener forensischer Analystin, der furchtlosen, stahlharten und skalpellscharfen Scarpetta, deren Kommentare den Nagel stets auf den Kopf trafen. »Kay Scarpetta dringt mit ihren schlagfertigen Bemerkungen zum Kern des Problems vor und ist eine harte Konkurrenz – vielleicht zu hart – für die oberflächliche, aufgeblasene Carley Crispin.« Scarpetta stand auf.

»Erinnerst du dich an den Besuch in Windsor Farms, als du böse auf mich warst und deshalb meine Festplatte formatiert

hast?«, fragte sie ihre Nichte. »Damals warst du, glaube ich, zehn und hattest etwas, das ich gesagt oder getan hatte, falsch gedeutet oder missverstanden und dann, um es milde auszudrücken, überreagiert. Formatierst du jetzt deine Beziehung mit Jaime, bis alles gelöscht ist, ohne zuvor mit ihr darüber zu sprechen, ob es überhaupt einen Grund dafür gibt?«

Sie öffnete ihre Tatorttasche und nahm ein frisches Paar Handschuhe heraus. Dann umrundete sie Warner Agees zerwühltes, mit Kleidungsstücken übersätes Bett und begann, die Schubladen der Kommode mit der gewölbten Front zu durchsuchen.

»Was hat Jaime angestellt, das du möglicherweise missverstanden hast?«, ergriff sie wieder das Wort.

Weitere Herrenkleidung, nichts davon  
zusammengelegt. Boxershorts,

Unterhemden, Socken, Pyjamas, kleine Samtschatullen mit Manschettenknöpfen, einige davon antik, jedoch nicht wertvoll. Die nächste Schublade enthielt Sweatshirts und T-Shirts mit Logos: FBI-Akademie, verschiedene Außenstellen des FBI, Geiselbefreiungskommando, Nationale Eingreiftruppe, alles alt und ausgewaschen. Es waren die Embleme von Organisationen, denen Agee so gern angehört hätte. Scarpetta brauchte Warner Agee nicht zu kennen, um zu wissen, wie verzweifelt er sich nach Anerkennung gesehnt und sich an die Überzeugung geklammert hatte, dass das Leben ungerecht war.

»Was könntest du falsch verstanden haben?«, hakte sie noch einmal nach.

»Es ist nicht leicht, darüber zu reden.«

»Versuch es wenigstens.«

»Ich kann nicht. Nicht mit dir«, erwiderte Lucy.

»Sei ehrlich. Mit niemandem.«

Lucy sah sie an.

»Du hast grundsätzlich Schwierigkeiten, mit anderen Menschen über Angelegenheiten zu sprechen, die dir wichtig sind und dir sehr viel bedeuten«, fuhr Scarpetta fort. »Bei dir dreht sich alles um Dinge, die eigentlich herzlos, belanglos und nebensächlich sind. Maschinen. Die unsichtbaren Verknüpfungen im Internet und die Leute, die sich an diesen nicht existierenden Orten aufhalten. Ich bezeichne solche Personen als Phantome, die ihre Zeit damit totschiessen, dass sie twittern, chatten, bloggen und ins Leere hineinplappern.«

Die unterste Kommodenschublade klemmte, sodass Scarpetta die Finger hineinstecken musste, um den verkanteten

Gegenstand – Pappe und Hartplastik – zu lockern.

»Ich bin real. Ich befinde mich in einem Hotelzimmer, zuletzt bewohnt von einem Mann, der nun als zerschmetterte Leiche in der Gerichtsmedizin liegt, weil ihm das Leben nicht mehr lebenswert erschien. Rede mit mir, Lucy. Erzähl mir, was los ist. Und zwar in einer Sprache aus Fleisch und Blut, in der Sprache der Gefühle. Glaubst du, dass Jaime dich nicht mehr liebt?«

Endlich ging die Schublade auf. Sie war mit leeren Tracfone- und SpoofCard-Packungen, Gebrauchsanweisungen, Anleitungen und Aktivierungskarten vollgestopft, die unbenutzt wirkten, weil die Abdeckstreifen auf den Rückseiten nicht abgekratzt waren. Auch eine ausgedruckte Anleitung für einen Internetdienst war dabei, der es Anwendern, die zwar sprechen, aber nur

schlecht hören konnten, ermöglichte, Telefonate in Echtzeit mitzulesen.

»Redet ihr nicht mehr miteinander?« Während Scarpetta weiter Fragen stellte, schwieg Lucy beharrlich.

Scarpetta wühlte sich durch verwickelte Kabel von Ladegeräten und glänzende Plastikhüllen, die Kartentelefone enthalten hatten. Es waren mindestens fünf.

»Habt ihr Streit?«

Sie kehrte zum Bett zurück, kramte in den schmutzigen Kleidern herum und zog die Laken weg.

»Schlaft ihr nicht mehr miteinander?«

»Mein Gott!«, rief Lucy. »Du bist meine Tante, verdammt!«

Scarpetta zog die Schubladen des Nachtkästchens auf. »Den ganzen Tag berühre ich nackte Leichen. Wenn Benton und ich miteinander schlafen, tanken wir Kraft,

geben uns Energie, zeigen uns, dass wir zusammengehören, tauschen uns aus und erinnern uns wieder daran, dass es uns gibt.« In den Schubladen waren Zeitschriftenartikel, noch mehr Ausdrücke, sonst nichts. Kein Einweg-Tracfone. »Manchmal streiten wir auch. Zum Beispiel letzte Nacht.«

Sie kniete sich auf den Boden, um unter die Möbel zu spähen.

»Früher habe ich dich gebadet, deine Wunden versorgt, mir deine Wutanfälle angehört und das Durcheinander in Ordnung gebracht, das du angerichtet hast. Wenigstens habe ich es immer geschafft, dich auf die eine oder andere Weise vor Schaden zu bewahren. Manchmal habe ich heulend in meinem Zimmer gesessen, so sehr hast du mich zur Verzweiflung getrieben«, sagte Scarpetta. »Ich habe deine zahlreichen

Freundinnen und Liebschaften kennengelernt und eine recht gute Vorstellung davon, was du mit ihnen im Bett machst, weil wir alle gleich sind, im Großen und Ganzen die gleichen Körperteile besitzen und ähnliche Dinge damit anstellen. Außerdem wage ich zu behaupten, dass ich schon vieles gehört und gesehen habe, das nicht einmal du dir ausmalen kannst.«

Sie stand auf. Nirgendwo eine Spur von dem Tracfone.

»Warum, um alles in der Welt, genierst du dich vor mir?«, fuhr sie fort. »Ich bin nicht deine Mutter. Dem Himmel sei Dank, dass ich nicht wie meine schreckliche Schwester bin, die dich praktisch weggeben hat. Ich wünschte nur, sie hätte sich wirklich zu dieser Entscheidung durchringen können und dich mir überlassen. Dann hätte ich vom ersten Tag an für dich sorgen

können. Ich bin deine Tante, und ich bin deine Freundin. Inzwischen sind wir in einem Alter, in dem wir wie Kolleginnen miteinander umgehen können. Also kannst du offen zu mir sein. Liebst du Jaime?«

Lucys Hände lagen reglos auf ihrem Schoß. Sie starrte darauf.

»Liebst du sie?«

Scarpetta fing an, Papierkörbe auszuleeren und in zerknülltem Papier herumzuwühlen.

»Was machst du da?«, erkundigte sich Lucy schließlich.

»Er hatte Tracfone, vermutlich bis zu fünf Stück. Wahrscheinlich hat er sie gekauft, nachdem er vor zwei Monaten hier eingezogen ist. Nur Strichcodes, kein Aufkleber, der darauf hinweist, aus welchem Laden sie stammen. Er könnte sie zusammen mit den SpoofCards benutzt

haben, um eine falsche Telefonnummer vorzutäuschen. Liebst du Jaime?«

»Wie viele Minuten hat man mit so einem Tracfone?«

»Mit jedem kann man sechzig Minuten telefonieren. Das Guthaben verfällt nach neunzig Tagen.«

»Also besorgt man sich so ein Ding in einem Flughafenkiosk, einem Souvenirladen oder einem Supermarkt wie Target oder Walmart und bezahlt in bar. Wenn die sechzig Minuten aufgebraucht sind, wirft man das Telefon weg und kauft sich ein neues, denn um es wieder aufzuladen, müsste man seine Kreditkartennummer angeben. Seit etwa einem Monat will Jaime nicht mehr, dass ich bei ihr übernachte.« Lucy errötete. »Zuerst waren es ein oder zwei Nächte in der Woche, dann drei bis vier. Sie behauptet, es liege daran, dass sie so

überarbeitet sei. Natürlich, wenn man mit niemandem ins Bett geht ... «

»Jaime war schon immer überarbeitet. Das ist bei Leuten wie uns eben so«, erwiderte Scarpetta.

Im Wandschrank entdeckte sie einen kleinen Wandsafe. Er war leer, die Tür stand weit offen.

»Das macht es noch schlimmer, richtig? Genau das ist ja verdammt noch mal der Punkt.« Lucy wirkte bedrückt. Ihr Blick war zornig und gekränkt. »Es bedeutet doch, dass bei ihr etwas anderes dahintersteckt. Du weist Benton nicht zurück, ganz gleich, wie beschäftigt du bist. Ganz im Gegensatz zu Jaime, und dabei sind wir erst ein knappes Jahr zusammen. Also kann es nichts mit Überarbeitung zu tun haben.«

»Das stimmt wohl. Offenbar gibt es ein Problem.«

Scarpetta strich mit behandschuhten Händen über Kleidungsstücke, die in den Achtzigern und Neunzigern modern gewesen waren. Nadelstreifenanzüge mit Doppelreihersakko, Weste, breitem Revers und Einstecktuch. Weiße Hemden mit französischen Manschetten, die sie an Karikaturen von Gangstern aus der Zeit erinnerten, als das FBI noch von J. Edgar Hoover geleitet worden war. An einem Kleiderbügel hingen fünf gestreifte Krawatten, an einem anderen zwei beidseitig tragbare Gürtel – einer mit Naht, einer mit Krokomuster –, die zu dem braunen und dem schwarzen Paar spitz zulaufender Schuhe von Florsheim auf dem Boden passten.

»Als du und ich versucht haben, mein verschwundenes BlackBerry zu finden«, meinte sie, »ist mir klar geworden, was dein

GPS-Empfänger so alles kann. Deshalb sitzen wir jetzt hier in diesem Zimmer. Hast du in den Nächten, die du nicht mit Jaime verbracht, sondern sie elektronisch überwacht hast, denn etwas Wissenswertes erfahren?«

Hinten im Wandschrank lehnte ein ziemlich großer Hartschalenkoffer. Er war stark abgewetzt und zerkratzt, am Henkel hingen noch die Schnüre abgerissener Gepäckschilder.

»Sie ist nirgendwo hingegangen«, antwortete Lucy. »Entweder war sie bis spätabends im Büro, oder sie ist zu Hause geblieben. Außer sie hatte ihr BlackBerry nicht bei sich. Allerdings schließt das nicht aus, dass sie in ihrer Wohnung Besuch hatte oder eine Affäre im Büro unterhält.«

»Vielleicht kannst du dich ja bei dem Provider einhacken, der die

Überwachungskameras in ihrem Haus, in der Staatsanwaltschaft und dem ganzen Gebäude One Hogan Street betreut. Und was kommt als Nächstes? Womöglich ein paar Kameras in ihrem Büro, ihrem Konferenzzimmer und ihrem Penthouse, damit du ihr noch besser nachspionieren kannst? Bitte sag mir, dass du das nicht bereits getan hast.«

Als Scarpetta den Koffer aus dem Wandschrank zerrte, stellte sie fest, wie schwer er war.

»Um Himmels willen, nein!«

»Hier geht es nicht um Jaime, sondern um dich.« Scarpetta drückte auf die Kofferschließen, die mit einem lauten Knacken aufsprangen.

Ein Schuss hallte.

Marino und Lobo nahmen den Gehörschutz ab und kamen hinter der tonnenschweren Barriere aus Betonblöcken und kugelsicherem Glas hervor, die sich etwa dreihundert Meter hinter Droiden in ihrem Schutzanzug befand. Droiden ging zu der Grube, wo Scarpettas FedEx-Paket gerade entschärft worden war, und kniete sich auf den Boden, um das Ergebnis in Augenschein zu nehmen. Dann drehte sie sich, immer noch den Helm auf dem Kopf, zu Marino und Lobo um und reckte den Daumen in die Luft. Ihre nackte Hand wirkte, umgeben von dunkelgrüner Polsterung, die sie doppelt so dick erscheinen ließ, klein und blass.

»Als ob man eine Schachtel Cracker Jack aufmacht«, meinte Marino. »Ich kann kaum erwarten, was für ein Spielzeug drin ist.«

Er hoffte, dass der Inhalt von Scarpettas FedEx-Paket die Mühe wert war, und wünschte gleichzeitig, es möge nicht so sein. Seit Anfang seiner Karriere hatte er ständig mit einem Widerspruch zu kämpfen, über den er nicht sprach und den er sogar sich selbst nur ungern eingestand. Eine Ermittlung brachte nur dann ein Erfolgserlebnis, wenn wirklich Gefahr drohte oder jemand zu Schaden gekommen war. Doch welcher anständige Mensch sehnte sich so etwas herbei?

»Womit haben wir es zu tun?«, erkundigte sich Lobo bei Droiden.

Ein Kollege half ihr beim Ausziehen des Schutzanzugs. Abscheu malte sich auf Droidens Gesicht, als sie wieder in ihren Parka schlüpfte und den Reißverschluss zuzog.

»Etwas, das stinkt. Derselbe ekelhafte Geruch. Es ist kein Scherzartikel, aber ich habe so etwas noch nie gesehen. Oder gerochen, um genau zu sein«, sagte sie zu Lobo und Marino, während ihr Kollege den Anzug wegpackte. »Drei Knopfbatterien vom Typ AG-10, Verstärkerantenne, Knallkörper. Eine Grußkarte, an der eine Art Voodoo-Puppe befestigt ist. Eine Stinkbombe.«

Der FedEx-Karton war auseinandergerissen worden und hatte sich in einen Haufen aus durchweichenden Pappfetzen und Glassplittern verwandelt. Zwischen den Wällen aus schmutzigen Sandsäcken lagen außerdem die Überreste einer weißen Stoffpuppe und etwas, das wie Hundefell aussah. Ein Chip zum Aufnehmen von Stimmen war in tausend Scherben zerbrochen. Daneben befanden sich die

zerstörten Knopfbatterien. Als Marino sich näherte, verstand er, wovon Droiden sprach.

»Es riecht wie eine Mischung aus Asphalt, faulen Eiern und Hundescheiße«, stellte er fest. »Was zum Teufel ist das?«

»Es muss in dem Glasröhrchen gewesen sein.« Droiden öffnete einen schwarzen Ausrüstungskoffer und holte Asservatenbeutel, eine innen mit Harz bestrichene Aluminiumdose, Gesichtsmasken und Nitrilhandschuhe heraus. »So etwas habe ich noch nie gerochen. So ähnlich wie Petroleum, aber doch keines. Eher Teer, Schwefel und Dung.«

»Und was sollte das Ding bezwecken?«, fragte Marino.

»Ich glaube, die Absicht war, dass der Empfänger das Paket öffnet und darin eine Grußkarte mit einer Puppe darauf findet.

Wenn man die Karte aufklappt, explodiert sie, und das Glasröhrchen mit der stinkenden Flüssigkeit platzt. Die Energiequelle des Stimmmoduls, also die Batterien, war mit drei handelsüblichen Sprengbomben an einem elektrischen Streichholz verbunden. Das ist ein Zünder, wie ihn professionelle Pyrotechniker benutzen.« Sie wies auf die Überreste der drei Knallfrösche, die an einem dünnen Überbrückungsdraht hingen.

»Elektrische Streichhölzer reagieren sehr empfindlich auf Strom«, erklärte Lobo Marino. »Ein paar Batterien wie für einen Kassettenrecorder genügen. Allerdings musste derjenige den Schalter und den Aufnahmeregler des Stimmmoduls verändern, damit der Strom aus den Batterien wie geplant eine Explosion auslöst, anstatt eine Aufnahme abzuspielen.«

»Ein Normalbürger könnte so etwas nicht?«, fragte Marino.

»Doch, durchaus, solange er nicht verblödet ist und in der Lage, eine Gebrauchsanweisung zu lesen.«

»Die er aus dem Internet hat.« Marino überlegte laut.

»Na klar. Man könnte sich mit den Anleitungen dort praktisch eine gottverdammte Atombombe zusammenbasteln«, erwiderte Lobo.

»Was, wenn Scarpetta das Paket geöffnet hätte?«, wollte Marino wissen.

»Schwer zu sagen«, antwortete Droiden. »Sie hätte sich verletzen können, so viel steht fest. Vielleicht ein paar abgerissene Finger oder Glassplitter im Gesicht oder in den Augen. Möglicherweise wäre sie entstellt oder sogar blind gewesen. Und auf

jeden Fall hätte sich die stinkende Flüssigkeit über sie ergossen.«

»Ich nehme an, das war die Absicht«, ergänzte Lobo. »Jemand wollte sie mit dieser geheimnisvollen Flüssigkeit einnebeln und ihr ernsthaft Schaden zufügen. Lassen Sie mich mal die Karte anschauen.«

Marino öffnete seinen Aktenkoffer und reichte ihm den Asservatenbeutel, den Scarpetta ihm gegeben hatte. Nachdem Lobo Handschuhe angezogen hatte, klappte er die Weihnachtskarte auf, ein verstörter Weihnachtsmann auf Hochglanzpapier, der von Mrs. Weihnachtsmann mit dem Nudelholz verfolgt wurde. »*Ich wünsch euch eine Hodie-Dodie-Weihnacht*«, sang eine dünne Frauenstimme, ohne den Ton zu treffen. Lobo klappte das steife Papier zurück und holte das Stimmmodul heraus, während das alberne Geträller weiterging. »*Steckt euch*

*die Mistelzweige rein, wo sie hingehören ...*

« Er trennte das Modul von den Batterien – drei AG-10-Knopfbatterien, wie man sie auch in Armbanduhren verwendete. Es wurde schlagartig still. Nur der Wind pffiff vom Wasser heran durch den Zaun. Marino spürte seine Ohren nicht mehr, und sein Mund musste wie der vom Eisenmann aus *Der Zauberer von Oz* dringend geölt werden, denn es war so kalt, dass er allmählich Schwierigkeiten beim Reden bekam.

»Ein leeres Sprachmodul, optimal geeignet für eine Grußkarte.« Lobo zeigte Marino das Aufnahmegerät. »Diese Dinger werden von Leuten verwendet, die ihre Grußkarten selbst basteln. Ein Stromkreis mit Lautsprecher. Vorgefertigter Schalter zum automatischen Abspielen, was Sinn und Zweck der Sache ist. Der Kontakt mit dem Schalter schließt den Stromkreis und

löst die Bombe aus. Kann man überall bestellen, was viel einfacher ist, als so etwas zu bauen.«

Droiden pflückte Bombenteile aus der nassen, schmutzigen Masse in der Grube. Im nächsten Moment stand sie auf, ging zu Marino und Lobo hinüber und hielt ihnen die in einem Nitrilhandschuh steckende Handfläche hin, auf der einige silberne, schwarze und dunkelgrüne Scherben aus Plastik und Metall lagen. Dann ließ sie sich von Lobo das intakte Aufnahmemodul geben und begann zu vergleichen.

»Eine mikroskopische Untersuchung wird es bestätigen«, sagte sie, aber es war klar, was sie meinte.

»Eine Art Aufnahmegerät«, erwiderte Marino und hielt seine großen Hände um ihre, um die Scherben vor dem Wind zu schützen. Am liebsten wäre er noch länger

so dicht bei ihr stehen geblieben. Es spielte keine Rolle, dass er die ganze Nacht auf den Beinen gewesen war und sich allmählich in einen Eisblock verwandelte. Er fühlte sich trotzdem warm und hellwach. »Mein Gott, stinkt das! Und was ist das da? Hundefell?« Mit einem Gummifinger tippte er auf einige lange, derbe Haare. »Was hat denn das Hundefell zu bedeuten?«

»Offenbar war die Puppe mit Fell ausgestopft. Es könnte Hundefell sein«, entgegnete sie. »Jedenfalls weist die Bauart eindeutige Übereinstimmungen auf. Der Schaltkreis, der Kippschalter, der Aufnahmeknopf und der Lautsprecher mit Mikro.«

Lobo betrachtete die Weihnachtskarte und drehte sie um, um die Rückseite zu betrachten.

»Made in China. Recyclingpapier. Also eine umweltfreundliche Weihnachtsbombe. Wie nett«, verkündete er.

Scarpetta zog den offenen Koffer über den Boden. Die neunundzwanzig Faltordner darin wurden von Gummibändern zusammengehalten und waren mit weißen Aufklebern versehen. Die mit der Hand geschriebenen Daten darauf verrieten, dass sie über sechsundzwanzig Jahre zurückreichten. Den Großteil von Warner Agees beruflicher Laufbahn.

»Was, denkst du, würde Jaime über dich sagen, wenn ich mit ihr sprechen würde?«, hakte sie nach.

»Das ist einfach. Dass ich nicht mehr ganz dicht bin.« Lucy war zornig.

Manchmal geriet sie so plötzlich und heftig in Rage, dass Scarpetta die Wut regelrecht aufblitzen sah.

»Ständig bin ich sauer und will jemandem wehtun«, fügte Lucy hinzu.

Offenbar hatte Agee viel von seiner persönlichen Habe ins Hotel Elysée mitgenommen, Dinge, die ihm wichtig waren. Scarpetta griff nach dem neuesten Ordner und setzte sich, ihrer Nichte zu Füßen, auf den Teppich.

»Warum willst du jemandem wehtun?«, fragte sie.

»Um mir zurückzuholen, was mir weggenommen worden ist, verdammt! Um mich zu befreien und eine zweite Chance zu bekommen, damit ich nie wieder zulasse, dass mir so etwas angetan wird. Weißt du, was das Schreckliche ist?« Lucys Augen funkelten. »Es ist entsetzlich, zu dem Schluss zu kommen, dass es Leute gibt, die man skrupellos vernichten und umbringen darf. Wenn man es sich vorstellt und Pläne

schmiedet, ohne auch nur die Spur von Reue zu empfinden. Man fühlt einfach nichts. So wie er vermutlich auch.« Sie wies in den Raum hinein, als wäre Warner Agee noch da. »Gefühllosigkeit führt dazu, dass es zum Schlimmsten kommt. Dann tut man nämlich etwas, das sich nicht mehr rückgängig machen lässt. Es ist eine entsetzliche Erkenntnis, dass man sich eigentlich nicht von den Arschlöchern unterscheidet, die man verfolgt und vor denen man seine Mitmenschen schützen will.«

Scarpetta entfernte das Gummiband von dem Ordner, der offenbar der zuletzt angelegte war. Die ersten Unterlagen stammten vom 1. Januar dieses Jahres, das Ende war offen.

»Du bist aber nicht wie sie«, widersprach sie.

»Jedenfalls kann ich es nicht rückgängig machen«, wandte Lucy ein.

»Was kannst du nicht rückgängig machen?«

Die sechs Fächer des Ordners waren mit Papieren, Quittungen, einem Scheckbuch und einer Brieftasche aus braunem Leder vollgestopft, die vom jahrelangen Herumgetragenwerden in der Gesäßtasche blank gewetzt war.

»Das, was ich getan habe.« Lucy holte tief Luft und unterdrückte die Tränen. »Ich bin ein schlechter Mensch.«

»Nein, bist du nicht«, protestierte Scarpetta.

Agees Führerschein war vor drei Jahren abgelaufen. Seine MasterCard war nicht mehr gültig. Das Gleiche galt für seine Visa-Karte und die von American Express.

»Bin ich doch«, beharrte Lucy. »Du weißt ja, was ich angerichtet habe.«

»Du bist kein schlechter Mensch. Da bin ich ganz sicher, obwohl ich über deine Vergangenheit im Bilde bin. Vielleicht nicht vollständig, allerdings ziemlich gut«, erwiderte Scarpetta. »Du warst beim FBI, bei der ATF und wie Benton an so vielen geheimen Aktionen beteiligt, die du nicht verhindern konntest und über die du nicht sprechen durftest. Vermutlich bis heute nicht. Natürlich bin ich mir dessen bewusst, und es ist mir auch klar, dass es im Dienst und aus vernünftigen Gründen geschehen ist. Wie bei einem Soldaten an der Front. Polizisten sind eigentlich nichts anderes als Soldaten und müssen manchmal die Grenzen der Normalität überschreiten, damit wir Durchschnittsbürger ein ruhiges Leben führen können.«

Sie zählte vierzehnhundert Dollar in bar, alles in Zwanzigdollarscheinen, als hätte er sie gerade aus dem Geldautomaten gezogen.

»Wirklich?«, fragte Lucy. »Was ist dann mit Rocco Caggiano?«

»Was wäre mit seinem Vater Pete Marino geschehen, wenn du ihm nicht zugekommen wärst?« Scarpetta kannte, was die Vorgänge in Polen betraf, keine Einzelheiten und wollte sie auch nicht hören. Allerdings hatte sie Verständnis für die Beweggründe. »Rocco gehörte zu einer organisierten Verbrecherbande und hätte ihn getötet. Der Plan stand schon fest. Du hast ihn vereitelt.«

Sie suchte nach Quittungen für Lebensmittel, Kosmetikartikel und Fahrten und fand eine ganze Menge davon – Hotels,

Läden und Taxiunternehmen, alle in Detroit, Michigan, und bar bezahlt.

»Ich wünschte, ich hätte es nicht selbst erledigt, sondern jemand anderen geschickt. Immerhin habe ich seinen Sohn auf dem Gewissen. Ich habe so viel getan, was sich nicht rückgängig machen lässt«, beharrte Lucy.

»Können wir überhaupt etwas rückgängig machen? Das ist doch nur eine hohle Phrase, mit der die Menschen ständig um sich werfen, obwohl es in Wirklichkeit unmöglich ist«, entgegnete Scarpetta. »Wir haben nur die Chance, uns mit dem Schaden, den wir angerichtet haben, abzufinden, die Verantwortung dafür zu übernehmen, uns zu entschuldigen und zu versuchen, nach vorn zu schauen.«

Sie sortierte den Inhalt des Faltordners auf dem Boden zu Häufchen, um

festzustellen, was Agee an seinem Leben für aufbewahrenswert gehalten hatte. Ein Umschlag mit eingelösten Schecks war dabei. Im letzten Januar hatte er mehr als sechstausend Dollar für zwei Hörgeräte, Modell Siemens Motion 700, plus Zubehör, ausgegeben. Seine alten Hörgeräte hatte er einer Organisation für Hilfsbedürftige gespendet und dafür eine Quittung erhalten. Kurz darauf war er Kunde bei einem Internetanbieter geworden, der Telefonate zeitgleich am Bildschirm in Schrift umwandelte. Von Auszahlungsbelegen oder Bankunterlagen, die darauf hingewiesen hätten, woher er sein Geld bezogen hatte, fehlte jede Spur. Scarpetta förderte einen braunen Umschlag mit der Aufschrift *IPP* zutage, der von Rundbriefen, Tagungsprogrammen und Zeitschriftenartikeln, alles auf Französisch, überquoll. Es waren auch weitere

Quittungen und Flugtickets dabei. Im Juli 2006 war Agee in Paris gewesen, um an einem Kongress am Institut für paranormale Psychologie teilzunehmen.

Scarpetta sprach zwar nicht gerade fließend Französisch, konnte es aber ziemlich gut lesen. Sie überflog den Brief eines Ausschussmitglieds des Projekts zur Förderung des globalen Bewusstseins. In seinem Schreiben dankte der Mann Agee für seine Bereitschaft, einer Debatte zum Thema »Der Einsatz wissenschaftlicher Methoden zum Nachweis von Strukturen in willkürlich ausgewählten Daten im Zusammenhang mit global wirksamen Großereignissen wie den Anschlägen vom 11. September« beizuwohnen. Außerdem freue er sich auf ein Wiedersehen mit Agee und frage sich, ob seine Forschungsarbeit im Bereich Psychokinese immer noch auf

mangelnde Resonanz stoße. *Selbstverständlich liegt das Problem darin, dass es sich bei den Probanden um Menschen handelt, was rechtliche und ethische Einschränkungen mit sich bringt*, übersetzte sie.

»Warum denkst du über das Töten und Sterben nach?«, fragte sie Lucy. »Wen willst du umbringen, und wem wünschst du den Tod?«, fügte sie hinzu, erntete jedoch nur Schweigen. »Raus mit der Sprache, Lucy! Ich werde so lange mit dir in diesem Zimmer bleiben, bis ich die Antwort habe.«

»Hannah«, entgegnete Lucy.

»Du willst Hannah Starr umbringen?« Scarpetta sah sie an. »Hast du es etwa schon getan, oder spielst du nur mit dem Gedanken?«

»Ich habe sie nicht ermordet und auch keine Ahnung, ob sie noch lebt. Außerdem ist es mir egal. Ich möchte nur, dass sie

bestraft wird, und das würde ich gern persönlich übernehmen.«

Agee hatte dem Ausschussmitglied auf Französisch geantwortet: *Obgleich es stimmt, dass menschliche Probanden voreingenommen sind und deshalb zur Unzuverlässigkeit neigen, kann man dieses Hindernis dadurch umgehen, dass man sie im Rahmen der Studie in einer Art und Weise überwacht, die ihnen die Hemmungen nimmt.*

»Wofür willst du sie bestrafen? Was hat sie verbrochen, dass du sie dir selbst vorknöpfen möchtest?«, wollte Scarpetta wissen.

Sie öffnete den nächsten Faltordner. Weitere Texte zum Thema Parapsychologie. Zeitschriftenartikel. Agee hatte das Französische fließend beherrscht und war ein bekannter Mann auf dem Gebiet der

paranormalen Psychologie, also der Erforschung des »sechsten Sinns« und des Übernatürlichen, gewesen. Das in Paris ansässige Institut für paranormale Psychologie hatte seine Reisekosten übernommen und ihn vielleicht auch in Form von Stipendien, Honoraren und Forschungsgeldern unterstützt. Die Lecoq-Stiftung, Gründerin des IPP, hatte sich sehr für Agees Arbeiten interessiert. Verschiedene Schreiben drückten den Wunsch von Monsieur Lecoq aus, sich mit Agee zu treffen, um ihre »gemeinsame Leidenschaft und Begeisterung zu erörtern«.

»Offenbar hat sie dir übel mitgespielt«, stellte Scarpetta fest. Es war keine Frage. Anscheinend kannte Lucy Hannah persönlich. »Was ist geschehen? Hattest du eine Affäre mit ihr? Warst du mit ihr im Bett? Was war los?«

»Ich war nicht mit ihr im Bett. Aber ...«

»Aber was? Entweder hast du mit ihr geschlafen oder nicht. Wo bist du ihr begegnet?«

Eine Zusammenfassung. *Dans cet article, publié en 2007, Warner Agee, l'un des pionniers de la recherche en parapsychologie, en particulier l'expérience de mort imminente et sortie hors du corps ...*

»Sie wollte, dass ich etwas ausprobiere, etwas anfangen, ihr ein Angebot mache«, erwiderte Lucy.

»Ein sexuelles.«

»Sie nahm an, dass alle auf sie standen und sie rumkriegen wollten«, entgegnete Lucy. »Doch ich fand nichts an ihr. Sie hat geflirtet und sich mächtig ins Zeug gelegt. Wir waren allein. Ich dachte, Bobby würde da sein, aber er war nicht zu Hause. Nur sie, und sie hat versucht, mich anzubaggern.

Ich bin nicht darauf eingegangen. Das verdammte Miststück!«

Nahtoderfahrungen und Verlassen des eigenen Körpers. Menschen, die von den Toten auferstanden und danach übernatürliche Kräfte hatten. Heilen und die Überlegenheit des Verstandes gegenüber der Materie. Der Glaube, man könne den Körper durch Willenskraft steuern und Organe und Gegenstände beeinflussen. Scarpetta las weiter ... *beispielsweise elektronische Geräte, Geräusche und Würfel, genauso wie die Auszahlung von Gewinnen in einem Casino abhängig von den Mondphasen ist.*

»Und was hat Hannah nun Schreckliches angestellt?«, erkundigte sie sich bei Lucy.

»Ich habe dir doch von meinem Finanzberater erzählt.« »Der, den du deinen ›Geldmann‹ nennst.«

Agees Steuererklärung aus dem Jahr 2007. Zahlungen aus einer privaten Rentenversicherung, allerdings keine weiteren Einkünfte, obwohl aus dem Schriftwechsel und weiteren Unterlagen klar hervorging, dass er von irgendwoher oder jemandem Geld bekam. Möglicherweise von der Lecoq-Stiftung in Paris.

»Ihr Vater, Rupe Starr, war mein Geldmann«, erwiderte Lucy. »Und zwar von Anfang an, als ich noch keine zwanzig war und begann, gut zu verdienen. Er hat sich um alles gekümmert. Ohne ihn hätte ich vermutlich mein Vermögen verschenkt. Ich hatte einfach nur Spaß daran, Dinge zu erfinden, zu träumen und neue Ideen umzusetzen. Etwas aus dem Nichts zu schaffen und dafür zu sorgen, dass die Leute es haben wollen.«

2008 war Agee nicht in Frankreich gewesen, sondern immer wieder nach Detroit geflogen. Woher hatte er sein Geld?

»Irgendwann hatte ich einen Einfall zu einer neuen digitalen Anwendung, die sich vielleicht für eine Animation geeignet hätte«, fuhr Lucy fort. »Ich hatte jemanden kennengelernt, der bei Apple arbeitete, und der hat mir Rupe empfohlen. Wahrscheinlich weißt du, dass er einer der angesehensten und erfolgreichsten Finanzberater an der Wall Street war.«

»Es ist mir rätselhaft, warum du nie mit mir über ihn oder dein Geld gesprochen hast«, meinte Scarpetta.

»Du hast nicht nachgefragt.«

Was gab es in Detroit sonst noch außer einer maroden Automobilindustrie? Scarpetta griff nach Lucys MacBook.

»Das habe ich bestimmt.« Allerdings fiel ihr keine einzige Gelegenheit ein.

»Hast du nicht«, beharrte Lucy.

Als Scarpetta die Lecoq-Stiftung googelte, landete sie keinen Treffer. Der Suchbegriff *Monsieur Lecoq* erbrachte nur die erwarteten zahlreichen Verweise auf den französischen Kriminalroman von Émile Gaboriau aus dem neunzehnten Jahrhundert. Scarpetta konnte nichts über einen tatsächlich existierenden Menschen namens Lecoq entdecken, der ein reicher Wohltäter war und sich für die paranormale Psychologie einsetzte.

»Und dabei hast du sonst keine Hemmungen, mich zu jeder Sache zu verhören, die dir gerade einfällt«, sprach Lucy weiter. »Nur nach meinen Finanzen hast du dich nie erkundigt. Wenn ich den Geldmann

erwähnt habe, hast du kein Wort darüber verloren.«

»Vielleicht hatte ich Angst.« Scarpetta dachte über diese traurige Möglichkeit nach. »Also habe ich das Thema gemieden und es damit gerechtfertigt, dass es mich nichts angeht.«

Sie googelte das Motor City Hotel und das Grand Palais in Detroit. Es existierten zwar einige Quittungen von beiden Hotels aus den letzten Jahren, allerdings keinerlei Hinweise darauf, dass Agee tatsächlich dort übernachtet hatte. Was hatte er sonst getan? Gespielt? War er ein freigeibiger Spieler gewesen, weshalb man ihm die Hotelzimmer kostenlos überlassen hatte? Sie stieß auf einen Zettel aus einem mit dem Namen des Besitzers versehenen Notizblock: *Von Freddie Maestros Schreibtisch*. Darauf waren mit Filzstift eine Ziffernfolge, die wie

eine Geheimzahl aussah, die Worte *City Bank of Detroit* und eine Adresse geschrieben. Warum kam ihr der Name Fred die Maestro so bekannt vor? Handelte es sich vielleicht um die Geheimzahl für einen Geldautomaten?

»Schon gut«, entgegnete Lucy. »Über Leichen und Sex kannst du reden, aber nicht über den Kontostand deiner Mitmenschen. Du kannst die Hosentaschen und die Kommodenschubladen eines Toten durchwühlen und dir seine privaten Unterlagen und Quittungen ansehen, schaffst es jedoch nicht, mich auf so grundsätzliche Dinge anzusprechen wie zum Beispiel, auf welche Weise ich meinen Lebensunterhalt verdiene und mit wem ich Geschäfte mache. Du hast nie nachgefragt«, beharrte Lucy. »Und ich dachte, du wolltest es nicht wissen, weil du geglaubt hast, dass ich

etwas Illegales tue, stehle oder Steuern hinterziehe. Also habe ich es dabei belassen, denn ich hatte nicht die geringste Lust, mich vor dir oder sonst jemandem zu rechtfertigen.«

»Du hast recht, ich wollte es nicht wissen.« Da Scarpetta in Armut aufgewachsen war, fühlte sie sich auf diesem Gebiet unsicher. »Es ging mir darum, die Ausgewogenheit zwischen uns zu wahren.« Es war eine ihrer Schwächen, denn in ihrer Kindheit war sie sich ohnmächtig vorgekommen, da ihre Familie mittellos gewesen war und ihr Vater todkrank. »In Sachen Geldverdienen kann ich nicht mit dir konkurrieren. Ich bin zwar ziemlich gut darin, mein Geld zusammenzuhalten, hatte aber noch nie ein Händchen für Finanzen oder Lust, die große Geschäftsfrau zu werden. Es ist einfach nicht meine Sache.«

»Warum solltest du mit mir konkurrieren wollen?«

»Genau das ist ja der springende Punkt. Ich habe es nicht getan und hätte es auch nie versucht, weil ich es nicht kann. Vielleicht habe ich befürchtet, dass du mich dann nicht mehr respektieren würdest. Und welchen Grund hättest du auch, mich für meine Geschäftstüchtigkeit zu bewundern? Wenn ich die tolle Karrierefrau wäre, hätte ich nicht Jura und Medizin studiert und eine zwölfjährige Facharztausbildung durchlaufen, nur um anschließend weniger zu verdienen als ein Immobilienmakler oder ein Autohändler.«

»Wenn *ich* so eine tolle Karrierefrau wäre, würden wir jetzt nicht dieses Gespräch führen«, antwortete Lucy.

Scarpetta googelte *Michigan* im Internet. Das neue Las Vegas. Außerdem wurden in

letzter Zeit dort viele Filme gedreht. Der Bundesstaat tat sein Möglichstes, um Geld in die ausblutende Wirtschaft zu pumpen. Vierzig Prozent Steuernachlass. Und Casinos. In Michigan gab es eine Fachschule für angehende Croupiers. Die Schulgebühren wurden zum Teil von verschiedenen Organisationen wie dem Bund der Kriegsveteranen und den Gewerkschaften der Stahlarbeiter und Automobilarbeiter übernommen. Wer aus dem Irak nach Hause kam oder seine Stelle bei General Motors verlor, konnte also immer noch Croupier am Blackjacktisch werden.

»Ich habe Mist gebaut. Rupe ist letzten Mai gestorben, und Hannah war seine Alleinerbin. Sie hat seine Geschäfte übernommen. Ich will nicht behaupten, dass sie dumm ist, immerhin hat sie in Wharton Betriebswirtschaft studiert«, fuhr Lucy fort.

»Also hat sie sich um die Verwaltung deiner Finanzen gekümmert?«

»Das war zumindest ihr Plan.«

In diesen Zeiten musste man zu allem bereit sein, um zu überleben, und mit Lastern und Unterhaltung verdiente man eben nach wie vor am besten. In der Filmbranche. Der Nahrungsmittel- und Getränkeindustrie, insbesondere mit Alkohol. Wenn Menschen sich elend fühlten, versuchten sie aktiv, diesen Zustand zu ändern. Wo war der Zusammenhang mit Warner Agee? In was war er hineingeraten? Scarpetta dachte an Toni Dariens Schlüsselanhänger mit den Würfeln und daran, dass Bonnell das High Roller Lanes als eine Art Las Vegas bezeichnet hatte. Mrs. Darien hatte gesagt, Toni habe irgendwann in Paris oder in Monte Carlo leben wollen. Lawrence Darien, ihr Vater mit Abschluss

am MIT, war ein Spieler und unterhielt laut Marino möglicherweise Kontakte zum organisierten Verbrechen. Nun fiel Scarpetta ein, wer Freddie Maestro war: der Besitzer des High Roller Lanes. Außerdem betrieb er Spielhallen und war der Eigentümer verschiedener anderer Firmen in Detroit, Louisiana, Südflorida und einigen anderen Bundesstaaten, die sie jedoch vergessen hatte. Also war er Toni Dariens Chef gewesen. Vielleicht kannte er ja ihren Vater.

»Wir haben uns einige Male getroffen. Dann haben wir ein Gespräch in ihrer Wohnung in Florida geführt, und ich habe abgelehnt«, fügte Lucy hinzu. »Allerdings war ich so unvorsichtig, einen Tipp von ihr anzunehmen. Der Kugel konnte ich zwar ausweichen, habe aber dafür ein Messer in den Rücken gekriegt. Weil ich nicht auf meinen Instinkt gehört habe, hat sie es

geschafft, mich ordentlich über den Tisch zu ziehen.«

»Bist du pleite?«, erkundigte sich Scarpetta.

Sie googelte *Dr. Warner Agee* in Verbindung mit einigen anderen Suchbegriffen: *Glücksspiel. Casinos. Glücksspielindustrie. Michigan.*

»Nein«, erwiderte Lucy. »Wie viel mir geblieben ist, spielt keine Rolle. Es ist nicht einmal wichtig, welche Summe ich verloren habe. Es geht nur darum, dass sie mir aus reinem Mutwillen geschadet hat.«

»Wie kann es sein, dass Jaime nicht darüber informiert ist, wenn sie so gründlich in diesem Fall ermittelt?«

»Wer führt denn die tatsächlichen Ermittlungen durch, Tante Kay? Sie ganz bestimmt nicht. Zumindest nicht, was den

elektronischen Bereich betrifft. Diese Informationen hat sie von mir.«

»Also ahnt sie nicht, dass du Hannah kennst und deshalb ein Interessenkonflikt besteht. Denn genau das ist es«, stellte Scarpetta fest, während sie weitere Faltordner durchblätterte.

»Sie würde mich sofort von dem Fall abziehen, was für sie nur von Nachteil und deshalb der absolute Schwachsinn wäre«, entgegnete Lucy. »Ich bin die Einzige, die ihr helfen kann. Außerdem war ich nicht Hannahs Klientin, sondern Rupes. Und weißt du, was in seinen Unterlagen steht? Wir wollen es einmal so ausdrücken: Es wird nichts auftauchen, was auf Hannahs Spielchen hinweist. Dafür habe ich gesorgt.«

»Das ist nicht richtig«, widersprach Scarpetta.

»Was sie getan hat, war auch nicht richtig.«

Ein Artikel, den Agee vor zwei Jahren in der britischen Zeitschrift *Quantum Mechanics* veröffentlicht hatte: Quanten epistemologie und Maße. Planck, Bohr, de Broglie, Einstein. Die Rolle des menschlichen Bewusstseins beim Zusammenbruch der Wellenfunktion. Störungen durch einzelne Photonen und Verstöße gegen das Kausalitätsprinzip in der Thermodynamik. Die Nicht-Fassbarkeit des menschlichen Bewusstseins.

»Was zum Teufel liest du denn da?«, fragte Lucy.

»Ich bin nicht sicher.«

Scarpetta blätterte weiter, überflog ein paar Seiten, las und hielt an einigen Stellen inne.

»Studenten wurden für verschiedene Studien angeworben«, berichtete Scarpetta. »Der Zusammenhang zwischen kreativer und künstlerischer Begabung und PSI. Eine Studie fand im Juilliard hier in New York statt, andere Forschungsprojekte an der Duke University, in Cornell und in Princeton. Das Ganzfeld-Experiment.«

»Übernatürliche Phänomene? ESP?« Verständnislosigkeit malte sich auf Lucys Gesicht.

Scarpetta sah sie an. »Reizarmut. Aus welchem Grund könnte jemand einen Zustand der Reizarmut erreichen wollen?«

»Weil er umgekehrt proportional zur Aufmerksamkeit und zur Aufnahme von Informationen ist«, erwiderte Lucy. »Je mehr ich mich Reizen entziehe, desto stärker nehme ich wahr und werde kreativ. Deshalb meditieren manche Leute.«

»Und weshalb sollte jemand das Gegenteil herbeiführen? Also eine Reizüberflutung?«, fragte Scarpetta.

»Das wäre nicht sehr sinnvoll.«

»Außer man ist in der Casinobranche«, antwortete Scarpetta. »Dann sucht man nach dem besten Weg, Menschen mit Reizen zu überfordern, um sie am Nachdenken zu hindern. Man möchte, dass sich die Leute von ihren Impulsen leiten lassen und ihren Verstand ausschalten. Deshalb setzt man sie einer Umgebung aus, in der sie mit optischen und akustischen Reizen bombardiert werden, und zwar von allen Seiten, also im Ganzfeld. Auf diese Weise verwandelt man seine Kundschaft in eine verwirrte Herde, die nicht mehr in der Lage ist, eine Gefahr zu erkennen. Man blendet sie mit grellen Lichtern und hindert sie durch Lärm am Hören, damit man ihnen

das Geld aus der Tasche ziehen kann. Um sie zu bestehlen.«

Immer wieder fiel Scarpetta Toni Darien ein, die in einem funkelnden Umfeld, geprägt von blitzenden Lichtern und sich schnell bewegendenden Bildern auf riesigen Videowänden, gearbeitet hatte. In einem Lokal, in dem die Gäste dazu ermutigt wurden, Geld für Essen, Alkohol und Glücksspiele auszugeben. Ein paar missratene Runden Bowling, und man wollte weiterspielen und weitertrinken. Hap Judds Foto hing im High Roller Lanes. Möglicherweise hatte er Toni gekannt. Oder Bentons ehemalige Patientin Dodie Hodge. Marino hatte es bei der Telefonkonferenz am gestrigen Abend gegenüber Berger erwähnt. Vielleicht war Warner Agee ja mit Toni Dariens Chef Freddie Maestro befreundet gewesen. Es konnte durchaus sein, dass zwischen all

diesen Personen eine Verbindung bestand. Inzwischen war es kurz vor neun Uhr morgens. Rings um Scarpetta stapelten sich Quittungen, benutzte Tickets, Veranstaltungskalender und Veröffentlichungen – die Trümmer von Agees eigennützigem und irregeleitetem Leben. *Der herzlose Mistkerl!* Sie stand vom Boden auf.

»Wir müssen los«, sagte sie zu Lucy. »Ins DNA-Gebäude, und zwar sofort.«

Auf den Bildschirmen im SAC-Konferenzraum waren Aufnahmen aus einer Überwachungskamera zu sehen, die eine Frau und einen Mann zeigten. Seit dem letzten Juni hatte dieses freche Gaunerpärchen, das beim FBI mittlerweile *Granny und Clyde* genannt wurde, mindestens neunzehn Banken überfallen.

»Kannst du alles lesen?« Jaime Berger drehte ihr MacBook so, dass Benton freie Sicht auf den Bildschirm hatte, wo eine gerade abgeschickte E-Mail erschien.

Benton nickte. Er wusste bereits Bescheid, denn er hatte die eingehenden Nachrichten auf seinem BlackBerry geöffnet. Es handelte sich um dieselben E-Mails, die Lucy und Marino auch an Berger gesendet hatten, sodass die vier beinahe in Echtzeit miteinander kommunizierten. Die Paketbombe war tatsächlich gefährlich gewesen. Das daraus sichergestellte Stimmmodul war von derselben Bauart wie das in Dodie Hodges singender Karte. Allerdings glaubte Benton nicht mehr, dass die Idee zu der Karte tatsächlich von Dodie stammte. Sie mochte das Lied aufgenommen und die Adresse auf den Lieferschein geschrieben haben, doch Benton bezweifelte, dass sie

die Verfasserin des böswilligen Weihnachtsliedchens war. Sie war nicht der Kopf hinter den bisherigen Ereignissen. Und auch nicht die Initiatorin des Anrufs bei CNN mit dem Zweck, Benton in Sorge zu versetzen und ihn zu warnen, bevor die Bombe platzte. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Dodie liebte das Dramatische, nur dass das hier nicht *ihr* Stück, nicht *ihre* Vorstellung war, denn sie hatte andere Methoden. Benton war überzeugt, die Handschrift zu kennen. Eigentlich hätte er schon früher dahinterkommen müssen, aber er hatte nicht richtig hingesehen. Er hatte die Suche aufgegeben, weil er sie inzwischen für überflüssig gehalten hatte, und sein Radar abgeschaltet. Nun war das Ungeheuer zurück, in einer anderen Form und Gestalt zwar, jedoch mit seinem ganz persönlichen

Stempel, der so unverwechselbar war wie sein Gestank. Sadismus. Sein Motiv war Sadismus, und wenn er erst einmal angefangen hatte, konnte er nicht mehr aufhören. Er spielte mit der Maus und quälte sie bis kurz vor dem Tode, ehe er ihr endgültig den letzten Stoß versetzte. Dodie war weder kreativ noch erfahren, verrückt oder intelligent genug, um sich so einen ausgeklügelten und schlaun Plan auszudenken. Allerdings war sie theatralisch veranlagt und ein Borderline-Fall und deshalb bereit und in der Lage, mitzuspielen.

Irgendwann hatte Dodie Hodge sich mit dem organisierten Verbrechen zusammengetan. Ebenso wie Warner Agee, der offenbar für einige unethische Forschungsprojekte im Auftrag der amerikanischen und internationalen Glücksspielindustrie verantwortlich zeichnete. Ein paar dieser

Studien hatten im Ausland, insbesondere in Frankreich, stattgefunden. Benton war sicher, dass Agee und Dodie Fußtruppen der Familie Chandonne und an das gefährlichste Mitglied dieses Clans geraten waren. Den perversen und gewalttätigen überlebenden Sohn Jean-Baptiste, der bei einem Bankraub letzten Monat in Miami seine DNA auf dem Rücksitz eines schwarzen Mercedes, Baujahr 1991, zurückgelassen hatte. Warum er in dem Auto gewesen war, blieb unklar. Vielleicht aus reiner Abenteuerlust. Die Erklärung konnte auch einfach lauten, dass er sich vor dem Einsatz des Wagens als Fluchtfahrzeug aus unbekannten Gründen in dem gestohlenen Mercedes hatte chauffieren lassen. Sicher wusste Jean-Baptiste, dass sich seine DNA in CODIS, der Datenbank des FBI, befand. Schließlich war er ein verurteilter Mörder

und auf der Flucht vor dem Gesetz. Anscheinend wurde er allmählich leichtsinnig und gehorchte wieder seinen Trieben. Wenn man seine Vergangenheit in Betracht zog, waren vermutlich auch Alkohol- und Drogenmissbrauch im Spiel.

Drei Tage nach dem Überfall in Miami hatte erneut ein Bankraub stattgefunden, der letzte der seitdem neunzehn, diesmal in Detroit. Zufällig ereignete er sich an demselben Tag, als Dodie dort wegen Ladendiebstahls und Erregung öffentlichen Ärgernisses festgenommen worden war, nachdem sie drei DVDs von Hap Judd in ihre Hose gestopft und anschließend eine Szene gemacht hatte. Sie war nicht mehr zu bändigen gewesen. Bei einer Person mit ihrem Krankheitsbild war es nur eine Frage der Zeit, wann sie wieder einen Schub erleiden, die Beherrschung verlieren und zu

toben anfangen würde wie in Betty's Bookstore Café. Es war ein schwerer Fehler zu einem ausgesprochen ungünstigen Zeitpunkt gewesen, weshalb gewisse Leute Dodie dringend aus dem Verkehr ziehen mussten, bevor sie noch Aufmerksamkeit auf Personen lenkte, die so etwas ganz und gar nicht gebrauchen konnten. Jemand hatte ihr einen Anwalt in Detroit besorgt, Sebastian Lafourche, gebürtig in Baton Rouge, Louisiana, wo die Chandonnes ausgezeichnete Beziehungen unterhielten.

Lafourche hatte vorgeschlagen, dass Warner Agee die Erstuntersuchung von Dodie vornehmen sollte. Dabei hatte nicht Agees erst seit kurzem bestehender Prominentenstatus den Ausschlag gegeben, sondern sein, wenn auch nur oberflächlicher, Kontakt zum organisierten Verbrechen und zum Netzwerk der Chandonnes. Es war, als

überantwortete man einen Gangster der Obhut eines Gefängnisdirektors, der seinerseits auf der Gehaltsliste der Mafia stand. Doch der Plan war nicht aufgegangen, da die Staatsanwaltschaft und das McLean Hospital nicht mitgespielt hatten. Also hatte das Netzwerk sich etwas Neues einfallen lassen und die Gelegenheit genutzt, um Chaos und Verwirrung zu stiften. Dodie war nach Belmont gebracht worden, das Stichwort für den nächsten Akt. Nun hatte sich der Feind ins Lager der Zielperson eingeschlichen, bei Benton und dadurch indirekt auch bei Scarpetta. Dodie wurde stationär aufgenommen und hatte so die Möglichkeit, Benton auf die Pelle zu rücken. Unterdessen gingen die Schikanen und Quälereien weiter, während im aus dem Mittelalter stammenden Familiensitz der

Chandonnes das Gelächter zu den Deckenbalken hinaufstieg.

Benton blickte Marty Lanier an, die ihm am Tisch gegenüber saß. »Ist Ihr neues Computersystem in der Lage, Daten auf die gleiche Weise zu verknüpfen wie das RTCC?«, fragte er. »Liefert es uns eine Graphik wie einen Entscheidungsbaum, damit wir die verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander abwägen und sehen können, worüber wir reden? Meiner Ansicht nach würde die Sache dadurch vereinfacht. Die Wurzeln sind tief, die Äste verschlungen und ziemlich ausladend. Deshalb ist es unverzichtbar, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen. Wollen Sie ein Beispiel hören? Nehmen wir den Bankraub am 1. August dieses Jahres in der Bronx. Die Filiale von American Union wurde an einem Freitagmorgen um zwanzig nach elf überfallen.«

Er konsultierte seine Aufzeichnungen. »Nur eine knappe Stunde später handelte sich Dodie Hodge in einem städtischen Bus an der Kreuzung Southern Boulevard und East Hundred Forty-ninth eine Vorladung der Bußgeldstelle der Verkehrsbetriebe ein. Mit anderen Worten, sie war in der Nähe, nur wenige Häuserblocks von der überfallenen Bank entfernt. Sie verhielt sich überdreht und hat einen Streit vom Zaun gebrochen.«

»Von einer Vorladung der Bußgeldstelle weiß ich nichts«, meinte Detective Jim O'Dell vom NYPD. Er war Anfang vierzig, hatte schütteres rotes Haar und einen kleinen Bauch.

Er saß neben seinem Partner bei der Einsatzgruppe Bankraub, Andy Stockman, Special Agent beim FBI. Stockman war Ende dreißig, gertenschlank und hatte dichtes schwarzes Haar.

»Das haben wir bei einer Durchsuchung der Datenbank gefunden, als wir alle Zwischenfälle überprüften, bei denen FedEx eine Rolle spielt«, erklärte Benton O'Dell. »Als Dodie von einem Polizisten zur Rede gestellt wurde, weil sie im Bus eine Szene machte, antwortete sie ihm, er solle seinen Arsch doch per FedEx zur Hölle schicken, am besten mit Eilzustellung über Nacht. RTCC hat die Verbindung hergestellt.«

»So einen seltsamen Spruch habe ich noch nie gehört«, bemerkte Stockman.

»Vielleicht verschickt sie gern Dinge per FedEx, weil sie immer in Eile ist und schnell Ergebnisse ihrer Inszenierungen sehen will. Keine Ahnung«, erwiderte Benton ungeduldig, weil Dodies Marotten und ihre Exaltiertheit hier keine Rolle spielten und ihn allein der Gedanke an sie auf die Palme brachte. »Viel wichtiger ist ein Muster, auf

das Sie im Verlauf dieses Gesprächs immer wieder stoßen werden. Impulsivität. Ein Anführer, ein Gangsterboss, der zwanghaft und unberechenbar ist und inneren Trieben gehorcht, die er nicht im Griff hat. Die Leute, mit denen er sich umgibt, sind auch nicht viel besser. Gegensätze ziehen sich nicht immer an. Manchmal sind es auch Gemeinsamkeiten.«

»Gleich und Gleich gesellt sich gern«, merkte Lanier an. »Bei Jean-Baptiste könnte das zutreffen«, antwortete Benton. »Ja.«

»Wir brauchen eine Datenwand, wie die eine haben«, wandte sich O'Dell an Berger, als ob sie die Möglichkeit gehabt hätte, Abhilfe zu schaffen.

»Viel Glück.« Stockman griff nach seiner Kaffeetasse. »Wir hier oben müssen sogar das Mineralwasser selbst bezahlen.«

»Es wäre wirklich nützlich, die Verbindungen optisch darzustellen«, beharrte Benton. »Insbesondere deshalb, weil die Zusammenhänge so komplex sind. Schließlich haben die Verbrechen nicht erst im letzten Juni angefangen, sondern bereits vor den Anschlägen vom 11. September, oder besser: vor mehr als einem Jahrzehnt. Das gilt zumindest für meine Beteiligung an den Ermittlungen. Dabei geht es nicht nur um die Banküberfälle, sondern um die Familie Chandonne und das gewaltige Verbrechernetzwerk, das sie früher unterhalten hat.«

»Was meinen Sie mit ›früher‹?«, hakte O'Dell nach. »Wenn meine Informationen stimmen, erfreuen sich die Chandonnes bester Gesundheit.«

»Sie sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Vermutlich werden Sie das nicht verstehen. Sagen wir einfach, die Situation

hat sich verändert«, entgegnete Benton. »So etwas passiert eben, wenn ein fauler Apfel das Familienunternehmen erbt und es gegen die Wand fährt.«

»Klingt wie die letzten acht Jahre im Weißen Haus«, witzelte O'Dell.

»Die Chandonnes haben heute nicht annähernd so viel Macht wie damals.« Benton war heute Morgen nicht zum Scherzen aufgelegt. »Ihr Imperium zerfällt, das Chaos ist ausgebrochen, und Jean-Baptiste sitzt am Steuer. Für seine Geschichte gibt es nur ein mögliches Ende, ganz gleich, wie oft er sie auch erzählen und in wie viele Rollen er schlüpfen mag. Er schafft es, eine Weile am Ball zu bleiben, und vielleicht ist es ihm trotz seiner nicht zu unterdrückenden Zwangsgedanken bis jetzt gelungen. Doch legen werden sie sich nie. Nicht bei ihm, weshalb das Ergebnis vorhersehbar ist.

Irgendwann gewinnen seine Zwänge die Oberhand. Erst weicht er ein bisschen vom rechten Weg ab, dann ein Stückchen mehr, und schließlich gerät er außer Rand und Band. Seine Zerstörungswut kennt dann keine Grenzen, bis auf die Tatsache, dass sie stets mit dem Tod eines Menschen endet. Erst muss nur einer dran glauben. Und zu guter Letzt schlägt er nur noch wahllos um sich.«

»Wir könnten doch eine Prognosegraphik an die Wand projizieren«, wandte sich Lanier an O'Dell und Stockman.

»Das dauert aber eine Minute.« Stockman begann, seine Computertastatur zu bearbeiten. »Nicht nur die Banküberfälle, sondern alles, richtig?« Er sah Lanier an.

»Wir sprechen hier nicht ausschließlich von den Banküberfällen«, erwiderte sie ein wenig ungeduldig. »Genau darauf wollte

Benton in dieser Sitzung hinaus. Die Banküberfälle sind willkürlich. Die Spitze des Eisbergs. Oder, um beim Motto der Jahreszeit zu bleiben, der Engel auf der Christbaumspitze. Und ich will den ganzen Baum.«

Die Anspielung erinnerte Benton wieder an Dodies albernes Geträller, ihre verhauchte Stimme, die ihm und Scarpetta eine »Hodie-Dodie-Weihnacht« wünschte, ein Lied, gespickt mit sexuellen und gewalttätigen Andeutungen und einem Hinweis darauf, was ihnen blühte. Scarpetta würde gelyncht werden, und Benton könne sich sein Leben in den Hintern schieben. Oder so ähnlich. Benton malte sich Jean-Baptistes Schadenfreude aus. Gewiss war die Karte seine Idee gewesen, der erste Streich, dem bald der zweite folgen würde: ein FedEx-Paket mit einer Bombe darin. Und

zwar keiner gewöhnlichen Bombe. Marinos E-Mail beschrieb sie als »Stinkbombe, die Scarpetta die Finger hätte abreißen können oder sie vielleicht das Augenlicht gekostet hätte«.

»Ja, es ist eine Schande, dass das FBI sich so etwas nicht anschafft«, schimpfte O'Dell. »Eine gottverdammte Datenwand wie im RTCC. Außerdem brauchen wir einen Konferenzraum, der mindestens zehnmal so groß ist, denn wir haben es hier nicht mit einem Entscheidungsbaum, sondern mit einem ganzen Wald zu tun.«

»Ich projiziere ihn jetzt auf einen Bildschirm«, sagte Stockman. »Sechzig Zoll ist etwa die Diagonale eines der Mitsubishi im RTCC.«

»Das glaube ich nicht.«

»So ungefähr.«

»Nein, was hier nötig ist, ist ein IMAX-Kino.«

»Hör auf zu meckern und lass mich das Ding an die Wand werfen, damit wir endlich weiterkommen.«

O'Dell und Stockman arbeiteten nun schon so lange zusammen, dass sie sich zankten wie ein altes Ehepaar. Seit einigen Monaten ermittelten sie in den sogenannten Grannyund-Clyde-Bankrauben und hielten Kontakt mit anderen Einsatzgruppen in den Außenstellen von Miami, New York und Detroit. Es war der Behörde gelungen, die Verbrechenserie und ihre Theorien, was die Täter anging, aus den Nachrichten herauszuhalten, und das mit gutem Grund. Man ging nämlich davon aus, dass die Bankräuber nur Schachfiguren in einem viel größeren und gefährlicheren Spiel darstellten. Sie waren

die Pilotenfische, kleine Fleischfresser, die mit den Haien schwammen.

Und das FBI hatte es auf die Haie abgesehen. Benton war sicher, auf welche Haifamilie es Jagd machte – französische Haie, Chandonne-Haie. Die Frage war nur, wie sie sich inzwischen nannten und wo sie sich aufhielten. Wo steckte Jean-Baptiste Chandonne? Er war der große Weiße Hai, der Boss, das dem Laster ergebene Familienoberhaupt eines einst mächtigen Verbrecherkartells. Sein Vater, Monsieur Chandonne, genoss seinen Lebensabend im Hochsicherheitsgefängnis La Santé am Stadtrand von Paris. Jean-Baptistes Bruder, der ursprüngliche Thronerbe, war tot. Jean-Baptiste selbst war keine Führungspersönlichkeit, jedoch hochmotiviert und von Gewaltphantasien, sexuellen Zwangsgedanken und Rachedurst getrieben. Er konnte sich

eine Weile beherrschen und seine wahren Neigungen für einen gewissen Zeitraum zügeln, bis die mürbe Fassade in sich zusammenbrach und ein Bündel aus zuckenden Impulsen, Mordgier, Tobsuchtsanfällen und Grausamkeit freigab, das die Sprengkraft jeder Bombe übertraf, die je in Rodman's Neck entschärft worden war. Jean-Baptiste musste unschädlich gemacht werden. Und zwar so schnell wie möglich.

Benton war überzeugt, dass Jean-Baptiste die Paketbombe abgeschickt hatte. Er steckte hinter dem Anschlag. Vermutlich hatte er den Sprengsatz selbst gebaut. Vielleicht hatte er sogar beobachtet, wie das Paket am gestrigen Abend abgegeben worden war. Er wollte Scarpetta körperlich und seelisch verletzen. Benton stellte sich vor, wie Jean-Baptiste sich irgendwo in der Dunkelheit vor dem Gebäude

herumgedrückt und darauf gewartet hatte, dass Scarpetta von CNN nach Hause kam. Er malte sich aus, wie sie widerstrebend neben Carley Crispin hergegangen und an einem in viele Kleidungsschichten und eine Decke gewickelten Mann auf einer Parkbank am Columbus Circle vorbeigekommen war. Die Sache mit dem Obdachlosen hatte Benton von Anfang an argwöhnisch gemacht, als Scarpetta ihn bei ihrem Gespräch mit Lobo in Marinos Auto erwähnt hatte. Der Urheber der Bombe hatte Scarpetta, Benton oder ihnen beiden schaden wollen und deshalb der Versuchung gewiss nicht widerstehen können, sie letzte Nacht zu beschatten.

Sie oder Benton sollten verstümmelt werden. Es hätte sie beide treffen können, verletzt, entstellt, vielleicht nicht tot, sondern schlimmer als das. Sicher hatte Jean-

Baptiste wusste, dass Benton sich in New York aufhielt, letzte Nacht zu Hause gewesen war und darauf wartete, dass seine Frau von ihrem Live-Auftritt bei CNN zurückkehrte. Jean-Baptiste konnte alles in Erfahrung bringen, und bestimmt war ihm klar, wie viel Scarpetta und Benton einander bedeuteten. Schließlich spürte er, was ihm fehlte und was er niemals bekommen würde. Niemand verstand besser als Jean-Baptiste, was Einsamkeit war. Und wer das qualvolle Alleinsein kannte, hatte auch einen Begriff vom Gegenteil. Dunkelheit und Licht. Liebe und Hass. Schaffen und Zerstören. Alle Gegensätze waren eng miteinander verbunden. Benton musste ihn finden und ihm das Handwerk legen.

Die erfolgversprechendste Methode war, sich an seine Schwachpunkte zu halten. Man ist immer nur so gut wie die Leute, mit

denen man sich umgibt, lautete Bentons Wahlspruch. Um sich zu beruhigen, sagte er sich, dass Jean-Baptiste einen Fehler begangen hatte. Er hatte die falschen Helfer angeworben, kleine Ganoven, die weder über die nötige Disziplin noch über Ausbildung und Erfahrung verfügten. Und nun würde er für seine übereilten Entscheidungen, seine perversen Gelüste und seine Voreingenommenheit bezahlen. Sein krankes Gehirn würde ihm zum Verhängnis werden. Granny und Clyde würden ihn zu Fall bringen. Jean-Baptiste hätte sich nie zu etwas herablassen dürfen, was nach den Maßstäben der Chandonnes Kleinkriminalität war. Er hätte sich von unfähigen und labilen Menschen fernhalten sollen, die selbst Sklaven ihrer Schwächen und Eitelkeiten waren. Jean-Baptiste wäre gut beraten gewesen, einen großen Bogen um

persönlichkeitsgestörte Freizeitverbrecher und Banken zu machen.

Der Ablauf der Überfälle war stets der gleiche, so als hätte jemand eine Gebrauchsanweisung auswendig gelernt. Die betreffende Filiale war in der Vergangenheit bereits mehr als ein Mal überfallen worden und nicht mit einer kugelsicheren Abtrennung ausgestattet. Zeitpunkt war immer ein Freitag, und zwar zwischen neun und elf Uhr vormittags, wenn am wenigsten Betrieb herrschte und der Safe voller Bargeld war. Eine harmlos wirkende ältere Dame, dem FBI bis jetzt nur als »Granny« bekannt, kam herein. In ihrem unscheinbaren Kleid, den Tennisschuhen und mit einem Tuch oder Hut auf dem Kopf sah sie aus wie eine Sonntagsschullehrerin. Auf der Nase hatte sie eine getönte Brille mit altmodischem Gestell. Abhängig vom Wetter

trug sie einen Mantel und Wollhandschuhe. Fand der Überfall an einem warmen Tag statt, waren es durchsichtige Einweghandschuhe aus Plastik, wie sie Verkäufer an der Lebensmitteltheke verwenden. Offenbar wollte sie keine Fingerabdrücke oder DNA-Spuren hinterlassen.

Granny hatte stets eine Reisetasche bei sich, die sie öffnete, während sie sich dem Kassierer näherte. Dann griff sie in die Tasche und holte eine Waffe heraus – die forensische Bildbearbeitung hatte ergeben, dass es immer dieselbe war, und zwar eine Neun-Millimeter-Pistole mit kurzem Lauf. Ein Spielzeug. Die orangefarbene Spitze am Lauf, die ein Bundesgesetz zur Kennzeichnung von realistisch aussehenden Spielzeugwaffen vorschrieb, war entfernt worden. Die Frau schob dem Kassierer einen Zettel – ebenfalls stets derselbe – hin,

auf dem *Kippen Sie den Inhalt der Schubladen in die Tasche! Keine Farbpatronen! Sonst sind Sie tot!* stand. Die Schrift war groß und ordentlich. Der kleine Zettel stammte von einem weißen Notizblock. Sie hielt die Tasche auf, woraufhin der Kassierer das Geld hineinstopfte. Anschließend machte Granny die Tasche wieder zu, hastete hinaus und stieg in ein Auto, das von ihrem Komplizen gefahren wurde. Dem Mann, den das FBI Clyde nannte. Jedes Mal handelte es sich um ein gestohlenes Fahrzeug, das wenig später verlassen auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums gefunden wurde.

Als Benton vor einigen Stunden im Konferenzraum eingetroffen war, hatte er Granny und ihre Zettel sofort erkannt. Die Handschrift war so regelmäßig, dass sie aussah wie gedruckt. Laut FBI war sie

nahezu identisch mit einer Schrifttype namens Gotham, einer schlichten Schrift, die in Städten häufig zu sehen war. Klare Buchstaben, wie sie auf Hinweisschildern verwendet wurden. Auch die Person, die den FedEx-Umschlag mit Dodie Hodges singender Karte adressiert hatte, hatte diese Schrift benutzt. Vermutlich war auch das FedEx-Paket mit der Bombe so beschriftet gewesen, obwohl das in diesem Fall nicht mehr mit Gewissheit festzustellen war. Den zahlreichen E-Mails von Marino zufolge hatte der Lieferschein auf der Bombe den Beschuss mit der Wasserkanone nicht überstanden. Doch vielleicht war das auch nicht weiter wichtig.

Die Wände des SAC-Konferenzraums waren mit Abbildungen von Dodie Hodge in verschiedenen Verkleidungen und ihrer Handschrift bedeckt. Standaufnahmen aus

Videos zeigten sie, wie sie, als braves Muttchen zurechtgemacht und mit Unschuldsmiene, Banken betrat und wieder verließ. Doch Benton hätte sie überall wiedererkannt, ganz gleich, wie sehr sie auch versuchte, ihr Äußeres zu verändern. Ihr Mondgesicht mit den Hängebacken, die schmalen Lippen, die Knollennase, die abstehenden Ohren, die matronenhafte Figur und die nicht dazu passenden mageren Beine – all das war unverwechselbar. Bei den meisten Banküberfällen war sie als Weiße aufgetreten, bei einigen als Schwarze. Einen, kürzlich im Oktober, hatte sie als Latina verübt. Eine harmlose Nachbarin, eine Großmutter, ungefährlich und reizend. Auf einigen der Bilder lächelte sie, wenn sie mit höchstens zehntausend Dollar in ihrer feuerfesten Reisetasche – jedes Mal in einer anderen Farbe, Rot, Blau, Grün oder

Schwarz – aus der Schalterhalle eilte. Die Taschen boten ausreichend Schutz, für den Fall, dass ihre schriftlichen Anweisungen nicht befolgt wurden und doch eine Farbpatrone explodierte, um sie in einen Nebel aus rotem Qualm, Farbe und möglicherweise sogar Tränengas zu hüllen.

Vermutlich hätte Dodie Hodge niemandes Aufmerksamkeit erregt, und sie hätte noch jahrelang Banken ausrauben können, wenn ihr Komplize, der mit richtigem Namen Jerome Wild hieß, nicht beschlossen hätte, sich kurz vor seinem Verschwinden aus Camp Pendleton im letzten Mai eine auffällige Tätowierung stechen zu lassen. Es gelang ihm nie, sie vollständig zu bedecken, sodass er sich bald keine Mühe mehr gab und auf Rollkragen, Halstuch oder Theaterschminke verzichtete. Dodie benutzte offenbar welche,

denn man hatte Spuren davon in den Fluchtfahrzeugen gefunden. Make-up auf Mineralölbasis, wie Marty Lanier erklärte. Das FBI-Labor in Quantico hatte Bornitrid, Zinkoxid, Kalziumkarbonat, Kaolin, Magnesium, Eisenoxid, Kieselerde und Glimmer entdeckt, die Zusatzstoffe und Pigmente, die in hochwertigen Lidschatten, Lippenstiften, Grundierungen und Pudern enthalten waren, wie sie Schauspieler und Models verwendeten.

Jerome Wilds Tätowierung war großflächig und kunstvoll ausgeführt. Sie begann oberhalb seines linken Schlüsselbeins und endete hinter dem linken Ohr. Vielleicht hielt er das nicht für ein Problem, denn schließlich fuhr er nur den Fluchtwagen und setzte nie einen Fuß in eine Bank, weshalb er wahrscheinlich nicht vor die Linse einer Kamera geraten würde. Ein

folgeschwerer Irrtum. Während eines der Überfälle hatte die Kamera einer anderen Bank an der Ecke auf der gegenüberliegenden Straßenseite ihn am Steuer eines gestohlenen weißen Ford Taurus dabei gefilmt, wie er die Hand aus dem Fenster streckte, um den Seitenspiegel einzustellen. Er hatte schwarze, mit Kaninchenfell gefütterte Handschuhe getragen.

Dieses Foto, das ihm den Hals brechen würde, war auf einer Videoleinwand im SAC-Konferenzraum zu sehen. Benton kannte das Gesicht, und zwar seit der vergangenen Nacht aus den Aufnahmen der Überwachungskameras in dem Gebäude, wo er und Scarpetta wohnten. Jerome Wild mit dunkler Brille, Mütze und pelzgefütterten Handschuhen. Die linke Seite seines Halses war mit Skeletten bedeckt, die aus einem Sarg kletterten. Die Standaufnahmen von

dem Banküberfall und die von letzter Nacht erschienen nebeneinander in Fenstern auf einem großen Flachbildschirm. Sie stellten denselben Mann dar, einen Pilotenfisch, einen kleinen Fleischfresser, einen Helfershelfer, der so naiv und übermütig war, dass er keinen Gedanken an eine mögliche Verhaftung verschwendete. Offenbar ahnte Wild nicht, dass man Tätowierungen auch in Datenbanken einspeichern konnte. Möglicherweise war es ihm auch gleichgültig, und Jean-Baptiste dachte anscheinend genauso.

Wild war erst dreiundzwanzig Jahre alt, ein heller Kopf, abenteuerlustig und risikofreudig, allerdings frei von jeglichen Wertvorstellungen oder moralischen Prinzipien. Ein Patriot war er jedenfalls nicht, und sein Land oder die Männer und Frauen, die in dessen Namen kämpften, konnten ihm den

Buckel runterrutschen. In die Marines war er aus rein finanziellen Gründen eingetreten. Er war in Camp Pendleton stationiert worden, jedoch nicht lange genug dabei-geblieben, um einen Kameraden fallen zu sehen. Nie war er an Bord einer C-17 gegangen, die ihn in den Nahen Osten bringen sollte, und er hatte nichts weiter getan, als es sich auf Kosten des Steuerzahlers in Kalifornien gutgehen zu lassen. Die Idee zu der Tätowierung mit dem stark symbolischen und ernsthaften Motiv war einzig und allein daraus entstanden, dass er sich eben eine hatte zulegen wollen, solange sie nur »cool« war. So lautete wenigstens die Aussage eines anderen Soldaten, der inzwischen einige Male vom FBI vernommen worden war.

Nachdem Wild seine »coole« Tätowierung hatte, stand der erste Kampfeinsatz an. Davor verbrachte er noch ein Wochenende

Urlaub in seiner Geburtsstadt Detroit und kehrte niemals zum Stützpunkt der Marines zurück. Zuletzt war er von einem ehemaligen Mitschüler von der High School gesehen worden, der sich ziemlich sicher war, Wild im Casino des Hotels Grand Palais an den einarmigen Banditen erkannt zu haben. Die Überwachungskameras des Hotels bestätigten, dass es sich tatsächlich um Wild handelte. Er hatte zuerst an den Automaten und dann am Roulettetisch gespielt und war später neben einem gutgekleideten älteren Mann, den das FBI als Freddie Maestro identifizieren konnte, durch den Raum gegangen. Maestro unterhielt mutmaßliche Kontakte zum organisierten Verbrechen und war der Besitzer einiger Etablissements, unter anderem des High Roller Lanes hier in New York. Zwei Wochen später wurde eine Bankfiliale in der Nähe

der Tower Center Mall in Detroit überfallen, und zwar von einer dicklichen weißen Frau im Leinenkostüm, die danach zu einem schwarzen Mann in einen gestohlenen Chevy Malibu gestiegen war.

Benton fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen und kam sich ziemlich albern vor. Er musste sein Leben dringend noch einmal gründlich unter die Lupe nehmen, auch wenn der Zeitpunkt jetzt, mitten in einer Sitzung in einem Konferenzraum und in Gegenwart anderer Leute, denkbar ungeeignet war. Es gab nichts daran zu rütteln, dass er sich von einem Gesetzeshüter und Angehörigen der Rechtspflege in einen weltfremden Intellektuellen verwandelt hatte. Eine Bankräuberin war seine gottverdammte Patientin gewesen, und er hatte nichts davon geahnt, weil er nicht die Befugnis besaß, sie zu überprüfen. Es war

ihm nicht gestattet, Nachforschungen dahingehend anzustellen, mit wem er es zu tun hatte. Und so hatte er Dodie Hodge nur als unsympathische, schwer gestörte Frau gesehen, die behauptete, die Tante von Hap Judd zu sein.

Doch je länger Benton darüber nachgrübelte, desto mehr kam er zu dem Schluss, dass er selbst bei einer gründlichen Untersuchung nichts hätte herausfinden können, was ihm auch nur einen Schritt weitergeholfen hätte. Er war zornig, fühlte sich gedemütigt und wünschte, er wäre wieder beim FBI, mit Waffe, Dienstmarke und der Macht, alles in Erfahrung zu bringen, was er wissen wollte. *Aber du hättest nichts rausgekriegt*, sagte er sich, als er in einem Raum, in dem alles vom Teppich bis zu den Wänden und den Sitzpolstern selbstverständlich blau war, an einem Tisch saß.

*Niemand ahnte etwas, bevor du ihre Fotos an der Wand gesehen hast*, hielt er sich vor Augen. Kein Mensch hatte sie erkannt. Eine Durchsuchung der Datenbanken wäre vergeblich gewesen.

Dodie besaß keine besonderen Merkmale wie eine Tätowierung, die man in eine Datenbank hätte einspeichern können. Ihr war noch nie ein schwereres Vergehen zur Last gelegt worden als Randalieren in einem Bus in der Bronx und Ladendiebstahl in Tateinheit mit Erregung öffentlichen Ärgernisses letzten Monat in Detroit. Also gab es keinen Grund unter der Sonne, diese sechsundfünfzigjährige aufdringliche und unangenehme Frau mit einer Serie schlaue ausgeführter Verbrechen in Verbindung zu bringen, die – welch ein Zufall – abriß, während sie Patientin im McLean Hospital war. Benton machte sich klar, dass er hätte

ermitteln können, bis er schwarz war, ohne einen Zusammenhang zwischen ihr, Jerome Wild oder den Chandonnes zu vermuten. Sie waren einfach wegen eines dummen Zufalls darauf gestoßen, und zwar, weil Jean-Baptiste leichtsinnig geworden war und Mist gebaut hatte. Er war so unvorsichtig gewesen, seine DNA in einem gestohlenen Mercedes zu hinterlassen, und schlug in letzter Zeit über die Stränge. Er war im Begriff zu entgleisen, und nun hatten sie – hatte Benton – ihn wieder im Visier. Er war nicht nur ein Verbindungsstück oder ein Ast, sondern die Wurzel des Ganzen.

Sein Foto aus dem Verbrecheralbum erschien auf einem Flachbildschirm, der gegenüber von Benton an der Wand hing. Es handelte sich um die letzte bekannte Aufnahme, die das texanische Justizministerium vor knapp zehn Jahren gemacht hatte.

Wie sah der Schweinehund heute aus? Benton konnte den Blick nicht von dem Foto auf dem Bildschirm abwenden. Es war, als starrten sie einander feindselig an. Der rasierte Schädel, das asymmetrische Gesicht, ein Auge tiefer sitzend als das andere. Die Haut drum herum war rot entzündet, und zwar nach einer Verätzung mit einer Chemikalie, die Jean-Baptiste angeblich hatte erblinden lassen. Doch das war eine Lüge gewesen. Zwei Wachmänner in der Polunsky Unit – dem Todestrakt des Gefängnisses – hatten diesen Irrtum mit dem Leben bezahlt, denn Jean-Baptiste hatte sie gegen eine Betonmauer gestoßen und ihnen die Kehle zugeedrückt. Im Frühjahr 2003 war Jean-Baptiste, bekleidet mit einer Uniform mit Namensschild und den Autoschlüssel eines der ermordeten Wachleute

in der Tasche, einfach aus seiner Zelle spaziert.

»Kein Schössling, sondern ein Anhängsel«, sagte Lanier gerade zu Berger. Die beiden waren häufig nicht einer Meinung, aber Benton hatte nur mit halbem Ohr zugehört.

Gerade war eine weitere E-Mail von Marino eingegangen:

*unterwegs zum dna gbd um lucy und doc zu treffen*

»Wenn wir die Bilder haben, wird es klarer. Ich stimme Benton zu. Aber Jerome ist nicht gewalttätig«, sagte Lanier. »Er hat noch nie ein Gewaltverbrechen begangen und lehnt Gewalt sogar ab, weshalb er auch desertiert ist. Zum Militär ist er nur deshalb, weil er keine Arbeit finden konnte.

Und als sich dann eine illegale Möglichkeit auftat, hat er sich aus dem Staub gemacht.«

Benton beantwortete Marinos Mail:

*Warum?*

Inzwischen sprach Lanier weiter. »Die Fangarme der Chandonnes erstrecken sich bis nach Detroit, Louisiana, Las Vegas, Miami, Paris und Monte Carlo. Hafenstädte. Städte, in denen es Casinos gibt. Vielleicht sogar nach Hollywood. Alle Branchen eben, die für das organisierte Verbrechen interessant sind.«

»Den Vater haben wir ausgeschaltet«, erinnerte Benton die anderen Anwesenden. »Ebenso wie Jean-Baptistes Bruder. Diesen faulen Apfel haben wir 2003 beseitigt. Allerdings sind wir nicht bis zum Kern

vorgedungen. Doch es hat sich einiges verändert.«

Eine neue Mail von Marino:

*toni dariens uhr*

»Wir reden hier von einem Triebtäter, einem Mann, der viel zu zwanghaft und impulsiv ist, um erfolgreich ein Kartell zu leiten und eine so komplizierte Organisation wie dieses fast einhundert Jahre alte Familienunternehmen zu führen. Deshalb müssen wir anders an die Sache herangehen, als wir es sonst beim organisierten Verbrechen tun. Wir sollten sie eher behandeln wie einen Fall von sexuell motiviertem Serienmord.«

»Die Bombe war scharf«, sagte Berger zu Lanier, als hätte Benton kein Wort von sich gegeben. »Kay hätte schwer verletzt oder

sogar getötet werden können. Wie kommen Sie also dazu, den Burschen als nicht gewalttätig einzustufen?«

»Sie haben mich missverstanden«, entgegnete Lanier. »Ich sprach von seinen Absichten. Außerdem war Wild nur der Bote und hat vielleicht gar nicht gewusst, was sich in dem Paket von FedEx befand.«

»Das Paket und die Vorgehensweise dieses Kerls. Während all der Banküberfälle hat er nie Gewalt angewendet, sondern ist feige im Auto geblieben. Sogar die Pistole ist ein Fake«, ergänzte Stockman, während er weiter auf einem Flachbildschirm an dem Entscheidungsbaum – dem Entscheidungswald, wie er es nannte – arbeitete. »Ich muss Marty zustimmen, dass er und Granny ... diese Dodie also – sorry, bei mir heißt sie jetzt schon seit einem halben Jahr

Granny – nichts weiter als Befehlsempfänger sind.«

»Dodie Hodge würde nie nach der Pfeife anderer Leute tanzen«, wandte Benton ein. »Sie macht mit, wenn sie sich Vorteile davon verspricht oder Spaß daran hat. Aber sie ist kein willenloses Werkzeug und nur bis zu einem gewissen Punkt kooperationsbereit und in Schach zu halten. Deshalb war es ein Fehler von Jean-Baptise, sie anzuwerben. Das Gleiche gilt für Jerome und die anderen, die er sich möglicherweise ausgesucht hat. Sie sind alle unberechenbar, und zwar aus einem ganz bestimmten Grund: weil er es selbst ist.«

»Warum, um alles in der Welt, hat sie nur die DVDs gestohlen?«, erkundigte sich Berger bei Lanier. »Ein paar Filme mit Hap Judd sind es doch nicht wert, dass man verhaftet wird.«

»Es ging ihr nicht um die Filme«, erwiderte Benton. »Sie war einfach machtlos dagegen. Und jetzt hat das Netzwerk ein Problem. Ein Teil seines Bankräuberpäarchens ist gerade festgenommen worden. Deshalb heuert es einen Anwalt an, der mit den Verbrechern unter einer Decke steckt. Dieser wiederum versucht, einen Forensikexperten hinzuzuziehen, der ebenfalls dazugehört. Aber stattdessen landen sie bei mir, und zwar wegen Dodies theatralischem Gehabe und ihrer Eitelkeit. Sie will in demselben Krankenhaus behandelt werden wie die Reichen und Berühmten. Noch ein Hinweis darauf, dass sie eine schlechte Fußsoldatin ist.«

»Es war wirklich ein schwerer Fehler, die DVDs zu klauen«, stimmte Stockman Berger zu. »Wenn sie sich nicht die

verdammten DVDs in die Hose gestopft hätte, könnte sie heute noch Banken überfallen.«

»Ihre ständige Angeberei mit Hap Judd war auch ziemlich unklug«, ergänzte Benton. »Weil sie ihr Verhalten nicht steuern kann, sorgt sie für Probleme und lenkt unsere Aufmerksamkeit auf bestimmte Personen. Wir wissen nicht, was Hap Judd mit der Sache zu tun hat. Jedenfalls besteht eine Verbindung zwischen ihm und Dodie sowie zu Hannah Starr. Im High Roller Lanes hängt ein Foto, das ihn und Freddie Maestro zeigt, was bedeuten könnte, dass Hap außerdem Kontakt zu Toni Darien hatte. Wir müssen den Baum an die Wand projizieren, um etwas sehen zu können. Dann zeige ich Ihnen, wie alles zusammenhängt. «

»Kommen wir noch einmal auf die Bombe zu sprechen«, wandte sich Berger an Lanier. »Nur um sicherzugehen, dass ich alles richtig verstanden habe. Denken Sie, dass die Idee zu dem Paket von einer dritten Person stammt? Von Jean-Baptiste? Worauf stützen Sie diese Theorie?«

»Ich wollte den Ausdruck ›gesunder Menschenverstand‹ eigentlich nicht benutzen ... «, entgegnete Lanier.

»Sie haben es aber gerade getan«, gab Berger zurück. »Und Gönnerhaftigkeit bringt uns hier nicht weiter.«

»Lassen Sie mich ausreden. Es war ganz und gar nicht meine Absicht, Sie gönnerhaft zu behandeln, Jaime. Das Gleiche gilt für alle anderen Anwesenden hier am Tisch. Von einer analytischen Perspektive aus betrachtet« – damit meinte sie: aus dem Blickwinkel einer Kriminalistin,

Ermittlerin, Analystin und Profilerin beim FBI –, »ist der versuchte Anschlag auf Dr. Scarpetta als persönlich einzustufen.« Lanier warf einen Blick auf Benton. »Als sehr persönlich sogar.« Es klang fast, als wolle sie andeuten, Benton selbst habe seiner Frau eine Bombe überreicht.

»Das mit dem gesunden Menschenverstand begreife ich immer noch nicht.« Berger sah Lanier an.

Es war offensichtlich, dass sie die FBI-Agentin nicht ausstehen konnte. Vermutlich war das Problem nicht Eifersucht, Unsicherheit oder einer der üblichen Gründe, warum erfolgreiche Frauen einander die Augen auskratzten, sondern eine rein praktische Frage. Wenn das FBI die gesamten Ermittlungen, einschließlich der Überprüfung einer möglichen Verbindung zwischen Dodie Hodge, Hap Judd und der

anderen in diesem Raum erwähnten Personen mit Hannah Starr übernahm, würde die Oberstaatsanwaltschaft, nicht die Staatsanwaltschaft von New York County, die Anklage vertreten. Also nicht Berger. *Reiß dich zusammen*, sagte sich Benton. Hier geht es um mehr als um Kompetenzgerangel. Es war ein Fall für die Bundesbehörden, da er sich nicht nur auf die Vereinigten Staaten beschränkte und überdies ausgesprochen hässlich und gefährlich war. Wenn Berger nur eine Minute überlegt hätte, hätte sie dankend die Finger davon gelassen.

»Die Bombe, wie sie mir beschrieben wurde, stellt eine indirekte Drohung dar. Sie war als Einschüchterung gedacht«, erklärte Lanier Berger. »Das Opfer soll verspottet werden, und außerdem muss der Täter seine Gewohnheiten und das, was ihm wichtig ist, gut gekannt haben. Dodie

Hodge mag die Chefberaterin gewesen sein, doch die zündende Idee, wenn Sie mir dieses Wortspiel verzeihen, stammt von Chandonne.«

»Ich würde mir zu gern einmal Dodie Hodges Haus in Edgewater selbst ansehen.« Stockman betrachtete etwas auf seinem Computerbildschirm und fing an, eine E-Mail zu tippen. »Hat sie ein Alkoholproblem? Überall sind Weinflaschen.«

»Wir müssen ins Haus.« O'Dell musterte ebenfalls Stockmans Bildschirm. »Um nach Notizen oder anderen Hinweisen darauf zu suchen, dass sie etwas mit den Bankrauben zu tun hat und wer sonst noch eingeweiht ist. Es ist zwar nett, dass die Jungs schon mal nachgeschaut haben, aber sie wissen nicht, was wir wissen.«

»Es ist viel dringender, dass wir Jean-Baptiste finden«, sagte Benton, da Polizei

und FBI offenbar nach Dodie anstatt nach Chandonne fahndeten.

»Bis jetzt keine Notizen, nur ein paar Spielzeugpistolen«, meinte O'Dell zu Stockman, während Agents von der Einsatztruppe Bankraub Dodies Haus durchsuchten und die Informationen in Echtzeit elektronisch weiterleiteten. »Bingo!«, rief Stockman, nachdem er die Nachricht gelesen hatte. »Drogen. Anscheinend kokst Granny. Außerdem raucht sie. Hey, Benton, haben Sie Dodie je französische Zigaretten rauchen sehen? Gauloises? Schon gut, das habe ich jetzt sicher falsch ausgesprochen. Es könnte natürlich auch sein, dass jemand bei ihr wohnt«, fügte er hinzu, während er den Kollegen in Dodies Haus antwortete.

»Ich werde jetzt eine Weile nicht zuhören«, verkündete Benton.

Dieser Satz wirkte fast immer. Sobald die Anwesenden sich stritten, durcheinanderredeten, von der Tagesordnung abweichen und sich aufplusterten, kündigte Benton an, dass er ab jetzt nicht mehr zuhören werde, und alle verstummten.

»Ich erkläre Ihnen jetzt meinen Standpunkt und möchte Sie bitten, gut aufzupassen, weil Sie dann besser verstehen, was Sie zu sehen bekommen werden, wenn die Verbindungen an der Wand erscheinen«, begann er. »Wie weit sind wir mit dem Diagramm?«, fragte er spitz.

»Möchte jemand außer mir einen Kaffee?«, erkundigte sich O'Dell genervt. »Hier passiert mir zu viel auf einmal. Außerdem muss ich mal für kleine Jungs.«

Im siebten Stock des DNA-Gebäudes der Gerichtsmedizin standen Scarpetta, Lucy und Marino allein in einem Labor, das der Ausbildung zukünftiger Wissenschaftler diente. Hier wurden zwar keine Kriminalfälle untersucht, doch die Regeln für das Arbeiten in einem Reinraum galten trotzdem.

Die drei waren mit ihren Einweg-Schutzkitteln, Hauben, Überschuhen, Masken, Handschuhen und Schutzbrillen, die sie in einem Vorraum angezogen hatten, bis zur Unkenntlichkeit verumummt. Nach dem Umkleiden waren sie durch eine Luftschleuse in den sterilen Raum gegangen, der mit den neuesten Geräten – Hightech-Kram, wie Marino es nannte –

ausgestattet war: Genom-Analysegeräte, Dampfsterilisator, Zentrifugen, Vortex-Mixer zur zellularen Diagnostik, Rotary Real-time Analyzer für die Genanalyse und Extraktionsroboter zur Handhabung großer Flüssigkeitsmengen wie zum Beispiel Blut. Marino lief unruhig hin und her, sodass seine Schutzkleidung raschelte wie Papier, zupfte an dem blauen Tyvek-Material und fummelte an Schutzbrille, Maske und Kopfbedeckung herum, die er als seine Duschhaube bezeichnete. Ständig musste er etwas zurechtrücken und beschwerte sich über die Verkleidung.

»Habt ihr schon mal versucht, eine Katze in Überschuhe zu stecken?« Seine Gesichtsmaske bewegte sich beim Sprechen. »Das Vieh würde wie wild herumspringen, um sie wieder loszuwerden. Und genau so fühle ich mich jetzt.«

»Ich habe als Kind weder Tiere gequält noch ins Bett gemacht«, entgegnete Lucy und griff nach einem winzigen USB-Kabel, das sie sterilisiert und eingewickelt hatte.

Vor ihr auf einer mit braunem Papier bedeckten Arbeitsfläche befanden sich zwei MacBooks, mit siebzigprozentigem Alkohol desinfiziert und in durchsichtiges Polypropylen eingehüllt, und der armbanduhrähnliche BioGraph, der am gestrigen Abend im Asservatenraum am Ende des Flurs auf DNA-Spuren überprüft worden war und nun berührt werden durfte. Lucy steckte das Kabel in den BioGraph und verband ihn mit einem der Laptops.

»Es ist, als stöpsle man einen iPod oder ein iPhone ein«, erklärte sie. »Eine Verbindung entsteht. Was haben wir denn da?«

Der Bildschirm wurde schwarz und forderte sie auf, einen Benutzernamen und ein Passwort einzugeben. Am oberen Bildschirmrand verlief eine lange Reihe von Nullen und Einsen, die Scarpetta als Binärcode erkannte.

»Wie seltsam«, sagte sie.

»Wirklich merkwürdig«, stimmte Lucy zu. »Das Ding will uns seinen Namen nicht verraten. Er ist in einem Binärcode verschlüsselt, was wohl abschreckend wirken und die Leute zum Aufgeben bewegen soll. Wenn man im Netz surft und auf so eine Seite stößt, hat man normalerweise nicht die Spur einer Ahnung, wo man gelandet ist. Und selbst wenn man es weiß, kommt man nur mit einer Autorisierung oder einem Generalschlüssel rein.«

*Generalschlüssel* war ihr beschönigender Ausdruck für hacken.

»Ich wette, diese als Binärcode verfasste Adresse wird sich nicht in einen Text mit dem Wortlaut ›BioGraph‹ verwandeln.« Lucy tippte etwas in das andere MacBook ein und öffnete eine Datei. »Denn sonst hätten es meine Suchmaschinen längst gefunden, weil sie auf Zahlenreihen, die Wörter oder Sequenzen repräsentieren, geeicht sind.«

»Mein Gott«, seufzte Marino. »Ich verstehe schon jetzt kein Wort mehr.«

Er war bereits ein wenig übellaunig gewesen, als Scarpetta ihn unten in der Vorhalle abgeholt und in den siebten Stock begleitet hatte. Die Bombe machte ihm zu schaffen. Das würde er ihr gegenüber zwar nie eingestehen, doch nach zwanzig Jahren brauchte er es nicht mehr auszusprechen. Marino war gereizt, weil er Angst hatte.

»Ich fange noch mal von vorn an und versuche, beim Sprechen die Lippen zu bewegen«, gab Lucy spitz zurück.

»Du trägst eine Maske. Also kann ich deine Lippen nicht sehen. Ich muss diese Haube abnehmen. Schließlich habe ich doch gar keine Haare. Mir wird heiß.«

»Dein kahler Schädel sondert Hautzellen ab«, erwiderte Lucy. »Wahrscheinlich staubt es in deiner Wohnung deshalb so. Diese angebliche Uhr ist dazu gedacht, sie an einen Laptop anzuschließen. Wegen der Mikro-USB-Buchse ist sie mit fast jedem Computer kompatibel. Vermutlich liegt das daran, dass auch noch andere Leute diese Uhren tragen und Daten sammeln, so wie Toni Darien. Also wollen wir den Binärcode in ASCII umwandeln.«

Sie tippte eine Reihe von Einsen und Nullen in das andere MacBook ein und

bestätigte. Sofort wurde der Code zu einem Text, der Scarpetta zusammenzucken ließ. Ja, er machte ihr sogar Angst.

*Caligula.*

»War das nicht der römische Kaiser, der Rom angezündet hat?«, fragte Marino.

»Nein, das war Nero«, antwortete Scarpetta. »Caligula war ein noch üblerer Bursche, wahrscheinlich der psychisch gestörteste, lasterhafteste und sadistischste Kaiser in der Geschichte des Römischen Reiches.«

»Ich warte jetzt darauf, den Benutzernamen und das Passwort umgehen zu können«, sagte Lucy. »Um es einfach auszudrücken, ich habe die Website und die Daten im BioGraph entführt, damit die Programme auf meinem Server das Problem für uns lösen.«

»Ich habe mal einen Film über ihn gesehen«, erzählte Marino. »Er hat mit seinen Schwestern geschlafen und wohnte mit seinem Pferd in einem Palast. Vielleicht hatte er auch Sex mit dem Pferd. Ein fieser Bursche. Ich glaube, er war verkrüppelt.«

»Ein ziemlich beängstigender Name für eine Website«, erwiderte Scarpetta.

»Jetzt mach schon.« Lucy hatte keine Geduld mit dem Computer und den Programmen, die unbemerkt arbeiteten, um ihr Zugang zu den gewünschten Informationen zu verschaffen.

»Ich habe dich schon oft davor gewarnt, allein zu Fuß zu CNN und wieder nach Hause zu gehen«, wandte sich Marino an Scarpetta und dachte dabei an die Bombe und seine Erlebnisse in Rodman's Neck. »Wenn du live im Fernsehen auftrittst,

brauchst du einen Bodyguard. Vielleicht siehst du es jetzt endlich ein.«

Er war überzeugt, dass ihm das FedEx-Paket sofort verdächtig erschienen wäre, wenn er sie am gestrigen Abend nach Hause begleitet hätte. Nie hätte er zugelassen, dass sie es berührte. Marino fühlte sich für Scarpettas Sicherheit verantwortlich und übertrieb es manchmal ein wenig damit, was eigentlich ein Witz war, weil er sie selbst vor nicht allzulanger Zeit in die gefährlichste Situation ihres Lebens gebracht hatte.

»Caligula ist vermutlich der Name eines geschützten Projekts.« Lucy war mit dem anderen MacBook beschäftigt. »Das nehme ich wenigstens an.«

»Die Frage ist, was als Nächstes kommt«, sagte Marino zu Scarpetta. »Ich werde den Eindruck nicht los, dass da jemand nur Aufwärmübungen macht. Erst die singende

Karte, die Benton gestern ins Bellevue geschickt wurde. Dann, keine zwölf Stunden später, die FedEx-Bombe mit einer Voodoo-Puppe. Mein Gott, hat das Ding gestunken! Bin neugierig, was Geffner davon hält.«

Geffner war Kriminaltechniker im Labor des NYPD in Queens.

»Ich habe ihn auf dem Weg hierher angerufen und ihn aufgefordert, sich an sein Mikroskop zu setzen, sobald die Einzelteile der Bombe bei ihm eintreffen.« Marino betrachtete seinen Ärmel aus blauem Papier, schob ihn mit einer in Latex gehüllten Hand hoch und sah auf die Uhr. »Wahrscheinlich arbeitet er schon daran. Verdammt, wir sollten ihn anrufen! Es ist schon fast zwölf Uhr mittags. Das Zeug hat nach heißem Asphalt, faulen Eiern und Hundescheiße gestunken wie ein völlig verdreckter Brandort.

So als hätte jemand einen Brandbeschleuniger benutzt, um eine bescheuerte Latrine anzustecken. Ich hätte beinahe gekotzt, und dazu gehört schon einiges. Außerdem waren Hundehaare dabei. Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass Bentons Patientin, die Spinnerin, die dich bei CNN angerufen hat, fähig ist, so etwas zusammenzubasteln. Lobo und Ann fanden, dass derjenige gute Arbeit geleistet hat.«

Als ob die Herstellung einer Bombe, die jemandem die Hand abreißen oder noch Schlimmeres anrichten konnte, etwas Lobenswertes gewesen wäre.

»Wir sind drin«, verkündete Lucy.

Der schwarze Bildschirm mit dem Binär-code wurde mitternachtsblau. In der Mitte erschien das Wort CALIGULA in dreidimensional wirkenden, wie aus silberfarbenem Metall gegossenen Lettern. Die

Schriftart kam Scarpetta bekannt vor, und ihr wurde flau im Magen.

»Gotham«, stellte Lucy fest. »Diese Schrift nennt man Gotham.«

Marinos Papierkittel raschelte, als er näher kam, um besser sehen zu können. Seine Augen hinter der Schutzbrille waren blutunterlaufen. »Gotham? Und wo bitte ist Batman?«, meinte er.

Der Bildschirm forderte Lucy auf, eine beliebige Taste zu drücken, um fortzufahren. Doch sie tat es nicht, sondern musterte weiter die Gotham-Schrift und fragte sich, was sie wohl zu bedeuten hatte.

»Einprägsam, praktisch, eine Alltagsschrift, wie man sie auf öffentlichen Schildern findet«, erklärte sie. »Eine Sans-Serif-Schrift, die man für Namen und Zahlen auf Schildern, Mauern, Gebäuden und dem Freedom-Tower-Eckstein sieht, wo

früher das World Trade Center stand. Aber Gotham ist in letzter Zeit hauptsächlich wegen Obama bekannt geworden.«

»Ich hatte bis jetzt noch nie von einer Schrift namens Gotham gehört«, entgegnete Marino. »Allerdings habe ich auch keine Fachzeitschrift für Drucker abonniert und war noch nie auf einem gottverdammten Schriftarten-Kongress.«

»Gotham ist die Schrift, die Obamas Team während des Wahlkampfes verwendet hat«, erwiderte Lucy. »Außerdem solltest du besser auf Schriften achten. Wie oft habe ich dir das schon gepredigt? Schriften sind im einundzwanzigsten Jahrhundert ein unverzichtbarer Bestandteil der Analyse von Dokumenten. Ignorieren auf eigene Gefahr. Warum eine bestimmte Schrift benutzt wurde und weshalb sich jemand

ausgerechnet dafür entschieden hat, kann sehr wichtig und aufschlussreich sein.«

»Weshalb ist diese Website in Gotham gehalten?« Scarpetta erinnerte sich an die ordentliche, ja, nahezu perfekte Handschrift auf dem Lieferschein des FedEx-Pakets.

»Keine Ahnung. Angeblich strahlt diese Schrift Glaubwürdigkeit aus«, antwortete Lucy. »Sie erweckt Vertrauen. Jemand will uns dazu bringen, diese Website ernst zu nehmen.«

»Allerdings ist der Name Caligula alles andere als vertrauenerweckend«, wandte Scarpetta ein.

»Gotham ist beliebt«, sagte Lucy. »Sie ist modern und soll einen positiv beeinflussen, damit man ein Produkt, einen Kandidaten oder vielleicht irgendein Forschungsprojekt positiv bewertet.«

»Oder ein gefährliches Paket«, fügte Scarpetta, plötzlich verärgert, hinzu. »Diese Schrift sieht der auf dem Paket, das ich letzte Nacht bekommen habe, ziemlich ähnlich, wenn sie nicht gar identisch ist. Wahrscheinlich hattest du keine Gelegenheit, dir den Karton anzuschauen, bevor er mit dem PAN-Disruptor beschossen wurde«, wandte sie sich an Marino.

»Wie ich schon sagte, befanden sich die Batterien, auf die gezielt wurde, direkt hinter dem Adressenaufkleber. Du hast mir erzählt, dass du darauf als Chefpathologin von Gotham City bezeichnet wurdest. Also wieder eine Anspielung auf Gotham, den Spitznamen von New York, wie die Stadt auch in den Batman-Filmen heißt. Stört es irgendjemanden außer mir, dass Hap Judd in einem Batman-Film mitgespielt hat und es mit Leichen treibt?«

»Warum sollte Hap Judd Tante Kay eine solche Bombe schicken?«

»Vielleicht weil der perverse Dreckskerl Hannah auf dem Gewissen hat? Möglicherweise hängt es auch mit Toni Darien zusammen, denn er war Gast im High Roller Lanes und ist ihr sicher zumindest begegnet. Doc Scarpetta hat Toni obduziert und könnte auch Hannahs Fall auf den Tisch bekommen.«

»Und indem Hap Judd Tante Kay eine Bombe schickt, verhindert er, dass man ihm auf die Schliche kommt, falls Hannahs Leiche entdeckt wird? Hast du das gemeint?« Lucy redete, als wäre Scarpetta nicht mehr im Labor anwesend. »Damit will ich nicht behaupten, dass dieses Arschloch Hannah nicht umgebracht hat oder dass er nicht weiß, wo sie ist.«

»Ja, dieser Typ und sein Verhältnis zu Leichen«, erwiderte Marino. »Besonders interessant wird es, da wir mittlerweile herausgefunden haben, dass sie erst einige Tage nach ihrem Tod abgelegt wurde. Ich frage mich, wo sie in der Zwischenzeit war und wer sich mit ihr vergnügt hat. Bestimmt hat er das tote Mädchen in der Krankenhaus-Kühlkammer gevögelt. Was sonst hätte er eine Viertelstunde da drin machen sollen? Außerdem hatte er beim Rauskommen nur noch einen Handschuh an.«

»Aber ich glaube nicht, dass er Tante Kay eine Bombe hat bringen lassen, um sie einzuschüchtern, damit sie die Finger von diesem oder irgendeinem anderen Fall lässt. Das wäre doch Schwachsinn«, widersprach Lucy. »Und die Gotham-Schrift hat sicher nichts mit Batman zu tun.«

»Möglicherweise doch, wenn der Betreffende Spaß an perversen Spielchen hat«, protestierte Marino.

Der Odem von Feuer und Schwefel. Die Bombe wollte Scarpetta nicht mehr aus dem Kopf. Eine Stinkbombe. Eine neue Art von schmutziger Bombe. Eine Bombe, um die Seele zu verletzen. Fest stand, dass der Urheber Scarpetta und Benton kannte und mit ihrer Vergangenheit beinahe so gut vertraut war wie sie selbst. *Spielchen*, dachte sie. *Perverse Spielchen*.

Lucy drückte auf die »Zurück«-Taste. Das Wort CALIGULA verschwand und wurde von einem Text ersetzt:

*Willkommen, Toni*

Dann:

*Möchten Sie Daten aktualisieren? Ja/  
Nein*

Lucy antwortete mit Ja. Die nächste Botschaft lautete:

*Toni, Ihre Daten sind drei Tage überfällig. Möchten Sie die Fragen jetzt beantworten? Ja/Nein*

Wieder klickte Lucy auf Ja. Der Text auf dem Bildschirm verblasste und wurde von einem anderen abgelöst:

*Bitte bewerten Sie, wie treffend die folgenden Adjektive Ihre heutigen Gefühle beschreiben.*

Darauf folgten Auswahlmöglichkeiten wie *euphorisch, verwirrt, zufrieden, glücklich,*

ärgerlich, begeistert und unternehmungslustig. Jede Frage wurde von einer Fünf-Punkte-Skala begleitet, die von 1 für »trifft kaum zu« bis 5 für »trifft stark zu« reichte.

»Wären die Daten nicht auf Tonis Laptop, wenn sie täglich solche Fragen beantwortet hat?«, gab Marino zu bedenken. »Vielleicht ist der Laptop ja deshalb verschwunden.«

»Nein, auf dem Laptop wären sie nicht. Was du hier siehst, existiert nur auf dem Server dieser Website«, sagte Lucy.

»Aber sie hat die Uhr doch mit dem Laptop verbunden«, wandte Marino ein.

»Ja, um neue Informationen zu speichern und sie aufzuladen«, entgegnete Lucy. »Die Daten, die dieses uhrenähnliche Gerät gesammelt hat, waren nicht für sie bestimmt und befanden sich deshalb sicher nicht

auf ihrem Laptop. Sie hätte nicht nur keine Verwendung dafür gehabt, sondern besaß auch nicht die Software, um sie sinnvoll auszuwerten.«

Lucy wurde am Bildschirm mit weiteren Fragen überhäuft und beantwortete sie, weil sie sehen wollte, was als Nächstes passieren würde. Ihre Stimmungslage bewertete sie stets mit »trifft kaum oder gar nicht zu«. Scarpetta hätte an ihrer Stelle vermutlich »trifft stark zu« angeklickt.

»Ich weiß nicht so recht«, ergriff Marino wieder das Wort. »Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass dieses Caligula-Projekt die Erklärung dafür ist, warum jemand in ihrer Wohnung war und Laptop, Telefon und womöglich noch andere Gegenstände mitgenommen hat.« Durch seine Schutzbrille betrachtete er Scarpetta. »Aus den Aufnahmen der Überwachungskamera

geht nicht eindeutig hervor, dass es Toni selbst war, da hast du absolut recht. Es war eine Person, die einen ähnlichen Mantel trug, wie sie einen hatte. Das ist nicht weiter schwer, wenn man etwa die gleiche Größe hat und ähnliche Turnschuhe anzieht. Toni war nicht zierlich. Sie war zwar schlank, aber groß, ungefähr eins zweiundsiebzig, richtig? Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie gestern Abend gegen sieben das Haus betreten und es gegen acht wieder verlassen hat. Deiner Ansicht nach ist sie seit Dienstag tot. Und jetzt bestätigt dieses Caligula-Ding offenbar deine Vermutung. Sie hat drei Tage lang ihren Fragebogen nicht ausgefüllt.«

»Wenn es stimmt, dass sich jemand verkleidet hat, um die Überwachungskameras auszutricksen«, merkte Lucy an, »muss derjenige ihren Mantel oder einen

nahezu identischen und außerdem ihren Wohnungsschlüssel gehabt haben.«

»Sie war seit mindestens sechsunddreißig Stunden tot«, stellte Scarpetta fest. »Wenn sie bei ihrer Ermordung den Wohnungsschlüssel in der Tasche hatte und der Täter ihre Adresse kannte, war es kein Problem für ihn, sich in die Wohnung zu schleichen, alles Mögliche von dort zu entfernen und den Schlüssel zurück in ihre Tasche zu stecken, bevor er die Leiche im Park entsorgt hat. Die Person könnte auch ihren Mantel gehabt haben. Vielleicht hatte sie ihn ja an, als sie gestern aus dem Haus ging. Das würde erklären, warum sie nicht warm genug angezogen war, als ihre Leiche gefunden wurde. Einige Kleidungsstücke könnten gefehlt haben.«

»Das hört sich nach viel Arbeit und einem hohen Risiko an«, meinte Lucy. »Der

Mörder hat seine Tat offenbar nicht sehr gut geplant. Es macht fast den Eindruck, als hätte er nicht davor, sondern erst anschließend gründlich nachgedacht. Ob wir es mit einer Tat im Affekt zu tun haben und der Mörder aus ihrem Bekanntenkreis stammt?«

»Falls sie im Kontakt mit ihm stand, könnte das der Grund sein, warum Laptop und Telefon verschwunden sind.« Marino ließ sich nicht von seinem Thema abbringen. »SMS auf dem Telefon. Wenn du es endlich schaffst, dir ihre E-Mails anzuschauen, wirst du möglicherweise feststellen, dass sie diesen Caligula-Leuten Mails geschickt hat. Ihr Computer könnte auch belastendes Material enthalten.«

»Warum hat der Täter dann den Biograph an ihrer Leiche gelassen?«, gab Lucy zurück. »Damit läuft er doch Gefahr, dass

jemand genau das tut, was wir gerade hier machen.«

»Vielleicht wollte der Mörder ihren Computer und ihr Telefon einfach nur haben«, sagte Scarpetta. »Es müssen nicht notwendigerweise vernünftige Gründe dahinterstecken. Und deshalb hat er auch darauf verzichtet, den BioGraph von ihrer Leiche zu entfernen.«

»Es gibt immer einen Grund«, widersprach Marino.

»Jedoch nicht die Art von Grund, die du meinst. Womöglich handelt es sich um eine andere Form von Verbrechen«, widersprach Scarpetta und musste dabei an ihr BlackBerry denken.

Sie hatte lange über die Motive für den Diebstahl nachgegrübelt und den Eindruck gewonnen, dass sie sich, was Carley Crispins Pläne mit ihrem BlackBerry betraf,

geirrt hatte. Es ging nicht nur um Carleys Bemerkung am Columbus Circle auf dem Heimweg von CNN: »Ich wette, Sie mit Ihren Beziehungen könnten jeden zu allem überreden.« Als habe sie damit andeuten wollen, Scarpetta hätte keine Mühe gehabt, Gäste in ihre Fernsehsendung zu locken, vorausgesetzt, dass sie eine hatte. Daraus hatte Scarpetta ein Motiv für den Diebstahl ihres Smartphones konstruiert. Sie hatte angenommen, dass Carley interessiert an Informationen und an ihren Kontakten war. Vielleicht hatte sie wirklich die Gelegenheit genutzt, um sich die Fotos vom Fundort zu beschaffen. Doch letztlich war das Black-Berry vermutlich weder für Carley oder gar Agee bestimmt gewesen, sondern für eine dritte Person. Für einen Menschen, der böse und gerissen war. Zuletzt hatte sich das Telefon in Agees Besitz befunden. Es

konnte durchaus sein, dass er es an jemand anderen weitergereicht hätte, wäre er nicht vorher von der Brücke gesprungen.

»Wenn jemand einen Mord begeht und an den Tatort zurückkehrt, dann nicht zwingend deshalb, weil er an Verfolgungswahn leidet und seine Spuren verwischen will«, erklärte Scarpetta. »Manchmal tut er es auch, um seine Gewalttat, die er als befriedigend empfunden hat, noch einmal Revue passieren zu lassen. Vielleicht gibt es ja in Tonis Fall mehr als ein Motiv. Ihr Laptop und ihr Telefon sind Souvenirs und haben es dem Täter außerdem ermöglicht, sich als sie auszugeben, bevor ihre Leiche gefunden wurde. Indem er in ihrem Namen gegen acht Uhr am Mittwochabend mit ihrem Telefon eine SMS an ihre Mutter geschickt hat, konnte er uns, was den Todeszeitpunkt betrifft, auf eine falsche

Fährte locken. Hier geht es um Manipulation, Spielchen und Phantasien, Triebe, Gefühle, Sexualität und Sadismus. So ein Motivationsmix kann zu üblen Widersprüchen führen. Wie so vieles im Leben. Jedenfalls stecken verschiedene Beweggründe dahinter.«

Inzwischen hatte Lucy den Stimmungsfragebogen vollständig ausgefüllt. Auf dem Bildschirm erschien ein Kästchen mit der Aufschrift *Abschicken*. Lucy klickte es an und erhielt die Bestätigung, dass ihr kompletter Fragebogen erfolgreich an die Website versendet worden war, wo man ihn überprüfen würde. *Wer würde ihn überprüfen?*, überlegte Scarpetta. Der Betreiber einer Studie, der Psychologe war, ein Psychiater, ein Neurowissenschaftler, ein Forschungsassistent, ein Doktorand? Wer zum Teufel konnte das wissen? Doch es

waren sicher mehrere Personen beteiligt. Vermutlich ein ganzes Gremium. Jeder konnte zu diesen unsichtbaren Forschern gehören, und der Standort des Instituts konnte überall und nirgends sein. Offenbar handelte es sich um ein Projekt, das die Berechenbarkeit menschlichen Verhaltens untersuchen sollte. Und bestimmt plante jemand, von den Ergebnissen zu profitieren.

»Es ist ein Akronym«, verkündete Lucy.

Auf dem Bildschirm war der folgende Text zu lesen:

*DANKE FÜR IHRE TEILNAHME AN  
DER **CALCULATED INTEGRATION OF  
GPS    UPLOADED    LIGHT    AND  
ACTIVITY STUDY***

Also handelte es sich anscheinend um eine Studie, die die Zusammenhänge zwischen

menschlicher Aktivität und Lichtverhältnissen erforschte und den Tagesablauf der Probanden per GPS verfolgte.

»CALIGULA«, sagte Scarpetta. »Ich begreife immer noch nicht, warum sich jemand so ein Akronym aussucht.«

»Der Mann litt an chronischen Albträumen und Schlaflosigkeit.« Lucy studierte auf dem anderen MacBook verschiedene Dateien, die das Thema Caligula behandelten. »Die ganze Nacht lief er in seinem Palast auf und ab und wartete darauf, dass die Sonne aufging. Deshalb wahrscheinlich der Name. Wenn sich die Studie zum Beispiel mit Schlafstörungen und den Auswirkungen von Licht und Dunkelheit auf die Stimmung befasst, passt er. Übrigens ist sein Name von dem lateinischen

Wort *caliga* abgeleitet, was ›kleine Sandale‹ bedeutet.«

»Und dein Name bedeutet ›kleiner Schuh‹«, wandte sich Marino an Scarpetta.

»Kommt schon, Jungs«, feuerte Lucy ihre Netzwerkprogramme und Suchmaschinen mit leiser Stimme an. »Die Sache wäre viel einfacher, wenn ich das Ding mit in mein Büro nehmen könnte.« Sie meinte den BioGraph.

»Dass Scarpetta auf Italienisch ›kleiner Schuh‹ heißt, steht überall im Internet«, fuhr Marino fort. Sein Blick hinter der dicken Plastikbrille wirkte besorgt.

»Endlich tut sich etwas«, verkündete Lucy.

Daten – ein Gewirr aus Buchstaben, Symbolen und Ziffern – liefen über den Bildschirm.

»Mich würde interessieren, ob Toni genau wusste, was dieses Ding, das sie rund um die Uhr am Handgelenk trug, alles aufgezeichnet hat«, merkte Lucy an. »Oder ob der Mörder darüber im Bilde war.«

»Ich denke, sie war ahnungslos«, erwiderte Scarpetta. »Die Einzelheiten der Theorie, die der Betreiber einer Studie zu beweisen versucht, sind geheim und werden niemals öffentlich herumposaunt. Selbst die Probanden erfahren nichts Genaues, sondern nur Allgemeinplätze, um das Ergebnis nicht zu verfälschen.«

»Toni hat sich bestimmt etwas davon versprochen«, stellte Marino fest. »Immerhin musste sie dauernd mit dieser Uhr herumlaufen und jeden Tag einen Fragebogen ausfüllen.«

»Vielleicht war sie ja persönlich von Schlafstörungen oder jahreszeitbedingten

Stimmungsschwankungen betroffen und hat eine Anzeige gesehen, in der Probanden gesucht wurden. Oder jemand hat ihr einen Tipp gegeben. Ihre Mutter sagte, sie sei bei trübem Wetter launisch und niedergeschlagen gewesen«, entgegnete Scarpetta. »Außerdem werden die Teilnehmer an einer Studie normalerweise bezahlt.«

Sie dachte an den Vater Lawrence Darien und seinen erbitterten Kampf um Tonis persönliche Habe und ihre Leiche. Ein Bioelektrik-Ingenieur vom MIT. Ein Spieler und Trinker mit Kontakten zum organisierten Verbrechen, der in der Gerichtsmedizin eine Szene gemacht hatte. Vielleicht war er hinter dem BioGraph her gewesen.

»Unglaublich, was in diesem Ding alles gespeichert ist.« Lucy zog sich einen Hocker vor einen ihrer MacBooks und studierte die Rohdaten in Tonis BioGraph. »Offenbar

eine Kombination aus Actigraphy-Datenanalyse-Software mit einem hochempfindlichen Beschleunigungsmesser in einem zweischichtigen piezoelektrischen Sensor, der, kurz gesagt, die grobmotorischen Aktivitäten misst. Ich kann nichts erkennen, was mit dem Militär oder einem Geheimdienst zusammenhängt.«

»Was hast du erwartet?«, erkundigte sich Marino. »Dass die CIA dahintersteckt?«

»Jedenfalls nicht so etwas. Nichts ist so verschlüsselt, wie ich es gewohnt bin, wenn die Regierung es als streng geheim einstuft. Wir haben es hier nicht mit den üblichen Drei-Block-Zifferncodes mit Byte-Blocklänge zu tun, die für Algorithmen stehen, wie man sie bei symmetrischen Verschlüsselungscodes verwendet. Ihr kennt doch diese ellenlangen Zahlenreihen von mehr als vierzig Bit, die es Hackern

ziemlich erschweren, den Code zu knacken. Das da ist etwas anderes. Diese Daten stammen nicht vom Militär oder irgendeinem Geheimdienst, sondern aus der Privatwirtschaft.«

»Wahrscheinlich sollten wir besser nicht nachfragen, woher du weißt, wie die Regierung streng geheime Informationen verschlüsselt«, merkte Marino an.

»Der Sinn und Zweck dieses Dings ist es, Daten für ein Forschungsprojekt zu sammeln, nicht jemanden auszuspionieren oder Krieg zu führen. Ausnahmsweise geht es einmal nicht um Terrorismus«, erwiderte Lucy, während die Daten weiterliefen. »Die Informationen sind nicht für den Endverbraucher, sondern für Wissenschaftler bestimmt. Irgendwo da draußen sitzen ein paar Computerfreaks und werten sie aus. Aber in wessen Auftrag? Schlafrhythmus,

Schlafdauer, Aktivitäten tagsüber, Zusammenhang mit dem Tageslicht. Los, ordne das Zeug in eine Reihenfolge, aus der ich schlau werde.« Wieder sprach sie mit ihren Programmen. »Ich will Tabellen. Ich will Karten. Das System sortiert nach Datentypus. Es sind eine ganze Menge Daten. Tonnen davon. Das Gerät speichert alle fünfzehn Sekunden ab. Das heißt, fünftausendsiebenhundertsechzigmal pro Tag hat dieses Ding der Himmel weiß wie viele Datentypen gesammelt. GPS und Schrittmesser. Örtlichkeiten. Geschwindigkeit. Distanz. Höhe und außerdem die Körperfunktionen der Benutzerin wie Herzfrequenz und Sauerstoffgehalt des Blutes.«

»Sauerstoffgehalt des Blutes? Du musst dich irren«, wunderte sich Scarpetta.

»Ich lese gerade ihre Sauerstoffwerte«, entgegnete Lucy. »Hunderttausende davon, alle fünfzehn Sekunden aufgezeichnet.«

»Aber das ist doch unmöglich«, widersprach Scarpetta. »Wo ist der Sensor? Um den Sauerstoffgehalt des Blutes zu messen, braucht man einen Sensor. Normalerweise bringt man ihn an der Fingerspitze, an einem Zeh oder am Ohrläppchen an. Es muss eine dünne Körperstelle sein, damit der Lichtstrahl das Bindegewebe durchdringen kann. Dazu verwendet man ein Licht, das sowohl rote als auch infrarote Wellenlängen enthält, und bestimmt so den Prozentsatz des Sauerstoffgehalts im Blut.«

»Der BioGraph hat Bluetooth-Funktion«, erwiderte Lucy. »Vielleicht gilt das auch für das Sauerstoffmessgerät.«

»Ganz gleich, ob drahtlos oder nicht, diese Daten können nur von einem Sensor

stammen«, entgegnete Scarpetta. »Und zwar von einem, den sie Tag und Nacht trug.«

Ein roter Laserpunkt wanderte über Namen und Orte und die Äste, die sie auf der baumähnlichen Graphik auf dem Flachbildschirm miteinander verbanden.

»Gehen Sie einmal davon aus, dass Monsieur Chandonne, der Vater, seine Macht verloren hat.« Beim Reden wies Benton mit dem Laserpointer auf die entsprechende Stelle. »Die restliche Familie hat sich in alle Winde zerstreut. Er und einige seiner hochrangigen Untergebenen sitzen im Gefängnis. Jean-Baptistes Bruder, der designierte Thronfolger, ist tot. Unterdessen haben unsere Verbrechensbekämpfungsbehörden den Großteil ihrer Aufmerksamkeit auf internationale

Konflikte gerichtet. Al-Qaida, Iran, Nordkorea und die globale Wirtschaftskrise. Jean-Baptiste, der überlebende Bruder, nutzt die Gelegenheit, um die Macht zu übernehmen, ein neues Leben anzufangen und es diesmal besser zu machen.«

»Wie will er das anstellen?«, fragte O'Dell. »Der Mann ist geisteskrank.«

»Er ist nicht geisteskrank«, gab Benton zurück. »Sondern hochintelligent, und er hat einen ausgesprochen guten Instinkt. Deshalb kann sein Verstand die Zwänge und Triebe eine Zeitlang in Schach halten. Der springende Punkt ist nur, wie lange er das durchhält.«

»Verzeihung, dass ich Ihnen widerspreche«, sagte O'Dell zu Benton. »Dieser Kerl als Mafiaboss? Er müsste sich einen Sack über den Kopf stülpen, wenn er auf die

Straße will. Immerhin wird er weltweit gesucht. Interpol hat ihn in Kategorie Rot eingestuft, und außerdem ist der Kerl entstellt, ein Krüppel.«

»Sie können widersprechen, bis Sie schwarz werden. Sie kennen ihn nämlich nicht«, beharrte Benton.

»Und dazu noch seine Krankheit«, fuhr O'Dell fort. »Hab vergessen, wie die heißt.«

»Ererbte allgemeine Hypertrichose«, antwortete Marty Lanier. »Menschen, die an dieser sehr seltenen Erkrankung leiden, haben ein Übermaß an Lanugohaaren, das ist ein feiner Haarflaum, am ganzen Körper, auch an Stellen, die normalerweise kaum oder gar nicht behaart sind wie die Stirn, die Handrücken und die Ellbogen. Außerdem treten häufig weitere Deformierungen auf. Zum Beispiel eine Hyperplasie des

Kiefers, das heißt winzige, weit auseinanderstehende Zähne.«

»Wie ich schon sagte, ein Krüppel, der wie ein gottverdammter Werwolf aussieht«, wandte sich O'Dell an die anderen Anwesenden. »Vermutlich hat die Legende ihren Ursprung bei Menschen, die diese Krankheit haben.«

»Er ist weder ein Werwolf, noch handelt es sich bei seinem Zustand um ein Gräuelmärchen. Der Mann ist keine Legende, sondern sehr real«, erwiderte Benton.

»Wir haben keine Ahnung, wie viele Menschen er auf dem Gewissen hat«, fügte Lanier hinzu. »Es müssen zwischen fünfzig und hundert Fälle weltweit sein. Allerdings wurden nur wenige der Verbrechen angezeigt.«

»Wobei ›angezeigt‹ das Schlüsselwort ist«, ergänzte Jaime Berger. Sie wirkte bedrückt. »Eine Dunkelziffer kann man nämlich nicht zählen. Hinzu kommt, wie Sie sicher wissen, dass Hypertrichose mit Vorurteilen behaftet und stigmatisiert ist und man die Kranken allgemein für böartige Ungeheuer hält.«

»Und wenn man einen Menschen dementsprechend behandelt, entwickelt er sich möglicherweise gemäß dieser Erwartungen«, stimmte Lanier zu.

»Früher haben Familien Angehörige, die Opfer dieser Krankheit waren, weggesperrt, und Jean-Baptiste bildete da keine Ausnahme«, sprach Benton weiter. »Er ist in einem Keller aufgewachsen, einem unterirdischen fensterlosen Verlies im Haus der Familie Chandonne, das aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt und auf

der Isle Saint-Louis in Paris steht. Möglicherweise hat er das Gen von einem Vorfahren geerbt, der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, von Kopf bis Fuß behaart war und als Kind König Henri II. in Paris als Geschenk überreicht wurde. Er wuchs als Kuriosität im königlichen Palast auf und wurde zum Amusement wie ein Haustier gehalten. Später heiratete dieser Mann eine Französin, und einige ihrer Kinder erbten die Krankheit. Im späten achtzehnten Jahrhundert wurde eine seiner Nachfahrinnen Ehefrau eines Mannes namens Chandonne. Und einhundert Jahre später verwandelte sich das rezessive Gen in ein dominantes und zeigte sich bei Jean-Baptiste.«

»Worauf ich hinauswill«, meinte O'Dell, »ist, dass die Leute beim Anblick eines solchen Menschen normalerweise schreiend

die Flucht ergreifen. Wie also konnte Jean-Baptiste von seinem Familiensitz in Paris aus ein Verbrechersyndikat betreiben?«

»Wir wissen nicht, wo Jean-Baptiste wohnt«, entgegnete Benton. »Und wir können auch nicht sagen, womit er die letzten fünf Jahre verbracht hat. Wir haben ja nicht einmal eine Ahnung davon, wie er heute aussieht. Haarentfernung mit dem Laser, Zahnprothesen, plastische Chirurgie. Die Medizin hat inzwischen große Fortschritte gemacht. Also haben wir keinen blassen Schimmer, wie er sich seit seiner Flucht aus dem Todestrakt verändert hat. Fest steht nur, dass Sie seine DNA in Miami auf dem Rücksitz eines gestohlenen Mercedes sichergestellt haben. Und das wiederum ist ein eindeutiger Hinweis darauf, dass er in die von Jerome Wild und Dodie Hodge verübten Banküberfälle verwickelt sein

muss. Die beiden letzteren Personen haben Verbindungen in Detroit. Also hat Jean-Baptiste vermutlich auch Kontakte dort. Ebenso wie in Miami und New York.«

»Zur Glücksspielbranche«, stellte Lanier fest. »Und vielleicht auch zur Filmindustrie.«

»Die Familie Chandonne mischt überall mit, solange es sich nur finanziell lohnt«, bestätigte Benton. »Showgeschäft, Glücksspiel, Prostitution, Drogen, illegaler Waffenhandel, Markenpiraterie. Jean-Baptiste ist mit sämtlichen Geschäftszweigen, die man gemeinhin dem organisierten Verbrechen zuordnet, gut vertraut. Er hat es von Kindesbeinen an gelernt, und es liegt ihm im Blut. Dank seiner familiären Beziehungen hatte er fünf Jahre Zeit, ein einflussreiches Netzwerk an sich zu bringen. Außerdem ist er vermögend. Also hat er an

seinem Plan gefeilt. Doch um eine Operation größeren Ausmaßes in die Tat umzusetzen, braucht man Helfer. Er musste also Truppen anwerben. Und wenn er die Familie Chandonne wieder zum alten Verbrecherruhm führen, ein Imperium aufbauen und ein neues Leben anfangen wollte, war dazu eine Menge Personal notwendig. Allerdings war vorauszusehen, dass er sich die falschen Leute aussucht. Einem Menschen, der als Kind missbraucht wurde, der psychopathologische Züge aufweist und der eine Reihe schwerer Gewaltverbrechen begangen hat, fehlen die Eigenschaften, die eine kluge und erfolgreiche Führungspersönlichkeit auszeichnen. Er kann sich nicht unbegrenzt verstellen, denn seine eigentlichen Antriebsfedern sind sexuelle Gewaltphantasien und Rachegeleüste.«

Die Wurzel des Baumdiagramms an der Wand symbolisierte Jean-Baptiste. Sein Name stand in der Mitte des Bildschirms. Die Namen aller übrigen Beteiligten zweigten direkt oder indirekt davon ab.

»Wir wissen, dass Dodie Hodge und Jerome Wild mit ihm in Kontakt stehen.« Als Benton den Laserstrahl bewegte, glitt der rote Punkt zu den entsprechenden Namen.

»Wir sollten auch Hap Judd aufführen«, schlug Berger vor. Ihre Haltung hatte sich geändert, und sie wirkte auf einmal sehr ernst. »Er hat Verbindung zu Dodie, obwohl er abstreitet, noch etwas mit ihr zu tun zu haben.«

Benton konnte sich nicht erklären, warum Berger sich plötzlich so seltsam verhielt. Während sich alle einen Kaffee geholt hatten, hatte sie sich an einen Schreibtisch

gesetzt und am Festnetzanschluss telefoniert. Seitdem war sie ziemlich still geworden, hatte nichts mehr eingebracht, nicht widersprochen und auch aufgehört, Lanier über den Mund zu fahren. Benton hatte den Eindruck, dass es nicht um Zuständigkeitsgerangel und die Frage ging, wer gegen wen die Anklage vertreten würde. Jaime Berger machte vielmehr den Eindruck, als hätte sie eine Niederlage einstecken müssen und sei nun völlig erschöpft.

»Eine Weile hat Hap sich angeblich von ihr spirituell beraten lassen«, meinte Berger nun mit schleppender Stimme. »Das hat er zumindest bei der Vernehmung heute Morgen angegeben. Sie sei eine Landplage, die ständig in seinem Büro in New York anriefe, weshalb er nach Möglichkeit einen Bogen um sie mache.«

»Wie hat er Dodie kennengelernt?«, erkundigte sich Lanier.

»Offenbar hat sie auch Hannah Starr spirituell beraten und ihr die Zukunft vorhergesagt«, antwortete Berger. »Das ist an sich nichts Ungewöhnliches. Erstaunlich viele Prominente und wohlhabende Personen des öffentlichen Lebens, selbst Politiker, wenden sich an sogenannte Hellseher, Hexen, Zauberer und Propheten, von denen die meisten Scharlatane sind.«

»Nur dass der Großteil von ihnen vermutlich keine Banken überfällt«, fügte Stockman hinzu.

»Sie würden sich wundern, was viele dieser Leute sonst noch so treiben«, sprach Berger weiter. »Diebstahl, Erpressung und Betrug scheinen in der Branche weit verbreitet zu sein.«

»War Dodie Hodge jemals in der Villa Starr in der Park Avenue?«, fragte Lanier Berger.

»Laut Hap ja.«

»Halten Sie Hap für einen Verdächtigen im Fall Hannah Starr?«, wollte O'Dell wissen. »Könnte er darüber im Bilde sein, wo sie steckt, oder etwas mit ihrem Verschwinden zu tun haben?«

»In meinen Augen ist er derzeit der wichtigste Verdächtige«, erwiderte sie. Sie klang überarbeitet, beinahe geistesabwesend oder niedergeschlagen.

Allerdings war der Grund ganz sicher nicht Müdigkeit. »Hap Judds Name gehört wegen Dodie und Hannah an die Wand.« Berger ließ den Blick über die Runde schweifen, ohne jemanden wirklich anzusehen, so als hielte sie ein Plädoyer vor Geschworenen. »Außerdem der von Toni

Darien. Immerhin hat er Kontakt zum High Roller Lanes und sicher auch zu Eddie Maestro. Das Park General Hospital in Harlem, nicht weit entfernt von der Stelle an der Hundred-tenth Street, wo Tonis Leiche gefunden wurde, sollten wir ebenfalls aufführen.«

Weitere Äste auf dem Flachbildschirm: Hannah Starr, verbunden mit Hap Judd und Dodie und indirekt auch mit Jerome Wild. Alle waren wiederum mit Toni Darien, dem High Roller Lane und dem Park General Hospital verknüpft, und die Linie führte zurück zu Jean-Baptiste. Berger schilderte Haps frühere Tätigkeit in dem Krankenhaus in Harlem und berichtete von der jungen Frau namens Farrah Lacy, die dort gestorben war. Dann wandte sie sich wieder Haps Bekanntschaft mit den Starrs, seinen Besuchen in der Villa in der Park

Avenue – mindestens ein Mal zum Abendessen und mehrere Male zu einem Schäferstündchen – zu. O'Dell unterbrach sie mit dem Einwand, Rupe Starr hätte niemals einen zweitklassigen Schauspieler umworben, der höchstens eine halbe Million Dollar investieren konnte.

»Dicke Fische wie Rupe«, erklärte O'Dell, »reden nicht einmal mit einem, wenn man ihnen nicht das Vielfache dieser Summe in die Hand drückt.«

»Es war etwa ein Jahr vor Rupe Starrs Tod«, erwiderte Berger. »Damals war Hannah schon mit Bobby Fuller verheiratet.«

»Vielleicht hat die Familie ja versucht, den Boss auszubooten und den Laden selbst zu übernehmen«, schlug Stockman vor.

»Ich weiß, Sie haben Hannahs Finanzen überprüft«, sagte Berger, womit sie das FBI an sich meinte. »Und zwar aufgrund von

Informationen, die Lucy und ich entdeckt und an Sie weitergeleitet haben.«

Als ob allgemein bekannt gewesen wäre, wer Lucy war und, noch viel wichtiger, was sie Berger bedeutete.

»Wir sind auf viele Kontenbewegungen in einer ganzen Reihe von Banken, sowohl hier als auch im Ausland, gestoßen«, verkündete Stockman. »Es fing vor etwa zwei Jahren an. Nach Rupe Starrs Tod im letzten Mai war dann der Großteil des Geldes plötzlich weg.«

»Hap behauptet, er sei am Abend vor Thanksgiving in New York gewesen, dem Tag, an dem Hannah verschwand. Am nächsten Morgen sei er nach L. A. geflogen. Wir sollten uns einen Durchsuchungsbeschluss für seine Wohnung in TriBeCa besorgen. Es duldet keinen Aufschub. Angeblich haben Hannah und Bobby kein

einziges Mal miteinander geschlafen«, fuhr Berger, ohne die gewohnte Festigkeit in der Stimme, fort. Auch von ihrem trockenen Humor fehlte jede Spur. »Das waren seine Worte, nicht meine.«

»Da lachen ja die Hühner«, höhnte O'Dell. »Das ist die älteste Ausrede der Welt. Im Ofen brennt kein Feuer, also muss man sich anderswo wärmen.«

»Hannah Starr war eine Partylöwin, trieb sich mit einer bunten Truppe herum und feierte mit den Reichen und Berühmten hier und im Ausland. Zu Hause in der Villa war sie praktisch nie«, fuhr Berger fort. »Sie liebte es, im Rampenlicht zu stehen, und fühlte sich auf Seite sechs der *Post* wohler als in ihrem eigenen Esszimmer. Ihr Verhalten stand in krassem Gegensatz zu dem ihres Vaters, und sie hatte eindeutig andere Prioritäten als er. Sie war es, die laut

Hap den ersten Schritt gemacht hat. Die beiden haben sich in der Monkey Bar kennengelernt. Kurz darauf wurde er zu einer von Rupes Abendgesellschaften eingeladen und sein Klient. Hannah hat seine Finanzen persönlich verwaltet. Hap gibt an, Hannah habe sich vor Bobby gefürchtet.«

»Aber Bobby war in der Nacht von Hannahs Verschwinden nicht in der Stadt und hat sich auch nicht am nächsten Tag mit dem Flugzeug verdrückt«, wandte Lanier spitz ein.

»Richtig«, erwiderte Berger mit einem Blick zu Benton. »Dass Hap alle Beteiligten kennt, macht mir sehr zu schaffen. Hinzu kommen noch seine Neigungen. Kay ist überzeugt, dass Toni Darien schon anderthalb Tage tot war, als ihre Leiche im Park abgelegt wurde. Sie wurde in einer kühlen

Umgebung aufbewahrt. Vielleicht klingt das inzwischen plausibel.«

Weitere Namen wurden in die Graphik an der Wand eingetragen.

»Warner Agee und Carley Crispin sollten auch dort stehen«, wandte sich Benton an Stockman.

»Haben sie wegen einer Fernsehsendung etwas mit Hannah Starrs Verschwinden zu tun?« O'Dell war skeptisch. »Wo liegt der tatsächliche Zusammenhang? Wir haben keinen Grund zu der Annahme, dass Agee oder Carley zu den in der Graphik aufgeführten Personen Kontakt hatten.«

»Wir wissen, dass Carley Kay kennt«, stellte Benton fest. »Und ich kannte Agee.«

Tasten klapperten, und Scarpettas und Bentons Namen erschienen auf dem Flachbildschirm. Es war beklemmend, sie dort zu sehen – verbunden mit allen anderen und

mit der Wurzel des Ganzen: Jean-Baptiste Chandonne.

»Ausgehend davon, was Lucy und Kay in Agees Hotelzimmer gefunden haben, nehme ich an, dass er am Casinogeschäft beteiligt war«, merkte Benton an.

Das Wort *Casinos* wurde hinzugefügt.

»Er hat sein Interesse an paranormalen Phänomenen zu Forschungszwecken und zur Einflussnahme benutzt.«

*Paranormal* wurde ein weiterer Ast am Baum.

»Möglicherweise hatte er einen vermögenden Förderer, einen Franzosen, vermutlich heißt er Lecoq«, ergänzte Benton. Der Name wurde aufgeschrieben. »Jemand – einmal angenommen, besagter Monsieur Lecoq – hat Agee in bar bezahlt. Es könnte sein, dass er zusätzlich Geld von Freddie Maestro bekommen hat. Deshalb stecken

Lecoq und Maestro vielleicht unter einer Decke, eine Verbindung zwischen Detroit und Frankreich also.«

»Bis jetzt haben wir keine Ahnung, wer dieser Lecoq ist oder ob er überhaupt existiert«, meinte Lanier zu Benton.

»Er existiert ganz sicher. Aber wer ist er?«

»Glauben Sie, dass dieser Lecoq unser Wolfmann ist?«, erkundigte sich O'Dell bei Benton.

»Es ist besser, wenn wir ihn nicht so nennen. Jean-Baptiste Chandonne ist weder eine Schießbudenfigur noch eine Gestalt aus dem Märchen, sondern ein Mann, der inzwischen wahrscheinlich völlig unauffällig aussieht. Außerdem könnte er unter verschiedenen falschen Namen auftreten. Eigentlich muss er es sogar.«

»Hat er einen französischen Akzent?« Stockman bearbeitete seinen Laptop und ergänzte den Baum an der Wand um weitere Verästelungen.

»Er ist in der Lage, die verschiedensten Akzente nachzuahmen oder völlig akzentfrei zu sprechen«, erwiderte Benton. »Außer dem Französischen beherrscht er auch das Italienische, Spanische, Portugiesische, Deutsche und Englische fließend. Ob er mittlerweile noch weitere Fremdsprachen gelernt hat? Keine Ahnung.«

»Warum Carley Crispin?«, fragte Stockman, während er weiter an der Graphik feilte. »Welchen Grund hatte sie, Agee ein Hotelzimmer zu finanzieren? Oder hat jemand sie als Strohfrau benutzt?«

»Gewiss ein unbedeutender Fall von Geldwäsche.« Lanier machte sich Notizen. »Es erweckt den Eindruck, als wären die

Beteiligten in dieser Hinsicht recht fleißig gewesen, auch wenn es immer nur um verhältnismäßig kleine Summen geht. Transaktionen in bar. Leute, die andere Leute dafür bezahlen, dass sie das Geld wiederum an Dritte weitergeben. Keine Kreditkarten, Überweisungen oder Schecks, die eine Spur von Formularen hinter sich herziehen würden. Zumindest nicht im Zusammenhang mit Geschäften, die nicht ganz kosher sind.«

»Carley wollte Agee an diesem Wochenende aus dem Zimmer werfen.« Als Berger Benton ansah, war ihr Blick so undurchdringlich wie Stein. »Weshalb?«

»Da kann ich nur mutmaßen«, entgegnete Benton. »Agee hat Carley Informationen gemailt, die angeblich von einem Zeugen stammen und von denen wir wissen, dass sie frei erfunden sind. Er hat sich

als Harvey Fahley ausgegeben, indem er einen Internetservice genutzt hat, der Gespräche in Echtzeit mitschreibt. Lucy hat diese Mitschrift und noch einige andere in Agees Computer entdeckt. Die Produzenten des *Crispin Report* stehen wegen Carleys gestriger Behauptung, man habe Haare von Hannah Starr in einem gelben Taxi gefunden, im Kreuzfeuer der Kritik. Agee hat sich diese Einzelheit in einem gefälschten Telefoninterview zusammenphantasiert, und Carley ist darauf hereingefallen. Zumindest hat sie so getan, weil es ihr in den Kram gepasst hat. Offenbar hat sie nicht damit gerechnet, dass sie deshalb noch mehr Ärger mit dem Sender bekommt, als es ohnehin schon der Fall ist.«

»Und aus diesem Grund hat sie ihn gefeuert«, fügte Lanier hinzu.

»Warum hätte sie ihn auch weiterbeschäftigen sollen? Schließlich wusste sie, dass sie selbst bald arbeitslos wird. Darum brauchte sie Agee nicht mehr, ganz gleich, wer seine Hotelrechnung bezahlt haben mag. Vielleicht steckt ja etwas Persönliches dahinter«, antwortete Benton. »Wir können nicht sagen, was Carley mit Agee besprochen hat, als sie ihn gestern Nacht kurz vor elf von CNN aus anrief. Wie es aussieht, war es sein letztes Telefonat.«

»Wir müssen mit Carley Crispin reden«, verkündete Stockman. »Ein Jammer, dass Agee nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ich habe nämlich den Verdacht, dass er die Schlüsselfigur in diesem Spiel ist.«

»Er hat einen verdammt schweren Fehler begangen«, ließ sich O'Dell vernehmen. »Als forensischer Psychiater hätte er wirklich klüger sein müssen. Dieser Harvey

Fahley streitet sicher ab, dass das Telefoninterview jemals stattgefunden hat.«

»Ganz richtig«, bestätigte Berger. »Ich habe in der Kaffeepause mit Detective Bonnell telefoniert. Sie hat ihn gestern nach der Sendung erreicht. Er gibt zwar zu, Agee eine E-Mail geschickt zu haben, behauptet aber, er hätte nie mit ihm gesprochen und auch das Auffinden von Hannahs Haar nicht erwähnt.«

»Ob Harvey Fahley mit ihm telefoniert hat oder nicht, können wir ja anhand der Telefonunterlagen feststellen ... «, begann O'Dell.

»Das Telefonat wurde mit einem Einweg-Tracfone geführt, das inzwischen verschwunden ist«, unterbrach Benton. »Agee hatte eine ganze Schublade voll mit leeren Tracfone-Verpackungen. Meiner Ansicht nach war das Interview mit Fahley

gefälscht, und Lucy ist derselben Meinung. Allerdings bezweifle ich, dass Agee es bewusst auf eine Kündigung angelegt hat.«

»Möglicherweise aber unbewusst«, wandte Lanier ein.

»Das glaube ich auch.« Benton war von Warner Agees selbstzerstörerischen Neigungen überzeugt. »Ich denke, dass er gestern Nacht nicht zum ersten Mal mit dem Gedanken gespielt hat, sich umzubringen. Seine Eigentumswohnung in Washington, D. C., steht kurz vor der Zwangsversteigerung. Seine Kreditkarten sind abgelaufen. Er war finanziell auf andere angewiesen, ein Parasit, dem nichts geblieben war als seine Behinderung und seine eigenen Dämonen. Außerdem hatte er sich offenbar auf eine Sache eingelassen, die eine Nummer zu groß für ihn war.

Wahrscheinlich ahnte er, dass man ihn früher oder später erwischen würde.«

»Wieder eine falsche Personalentscheidung«, wandte sich Lanier an alle, sah dabei aber Benton an. »Meinen Sie, dass Jean-Baptiste im Bilde ist?«

»Worüber?«, gab Benton ärgerlich zurück. »Dass ich durch Agees Schuld mein bisheriges Leben aufgeben musste und als Belohnung dafür meine Stelle beim FBI verloren habe? Immerhin haben die Chandonnes ihm den Vorwand dafür geliefert.«

Im Konferenzraum breitete sich Schweigen aus.

»Wenn Ihre Frage lautet, ob er Jean-Baptiste meiner Ansicht nach je begegnet ist und ihn persönlich kannte, ist die Antwort: Ja«, fuhr Benton fort. »Agee, der Möchtegernproftler, hätte alles darangesetzt, mit einem sogenannten Ungeheuer wie

Jean-Baptiste Chandonne zu sprechen. Er wäre von ihm als Person fasziniert gewesen, auch ohne zu wissen, wer wirklich vor ihm stand, weil Jean-Baptiste einen falschen Namen benutzt hat. Jean-Baptistes Psychopathologie, das Böse, das er ausstrahlt, hätte ihn angezogen, vermutlich der größte gottverdammte Fehler, der Warner Agee je unterlaufen ist.«

»Offenbar«, meinte Lanier nach einer Pause. »Schließlich liegt er in diesem Moment im Leichenschauhaus.«

»Vom Hotel Elysée ist es ein Katzensprung zur Villa Starr in der Park Avenue.« Berger wirkte ganz ruhig. Zu ruhig. »Die Entfernung beträgt nur drei oder vier Häuserblocks, also ein Fußweg von fünf bis zehn Minuten.«

Stockman tippte *Hotel Elysée* und *Starr-Villa* ein; zwei neue Äste erschienen auf dem Bildschirm.

»Sie müssen auch Lucy Farinelli eintragen«, fügte Berger hinzu. »Und das heißt, dass mein Name ebenfalls in die Graphik gehört. Nicht nur, weil ich in Hannahs Fall ermittle und ihren Mann sowie Hap Judd verhört habe, sondern weil ich Lucy nahestehe. Außerdem war sie über zehn Jahre lang Klientin von Rupe Starr. Deshalb ist sie Hannah und Bobby sicher öfter über den Weg gelaufen.«

Benton hatte keine Ahnung, wovon sie redete und woher ihre Informationen stammten. Er sah sie fragend an, wollte das Thema jedoch nicht laut ansprechen. Ihr vielsagender Blick genügte ihm als Antwort. Nein, Lucy hatte sich ihr nicht anvertraut.

Berger hatte es auf anderem Wege herausgefunden.

»Fotos«, fügte Berger hinzu. »In Leder gebundene Alben in Rupe Starrs Bibliothek. Aufnahmen von Partys und Abendgesellschaften mit Klienten, die im Laufe vieler Jahre entstanden sind. Lucys Foto ist in einem dieser Alben.«

»Wann hast du das erfahren?«, erkundigte sich Benton. »Vor drei Wochen.«

Wenn sie es schon so lange wusste, musste ihr eigenartiger Stimmungswandel andere Gründe haben. Anscheinend hatte Bonnell ihr am Telefon etwas Beunruhigendes mitgeteilt.

»1996 war sie zwanzig und noch auf dem College. In den anderen Alben habe ich keine Fotos von ihr mehr entdeckt, vermutlich weil sie nach ihrem Abschluss zum FBI gegangen ist und deshalb aus

Sicherheitsgründen nur noch selten große Veranstaltungen und Feste besucht hat. Ganz bestimmt hätte sie nicht mehr zugelassen, dass jemand sie fotografiert«, fuhr Berger fort. »Wie allgemein bekannt, wurde Hannah von ihrem Ehemann Bobby als vermisst gemeldet, woraufhin wir ihn um Erlaubnis gebeten haben, persönliche Gegenstände und DNA-Proben im Haus in der Park Avenue sicherzustellen. Außerdem wollte ich ihn befragen.«

»Als sie verschwand, war er in Florida, richtig?«, erkundigte sich O'Dell.

»In der Nacht, als sie nicht aus dem Restaurant nach Hause kam«, erwiderte Berger, »hielt Bobby sich in ihrer gemeinsamen Wohnung in North Miami Beach auf. Das belegen E-Mails, die von der IP-Adresse dieser Wohnung abgeschickt wurden, sowie Telefonunterlagen und die Aussage von

Rosie, ihrer Haushälterin in Florida. Sie wurde vernommen. Ich habe selbst mit ihr telefoniert, und sie bestätigt, dass Bobby am 26. November, also am Tag vor Thanksgiving, dort war.«

»Können wir mit Sicherheit feststellen, ob Bobby die E-Mails wirklich persönlich verschickt und selbst telefoniert hat?«, fragte Lanier. »Woher wissen wir, ob es nicht Rosie war, die nun lügt, um ihren Arbeitgeber zu schützen?«

»Mir fehlt ein dringender oder auch nur hinreichender Tatverdacht, um ihn beschatten zu lassen. Schließlich gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass er sich strafbar gemacht hat«, entgegnete Berger tonlos. »Allerdings heißt das nicht, dass ich ihm über den Weg traue. Ich vertraue niemandem.«

»Kennen wir den Inhalt von Hannahs Testament?«, erkundigte sich Lanier.

»Sie ist Rupe Starrs einziges Kind und wurde nach seinem Tod im letzten Mai seine Alleinerbin«, erklärte Berger. »Kurz darauf hat sie ihr eigenes Testament geändert. Im Falle ihres Todes geht ihr gesamtes Vermögen an eine Stiftung.«

»Also hat sie Bobby praktisch enterbt«, stellte Stockman fest. »Finden Sie das nicht ein wenig ungewöhnlich?«

»Der beste Ehevertrag ist einer, der sich erstellt, dass der Partner nicht davon profitiert, wenn er einen betrügt oder umbringt«, antwortete Berger. »Außerdem ist das Testament inzwischen sowieso hinfällig. Hannah Starr hat nur noch ein paar Millionen übrig und ist hochverschuldet. Angeblich hat sie im letzten September fast

alles an der Börse und wegen irgendwelcher Ponzi-Deals verloren.«

»Wahrscheinlich erholt sie sich gerade auf einer Yacht im Mittelmeer und lässt sich in Cannes oder in Monte Carlo die Nägel maniküren«, sagte Lanier. »Also bekommt Bobby keinen Cent. Welchen Eindruck hatten Sie von ihm? Mal abgesehen von Ihrer Neigung, niemandem über den Weg zu trauen.«

»Er war ausgesprochen besorgt«, sprach Berger in die Runde hinein, als wendete sie sich an ein Gremium von Geschworenen. »Während meines Besuchs bei ihm zu Hause wirkte er ziemlich aufgelöst und verzweifelt. Er ist überzeugt, dass sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, und hat beteuert, sie würde ihn niemals wortlos verlassen oder sich von ihm trennen. Anfangs habe ich ihn ernsthaft als Täter in

Erwägung gezogen, bis Lucy herausgefunden hat, wie es finanziell um sie steht.«

»Beschäftigen wir uns noch einmal mit der Nacht, in der Hannah verschwunden ist«, schlug O'Dell vor. »Wie hat Bobby davon erfahren?«

»Er hat versucht, sie telefonisch zu erreichen. Das geht aus den Telefonunterlagen hervor, die er uns überlassen hat«, erwiderte Berger. »Am nächsten Tag, also an Thanksgiving, sollte Hannah eigentlich mit einer Privatmaschine nach Miami fliegen, das Wochenende mit ihm verbringen und von dort aus nach Saint Barts weiterreisen.«

»Allein?«, fragte Stockman. »Oder in seiner Begleitung?« »Sie wollte allein nach Saint Barts«, erwiderte Berger.

»Also plante sie vielleicht doch, sich ins Ausland abzusetzen«, wandte Lanier ein.

»Das habe ich mir auch schon überlegt«, meinte Berger. »Allerdings hat sie, falls es sich so verhält, nicht ihren Privatjet, die Gulfstream, benutzt. Sie ist nie auf dem Privatflugplatz in White Plains erschienen.«

»Hast du diese Information von Bobby?«, hakte Benton nach. »Sind wir sicher, dass es auch stimmt?«

»Er hat es mir bestätigt, und außerdem existiert ein Flugbuch. Sie war nicht am Flugplatz, sie ist nicht in die Maschine gestiegen, und Bobbys Name stand für den Flug nach Saint Barts nicht im Flugbuch«, entgegnete Berger. »Außerdem ist sie nicht ans Telefon gegangen. Die Haushälterin in New York ...«

»Wie heißt sie?«, unterbrach Lanier.

»Nastya.« Berger buchstabierte, und der Name erschien an der Wand. »Sie wohnt in der Villa. Laut ihrer Aussage ist Hannah

nach dem Abendessen in Greenwich Village am 26. November nicht nach Hause gekommen. Allerdings sah sie keinen Grund, die Polizei zu verständigen, da es nicht das erste Mal war. Der Anlass des Abendessens war eine Geburtstagsfeier im One if by Land, Two if by Sea in der Barrow Street. Sie war mit einigen Freunden dort und wurde, als alle das Restaurant verließen, dabei beobachtet, wie sie in ein gelbes Taxi stieg. Mehr wissen wir bis jetzt nicht.«

»Hat Bobby etwas von ihren Seitensprüngen mitgekriegt?«, fragte O'Dell.

»In unserer Partnerschaft lassen wir einander viel Raum«, so lauteten seine Worte. Keine Ahnung, wie gut er im Bilde war«, antwortete Berger. »Vielleicht hat Hap Judd ja recht, und Bobby und Hannah waren eher Geschäftspartner als ein

Ehepaar. Angeblich liebt er sie, doch das bekommen wir ja immer wieder zu hören.«

»Mit anderen Worten, sie haben eine Vereinbarung. Vielleicht vögeln sie beide in der Gegend herum. Er stammt aus reichem Hause, richtig?«, meinte O'Dell.

»Nicht so reich wie sie, aber seine Familie ist vermögend und lebt in Kalifornien. Er hat erst in Stanford studiert und dann seinen Abschluss in Betriebswirtschaft in Yale gemacht. Als Finanzverwalter war er am Neuen Markt recht erfolgreich und hat einige Fonds, einen in Großbritannien und einen anderen in Monaco, betreut.«

»Diese Hedgefonds-Typen haben doch zum Teil Hunderte von Millionen verdient«, sagte O'Dell.

»Einige von ihnen nagen inzwischen am Hungertuch oder sitzen im Gefängnis. Was

ist mit Bobby?«, wandte sich Stockman an Berger. »Ist er pleite?«

»So wie viele dieser Investoren hat er sich darauf verlassen, dass die Energiepreise und die Bergwerksaktien wieder steigen, während der Finanzmarkt absackt. So hat er es mir zumindest erklärt«, entgegnete sie.

»Und im Juli hat der Trend sich dann umgekehrt«, ergänzte Stockman.

»Er hat es als Blutbad bezeichnet«, fügte Berger hinzu. »Ohne das Vermögen der Starrs kann er sich den Lebenswandel nicht leisten, an den er sich inzwischen gewöhnt hat, so viel steht fest.«

»Also ist das Verhältnis zwischen den beiden eher so etwas wie ein Firmenzusammenschluss als eine Ehe«, merkte O'Dell an.

»Über seine Gefühle kann ich nichts sagen. Wer zum Teufel weiß schon, was sein Gegenüber wirklich empfindet«, stellte Berger gleichmütig fest. »Während unseres Gesprächs wirkte er erschüttert. Er behauptet, er sei in Panik geraten, als sie an Thanksgiving nicht am Flugplatz erschienen sei, und habe die Polizei verständigt, die sich wiederum mit mir in Verbindung gesetzt hat. Bobby behauptet, er habe befürchtet, seine Frau könnte das Opfer eines Gewaltverbrechens geworden sein, denn sie habe in der Vergangenheit Schwierigkeiten mit einem Mann gehabt, der ihr nachstellte. Also ist er nach New York geflogen und hat uns durchs Haus geführt. Bei dieser Gelegenheit haben wir Hannahs Zahnbürste mitgenommen, um nötigenfalls ihre DNA testen zu können. Das heißt, falls irgendwo eine Leiche gefunden wird.«

»Die Fotoalben.« Benton grübelte immer noch über Lucy und ihre Heimlichtuerei nach. »Welchen Grund hatte er, sie dir zu zeigen?«

»Ich habe mich erkundigt, ob er möglicherweise einen von Hannahs Klienten in Verdacht hat. Angeblich hat er die meisten Klienten ihres verstorbenen Vaters, also von Rupe Starr, nicht gekannt und schlug deshalb vor, dass wir ...«

»Wer ist *wir*?«

»Marino war dabei. Bobby schlug also vor, wir sollten uns doch die Fotoalben anschauen, denn Rupe habe die Angewohnheit gehabt, neue Kunden in seiner Villa zu bewirten. Eher ein Ritterschlag als eine Einladung. Wer absagte, wurde als Kunde abgelehnt. Er wollte eine Beziehung zu seinen Klienten aufbauen, und offenbar ist ihm das auch geglückt.«

»Du hast Lucys Foto von 1996 gesehen«, sagte Benton, der sich kaum auszumalen wagte, was in Berger vorging. »Marino auch?«

»Ich habe sie auf dem Foto erkannt. Marino war nicht in der Bibliothek, als ich darauf gestoßen bin. Er weiß also nichts davon.«

»Hast du Bobby danach gefragt?« Benton wollte nicht nachbohren, warum sie Marino diese Information vorenthalten hatte.

Er hatte nämlich den Verdacht, dass er die Antwort bereits kannte. Berger hoffte, dass Lucy endlich offen mit ihr sein würde, damit es ihr erspart blieb, sie zur Rede zu stellen. Aber offenbar wartete sie bis jetzt noch vergeblich.

»Ich habe Bobby das Foto nicht gezeigt und es auch nicht erwähnt«, fuhr Berger fort. »Er konnte ihr damals nicht begegnet

sein, denn Hannah und Bobby sind erst seit knapp zwei Jahren zusammen.«

»Das bedeutet nicht, dass er nicht über Lucy im Bilde ist«, wandte Benton ein. »Hannah könnte ihm von ihr erzählt haben. Es würde mich wundern, wenn sie es nicht getan hat. Hast du dieses Album selbst vom Regal in der Bibliothek genommen, Jaime? Rupe Starr besaß doch sicher Dutzende davon.«

»Eine ganze Menge«, bestätigte sie. »Bobby hat einen Stapel für mich auf den Tisch gelegt.«

»Besteht die Möglichkeit, dass du das Foto von Lucy finden solltest?« Benton bekam ein merkwürdiges Gefühl. Offenbar versuchte sein Bauch, ihm eine Botschaft zu übermitteln.

»Er hat die Alben auf dem Tisch gestapelt und die Bibliothek verlassen«, erwiderte Berger.

Ein Spiel. Und ein grausames obendrein, falls Bobby es mit Absicht getan hatte. Wenn er über Bergers Privatleben informiert war, war ihm sicher klar gewesen, wie sehr es sie erschüttern würde, dass ihre Lebenspartnerin und forensische Computerexpertin Gast in Starrs Villa gewesen war – dass sie mit diesen Leuten verkehrt und es ihr verschwiegen hatte.

»Verzeihen Sie mir die Frage«, wandte sich Lanier an Berger. »Warum lassen Sie Lucy die forensischen Computerermittlungen in diesem Fall durchführen, obwohl sie in Kontakt mit dem mutmaßlichen Opfer, ja, eigentlich mit der gesamten Familie Starr stand?«

Im ersten Moment blieb Berger stumm. »Ich wollte, dass sie es mir selbst erklärt«, antwortete sie dann.

»Und wie lautete die Erklärung?«, hakte Lanier nach. »Ich kenne sie noch nicht.«

»Gut, meinetwegen, aber es könnte später zu Problemen führen«, merkte Stockman an. »Zum Beispiel vor Gericht.«

»Meiner Ansicht nach stellt es schon jetzt ein Problem dar.« Bergers Miene war finster. »Und zwar ein viel größeres, als ich in Worte fassen kann.«

»Wo ist Bobby jetzt?« Laniers Tonfall war sanfter geworden. »Offenbar wieder in der Stadt«, sagte Berger. »Er schickt Hannah jeden Tag E-Mails.«

»Das ist ja pervers«, meinte O'Dell.

»Mag sein, jedenfalls tut er es. Das wissen wir deshalb, weil wir uns natürlich Zugang zu ihrem E-Mail-Account verschafft

haben. Er hat ihr gestern spätnachts eine Mail geschrieben, in der stand, er habe von neuen Entwicklungen in dem Fall gehört und werde heute in aller Frühe nach New York zurückkehren. Wahrscheinlich ist er inzwischen schon hier.«

»Wenn der Typ kein Vollidiot ist, kann er sich doch bestimmt denken, dass jemand ihre E-Mails überprüft. Deshalb habe ich den Eindruck, dass er uns damit an der Nase herumführen will«, wandte O'Dell ein.

»Das war auch mein erster Verdacht«, erwiderte Lanier. *Spiele!*, schoss es Benton durch den Kopf. Das beklommene Gefühl wurde stärker.

»Keine Ahnung, was in ihm vorgeht. Jedenfalls scheint er zu hoffen, dass Hannah lebt, sich irgendwo versteckt und seine E-Mails liest«, verkündete Berger. »Ich nehme an, er hat die Meldung gestern

Abend im *Crispin Report* mitbekommen, Haare von Hannah seien angeblich in einem Taxi gefunden worden. Kann sein, dass er deshalb wieder in der Stadt ist.«

»Jedenfalls klang es wie eine Todesnachricht. Verdammte Reporter!«, schimpfte Stockman. »Für ihre Einschaltquote tun sie alles, und es interessiert sie einen Dreck, ob sie jemandem damit das Leben ruinieren. Wie zum Beispiel die Sache mit der Bemerkung über das FBI und darüber, dass das Erstellen von Täterprofilen veraltet ist.«

Stockman spielte auf Scarpetta, den CNN-Ticker und die Kommentare an, die letzte Nacht im Internet kursiert waren.

»Ich glaube, sie wurde falsch zitiert«, entgegnete Benton knapp. »Sicher wollte sie damit ausdrücken, dass die gute alte Zeit vorbei ist und außerdem niemals wirklich gut war.«

Die Grannenhaare waren lang und grob mit vier weißen und schwarzen Streifen auf einem spitz zulaufenden Schaft.

»Wenn es Sie interessiert, von welchem Tier sie stammen, können Sie eine DNA-Analyse durchführen lassen«, hallte Geffners Stimme aus der Gegensprechanlage. »Ich kenne ein Labor namens Mitotyping Technologies in Pennsylvania, das auf die Bestimmung von Tierarten spezialisiert ist. Allerdings sehe ich schon mit bloßem Auge, womit wir es zu tun haben. Einem klassischen Wolf, und zwar einer Unterart des grauen Wolfs, die in den Great Plains vorkommt.«

»Also kein Hund, gut, wenn Sie es sagen. Ich muss zugeben, dass ich eher an einen

Schäferhund gedacht habe«, erwiderte Scarpetta. Sie saß an einem Computer und betrachtete die Bilder, die Geffner ihr schickte.

Am anderen Ende des Labors waren Lucy und Marino noch immer mit den MacBooks beschäftigt. Scarpetta konnte von ihrem Platz aus sehen, wie sich die Daten rasch in Graphiken und Karten verwandelten.

»Solche Grannenhaare findet man nicht beim Schäferhund«, beteuerte Geffner.

»Und was ist mit den feineren grauen Haaren?«, wollte Scarpetta wissen.

»Das ist die Unterwolle, die sich mit den Grannenhaaren mischt. Die Voodoo-Puppe an der Karte war übrigens mit beiden Sorten von Haaren und außerdem mit Dreck ausgestopft. Ein bisschen Kot, trockenes Laub und so weiter. Ein Zeichen dafür, dass die Haare nicht bearbeitet

wurden, sondern aus der natürlichen Umgebung des Wolfs stammen. Möglicherweise seinem Bau. Natürlich habe ich mir noch nicht alle abgegebenen Haarproben anschauen können. Doch ich tippe auf Wolf. Grannenhaare und Unterwolle.

»Wo kriegt man so etwas her?«

»Ich habe ein wenig recherchiert und bin auf ein paar mögliche Quellen gestoßen«, antwortete Geffner. »Nationalparks, Wolfsreservate, Zoos. Außerdem kann man Wolfshaare auch in einem bekannten Laden für Esoterikbedarf in Salem, Massachusetts, kaufen, der Hex heißt.«

»In der Essex Street in der Altstadt«, ergänzte Scarpetta. »Ich war schon dort. Viele Duftöle und Kerzen. Keine schwarze Magie oder andere Widerwärtigkeiten.«

»Eine Sache muss nicht an sich widerwärtig sein, um für böse Zwecke

missbraucht zu werden«, entgegnete Geffner. »Im Hex gibt es Amulette, Tränke und Wolfshaare in kleinen goldfarbenen Seidenbeuteln. Angeblich schützen sie vor Unglück und haben heilende Kräfte. Da ich bezweifle, dass sie bearbeitet wurden, stammen die Wolfshaare in der Puppe vielleicht aus einem Esoterikladen. «

Lucy warf Scarpetta quer durch den Raum einen Blick zu. Offenbar hatte sie etwas entdeckt, das sie ihr gern zeigen wollte.

»Wölfe verfügen über zwei Fellschichten«, erklärte Geffner. »Die weiche Unterwolle füllt das Haarkleid auf und wärmt. Die äußeren groben Grannenhaare wirken wasserabweisend und haben die Farbe, die Sie auf dem Foto sehen können, das ich Ihnen gerade geschickt habe. Man unterscheidet die Wolfsarten nach der Farbe. Der Great-Plains-Wolf ist in dieser Gegend

nicht heimisch und kommt hauptsächlich im Mittleren Westen vor. In Kriminalfällen hat man es nur selten mit Wolfshaaren zu tun. Zumindest in New York.«

»Ich glaube, mir sind noch nie welche begegnet«, erwiderte Scarpetta. »Weder hier noch anderswo.«

Lucy und Marino, beide in Schutzkleidung, standen da und steckten die Köpfe zusammen. Scarpetta konnte nicht verstehen, was sie sagten. Es musste um etwas Wichtiges gehen.

»Ich hatte schon ein paarmal das Vergnügen.« Geffners Tenorstimme klang locker und entspannt. Nach all den Jahren, die er nun schon Verbrecher mit dem Mikroskop jagte, konnte ihn nichts mehr aus der Ruhe bringen. »Bei manchen Leuten herrscht zu Hause eine unglaubliche Schlamperei. Haben Sie sich schon einmal eine

Staubflocke unter dem Mikroskop angesehen? Das ist interessanter als Astronomie, ein ganzes Universum aus Informationen, die einem verraten, wer in der Wohnung aus und ein gegangen ist. Alle möglichen Haare von Mensch und Tier.«

Marino und Lucy betrachteten die Tabellen, die über den Bildschirm des MacBooks liefen.

»Verdammt!«, rief Marino und richtete seinen Blick auf Scarpetta. »Doc? Das musst du dir anschauen.«

Währenddessen sprach Geffner weiter. »Es gibt Leute, die Wölfe oder Mischlinge aus Wolf und Hund züchten. Aber reines, unbehandeltes Wolfshaar in einer Voodoo-Puppe? Ich wette, das hat eher mit dem rituellen Motiv dieser Bombe zu tun. Meine sämtlichen Ergebnisse weisen darauf hin, dass es sich um einen Fall von schwarzer

Magie handelt, obwohl die Symbolik ziemlich widersprüchlich ist. Wölfe sind keine böartigen Tiere. Doch der Rest der Konstruktion, also der Sprengstoff, die Knallkörper, hätten Sie oder jemand anderen verletzen und schwere Schäden anrichten können.«

»Ich kenne Ihre Ergebnisse nicht.« Bis jetzt wusste Scarpetta nur, dass Haare, die laut Marino von einem Hund, aber, wie sie nun herausgefunden hatte, von einem Wolf stammten, aus den Bruchstücken der Bombe sichergestellt worden waren.

Am anderen Ende des Labors erschien eine Landkarte nach der anderen auf dem Bildschirm des Laptops. Stadtpläne, Luftaufnahmen und topographische Karten.

»Vorläufig habe ich noch nicht mehr vorzuweisen«, fuhr Geffner fort. »Aber der

Gestank verschlägt einem den Atem. Nach Teer und irgendwie nach Scheiße, wenn Sie mir die Ausdrucksweise verzeihen. Haben Sie schon einmal von Asant gehört?«

»Ich koche nicht indisch, doch ich weiß, was Sie meinen. Ein Kraut, das für seinen abstoßenden Geruch berüchtigt ist.«

Währenddessen kam Marino raschelnd näher. »Sie hat das Ding die ganze Zeit getragen«, sagte er zu Scarpetta.

»Welches Ding?«, gab Scarpetta zurück.

»Die Uhr und einen Sensor.« Der Teil seines Gesichts, der zwischen Maske und Haube zu sehen war, war gerötet. Er schwitzte.

»Verzeihung«, wandte sich Scarpetta an Geffner. »Entschuldigen Sie, aber ich tue hier zwei Dinge gleichzeitig. Was war das noch mal mit dem Teufel?«

»Das Zeug wird nicht ohne Grund auch Teufelsdreck genannt«, sagte Geffner. »Und vielleicht interessiert es Sie, dass der Geruch angeblich Wölfe anzieht.«

Überschuhe aus Papier scharrtten auf dem Boden, als Lucy über die weißen Kacheln zu einem Computer ging, einige Verbindungen überprüfte und einen großen Flachbildschirm vom Gerät trennte. Dann wiederholte sie die Prozedur bei einem zweiten Bildschirm.

»Jemand hat sich ziemlich viel Mühe gemacht, Asant zu zerkleinern und es mit etwas zu mischen, das wie Asphalt aussieht. Anschließend hat er ein klares Öl wie Traubenkernöl oder Leinöl darübergelassen.«

Lucy brachte die Videoaufnahmen zu Scarpetta hinüber und legte sie auf ihren Schreibtisch. Anschließend verband sie die

Monitore mit einem Hub, sodass die Bildschirme wieder aufleuchteten. Langsam bewegten sich Bilder die Monitore hinunter, erst verschwommen, später klar und deutlich. Lucy kehrte zu ihren MacBooks zurück und unterhielt sich weiter mit Marino. Scarpetta schnappte die Wörter *verdammt langsam* und *falsch bestellt* auf. Offenbar war Lucy verärgert.

»Ich führe jetzt eine Untersuchung mit dem Gaschromatograph-Massenspektrometer und dem FITR-Spektromettermikroskop durch. Klappt es mit dem Mikroskop?«, fragte Geffner.

Graphiken, Karten und andere Aufnahmen liefen über den Bildschirm. Außerdem Daten, die Körperfunktionen, Uhrzeiten, Mobilität und Kontakt mit Tageslicht anzeigten. Scarpetta ließ den Blick über die aus dem BioGraph gewonnenen

Informationen schweifen und betrachtete anschließend die Datei, die sie gerade auf dem Computermonitor vor sich geöffnet hatte. Es handelte sich um Ansichten durch die Linse eines Mikroskops – gekräuselte silbrige Bänder, bedeckt mit einer dünnen Rostschicht, und Stückchen, die wie Geschosssplitter aussahen.

»Eindeutig Eisenspäne«, stellte Geffner fest. »Man konnte sie mit bloßem Auge erkennen, und außerdem sind sie magnetisch. Vermischt damit habe ich noch stumpfgraue Partikel entdeckt, die ebenfalls schwer und in einem mit Wasser gefüllten Teströhrchen auf den Grund gesunken sind. Vermutlich Blei.«

Die Messdaten von Toni Dariens Körperfunktionen, Wetterverhältnissen, Datum und Uhrzeit waren alle fünfzehn Sekunden aktualisiert worden. Um vierzehn Uhr zwölf

am vergangenen Dienstag, also am 16. Dezember, hatte die Temperatur etwa zwanzig Grad Celsius plus betragen. Die Lichtintensität des weißen Lichts in ihrer Umgebung belief sich auf fünfhundert Lux, typisch für künstliche Beleuchtung in Innenräumen. Der Sauerstoffgehalt ihres Bluts wurde mit neunundneunzig Prozent angegeben, ihre Herzfrequenz mit vierundsechzig Schlägen in der Minute. Sie hatte eine Geschwindigkeit von fünf Schritten pro Minute vorgelegt. Aufenthaltsort war ihre Wohnung in der Second Avenue. Also war sie zu Hause und wach gewesen und auf und ab gegangen. Vorausgesetzt, sie hatte den BioGraph selbst getragen, was Scarpetta annahm.

Unterdessen fuhr Geffner mit seinen Erläuterungen fort. »Ich werde das Ergebnis noch einmal mit Hilfe von

fluoreszierender Röntgenspektroskopie überprüfen. Unverkennbar Quarzfragmente, weshalb ich auf zermahlenen Asphalt tippe. Ich habe eine erhitzte Wolframnadel an einige der dunkelbraunen und schwarzen klebrigen, zähen, teils flüssigen, teils festen Klümpchen gehalten, um festzustellen, ob sie schmelzen. Es hat geklappt. Außerdem verbreiten sie den unverwechselbaren Geruch nach Asphalt und Petroleum.«

Genau das hatte Scarpetta auch gerochen, als sie das Paket von FedEx mit nach oben genommen hatte. Asant und Asphalt. Sie beobachtete, wie die Graphiken und Karten langsam vorbeiglitten, und vollzog Toni Dariens Weg nach, der sie in den Tod geführt hatte. Am 16. Dezember um vierzehn Uhr fünfzehn war ihre Schrittesgeschwindigkeit schneller geworden, und

die Temperatur war auf fünf Grad gefallen. Luftfeuchtigkeit fünfundachtzig Prozent, Lichtstärke achthundert Lux, Nordostwind. Sie befand sich im Freien. Das Wetter war kühl und bewölkt, der Sauerstoffgehalt ihres Blutes stieg auf neunundneunzig Prozent, während ihre Herzfrequenz von fünfundsechzig auf siebenundsechzig, dann auf siebzig und fünfundachtzig Schläge stieg und von Minute zu Minute zunahm. Sie bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von dreiunddreißig Schritten pro fünfzehn Sekunden auf der East Eighty-sixth Street in westlicher Richtung. Toni hatte gejoggt.

»Ich sehe hier etwas, das gemahlener Pfeffer sein könnte«, fuhr Geffner fort. »Die optischen Merkmale und die Oberflächenstruktur sind typisch für schwarzen, weißen und roten Pfeffer. Ich werde das mit einer Gaschromatograph-Massenspektrometer-

Analyse bestätigen. Asant, Eisen, Blei, Pfeffer, Asphalt. Bestandteile eines Tranks, um Sie zu verhexen.«

»Marino bezeichnet es als Stinkbombe.« Scarpetta sprach mit Geffner, während sie Toni Darien auf der East Eighty-sixth Street weiter nach Westen folgte.

In der Park Avenue war sie nach Süden abgebogen. Sauerstoffgehalt im Blut neunundneunzig Prozent, Herzfrequenz dreiundzwanzig Schläge pro Minute.

»Rituale der schwarzen Magie, obwohl ich keine Hinweise auf irgendeine bestimmte Sekte oder Glaubensrichtung feststellen kann«, meinte Geffner. »Weder Palo Mayombe noch Santeria oder sonst etwas, was mich an die Riten oder Zauberkunststücke dieser Leute erinnern würde. Ich weiß nur, dass dieser Trank auf keinen Fall als Glücksbringer gedacht war, was mich

wieder zu meinem Einwand von vorhin zurückführt. Wölfe üben angeblich einen positiven Einfluss aus, besitzen die Macht, Frieden und Harmonie zu schaffen, haben heilende Kräfte und sorgen für Glück bei der Jagd.«

Vier Minuten und dreißig Sekunden nach fünfzehn Uhr hatte Toni die Sixty-third Street passiert und rannte noch immer auf der Park Avenue nach Süden. Die Stärke des Tageslichts betrug weniger als siebenhundert Lux, die Luftfeuchtigkeit einhundert Prozent. Der Himmel hatte sich weiter zugezogen, und es regnete. Der Sauerstoffgehalt ihres Blutes war unverändert, ihr Herz schlug inzwischen einhundertvierzigmal pro Minute. Laut Grace Darien war Toni nicht gern bei schlechtem Wetter zum Joggen gegangen. Und dennoch lief sie bei Kälte und Regen draußen herum.

Weshalb? Scarpetta studierte weiter die Daten, während Geffner mit seinen Erklärungen fortfuhr.

»Die einzige Verbindung zur Zauberei, die ich entdecken konnte, liegt in dem Wort für ›Wolf‹ in der Sprache der Navajos: *maicoh*, was auch Hexe bedeutet. Ein Mensch kann sich in einen Gegenstand oder eine andere Person verwandeln, indem er sich ein Wolfsfell überzieht. Dem Mythos zufolge verändern Hexen und Werwölfe ihre Gestalt, um unbemerkt umherzuschleichen zu können. Die Pawnees haben Wolfsfelle benutzt, um ihre Wertgegenstände zu schützen und verschiedene magische Zeremonien durchzuführen. Das habe ich alles recherchiert, während hier die Analysegeräte liefen. Nicht dass Sie mich jetzt für einen Fachmann in Sachen

Hexen, Scharlatanerie und Aberglauben halten.«

»Der springende Punkt ist, ob das Paket von demselben Absender stammt, der uns die singende Weihnachtskarte geschickt hat.« Scarpetta dachte an Bentons ehemalige Patientin Dodie Hodge und las dabei die vorbeigleitenden Daten.

Sauerstoffgehalt im Blut unverändert, doch Tonis Herzfrequenz sank. Anscheinend hatte sie an der Ecke Park Avenue und East Fifty-eighth Street zu laufen aufgehört. Die Herzfrequenz verringerte sich von hundertzweiunddreißig auf hunderteinunddreißig und hundertdreißig und verlangsamte sich weiter. Sie ging im Regen die Park Avenue entlang. Inzwischen war es fünfzehn Uhr elf.

»Ich finde, die Frage sollte eher lauten, was der Urheber Ihrer Stinkbombe mit dem

Mord an Toni Darien zu tun hat«, erwiderte Geffner.

»Könnten Sie das bitte wiederholen?«, forderte Scarpetta ihn auf und betrachtete eine GPS-Aufnahme, die Toni Dariens BioGraph am letzten Dienstag um fünfzehn Uhr vierzehn gemacht hatte. Auf einer topographischen Karte wies ein roter Pfeil auf eine Adresse in der Park Avenue.

Hannah Starrs Villa.

»Was sagten Sie gerade über Toni Darien?«, fragte Scarpetta. Unterdessen musterte sie weitere GPS-Aufnahmen. Im ersten Moment hatte sie den Verdacht, dass sie sie falsch gedeutet hatte. Aber sie lag richtig.

Toni Darien war bis zur Villa der Starrs gejoggt. Deshalb war sie bei schlechtem Wetter unterwegs gewesen. Sie hatte eine Verabredung.

»Noch mehr Wolfshaare«, antwortete Geffner. »Bruchstücke von Grannenhaaren.«

Sauerstoffgehalt im Blut neunundneunzig Prozent. Herzfrequenz dreiundachtzig und fallend. Eine GPS-Aufnahme nach der anderen erschien, während die Minuten verstrichen und Tonis Herzfrequenz wieder in Richtung Ruhepuls sank. Das Rascheln von Überschuhen auf Fliesen. Marino und Lucy kamen auf Scarpetta zu.

»Siehst du, wo sie ist?« Lucys Augen funkelten hinter der Schutzbrille. Sie wollte sich vergewissern, dass Scarpetta die GPS-Daten richtig interpretierte.

»Ich bin noch längst nicht mit der Analyse der Beweisstücke fertig, die Sie mir im Fall Darien übergeben haben«, hallte Geffners Stimme durch das Ausbildungslabor. »Allerdings sind bei den Proben, die ich

gestern von Ihnen erhalten habe, Fragmente von Wolfshaaren, und zwar Grannenhaaren, dabei. Sie sind mikroskopisch klein und ähneln denen, die in der Voodoo-Puppe steckten. Schwarzweiß und derb. Da es sich nur um Bruchstücke handelt, konnte ich sie nicht eindeutig als Wolfshaare identifizieren, es ist jedoch ziemlich wahrscheinlich. Hund käme auch in Frage. Aber nachdem ich Ihre Bombe untersucht habe, bin ich eigentlich sicher. Ich würde jede Wette darauf eingehen.«

Marino runzelte die Stirn. »Soll das heißen, dass wir es nicht mit Hundehaaren zu tun haben?«, erkundigte er sich aufgeregt. »Sondern mit Wolfshaaren, und zwar sowohl bei Toni Darien als auch bei der Bombe?«

»Marino?« Geffner schien verwirrt.  
»Sind Sie das?«

»Wer sonst. Ich bin mit Doc Scarpetta im Labor. Wovon zum Teufel reden Sie? Haben Sie auch bestimmt nichts verwechselt?«

»Das will ich mal nicht gehört haben. Was halten Sie davon, wenn wir uns an das DNA-Labor wenden, das ich vorhin erwähnt habe, Dr. Scarpetta?«

»Einverstanden«, entgegnete sie. »Wir müssen herausfinden, um welche Art Wolf es sich handelt, und uns vergewissern, dass die Haare in beiden Fällen von einem Great-Plains-Wolf stammen.«

Während sie seinen Ausführungen lauschte, verfolgte sie weiter die Daten. Temperatur vier Grad, Luftfeuchtigkeit neunundneunzig Prozent, Herzfrequenz siebenundsiebzig. Zwei Minuten und fünfzehn Sekunden später, also um fünfzehn Uhr siebzehn, betrug die Temperatur

neunzehn Grad, die Luftfeuchtigkeit dreißig Prozent. Toni Darien hatte Hannah Starrs Haus betreten.

Detective Bonnell parkte vor einer Villa aus Kalkstein, die Berger an Newport, Rhode Island, erinnerte. Das Gebäude war ein gewaltiges Denkmal einer Ära, als man in Amerika mit Kohle, Baumwolle, Silber und Stahl noch riesige Vermögen hatte verdienen können – Rohstoffe, die heutzutage kaum mehr eine Rolle spielten.

»Ich kapiert das nicht.« Bonnell musterte die Kalksteinfassade des Wohnhauses, das fast einen ganzen Häuserblock, nur einen Katzensprung vom Central Park entfernt, einnahm. »Achtzig Millionen Dollar? Wer zum Teufel hat so viel Geld?« Eine Mischung aus Ehrfurcht und Widerwillen zeigte sich auf ihrem Gesicht.

»Bobby jedenfalls nicht mehr«, sagte Berger. »Zumindest nicht, soweit wir wissen. Vermutlich wird er die Bude verkaufen müssen, was ziemlich schwierig werden dürfte, wenn er nicht irgendeinen Scheich aus Abu-Dhabi auftreibt.«

»Eine andere Möglichkeit wäre, dass Hannah wieder auftaucht.«

»Das würde nichts daran ändern, dass das Familienvermögen verschwunden ist«, entgegnete Berger.

»Mein Gott.« Bonnell betrachtete die Villa, die Autos und die Passanten, die an ihnen vorbeigingen. Eigentlich sah sie überallhin, nur nicht in Bergers Richtung. »Dieses Haus vermittelt mir das Gefühl, dass manche Leute auf einem anderen Planeten leben. Wenn ich da an meine Wohnung in Queens denke. Allein die Vorstellung, eine Wohnung zu haben, wo man

nicht rund um die Uhr irgendwelche Idioten herumbrüllen, Autos hupen und Sirenen heulen hört. Letzte Woche hatte ich sogar eine Ratte. Sie ist quer durchs Bad gelaufen und hinter der Toilette verschwunden. Jetzt denke ich nur noch an dieses Vieh, wenn ich das Bad betrete. Verstehen Sie, was ich meine? Ob es wirklich stimmt, dass sie aus der Kanalisation kommen?«

Berger öffnete ihren Sicherheitsgurt und versuchte noch einmal, Marino mit dem BlackBerry zu erreichen. Er und Lucy meldeten sich nicht. Falls sie sich noch im DNA-Gebäude befanden, hatten sie entweder keinen Empfang oder, je nachdem in welchem Labor oder Büro sie sich aufhielten, ihre Mobiltelefone abgeben müssen. Das biowissenschaftliche forensische Institut der Gerichtsmedizin war vermutlich das größte und am besten

ausgestattete auf der ganzen Welt. Marino und Lucy konnten überall im Gebäude sein, und Berger hatte keine Lust, die Telefonzentrale anzurufen, um sie aufzuspüren.

»Ich werde gleich mit der Vernehmung in der Park Avenue beginnen«, sprach sie Marino auf die Mailbox. »Deshalb kann ich wahrscheinlich nicht rangehen, wenn du mich zurückrufst. Ich bin gespannt, was ihr im Labor rausgekliegt habt.«

Ihre Stimme klang kühl, ihr Tonfall war abweisend und unfreundlich. Sie ärgerte sich über Marino und wusste nicht, was sie für Lucy empfand – Trauer oder Wut, Liebe oder Hass, und vielleicht war da noch etwas, das sich ein wenig wie ein langsamer Tod anfühlte. Zumindest stellte sich Berger das Sterben so vor. Sie malte sich aus, dass es ganz ähnlich sein musste, über den Rand einer Klippe zu stürzen und sich

festzuklammern, bis einen die Kräfte verließen. Auf dem Weg in den Abgrund fragte man sich dann, wen die Schuld traf. Berger fand, dass Lucy und sie selbst beide die Verantwortung für die derzeitige Lage trugen, da sie die Wirklichkeit verdrängt und die Augen davor verschlossen hatten. Vermutlich erging es Bobby genauso. Sonst hätte er Hannah nicht jeden Tag E-Mails geschickt.

Seit drei Wochen kannte Berger nun schon die Fotos, entstanden 1996 in ebendieser Villa, die sie und Bonnell gleich betreten würden. Ihre Reaktion hatte aus einer Vermeidungsstrategie bestanden. Sie hatte sich zurückgezogen, um der Situation, mit der sie nicht umgehen konnte, zu entfliehen. Wenn sich jemand mit Halbwahrheiten und Ablenkungsmanövern auskannte, dann war es Berger. Schließlich verhörte sie tagtäglich Menschen, die logen wie

gedruckt oder ein verzerrtes Bild von der Realität hatten. Allerdings hatte das nichts geändert. Ein Wissensvorsprung schützte nicht vor Leid und auch nicht davor, alles zu verlieren. Dennoch war sie bis heute Morgen unverdrossen weitergeflüchtet. Bis Bonnell sie in der Außenstelle des FBI auffindig gemacht und ihr Informationen gegeben hatte, die ihrer Ansicht nach für die Staatsanwältin wichtig waren.

»Ich sage nur eines, bevor wir reingehen«, meinte Berger. »Ich bin weder schwach noch ein Feigling. Jahre alte Fotos zu sehen ist eine Sache. Doch was Sie mir erzählt haben, taucht die Sache in ein völlig anderes Licht. Ich hatte Grund zu der Annahme, dass Lucy Rupe Starr bereits zu Collegezeiten kannte. Aber dass sie vor nur sechs Monaten finanzielle Transaktionen mit Hannah durchgeführt hat, wusste ich

nicht. Nun haben sich die Umstände geändert, und wir werden dementsprechend handeln. Ich möchte, dass Sie alles unmittelbar mithören, weil Sie mich nicht persönlich kennen. Es ist kein guter Anfang.«

»Ich wollte nicht anmaßend sein.« Das hatte Bonnell schon mehrfach beteuert. »Aber das, was Lucy in Warner Agees Hotelzimmer und in seinem Computer gefunden hat, hängt auch mit meinem Fall zusammen. Immerhin hat er sich als einer meiner Zeugen, Harvey Fahley, ausgegeben. Außerdem steht noch nicht fest, wie sich die Sache weiterentwickeln wird. Inzwischen sind eine ganze Menge Leute darin verwickelt, und es gibt Hinweis auf Zusammenhänge mit dem organisierten Verbrechen. Und da wäre auch noch dieser Franzose mit der Erbkrankheit, den Sie erwähnt haben.«

»Sie brauchen sich nicht ständig zu rechtfertigen.«

»Ich hatte wirklich nicht vor, meine Nase in Dinge zu stecken, die mich nichts angehen, oder meine Machtposition als Polizistin zu missbrauchen. Wenn ich nicht ernsthaft an Lucys Glaubwürdigkeit gezweifelt hätte, hätte ich mich nicht beim RTCC erkundigt. Doch ich musste mir Gewissheit verschaffen. Leider sind mir mittlerweile einige Dinge über sie zu Ohren gekommen. Sie war früher bei einer paramilitärischen Einheit, richtig? Außerdem ist sie beim FBI und bei der ATF rausgeflogen. Dass sie Sie im Fall Hannah Starr unterstützt, war bis jetzt nicht meine Angelegenheit. Mit Betonung auf ›bis jetzt‹, denn ich leite die Ermittlungen im Fall Toni Darien.«

»Dafür habe ich Verständnis«, antwortete Berger. Sie meinte es ernst.

»Ich wollte mich nur vergewissern«, erwiderte Bonnell. »Schließlich sind Sie die Staatsanwältin und die Leiterin der Abteilung Sexualverbrechen. Ich bin erst seit einem Jahr bei der Mordkommission, und wir haben noch nie zusammengearbeitet. Ich finde den Anfang auch nicht gelungen. Allerdings bin ich nicht bereit, einer Zeugin alles abzukaufen, ohne sie eingehend zu befragen, nur weil Sie sie privat kennen und weil sie eine Freundin von Ihnen ist. Lucy ist meine Zeugin. Also wollte ich ein paar Dinge abklären.«

»Sie ist nicht nur eine Freundin.«

»Wenn Tonis oder Hannahs Fall vor Gericht kommt, muss sie in den Zeugenstand.«

»Sie ist nicht nur eine Freundin. Sie und ich wissen genau, was sie mir bedeutet«, entgegnete Berger hitzig. »Bestimmt ist

mein Bild auf der verdammt Datenwand im RTCC erschienen, wo die ganze Welt es sehen konnte. Sie ist mehr als eine Freundin. So naiv können Sie gar nicht sein.«

»Um Ihre Persönlichkeitsrechte zu schützen, haben die Analysten Lucys Daten nicht an die Wand projiziert. Auch nichts, was mit Ihnen zusammenhängt. Wir haben uns die Daten und die Links, auf die wir gestoßen sind, nur auf einem Computerbildschirm angeschaut. Mir ist es egal, was die Menschen innerhalb ihrer vier Wände treiben, solange es nichts Ungesetzliches ist. Ich hätte auch nie damit gerechnet, dass man im RTCC so viele Informationen über Bay Bridge Finance finden würde. Die Daten stellen eine direkte Verbindung zwischen Lucy und Hannah her, was nicht heißen muss, dass Lucy an dem Betrug beteiligt war.«

»Das werden wir schon noch rauskriegen«, sagte Berger.

»Falls er es uns verrät oder überhaupt darüber im Bilde ist.« Bonnell sprach von Bobby. »Es besteht die Möglichkeit, dass er schweigt, und zwar aus denselben Gründen wie Lucy. Einige dieser schwerreichen Leute tappern völlig im Dunkeln, da sie das Anlegen und Verwalten ihrer Gelder anderen überlassen. Genau das ist den Opfern von Bernie Madoff passiert. Sie sind Opfer ihrer Ahnungslosigkeit geworden.«

»Lucy gehört zu den Menschen, die immer den Überblick behalten müssen«, erwiderte Berger. Und außerdem zu denen, die nicht so rasch lockerließen.

Bay Bridge Finance war ein Finanzdienstleister, der sich angeblich auf die Aufsplittung von Portfolios spezialisiert hatte – Holzwirtschaft, Bergbau, Ölförderung und

Immobilien, auch Luxuswohnungen in Strandlage in Südflorida. Ausgehend von dem, was Berger über die Ausmaße des vor nicht allzu langer Zeit aufgedeckten betrügerischen Ponzi-Komplots wusste, nahm sie an, dass Lucy eine Menge Geld verloren hatte. Nun plante sie, Bobby Fuller so viele Informationen wie möglich zu entlocken, und zwar nicht nur, was Hannahs Finanzen anging. Sie interessierte sich auch für ihre Affäre mit Hap Judd, der eindeutig perverse, wenn nicht gar kriminelle Vorlieben hatte. Es war an der Zeit, Bobby auf Hap und noch eine Reihe weiterer Dinge anzusprechen und ihm, was die zahlreichen Zusammenhänge betraf, auf den Zahn zu fühlen. Berger hoffte, dass er ihnen helfen konnte, und er schien bereit dazu zu sein. Als Berger ihn vor einer knappen Stunde am Mobiltelefon erreicht hatte,

hatte er gesagt, er werde sich gern mit ihr und Bonnell treffen, allerdings nicht an einem öffentlichen Ort, sondern wie beim letzten Mal bei ihm zu Hause.

»Also los!«, meinte Berger zu Bonnell. Sie stiegen aus dem Zivilfahrzeug.

Draußen war es kalt und sehr windig. Dunkle Wolken jagten über den Himmel wie immer, wenn eine Front heranzog. Vermutlich war es ein Hochdrucksystem, so dass der Himmel morgen strahlend blau sein würde. »Knallblau«, wie Lucy es nannte, jedoch auch bitterkalt. Sie folgten dem Fußweg, der von der Avenue abging, bis zum gewaltigen Eingang der Villa Starr, über dem eine grünweiße Flagge mit dem Familienwappen wehte: ein sprungbereiter Löwe, ein Helm und das Motto *Vive en espoir* – Lebe in Hoffnung. Berger sah das als

Ironie des Schicksals, denn Hoffnung war das Letzte, was sie gerade empfand.

Sie drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage, auf dem *Starr, Privatwohnung* stand. Die Hände in den Manteltaschen, warteten sie und Bonnell schweigend im Wind. Die Flagge knatterte laut. Sie waren sich beide dessen bewusst, dass sie von Überwachungskameras gefilmt und ihre Worte aufgenommen wurden. Ein Riegel klickte, und die mit kunstvollen Schnitzereien verzierte Tür aus Mahagoni öffnete sich. Durch das schmiedeeiserne Gitter war eine Gestalt in der schwarz-weißen Tracht einer Haushälterin zu sehen.

Nastya – wie Berger annahm – ließ sie ein, ohne sie über die Gegensprechanlage nach ihren Namen zu fragen. Offenbar hatte sie sie auf einem Überwachungsmonitor beobachtet und war darüber im Bilde,

dass sie einen Termin hatten. In den Nachrichten hatte es geheißen, sie sei eine legale Einwanderin. Außerdem kursierten einige Fotos, begleitet von Gerüchten, sie erbringe noch weitere Dienstleistungen für Bobby, außer sein Essen zu kochen und sein Bett zu machen. Die Haushälterin, von der Presse inzwischen »Nasty« – Biest – genannt, war Mitte dreißig und hatte hohe Wangenknochen, eine olivfarbene Haut und auffällig blaue Augen.

»Bitte kommen Sie herein.« Nastya trat beiseite.

Die Vorhalle bestand aus Sandstein und wies offene Torbögen und eine sieben Meter hohe Kassettendecke auf, in deren Mitte ein antiker Kronleuchter aus Amethysten und Rauchglas hing. Auf der einen Seite führte eine geschwungene Treppe mit kunstvoll verziertem

Eisengeländer nach oben. Nastya forderte die Besucherinnen auf, ihr in die Bibliothek zu folgen. Wie Berger sich erinnerte, befand sich diese im zweiten Stock im hinteren Teil des Hauses und war ein riesiger, fensterloser Raum. Er beherbergte die einer Universität oder eines Palasts würdige Sammlung antiker Bücher, die Rupe Starr im Laufe eines Lebens zusammengetragen hatte.

»Mr. Fuller ist erst sehr spät zu Bett gegangen und musste früh aufstehen. Außerdem sind wir sehr bestürzt über das, was in den Nachrichten kam.« Nastya blieb auf der Treppe stehen und sah Berger an. »Stimmt es?« Ihre Schritte hallten auf Stein, als sie, den Besucherinnen den Rücken zugewandt, ihren Weg fortsetzte und den Kopf ein Stück zur Seite drehte, um das Gespräch weiterzuführen. »Bei Taxifahrern

hatte ich schon immer ein ungutes Gefühl. Schließlich steigt man zu einem wildfremden Mann ins Auto, der einen überallhin bringen könnte. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Kaffee, Tee, Wasser oder etwas Stärkeres? Getränke sind in der Bibliothek erlaubt, solange Sie Ihr Glas nicht in der Nähe der Bücher abstellen.«

»Nein, danke«, erwiderte Berger.

Im zweiten Stock folgten sie einem langen Flur, dessen Boden mit einem antiken Seidenläufer in verschiedenen tiefen Rot- und Rosatönen bedeckt war. Sie kamen an geschlossenen Türen vorbei, die alle in die Bibliothek führten. Es roch muffiger, als Berger es in Erinnerung hatte. Die silbernen Kronleuchter waren mit Glühbirnen bestückt, das Licht war gedämpft, und der Raum wirkte kühl und unbewohnt, als hätte ihn seit Bergers letztem Besuch zu

Thanksgiving niemand mehr betreten. Die in florentinisches Leder gebundenen Fotoalben stapelten sich noch immer auf dem Tisch. Davor stand der Stuhl mit dem bestickten Polster, auf dem sie gesessen hatte, während sie auf einige Fotos von Lucy gestoßen war. Auf einem kleineren Tisch, dessen Beine die Form von Greifen hatten, befand sich ein leeres Kristallglas. Berger wusste noch, dass Bobby seine Nerven mit einem ordentlichen Schluck Cognac beruhigt und es dann dort abgestellt hatte. Die vertäfelte Standuhr neben dem Kamin war nicht aufgezogen.

»Schildern Sie mir noch einmal Ihre Wohnsituation hier«, begann Berger, nachdem sie und Bonnell auf einem Ledersofa Platz genommen hatten. »In welcher Etage befindet sich Ihre Wohnung?«

»In der dritten, nach hinten hinaus«, antwortete Nastya, der offenbar dieselben Einzelheiten aufgefallen waren wie Berger. Die stehengebliebene Uhr und das schmutzige Glas. »Ich war bis heute nicht mehr in diesem Zimmer. Seit Mr. Fuller verreist ist ...«

»Nach Florida«, sagte Berger.

»Als er mir Ihren Besuch angekündigt hat, bin ich sofort gekommen. Ich habe in einem Hotel übernachtet. Er war so nett, mich in einem unterzubringen, das ganz in der Nähe ist, damit ich hier sein kann, falls ich gebraucht werde, aber nicht allein im Haus schlafen muss. Sie verstehen doch bestimmt, warum ich es hier zurzeit ein wenig unheimlich finde.«

»In welchem Hotel?«, erkundigte sich Berger.

»Im Hotel Elysée. Die Familie mietet schon seit Jahren auswärtige Gäste und Geschäftsfreunde dort ein, die sie nicht im Haus haben will. Es ist nur ein Katzensprung von hier. Nun, die letzten Wochen waren sehr turbulent. Hannahs Verschwinden. Der Medienrummel. Die Übertragungswagen. Man weiß nie, wann sie kommen. Die Frau, die gestern Abend in CNN darüber gesprochen hat, hat alles nur noch schlimmer gemacht. Jeden Abend reitet sie auf diesem Thema herum und verfolgt Mr. Fuller ständig wegen eines Interviewtermins. Manche Leute sind einfach pietätlos. Mr. Fuller hat mir freigegeben. Warum sollte ich auch untätig herumsitzen?«

»Carley Crispin belästigt Bobby Fuller?«, hakte Berger nach.

»Obwohl ich die Frau nicht ausstehen kann, sehe ich mir die Sendung an, um auf dem Laufenden zu sein. Inzwischen weiß ich nicht mehr, was ich glauben soll«, antwortete Nastya. »Was sie gestern gesagt hat, war wirklich schrecklich. Es hat mich so aufgeregt, dass ich weinen musste.«

»Wie genau belästigt sie Mr. Fuller denn?«, fragte Bonnell. »Ich kann mir vorstellen, dass er nicht leicht zu erreichen ist.«

»Ich weiß nur, dass sie schon einmal hier war.« Nastya zog sich einen Lehnssessel heran und setzte sich. »Bei ein oder zwei Partys vor ein paar Jahren. Als sie noch im Weißen Haus arbeitete. Wie nennt man das noch einmal? Als Pressesprecherin. Ich war damals noch nicht hier beschäftigt. Das war vor meiner Zeit. Aber Sie haben ja gewiss von Mr. Starrs berühmten

Abendeinladungen und Partys gehört. Daher stammen auch all die Fotoalben.« Sie wies auf die Alben auf dem Tisch. »In den Regalen stehen noch viel mehr. Sie umfassen über dreißig Jahre. Haben Sie sich alle angesehen?«, fügte sie hinzu, denn an dem Tag von Bergers und Marinos Besuch war sie nicht im Haus gewesen.

Nur Bobby. Berger hatte lediglich einige der Alben, nicht alle, durchgeblättert und damit aufgehört, nachdem sie auf die Fotos aus dem Jahr 1996 gestoßen war.

»Dass Carley Crispin zum Abendessen eingeladen wurde, ist nicht ungewöhnlich«, fuhr Nastya selbstgefällig fort. »Vermutlich war die Hälfte aller Prominenten auf der Welt schon in diesem Haus. Hannah kannte sie sicher auch oder ist ihr zumindest begegnet. Ich finde es schrecklich, wie still es in letzter Zeit geworden ist. Seit Mr.

Starrs Tod, nun, das ist Vergangenheit. Früher gab es hier so viele Feste und Feierlichkeiten mit zahlreichen Gästen. Mr. Fuller lebt eher zurückgezogen und ist die meiste Zeit verreist.«

Es schien die Haushälterin nicht im Gerengsten zu stören, dass sie in einer Bibliothek saß, die sie offenbar seit drei Wochen weder aufgeräumt noch geputzt hatte. Ohne ihre Tracht hätte sie genauso gut die Hausherrin sein können. Außerdem war es interessant, dass sie Hannah Starr beim Vornamen nannte und in der Vergangenheitsform über sie sprach, während Bobby für sie Mr. Fuller war. Bobby kam zu spät. Es war bereits zwanzig nach vier, und noch immer fehlte jede Spur von ihm. Berger überlegte, ob er womöglich nicht zu Hause war und beschlossen hatte, das Treffen ausfallen zu lassen. Es war totenstill im Haus.

Nicht einmal der Verkehrslärm konnte die Mauern durchdringen. Da der Raum keine Fenster hatte, wirkte er wie ein Mausoleum oder ein Tresor, vielleicht um die seltenen Bücher, die Kunstwerke und die Antiquitäten vor Schäden durch Sonnenlicht oder Feuchtigkeit zu bewahren.

»Es ist entsetzlich, dass sie so über Hannah redet«, ereiferte sich Nastya weiter über Carley Crispin. »Jeden Abend geht das so. Wie kann man jemandem, den man kennt, so etwas antun?«

»Wissen Sie vielleicht, wann Carley zuletzt hier war?«, erkundigte sich Berger und nahm ihr Telefon aus der Tasche. »Keine Ahnung.«

»Sie sagten, dass sie Mr. Fuller belästigt«, kam Bonnell wieder auf ihr ursprüngliches Thema zu sprechen. »Ist sie

ihm möglicherweise von Hannah vorgestellt worden?«

»Ich weiß nur, dass sie hier angerufen hat.«

»Woher hat sie die Nummer?«, erkundigte sich Bonnell.

Berger versuchte, Bobby am Mobiltelefon zu erreichen, um herauszufinden, wo er steckte, bekam aber in der Bibliothek keinen Empfang.

»Keinen Schimmer. Ich melde mich nicht mehr am Telefon, weil ich Angst habe, dass es ein Reporter ist. Heutzutage kann man doch alles Mögliche in Erfahrung bringen. Schwer nachzuvollziehen, wie sich jemand die Nummer verschafft hat«, erwiderte Nastya. Dabei wanderte ihr Blick zu einem gewaltigen Gemälde, das ein Segelschiff darstellte. Es sah aus wie ein Bild von Montague Dawson und nahm eine gesamte

mit Mahagoni vertäfelte Wand zwischen zwei bis zur Decke reichenden Bücherregalen ein.

»Warum ist Hannah mit dem Taxi gefahren?«, fragte Bonnell. »Wie ist sie sonst in der Stadt herumgekommen, wenn sie zum Abendessen verabredet war?«

»Mit ihrem eigenen Auto.« Nastya fixierte das Gemälde. »Aber wenn sie vorhatte, etwas zu trinken, hat sie den Wagen zu Hause gelassen. Manchmal hat einer ihrer Freunde sie abgeholt, oder sie hat eine Limousine bestellt. Doch wenn man in New York wohnt, fährt man Taxi, ganz gleich, wer man ist. Hin und wieder hat sie es auch getan, wenn sie spät dran war. Ihre Autos sind fast alle antik und werden im Alltag nicht benutzt. Haben Sie Mr. Starrs Sammlung gesehen? Hat Mr. Fuller sie Ihnen bei Ihrem letzten Besuch gezeigt?«

Das hatte er nicht, aber Berger antwortete nicht darauf. »Die Garage ist im Keller«, fügte Nastya hinzu.

Als Bobby Fuller Berger und Marino durchs Haus geführt hatte, waren sie nicht in der Garage gewesen. Eine Oldtimer-sammlung war ihnen damals nicht wichtig erschienen.

»Manchmal wird eines zugeparkt«, ergänzte Nastya.

»Zugeparkt?«, wiederholte Berger.

»Es war der Bentley, weil Mr. Fuller die Autos umgestellt hatte.« Nastya wandte sie wieder dem Seestück zu. »Er ist sehr stolz auf die Autos und verbringt viel Zeit dort unten.«

»Also konnte Hannah nicht mit dem Bentley zu ihrer Abendverabredung fahren, weil er zugeparkt war«, stellte Berger fest.

»Außerdem war schlechtes Wetter. Die meisten dieser Autos eignen sich nicht mehr für den Straßenverkehr. Der Duesenberg, der Bugatti, der Ferrari.« Sie sprach die Herstellernamen falsch aus.

»Kann es sein, dass ich etwas missverstanden habe?«, hakte Berger nach. »Ich dachte, Bobby wäre am fraglichen Abend nicht zu Hause gewesen.«

Scarpetta saß allein am Computer im Ausbildungslabor. Lucy und Marino waren vor kurzem gegangen, um sich auf die Suche nach Berger und Benton zu machen.

Sie betrachtete weiter die Bilder, die Geffner ihr schickte, beobachtete die beiden anderen Monitore und musterte die aus mehreren Schichten bestehenden Lacksplitter, einer chromgelb, der andere rennwagenrot, und dazu die Daten, die sich immer mehr dem Ende von Toni Dariens Leben näherten.

»Ich habe die Splitter, die Sie aus Toni Dariens Kopfwunde, insbesondere aus ihrem Haar, sichergestellt haben, mit denen verglichen, die Sie sich gerade anschauen«, hallte Geffners Stimme aus der

Freisprechanlage. »Allerdings habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, die Proben auf einen Thermoplast-Objekträger zu legen, weshalb ich Ihnen nur eine grobe, vorläufige Abbildung schicken konnte. Haben Sie die Bilder vor sich?«

»Habe ich.« Scarpetta studierte die Lack-splitter. Gleichzeitig ließ sie die Tabellen, Karten und zahlreichen Graphiken auf sich wirken.

Der BioGraph hatte Tausende von Daten produziert, die Scarpetta jedoch weder anhalten noch zurück- oder vorspulen konnte. Deshalb war sie gezwungen, das Material so zu sichten, wie Lucys Programm es durchsuchte und sortierte, was ihr nicht schnell genug ging. Außerdem war es ziemlich anstrengend für die Augen und reichlich verwirrend. Das Problem lag bei Caligula, da sie nicht über die Betreibersoftware

verfügten, die für den ausdrücklichen Zweck entwickelt worden war, das vom BioGraph gesammelte Datenchaos zu ordnen und in einen logischen Zusammenhang zu stellen.

»Der chromgelbe Splitter setzt sich aus einem Lack auf Ölbasis, Acrylmelamin und Alkydharz zusammen, wie man ihn bei älteren Fahrzeugen findet«, erläuterte Geffner. »Der rote Splitter ist viel neuer. Das erkennt man daran, dass die Pigmente organisch sind und nicht aus anorganischen Schwermetallen bestehen.«

Seit siebenundzwanzig Minuten – also von fünfzehn Uhr sechsundzwanzig bis fünfzehn Uhr dreiundfünfzig am vergangenen Dienstag – folgte Scarpetta Toni Darien nun schon durch Hannah Starrs Haus. Während dieser Zeit hatte die Temperatur in der Villa in der Park Avenue zwischen

neunzehn und einundzwanzig Grad geschwankt, als Toni verschiedene Räumlichkeiten durchquerte. Sie hatte sich langsam vorwärtsbewegt und war immer wieder stehen geblieben. Dabei hatte ihre Herzfrequenz nie siebenundsechzig Schläge pro Minute überschritten, als sei sie ganz entspannt umhergeschlendert und habe mit jemandem geplaudert. Dann fielen die Temperaturen plötzlich. Sie sackten auf achtzehn, sechzehn, fünfzehn Grad und immer weiter ab, während das Gehtempo mit zehn bis zwanzig Schritten alle fünfzehn Sekunden gleich gemächlich blieb. Also hatte sie sich in einem Teil der Starr-Villa aufgehalten, wo es kühler war.

»Offenbar stammen die Lacksplitter nicht von der Mordwaffe«, meinte Scarpetta zu Geffner. »Außer sie war mit Autolack gestrichen.«

»Wir haben es eher mit einer passiven Übertragung zu tun«, erwiderte Geffner. »Entweder von dem Gegenstand, mit dem sie geschlagen wurde, oder von dem Fahrzeug, mit dem die Leiche möglicherweise transportiert worden ist.«

Vierzehn Grad, dreizehn Grad, zwölf Grad. Es wurde kälter und kälter, als Toni weiterging. Drei Schritte, siebzehn Schritte, Stillstand. Ein Schritt, vier Schritte. Alle fünfzehn Sekunden. Temperatur elf Grad. Es war kühl. An der Art der Fortbewegung änderte sich nichts. Sie ging und blieb stehen. Vielleicht sprach sie mit jemandem oder sah sich etwas an.

»Wenn es sich um eine passive Übertragung handelt, dann nicht von derselben Quelle«, merkte Scarpetta an. »Die gelben Lacksplinter kommen von einem älteren

Fahrzeug, die roten von einem viel neueren.«

»Genau. Die Pigmente in den chromgelben Splittern sind anorganisch und enthalten Blei«, antwortete Geffner. »Ich weiß genau, dass ich Blei finden werde, obwohl ich das Mikro-FTIR und das Pyrolyse-Gaschromatograph-Massenspektrometer noch nicht verwendet habe. Man kann die Splitter, die Sie da sehen, eindeutig nach ihrem Alter einordnen. Der neuere Lack setzt sich aus einer dicken, durchsichtigen Schutzschicht und einer dünnen Unterschicht mit roten organischen Pigmenten zusammen. Hinzu kommen drei gefärbte Verstärkungsschichten. Bei dem chromgelben Splitter fehlt die Schutzschicht. Er besteht aus einer dicken Unterschicht und einer Verstärkungsschicht. Und die

schwarzen Splitter? Die stammen auch von einem neuen Fahrzeug. Nur die gelben sind alt.«

Weitere Tabellen und Karten liefen langsam über den Bildschirm. Fünfzehn Uhr neunundfünfzig. Toni Dariens Lebenszeit. Sechzehn Uhr eins. Sechzehn Uhr drei. Sauerstoffgehalt im Blut neunundneunzig Prozent. Herzfrequenz sechsundsechzig, Schrittgeschwindigkeit zwischen acht und sechzehn Schritten, Lichtstärke beständige dreihundert Lux. Die Temperatur war auf zehn Grad gefallen. Sie bewegte sich in einer kühlen und dämmrigen Umgebung. Ihre körperlichen Reaktionen wiesen nicht auf eine Notsituation hin.

»Seit wann wird kein bleihaltiger Lack mehr verwendet?«, fragte Scarpetta. »Seit etwa zwanzig Jahren, oder?«

»Lacke auf Schwermetallbasis können nur aus den Achtzigern, Siebzigern oder noch älter sein, weil sie umweltschädlich sind«, erwiderte Geffner. »Das passt zu den Fasern, die Sie aus der Wunde, ihrem Haar und am restlichen Körper sichergestellt haben. Synthetisches Monoacryl, mehrere Male schwarz überfärbt, mindestens fünfzehn verschiedene Sorten, wie ich bis jetzt erkennen konnte. Meiner Ansicht nach sind das recycelte Fasern, Billigmaterial, typisch für Boden- und Kofferraumbeläge in älteren Fahrzeugen.«

»Was ist mit Fasern aus einem neueren Fahrzeug?«, hakte Scarpetta nach.

»Bis jetzt bin ich nur auf Unmengen von recycelten Fasern gestoßen.«

»Wieder ein Hinweis darauf, dass die Leiche in einem Auto transportiert wurde«,

stellte Scarpetta fest. »Aber nicht in einem gelben Taxi.«

Mittlerweile war es bei Toni Darien sechzehn Uhr zehn. Plötzlich musste etwas geschehen sein, und zwar schlagartig und mit ausgesprochen fatalen und drastischen Folgen. Innerhalb von dreißig Sekunden sank ihre Schrittgeschwindigkeit von zwei Schritten auf null. Sie bewegte weder Arme noch Beine oder den restlichen Körper, und der Sauerstoffgehalt im Blut fiel: achtundneunzig Prozent, siebenundneunzig Prozent. Die Herzfrequenz verlangsamte sich auf sechzig Schläge.

»Wie ich annehme, erwähnen Sie das, weil es überall in den Nachrichten kam«, sagte Geffner. »Das durchschnittliche New Yorker Taxi ist knapp vier Jahre alt. Sie können sich bestimmt vorstellen, wie viele Kilometer so eine Kiste auf dem Tacho hat.

Deshalb ist es unwahrscheinlich, ja, sogar unmöglich, dass der chromgelbe Lacksplitter von einem gelben Taxi stammt. Es war irgendein anderes altes Auto, keine Ahnung, was für eines.«

Sechzehn Uhr sechzehn bei Toni Darien. Sie bewegte sich wieder, ging aber nicht, denn das in ihre Uhr eingebaute Pedometer zeigte null an. Ein Ortswechsel ohne Schritte, vermutlich nicht in aufrechter Körperhaltung. Sie wurde getragen. Der Sauerstoffgehalt im Blut betrug fünfundneunzig Prozent, die Herzfrequenz siebenundfünfzig Schläge. Temperatur und Lichtverhältnisse der Umgebung waren unverändert. Sie befand sich im selben Teil der Villa, und sie lag im Sterben.

»... Die anderen Spuren sind Rost und mikroskopische Teilchen wie Sand, Gesteinssplitter, zerfallenes organisches

Material und außerdem ein paar Insekenteile. Mit anderen Worten: Dreck.«

Scarpetta stellte sich vor, wie Toni Darien mit einem einzigen kraftvollen Hieb auf die rechte Seite des Kopfes von hinten niedergeschlagen worden war. Vermutlich war sie sofort gestürzt und hatte das Bewusstsein verloren. Sechzehn Uhr zwanzig. Der Sauerstoffgehalt im Blut belief sich auf vierundneunzig Prozent, die Herzfrequenz auf fünfundfünfzig. Sie wurde wieder bewegt, doch trotz der beträchtlichen zurückgelegten Strecke blieb ihre Schrittesgeschwindigkeit bei null. Sie ging nicht selbst, sondern wurde transportiert.

»... Ich kann Ihnen Aufnahmen davon schicken«, verkündete Geffner, aber Scarpetta hörte nur mit halbem Ohr hin. »Pollen, von Insekten angefressene Haarfragmente, Insektenkot und natürlich

Staubmilben. Sie hatte ziemlich große Mengen davon am ganzen Körper, und ich bezweifle, dass sie aus dem Central Park stammen. Vielleicht aus dem Transportfahrzeug oder von einem anderen ziemlich staubigen Ort.«

Tabellen strömten über den Bildschirm. Die Aktivitätsgraphik zeigte starke Ausschläge. Ein stetes Rütteln, alle fünfzehn Sekunden, Minute für Minute. Jemand machte sich, immer wieder im gleichen Rhythmus, an ihr zu schaffen.

»... Das sind mikroskopisch kleine Spinnentiere, wie ich sie in einem alten Teppich oder einem sehr staubigen Raum massenweise erwarten würde. Staubmilben gehen ein, wenn sie nichts Essbares, zum Beispiel abgeschilferte Hautschuppen, erhalten, die in einem Haus ihre wichtigste Nahrungsquelle sind ... «

Sechzehn Uhr neunundzwanzig bei Toni Darien. Sauerstoffgehalt im Blut dreiundneunzig Prozent, Herzfrequenz neunundvierzig Schläge pro Minute. Die Hypoxie setzte ein, was einen Sauerstoffmangel im Gehirn zur Folge hatte, während dieses wegen der tödlichen Verletzung anschwell und blutete. Immer noch Ausschläge in der Aktivitätsgraphik. Die rhythmischen Bewegungen ihres Körpers wurden durch ein vorhersehbares Muster aus Wellen und Linien angezeigt, und zwar über einen längeren Zeitraum hinweg, gemessen in Sekunden und Minuten.

»... mit anderen Worten: Hausstaub ...«

»Vielen Dank«, meinte Scarpetta zu Geffner. »Aber ich muss jetzt Schluss machen.« Sie beendete das Telefonat.

Es war still im Ausbildungslabor. Auf zwei großen Flachbildschirmen liefen

Graphiken, Tabellen und Karten vorbei. Gebannt beobachtete Scarpetta, wie sich die rhythmischen Bewegungen fortsetzen, nur dass sie sich inzwischen verändert hatten. Sie erfolgten nun ruckartig und wurden manchmal heftiger. Dann ein Innehalten, gefolgt von weiteren Zuckungen. Um siebzehn Uhr hatte der Sauerstoffgehalt von Toni Dariens Blut neunundsiebzig Prozent betragen. Ihre Herzfrequenz belief sich auf neununddreißig Schläge pro Minute. Sie lag im Koma. Eine Minute später verwandelte sich die Aktivitätsgraphik in eine gerade Linie, denn die Bewegung hatte aufgehört. Auch nach vier Minuten regte sich immer noch nichts, und die Lichtverhältnisse sanken plötzlich von dreihundert Lux auf nahezu null. Jemand hatte das Licht ausgemacht. Um siebzehn Uhr vierzehn war Toni Darien in der Dunkelheit gestorben.

Lucy öffnete den Kofferraum von Marinos Auto, während Benton und eine Frau aus einem schwarzen SUV stiegen und über die Park Avenue hasteten. Es war nach fünf, stockdunkel und kalt. Ein böiger Wind peitschte die Flagge über dem Eingang der Villa Starr.

»Habt ihr etwas gesehen?«, fragte Benton und schlug den Mantelkragen hoch.

»Wir sind ums Haus herumgeschlichen und haben versucht, in die Fenster zu schauen, um festzustellen, ob sich da drinnen was regt. Aber Fehlanzeige«, antwortete Marino. »Lucy vermutet einen Verzerrer. Ich finde, wir sollten einfach reinstürmen und nicht auf das Sondereinsatzkommando warten.«

»Warum?«, wollte die Frau, ein dunkler Schatten, von Lucy wissen.

»Kenne ich Sie?« Lucy war nervös und ängstlich und deshalb patzig.

»Marty Lanier, FBI.«

»Ich war schon öfter in diesem Haus«, entgegnete Lucy, öffnete eine Tasche und zog eine Schublade des von Marino eingebauten Kofferraumsafes auf. »Rupe verabscheute Mobiltelefone und duldete sie nicht in seinem Zuhause.«

»Industriespionage ... «, setzte Lanier an.

»Er konnte sie einfach nicht leiden, weil er die ständige Telefoniererei unhöflich fand«, fiel Lucy ihr ins Wort. »Wer im Haus sein eigenes Telefon benutzen oder sich damit ins Internet einloggen wollte, bekam keinen Empfang. Er hat keine Industriespionage betrieben, sondern eher befürchtet, andere könnten es tun.«

»Wahrscheinlich wimmelt dieses Haus nur so von Funklöchern«, stellte Benton

fest und betrachtete das Sandsteingebäude mit den hohen Fenstern und den schmiedeeisernen Balkonen, das Lucy an die *hôtels particuliers* erinnerte, die riesigen Prunkvillen im Herzen von Paris, wo sich auch die Isle Saint-Louis befand.

Sie kannte das *Flötel Chandonne*, Sitz des verderbten Adelsgeschlechts, von dem Jean-Baptiste abstammte. Die Villa der Starrs war in Baustil und Größe recht ähnlich. Bonnell und Berger hielten sich irgendwo in diesem Haus auf, und Lucy würde alles Menschenmögliche tun, um hineinzugelangen und sie zu finden. Heimlich steckte sie ein hydraulisches Werkzeug in die Tasche und packte dann in aller Seelenruhe das Thermal-Imaging-Fernrohr, eigentlich ein tragbares FLIR, ein, das sie Marino zum letzten Geburtstag geschenkt

hatte. Sie hatte das gleiche Gerät in ihrem Helikopter.

»Eigentlich bin ich ja keine Freundin von politischen Feinheiten«, sagte Lanier.

»Der Einwand hat jedoch etwas für sich«, entgegnete Benton mit vor Ungeduld angespannter Stimme. Er klang besorgt und ratlos. »Was, wenn wir die Tür eintreten und sie gemütlich beim Kaffee zusammensitzen? Allerdings ist meine größere Befürchtung, dass wir es mit einer Geiselnahme zu tun haben, die durch unser Eingreifen eskalieren könnte. Außerdem bin ich unbewaffnet«, wandte er sich vorwurfsvoll an Marino.

»Du weißt, was ich dabei habe«, sagte Marino zu Lucy. Eine unausgesprochene Anweisung. Lucy griff nach einer schwarzen Hülle, etwa so groß wie ein Tennisschläger, allerdings mit der eingestickten Aufschrift

*Beretta CX4* versehen, die sie Benton reichte. Er schulterte sie, und Lucy klappte den Kofferraum zu. Sie wussten nicht, wer sich im Gebäude oder der näheren Umgebung aufhielt, rechneten aber mit Jean-Baptiste Chandonne. Es konnte durchaus sein, dass er sich als Bobby Fuller oder als ein anderer ausgab. Er arbeitete mit Helfershelfern zusammen, die alle seine Befehle ausführten. Üble Gestalten, die bereit waren, so tief zu sinken wie er. Falls Benton ihm in die Arme lief, wollte er nicht gezwungen sein, sich mit bloßen Händen zu verteidigen. Er verließ sich lieber auf seinen kompakten Beretta-Karabiner.

»Ich würde vorschlagen, dass wir das Sondereinsatzkommando anrufen und eine Einheit herbeordern, die das Gebäude stürmt.« Lanier hielt sich zurück, da sie

dem NYPD nicht ins Handwerk pfuschen wollte.

Marino antwortete nicht, sondern betrachtete das Haus. »Wann war das?«, fragte er Lucy. »Wann hast du den Störsender zuletzt gesehen?«

»Vor einigen Jahren«, erwiderte sie. »Er hatte ihn mindestens seit den frühen Neunzigern. Es ist ein starker Störsender, der Frequenzen zwischen zwanzig und dreitausend Megahertz lahmlegen kann. Die Funkgeräte der New Yorker Polizei haben achthundert Megahertz und würden uns da drin einen Dreck nützen. Das Gleiche gilt für Mobiltelefone. Wollt ihr einen kleinen taktischen Tipp hören? Ich stimme zu.« Sie sah Lanier an. »Holt eine Mannschaft des Sondereinsatzkommandos her. Die Tür aufzubrechen ist nämlich nicht das Problem. Die Frage ist vielmehr, was wir tun,

falls wir auf Widerstand stoßen, denn wir haben keine Ahnung, wer zum Teufel im Haus ist. Wer allein eindringt, riskiert, dass er entweder abgeknallt oder von IBM gekreuzigt wird. Ihr könnt es euch aussuchen.«

Äußerlich wirkte Lucy ganz ruhig, obwohl sie sich kaum noch beherrschen konnte und keine Lust hatte, auf jemanden zu warten.

»Auf welcher Funkfrequenz bist du, falls ich jemandem begegne?«, fragte sie Marino.

»Eins«, erwiderte er.

Lucy eilte in Richtung Central Park South, bog um die Ecke und rannte los. Auf der Rückseite der Villa führte ein gepflasterter Weg zu einer Garage aus Holz, deren schwarz gestrichene Schwingtür sich nach links öffnete. Ganz in der Nähe stand ein uniformierter Polizist, den Lucy schon

zuvor getroffen hatte. Er leuchtete das Gebüsch mit seiner Taschenlampe ab. Die vier Fenster über ihm waren dunkel. Nirgendwo brannte Licht.

»Ich sage Ihnen was«, meinte Lucy, öffnete die Tasche und holte das Thermal-Fernrohr heraus. »Ich bleibe hier und taste die Fenster nach Wärme ab. Vielleicht könnten Sie zur Vorderseite gehen. Sie überlegen, ob sie die Tür eintreten sollen.«

»Mir hat niemand Bescheid gegeben.« Als der Polizist ihr das Gesicht zuwandte, konnte sie seine Züge im Dämmerchein der Straßenlaterne nicht ausmachen. Offenbar wollte er Bergers kleinem Computer-genie auf freundliche Weise mitteilen, es solle sich zum Teufel scheren.

»Das A-Team ist unterwegs. Niemand wird Sie anfunken. Sie können ja Marino kontaktieren. Er ist auf Frequenz eins.«

Lucy schaltete das Thermal-Fernrohr ein und richtete es auf die Fenster über ihnen. Im Infrarotlicht wirkten sie gräulich grün. Die zugezogenen Vorhänge waren schmutzig weiße Flecken. »Vielleicht abstrahlende Hitze von den Fluren«, stellte sie fest. Der Polizist entfernte sich.

Endlich war er verschwunden. Unterwegs zu einer Erstürmung des Hauses, die sicher nicht dort stattfinden würde, wo er hinging. Lucy würde sich an der Stelle Zutritt verschaffen, die er gerade verlassen hatte. Sie förderte ihr tragbares hydraulisches Spreizwerkzeug zutage, das zehntausend Pfund Druck auf anderthalb Quadratmeter ausüben konnte. Lucy zwängte die beiden Hälften der Schere in den Spalt links zwischen Garagentür und Wand und betätigte die Fußpumpe. Das Holz ächzte. Dann knallte es einige Male laut, als sich

die eisernen Scharniere verbogen und brachen. Lucy nahm ihr Werkzeug, schlängelte sich durch die Lücke und zog die Tür hinter sich zu, damit man sie von der Straße aus nicht erkennen konnte. Dann verharrte sie lauschend in dem kühlen, dunklen Raum, um sich in der unteren Etage der Garage der Starrs zu orientieren. Hier würde ihr das Thermal-Fernrohr nicht weiterhelfen, denn es erkannte nur Wärmequellen. Lucy griff nach ihrer SureFire-Taschenlampe und schaltete sie an.

Die Alarmanlage der Villa war nicht aktiviert. Offenbar hatte die Person, die Bonnell und Berger hereingelassen hatte, sich die Mühe gespart. *Vielleicht ist es ja Nastya gewesen*, dachte Lucy. Sie war der Haushälterin bei ihrem letzten Besuch hier begegnet und hatte sie als nachlässige Frau mit übertriebenem Geltungsdrang in Erinnerung.

Vermutlich hatte Hannah sie vor kurzem eingestellt. Es konnte auch sein, dass Bobby sie ausgesucht hatte. Jedenfalls fand Lucy es seltsam, dass Menschen wie Nastya plötzlich eine Rolle in Rupes Leben spielten. Sie passten nicht zu ihm, weshalb es sicher nicht seine Entscheidung gewesen war. Das wiederum führte Lucy zu der Frage, wie sein Leben tatsächlich geendet hatte. Sie hielt es nicht für möglich, jemanden mit Salmonellen zu vergiften, und ein Diagnosefehler war auch höchst unwahrscheinlich. Schließlich war es in Atlanta geschehen, einer Stadt, die für ihr gut ausgebautes Gesundheitswesen bekannt war. Ob er hatte sterben wollen, weil Hannah und Bobby sein Leben vereinnahmten und er geahnt hatte, was ihm blühte? Eine Zukunft ohne Macht und Einfluss, alt und den beiden auf Gedeih und Verderb

ausgeliefert? Das war möglich. Menschen taten es immer wieder. Sie erkrankten an Krebs, wurden in Unfälle verwickelt und kürzten den Weg zum Unvermeidlichen ab.

Lucy stellte die Tasche ab, nahm die Glock aus dem Knöchelhalfter und leuchtete mit dem langen Lichtstrahl ihrer Taschenlampe die Umgebung ab. Das Licht glitt über weiß gestrichene Steinwände und Terrakottafliesen. Direkt neben der Garage befand sich eine Nische zum Waschen der Wagen. Wasser tropfte aus einem schlammig zusammengerollten Schlauch, auf dem Boden waren schmutzige Handtücher verstreut, und ein Plastikeimer lag umgekippt neben einigen Großbehältern mit Chlorox-Bleiche. Außerdem entdeckte Lucy Schuhabdrücke, jede Menge Reifenspuren und eine Schubkarre mit Schaufel, beides mit angetrocknetem Zement verkrustet.

Sie folgte den Reifenspuren auf dem Boden und stieß auf weitere Schuhabdrücke aller Größen mit unterschiedlichen Profilen und dazu auf jede Menge Staub. Vielleicht war ein Turnschuh dabei, möglicherweise auch ein Stiefel. Es waren mindestens zwei Personen gewesen, aller Wahrscheinlichkeit nach aber mehr. Sie lauschte, leuchtete alles ab, und da sie wusste, wie es früher in diesem Keller ausgesehen hatte, bemerkte sie jede Veränderung. Überall erkannte sie Anzeichen für Aktivitäten, die nichts mit der Pflege von Oldtimern zu tun hatten. Der starke Lichtstrahl traf eine Werkstatt mit Werkbänken, Elektrowerkzeugen, Zwingen, Kompressoren, Geräten zum Aufladen von Batterien, Wagenhebern, Öldosen und Reifen, alles staubig und durcheinander, als hätte jemand die Sachen achtlos

beiseitegeschoben und seitdem nicht mehr benutzt.

Ein himmelweiter Unterschied zu damals, als man vom Boden hätte essen können, da die Garage – gemeinsam mit der Bibliothek – Rupes ganzer Stolz und seine Freude gewesen war. Die beiden Bereiche wurden durch eine hinter einem Schiffsgemälde verborgene Tür getrennt. Der Lichtstrahl glitt über dicke Staubschichten und Spinnweben zu der Hebebühne, die er hatte einbauen lassen, als Montagegruben in Autowerkstätten wegen der Gefahr von Kohlenmonoxidansammlungen bei laufendem Motor verboten worden waren. Früher hatte es hier keine kahle Matratze gegeben, wie sie jetzt an der Wand lehnte, beschmutzt mit großen braunen Flecken und Schmierern, die aussahen wie Blut. Lucy sah Haare, lange, dunkle und blonde,

und glaubte einen Geruch wahrzunehmen. Neben der Matratze stand eine Schachtel mit OP-Handschuhen.

Etwa zehn Schritte entfernt befand sich die alte Montagegrube. Darüber gebreitet war eine Abdeckplane für Maler, ebenfalls eine Neuerung. Der umliegende Boden war mit Fußabdrücken, ähnlich denen, die Lucy bereits bemerkt hatte, übersät. Außerdem waren da Spritzer von angetrocknetem Beton. Als sie in die Hocke ging und die Plane anhob, kamen breite Platten aus Pressspan zum Vorschein. Darunter tat sich die Grube auf, deren Grund mit einer unebenen Betonschicht aufgefüllt war. Sie war nicht sehr tief, nicht einmal sechzig Zentimeter. Der Mensch, der den feuchten Beton hineingeschippt hatte, hatte sich die Mühe gespart, ihn glatt zu streichen. Die Oberfläche war unregelmäßig und rau und wies

Hügel und Zacken auf. Wieder stieg Lucy der Geruch in die Nase, und sie war froh, dass sie ihre Waffe bei sich hatte.

Sie hastete die Rampe zur nächsten Ebene hinauf, wobei sie sich dicht an der Wand hielt. Hier hatte Rupe Starr seine Autos geparkt. Als sie um die Kurve bog, sah sie einen Lichtschein. Ihre Stiefel verursachten kein Geräusch auf den italienischen Fliesen, die damals blitzsauber gewesen waren. Nun waren sie staubig und mit Reifenspuren und jeder Menge Sand und Salz verschmutzt. Im nächsten Moment hörte sie Stimmen und blieb stehen. Frauenstimmen. Möglicherweise war Berger dabei. Es ging darum, dass jemand *zugeparkt* worden war, und eine fremde Stimme erwiderte: »Nun, jemand wird es wohl getan haben«, und »Das hat man uns

anfangs gesagt«, dazu immer wieder der Satz: »Das ist eindeutig nicht wahr.«

»Was für Freunde? Und warum haben Sie uns das verschwiegen?«, erkundigte sich Berger nach einer Weile.

Die Antwort erfolgte in gedämpftem Ton und mit ausländischem Akzent. Die Frau sprach schnell. Lucy nahm an, dass es sich um Nastya handelte. Sie spitzte die Ohren und wartete auf eine Männerstimme. Bobby Fuller. Wo mochte er stecken? Die Nachricht, die Berger Marino hinterlassen hatte, als er und Lucy noch ohne ihre Telefone im Ausbildungslabor gewesen waren, lautete, sie und Bonnell seien mit Bobby verabredet. Offenbar war er heute am frühen Morgen aus Fort Lauderdale eingeflogen, weil er gehört hatte, Kopfhaare von Hannah seien gefunden worden. Berger hatte ihn um eine erneute Unterredung

gebeten, denn sie hatte noch eine Reihe von Fragen an ihn. Allerdings hatte er sich geweigert, in ihr Büro im One Hogan Place oder an einen anderen öffentlichen Ort zu kommen, und stattdessen sein Haus als Treffpunkt vorgeschlagen. Wo war er? Sicherheitshalber hatte Lucy den Tower am Flugplatz in Westchester angerufen und ausgerechnet den Flutlotsen an der Strippe gehabt, der immer so unfreundlich zu ihr war.

Der Mann hieß Lech Peterek, war Pole und verhielt sich auch am Telefon mürrisch und patzig, weil es eben seinem Naturell entsprach. Mit Lucy hatte es offenbar überhaupt nichts zu tun, denn er hatte sie erst erkannt, als sie ihm ihre Hecknummer genannt hatte. Seine Auskunft war sehr vage ausgefallen. Er hatte gesagt, in den Unterlagen stünde nichts über ein

eingetroffenes Flugzeug aus Südflorida. Nichts über die Gulfstream, die Bobby Fuller und Hannah Starr stets benutzten – Rupe's Gulfstream. Das Flugzeug befände sich immer noch im Hangar, und zwar bereits seit Wochen. Es war derselbe Hangar, wo auch Lucys Maschinen parkten, weil Rupe sie, was das Fliegen anging, auf den Geschmack gebracht hatte. Rupe hatte sie mit Wunderwerken der Technik wie Hubschraubern von Bell sowie mit dem Ferrari vertraut gemacht. Im Gegensatz zu seiner Tochter Hannah hatte er nur die besten Absichten gehabt. Bis zu seinem Tod hatte sich Lucy nie Gedanken über ihren Lebensunterhalt gemacht und sich gar nicht vorstellen können, dass jemand sie aus reinem Mutwillen ruinieren würde.

Oben an der Rampe angelangt, hielt sie sich dicht an der Wand, wo es völlig dunkel

war. Nur in dem Bereich links um die Ecke, woher auch die Stimmen kamen, brannte Licht, doch sie konnte niemanden sehen. Berger und vermutlich Bonnell und Nastya waren hinter Fahrzeugen und dicken Säulen verborgen. Diese waren mit Mahagoni vertäfelt und mit schwarzen Schutzhüllen aus Neopren umwickelt, damit sich die wertvollen Autos keine Dellen an den Türen holten. Lucy schlich sich näher heran, um festzustellen, ob irgendetwas auf eine Not-situation oder auf Gefahr hinwies. Aber die Stimmen klangen ruhig. Offenbar waren die Frauen in ein Gespräch vertieft, das immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten führte.

»Nun, jemand muss es getan haben.« Unverkennbar Berger. »Die Leute kommen und gehen. Sie haben so viele Gäste.

Das war schon immer so.« Die Frau mit dem Akzent.

»Sie sagten doch gerade, das hätte nach Rupe Starrs Tod nachgelassen.«

»Ja, es wurde ein bisschen weniger. Aber sie haben immer noch Besuch. Ich weiß nicht. Mr. Fuller legt großen Wert auf seine Privatsphäre. Er hält sich mit seinen Freunden hier unten auf. Ich mische mich nicht ein.«

»Sollen wir Ihnen tatsächlich glauben, Sie hätten keine Ahnung, wer im Haus verkehrt?« Das musste Bonnell sein.

Rupe Starrs Autos. Eine Sammlung wertvoller und seltener Wagen, zusammengestellt mit Bedacht und Gefühl. Der Packard aus dem Jahr 1940 war das gleiche Modell, das schon sein Vater gefahren hatte. Der Thunderbird, Baujahr 1957, war Rupes Traumauto in seiner Zeit an der High

School gewesen, als er einen VW Käfer gefahren hatte. Der 1969er Camaro erinnerte ihn an den fahrbaren Untersatz, dessen Besitzer er nach seinem Abschluss in Betriebswirtschaft in Harvard gewesen war. Mit dem Mercedes aus dem Jahr 1970 hatte er sich für seine ersten Erfolge an der Wall Street belohnt. Lucy pirschte sich an seinem geliebten Duesenberg, Baujahr 1933, dem Ferrari 355 Spider und dem letzten Wagen vorbei, den er kurz vor seinem Tod erworben und nicht mehr die Gelegenheit gehabt hatte zu restaurieren. Es war ein gelbes Taxi des längst nicht mehr existierenden Herstellers Checker aus dem Jahr 1979. Rupe hatte gesagt, es symbolisiere für ihn New York in seiner Glanzzeit.

Die neueren Ergänzungen seiner Sammlung, die Ferrari, die Porsche und der Lamborghini, waren auf Anregung von

Hannah und Bobby angeschafft worden. Dazu gehörten auch das weiße Bentley-Azure-Cabriolet, das mit der Motorhaube zur Wand geparkt war, und Bobbys roter Carrera GT, der es blockierte. Berger, Bonnell und Nastya standen am Heck des Bentley und redeten. Sie hatten Lucy den Rücken zugekehrt und sie deshalb bis jetzt nicht bemerkt. Als Lucy das Checker-Taxi erreicht hatte, rief sie »Hallo«, damit sie sich nicht erschrecken. Sie bemerkte Reste von Sand an den Reifen des Wagens und Spuren, die zu ihnen hinführten. Laut fügte sie hinzu, dass sie bewaffnet sei, und kam langsam näher. Die drei Frauen drehten sich um, und Lucy erkannte den Ausdruck, der sich auf Bergers Gesicht malte, weil sie ihn schon öfter gesehen hatte: Angst, Argwohn und Schmerz.

»Nicht«, meinte Berger, und es war Lucy, vor der sie sich fürchtete. »Steck die Waffe weg. Bitte.«

»Was?«, erwiderte Lucy verdutzt. Sie stellte fest, dass Bonnells rechte Hand zuckte.

»Bitte steck die Waffe weg«, wiederholte Berger tonlos.

»Wir haben versucht, dich anzurufen und anzufunken. Vorsicht, immer mit der Ruhe«, fügte Lucy mit einem warnenden Blick auf Bonnell hinzu. »Nehmen Sie die Hände langsam vom Körper weg und strecken Sie sie aus.« Lucy hatte die Pistole im Anschlag.

»Nichts, was du getan hast, ist es wert, dass du dich weiter in Schwierigkeiten bringst. Bitte steck die Waffe weg«, beharrte Berger.

»Ganz ruhig. Nicht aufregen. Ich komme jetzt näher, und dann unterhalten wir uns«, antwortete Lucy beim Gehen. »Du weißt ja nicht, was inzwischen passiert ist. Verdammte Scheiße!«, brüllte sie Bonnell an. »Wehe, wenn Sie noch einmal die Hand bewegen!«

Nastya murmelte etwas auf Russisch und brach in Tränen aus.

Berger machte einen Schritt auf Lucy zu. »Gib mir die Waffe, und dann reden wir. Wir können über alles sprechen, was du willst. Kein Problem. Es spielt keine Rolle, was du getan hast. Ob es sich nun um das Geld dreht oder um Hannah.«

»Ich habe gar nichts getan. Jetzt hör mir doch endlich mal zu.«

»Alles wird gut. Gib mir die Waffe.« Berger starrte Lucy an, während diese Bonnell im Auge behielt.

»Gar nichts ist gut. Du hast nämlich keine Ahnung, wer sie ist.« Lucy meinte Nastya. »Oder einer der anderen. Toni war hier im Haus. Das konnten wir dir nicht mitteilen, weil du nicht erreichbar warst. Tonis Uhr ist mit einem GPS ausgestattet, das uns verraten hat, dass sie hier war. Sie kam am Dienstag und ist in diesem Haus gestorben.« Lucy warf einen Blick auf das gelbe Checker-Taxi. »Und er – oder mehrere Personen – hat sie eine Weile bei sich behalten.«

»Es war niemand im Haus.« Nastya schüttelte unter Tränen den Kopf.

»Sie sind eine gottverdammte Lügnerin«, sagte Lucy. »Wo ist Bobby?«

»Ich weiß gar nichts. Ich führe nur Befehle aus«, schluchzte Nastya.

»Wo war er am Dienstagnachmittag?«, fragte Lucy. »Wo waren Sie und Bobby?«

»Ich komme nicht hinunter, wenn sie Gästen die Autos zeigen.«

»Wer war sonst noch dabei?«, hakte Lucy nach. Nastya schwieg. »Wer war am Dienstagnachmittag und den ganzen Mittwoch hier und hat dieses Auto gefahren?« Lucy wies mit dem Kopf auf das Checker-Taxi. »Damit wurde Tonis Leiche transportiert«, fügte sie, an Berger gewandt, hinzu. »Wir konnten es dir nicht erklären, weil du nicht erreichbar warst. Die gelben Lacksplitter an ihrer Leiche stammen von einem alten Auto, das diese Farbe hat.«

»Es ist genug Schaden angerichtet worden. Wir bringen das wieder in Ordnung. Bitte gib mir die Waffe, Lucy.« Berger war nicht zu überzeugen.

Allmählich dämmerte Lucy, was Berger dachte.

»Ich habe nichts verbochen.« Sie sprach nur mit Berger, beobachtete aber weiter Bonnell und Nastya.

»Für mich ist das nicht wichtig. Wir werden es überstehen«, fuhr Berger fort. »Aber jetzt muss Schluss sein. Du kannst noch zurück. Gib mir die Waffe.«

»Neben dem Duesenberg stehen Kästen«, entgegnete Lucy. »Der Störsender, der dein Telefon und dein Funkgerät blockiert hat. Wenn du hinschaust, kannst du sie sehen. Links von mir an der Wand. Sie ähneln kleinen Waschmaschinen und Trocknern mit Lämpchen an der Vorderseite und Schaltern für verschiedene Funkfrequenzen. Rupe hat sie einbauen lassen. Du kannst sie von deinem Platz aus gut erkennen. Die Lämpchen leuchten alle rot, weil sämtliche Frequenzen blockiert sind.«

Niemand bewegte sich oder drehte den Kopf. Stattdessen starrten alle Lucy an, als befürchteten sie, dass sie sie jeden Moment niederschießen würde. Offenbar war Berger nicht von ihrer fixen Idee abzubringen, dass Lucy Hannah auf dem Gewissen hatte. *Du warst an diesem Abend zu Hause. Zu dumm, dass du nichts beobachtet hast.* Diesen Satz hatte Berger in den letzten Wochen öfter ausgesprochen, weil Lucy in der Barrow Street wohnte, wo Hannah zuletzt beobachtet worden war. Anscheinend traute Berger Lucy alles zu, fürchtete sich vor ihr und hielt sie für eine Fremde und ein Ungeheuer. Lucy wusste nicht, was sie dagegen unternehmen sollte, damit ihr Leben wieder so wurde wie früher. Doch sie hatte nicht vor, der Zerstörung noch mehr Raum zu geben, keinen Zentimeter. Es musste endlich aufhören.

»Jaime, geh hin und schau nach«, sagte sie. »Bitte. Geh zu den Kästen und sieh dir die Schalter für die verschiedenen Megahertzfrequenzen an.«

Berger befolgte die Anweisung, hielt aber Abstand zu Lucy, die ihrem Blick auswich. Sie war damit beschäftigt, Bonnells Hände im Auge zu behalten. Marino hatte erwähnt, dass Bonnell noch nicht lange bei der Mordkommission war. Lucy merkte ihr an, dass sie nur wenig Erfahrung hatte und nicht erkannte, was gespielt wurde, weil sie nicht auf ihre Instinkte hörte, sondern auf ihren Verstand, und Angst hatte. Wenn Bonnell ihrer inneren Stimme vertraut hätte, wäre ihr klar gewesen, dass Lucy nicht ihretwegen so aggressiv war und dass sie nicht die Schuld an der Konfrontation trug.

»Ich bin bei den Kästen«, verkündete Berger, die inzwischen die Wand erreicht hatte.

»Leg alle Schalter um.« Lucy wandte sich nicht zu ihr um. Sie hatte nämlich nicht vor, sich von einer gottverdammten Polizistin abknallen zu lassen. »Dann müssten die Lämpchen auf Grün umspringen. Du und Bonnell werdet dann jede Menge eingehender Nachrichten auf euren Telefonen haben, der Beweis dafür, dass viele Leute versucht haben, euch zu erreichen, und dass ich die Wahrheit sage.«

Klackend wurden Schalter bedient.

»Testen Sie Ihr Funkgerät«, wies Lucy Bonnell an. »Marino wartet draußen auf der Straße. Falls das Sondereinsatzkommando die Tür schon aufgebrochen hat, sind er und die anderen dort. Los, Ihr Funkgerät! Er ist auf Frequenz eins.«

Damit meinte sie, dass Bonnell auf die direkte Frequenz gehen sollte, anstatt die Standardfrequenz zu benutzen, die einen zuerst mit der Zentrale verband. Bonnell nahm ihr Funkgerät vom Gürtel, änderte den Kanal und drückte den Sendeknopf.

»Zigarillo, hören Sie mich?«, fragte sie und beobachtete dabei Lucy. »Zigarillo, sind Sie auf Sendung?«

»Ja, ich höre, Los Angeles.« Marinos Stimme klang angespannt. »Wie ist Ihr Zwanzig?«

»Wir sind mit dem rauchenden Colt im Keller.« Bonnell ging nicht auf Marino ein.

Er erkundigte sich, ob alles in Ordnung sei, worauf sie ihm ihren Standort durchgab. Dabei benutzte sie Codenamen, die die beiden sich offenbar für sich selbst und für Lucy ausgedacht hatten. Lucy war der rauchende Colt. Bonnell traute ihr nicht

und vermittelte Marino auch nicht, dass sie alle in Sicherheit waren. Stattdessen tat sie genau das Gegenteil.

»Ist der rauchende Colt bei Ihnen?«, erkundigte sich Marino. »Was ist mit dem Adler?«

»Bestätige beides.«

»Ist sonst noch jemand dabei?«

Bonnell betrachtete Nastya. »Haselnuss«, entgegnete sie. Noch ein Spitzname.

»Sagen Sie ihm, dass ich das Garagentor aufgemacht habe«, wies Lucy sie an.

Bonnell gab die Botschaft weiter, während Berger zurückkehrte. Sie überprüfte ihr BlackBerry, wo, begleitet von rasch aufeinanderfolgenden Signaltönen, verschiedene Nachrichten eingingen. Frühere Anrufe von Marino, Scarpetta und Benton. Außerdem mindestens fünf von Lucy, nachdem sie erkannt hatte, dass

Berger völlig ahnungslos und auf dem Weg hierher war. Immer wieder hatte Lucy angerufen und hatte von Mal zu Mal ängstlicher geklungen. Offenbar hatte sie sich noch nie im Leben so gefürchtet.

»Wie ist Ihr Zwanzig?« Marino wollte von Bonnell wissen, ob alles in Ordnung war.

»Wir sind nicht sicher, wer sonst noch im Haus ist, und hatten Probleme mit den Funkgeräten«, erwiderte Bonnell.

»Wie lange wird es dauern, bis Sie rauskommen?«

»Sagen Sie ihm, er soll das Haus durch die Garage betreten und die Rampe hinauf in die obere Ebene des Kellergeschosses gehen«, sagte Lucy.

Bonnell erledigte das und wandte sich dann an Lucy. »Alles bestens.« Das sollte heißen, dass sie nicht etwas

Schwachsinniges tun würde, wie die Waffe zu ziehen und Lucy zu erschießen.

Lucy ließ die Glock zwar sinken, steckte sie aber nicht in das Knöchelhalfter. Danach schlenderte sie mit Berger durch die Garage und zeigte ihr das gelbe Checker-Taxi und den Schmutz an den Reifen und auf dem Fliesenboden, jedoch ohne etwas zu berühren. Sie öffneten die Wagentüren nicht, sondern spähten nur durch die Heckfenster und betrachteten den zerrissenen und verwitterten Bodenbelag, die mit fleckigem schwarzem Stoff bezogenen Polster und den hochgeklappten Notsitz. Auf dem Boden lag ein Mantel. Grün. Offenbar ein Parka. Der Zeuge Harvey Fahley hatte ausgesagt, er habe ein gelbes Taxi gesehen. Doch falls Taxis nicht sein Hobby waren, hatte er vermutlich nicht erkannt, dass es sich um ein etwa dreißig

Jahre altes Modell mit der unverkennbaren Bordüre im Schachbrettmuster an den Seiten handelte, die bei modernen Taxis fehlte. Ein normaler Mensch hätte beim Vorbeifahren in der Dunkelheit nur die chromgelbe Farbe, das bullige Chassis von General Motors und das Schild auf dem Dach wahrgenommen, das laut Fahley abgeschaltet gewesen war, was bedeutete, dass ein Fahrgast im Wagen saß.

Lucy fasste kurz zusammen, was Scarpetta ihr während ihrer Fahrt mit Marino hierher am Telefon erklärt hatte. Außerdem habe sie Angst gehabt, dass etwas Schreckliches geschehen sein könnte, weil Berger und Bonnell weder ans Funkgerät noch ans Telefon gegangen seien und deshalb nicht wissen konnten, dass Toni Darien am späten Dienstagnachmittag zu diesem Haus gejoggt und im Keller gestorben war.

Womöglich gebe es noch weitere Opfer. Während Lucy und Berger miteinander sprachen und auf Marino warteten, sahen sie sich um. Lucy entschuldigte sich immer wieder, bis Berger sie bat, damit aufzuhören. Sie beide hätten die Situation durch ihre Heimlichtuerei und mangelnde Offenheit selbst herbeigeführt, meinte Berger, als sie vor den Werkbänken verharrten. Zwei davon bestanden aus Plastik und verfügten über Schubladen und Fächer zur Aufbewahrung kleiner Gegenstände. Werkzeuge, verschiedene Ersatzteile, Kühlerfiguren, Ventile, Manschetten aus Chrom, Schrauben und Muttern waren darauf verstreut. Der große Stahlknauf eines Schaltgetriebes war mit Blut, vielleicht auch mit Rost, verschmiert. Sie fassten es nicht an und ließen ebenfalls die Finger von den Spulen mit dünnem Draht und den

winzigen Schalttafeln, die Lucy als Aufnahmemodule erkannte. Daneben lag ein Notizbuch. Der Einband war schwarz und mit gelben Sternen verziert. Lucy klappte es mit dem Lauf ihrer Pistole auf. Das Buch enthielt Zaubersprüche und Rezepte für Tränke, um jemanden zu verhexen, zu schützen oder ihm zum Sieg oder zu Glück zu verhelfen. Alles war in ordentlicher Handschrift eingetragen. Gotham, so präzise wie gedruckt. Außerdem befanden sich kleine Beutel aus goldfarbener Seide auf der Werkbank. Aus einigen waren die Haare entfernt worden, die darin gewesen waren. Lange schwarzweiße Haare und Klumpen verfilzter Unterwolle. Sie sahen aus wie Wolfshaare und waren auf den Werkbänken und auf dem Boden verteilt. Dieser war neben dem orangemetallicfarbenen Lamborghini Diablo VT hastig

gereinigt oder aufgewischt worden. Das Verdeck des Wagens war zurückgeklappt. Auf dem Beifahrersitz war ein Paar olivfarbener Nylonfäustlinge von Hestra mit Handflächen aus braunem Rindsleder zu erkennen. Lucy stellte sich vor, wie Toni Darien nach dem Joggen die Villa durch die Eingangstür betreten hatte.

Offenbar hatte Toni sich von der Person, die ihr die Tür geöffnet und sie in den Keller, wo höchstens zehn Grad herrschten, begleitet hatte, nicht bedroht gefühlt. Vielleicht hatte sie den Mantel anbehalten, während der Gastgeber ihr die Autos vorführte, und sie war sicher von dem Lamborghini beeindruckt gewesen. Möglicherweise hatte sie sich ans Steuer gesetzt und die Fäustlinge ausgezogen, um das Lenkrad aus Kohlefaser zu betasten und von so einem Wagen zu träumen. Kurz hatte sie

sich abgewandt, und jemand hatte die Gelegenheit genutzt, um einen Gegenstand, vermutlich den Schalthebel, zu nehmen und ihr damit den Hinterkopf einzuschlagen.

»Und dann wurde sie vergewaltigt«, sagte Berger.

»Sie konnte nicht mehr stehen, sondern wurde herumgetragen«, erklärte Lucy. »Laut Tante Kay hat es sich über eine Stunde hingezogen. Als sie dann tot war, fing es erneut an. Wahrscheinlich wurde sie hier unten auf der Matratze liegen gelassen, und er kam immer wieder zurück. Das Ganze hat anderthalb Tage gedauert.«

»Als er mit dem Morden anfang« – mit »er« meinte Berger Jean-Baptiste –, »war sein Bruder Jay sein Komplize. Jay war attraktiv und hatte Sex mit den Frauen. Und anschließend schlug Jean-Baptiste sie tot.

Er hat sie nie vergewaltigt. Ihn hat es scharf gemacht, sie umzubringen.«

»Jay hatte Sex mit ihnen. Er könnte ja einen anderen Jay gefunden haben«, erwiderte Lucy.

»Wir müssen uns sofort auf die Suche nach Hap Judd machen. «

»Wie hast du dich mit Bobby verabredet?«, erkundigte sich Lucy, während Marino und vier Polizisten in der Uniform des Sondereinsatzkommandos oben auf der Rampe erschienen und auf sie zukamen. Sie hatten die Hände an den Waffen.

»Ich habe ihn nach der Sitzung in der Außenstelle des FBI am Mobiltelefon angerufen«, antwortete Berger.

»Dann kann er nicht in diesem Haus gewesen sein«, stellte Lucy fest. »Außer er hatte den Störsender abgestellt und ihn

nach dem Telefonat mit dir wieder eingeschaltet.«

»Oben in der Bibliothek steht ein Cognacglas«, sagte Berger. »Vielleicht verrät es uns, ob Bobby und er ein und dieselbe Person sind.« Das hieß Jean-Baptiste.

»Wo ist Benton?«, fragte Lucy Marino, der sich inzwischen zu ihnen gesellt hatte.

»Er und Marty holen Scarpetta ab.« Sein Blick schweifte durch den Raum und erfasste die Gegenstände auf den Werkbänken und das Checker-Taxi. »Die Spurensicherung ist schon unterwegs, damit wir feststellen können, was zum Teufel hier unten passiert ist. Scarpetta bringt den Schnüffler mit.«

In dem Raum, dem die Mitarbeiter im DNA-Gebäude den Spitznamen Blutgrotte verpasst hatten, tauchte Scarpetta einen Tupfer in eine Flasche mit Kohlenwasserstoff und benetzte damit den Bodensatz in einer Petrischale, die sie anschließend auf den aus Kunststofffliesen bestehenden Fußboden stellte. Danach schaltete sie das tragbare Analysegerät für vergrabene Leichenteile und Verwesungsgeruch, den »Lightweight Analyzer for Buried Remains and Decomposition Odor«, ein, dessen Name passenderweise mit LABRADOR abgekürzt wurde.

Die elektronische Nase, der sogenannte Schnüffler, erinnerte tatsächlich an einen Roboterhund aus einem Comic und bestand

aus einem S-förmigen Stab mit kleinen Lautsprechern an beiden Seiten, die als Ohren durchgehen konnten. Die Nase selbst, eine Bienenwabe aus Metall, setzte sich aus zwölf Sensoren zusammen, die verschiedene chemische Eigenschaften erkennen konnten wie ein echter Hund Gerüche. Der Akku war mit einem Riemen versehen, den Scarpetta schulterte, bevor sie den Stab unter den Arm klemmte und die Nase über ihre Probe in der Petrischale hielt. Der LABRADOR reagierte, indem auf einer Konsole ein erleuchteter Strichcode erschien. Dazu ertönte ein Signal, das sich anhörte wie Harfenklänge aus der Konserve. Es war eine harmonische Abfolge von Tönen, ein eindeutiger Hinweis auf Kohlenwasserstoff. Die elektronische Nase war zufrieden. Sie hatte einen gesättigten Kohlenwasserstoff erkannt und die Prüfung

bestanden. Der nächste Auftrag würde ein trauriger sein.

Scarpetta ging von einer einfachen Voraussetzung aus. Offenbar war Toni Darien in der Villa Starr ermordet worden. Nun lautete die Frage, ob auch noch weitere Opfer außer Toni ins Haus gelockt worden waren, und wenn ja, in welchen Teil des Gebäudes. Scarpetta nahm an, dass Toni sich in einem der Kellergeschosse aufgehalten hatte, und zwar aufgrund der Temperaturmessungen des BioGraph und der Obduktionsergebnisse, die darauf hinwiesen, dass die Leiche an einem kühlen Ort und nicht im Freien aufbewahrt worden war. Wo immer die Tote auch gelegen hatte, hatte sie Moleküle von Chemikalien und anderen Substanzen hinterlassen, Gerüche, die die menschliche Nase nicht wahrnehmen konnte. Vielleicht aber der

LABRADOR. Scarpetta schaltete das Gerät ab, packte es in eine schwarze Nylontasche und löschte die beweglichen Scheinwerfer an der Decke, die sie an ein Fernsehstudio und damit an Carley Crispin erinnerten. Dann zog sie ihren Mantel an, verließ das Labor und ging, ein verglastes Treppenhaus hinunter, aus dem Gebäude. Inzwischen war es kurz vor acht Uhr abends. Der Garten mit seinen unbenutzten Granitbänken war menschenleer, windig und dunkel.

An der First Avenue bog sie rechts ab und folgte dem Gehweg, vorbei am Klinikum Bellevue, zurück zu ihrem Büro, wo sie sich mit Benton verabredet hatte. Da der Haupteingang des Gebäudes mittlerweile geschlossen war, bog sie an der Thirtieth Street erneut rechts ab. Sie stellte fest, dass aus dem offenen Rolltor einer Zufahrt Licht

auf die Straße fiel. Drinnen stand ein weißer Transporter mit laufendem Motor und offener Heckklappe. Doch es war niemand in Sicht. Mit ihrer Codekarte öffnete Scarpetta die Zwischentür oben an der Rampe und wurde von den vertrauten weißen und petrolgrünen Fliesen empfangen. Musik wehte ihr entgegen. Soft Rock. Offenbar hatte Filene heute Dienst. Aber eigentlich war es gar nicht ihre Art, das Rolllor offen zu lassen.

Scarpetta marschierte an der Bodenwaage vorbei zum Büro der Gerichtsmedizin, ohne jemandem zu begegnen. Der Bürostuhl vor dem Plexiglasfenster war zur Seite gedreht, Filenes Radio stand auf dem Boden. Ihre Jacke mit der Aufschrift OCME SECURITY hing an der Tür. Im nächsten Moment hörte sie Schritte. Ein Wachmann in dunkelblauer Uniform kam von den

Umkleiden her auf sie zu. Vermutlich war er auf der Toilette gewesen.

»Das Rolltor ist offen«, sagte Scarpetta. Sie kannte seinen Namen nicht und hatte ihn noch nie zuvor gesehen.

»Eine Anlieferung«, erwiderte er. Etwas an ihm erschien ihr vertraut.

»Von wo?«

»Eine Frau ist in Harlem von einem Bus überfahren worden.«

Er war schlank, aber kräftig. An seinen bleichen, sehnigen Händen traten die Venen hervor, schwarzer feiner Haarflaum lugte aus seiner Mütze, und seine Augen waren hinter einer grau getönten Brille verborgen. Sein Gesicht war glatt rasiert, und seine Zähne wirkten zu weiß und ebenmäßig. Wahrscheinlich ein Gebiss, obwohl er dafür noch ein wenig jung war. Außerdem machte er einen unruhigen und

nervösen Eindruck, was sicher daran lag, dass es ihm unangenehm war, nach Einbruch der Dunkelheit in der Leichenhalle zu arbeiten. Bestimmt eine Aushilfe. Mit der Wirtschaftskrise hatte sich auch die Personalsituation verschlechtert, denn wegen der einschneidenden Mittelkürzungen hatte es sich als praktisch erwiesen, mehr Teilzeitkräfte und Leiharbeiter zu beschäftigen. Hinzu kam, dass derzeit die Grippe unter den Angestellten grassierte. Gedankenbruchstücke schossen Scarpetta durch den Kopf, und sie spürte plötzlich, wie ihre Kopfhaut prickelte und ihr Puls zu rasen begann. Ihr Mund wurde trocken, und sie wollte die Flucht ergreifen. Im nächsten Moment packte der Mann sie am Arm. Ihre Nylontaschen rutschten ihr von der Schulter, als sie sich wehrte. Aber er schleppte sie mit erstaunlicher Kraft zur

Einfahrt, wo der weiße Transporter mit offener Heckklappe und laufendem Motor wartete.

In panischer Angst stieß sie wortlose Schreie aus, während sie versuchte, sich zu befreien und das Gewirr von Taschenriemen loszuwerden. Sie trat nach ihm und wollte sich losreißen, doch er öffnete die Tür, durch die sie gerade eingetreten war, mit so viel Schwung, dass sie mit einem Knall, so laut wie ein Hammerschlag, mehrere Male gegen die Wand aus Betonbausteinen prallte. Die lange Tasche mit dem LABRADOR verkeilte sich waagerecht im Türrahmen, und Scarpetta dachte zunächst, dass er sie deshalb losließ und vor ihren Füßen zu Boden stürzte. Eine Blutlache bildete sich auf der Rampe. Benton kam hinter dem weißen Transporter hervor und zielte

mit einem Gewehr auf den Mann. Scarpetta wich von seinem reglosen Körper zurück.

Blut quoll aus einer Wunde an seiner Stirn, durch die das Geschoss, das den Hinterkopf getroffen hatte, wieder ausgetreten war. Am Türrahmen, nur wenige Zentimeter von der Stelle, wo Scarpetta gerade noch gestanden hatte, befanden sich Blut-spritzer. Ihr Gesicht und ihr Hals fühlten sich kalt und feucht an, und sie wischte sich Blut und Hirnmasse ab. Als sie ihre Taschen auf den weißen Fliesenboden fallen ließ, erschien eine Frau, die eine schuss-bereite Pistole in beiden Händen hielt. Beim Näherkommen senkte sie die Waffe.

»Er ist tot«, stellte sie fest, und Scarpetta überlegte, ob vielleicht noch jemand erschossen worden war. »Die Verstärkung ist unterwegs.«

»Vergewissern Sie sich, dass sich hier draußen niemand mehr herumtreibt«, wies Benton die Frau an und tat einen großen Schritt über die Blutlache auf der Rampe hinweg. »Ich sehe drinnen nach dem Rechten. Bist du jemandem begegnet?«, fragte er Scarpetta und blickte sich dabei in alle Richtungen um. »Weißt du, ob noch jemand im Gebäude ist?«

»Wie konnte so etwas geschehen?«, erwiderte sie.

»Bleib in meiner Nähe«, sagte er.

Benton ging voraus, überprüfte die Flure und das Büro und stieß die Türen zur Herren- und zur Damenumkleide mit dem Fuß auf. Dabei erkundigte er sich immer wieder nach Scarpettas Befinden. Er erklärte ihr, im Haus der Starrs habe man in einem Kellerraum Kleidungsstücke sichergestellt, die den Uniformen von OCME SECURITY

ähnelten. Offenbar sei es von langer Hand geplant gewesen, sie hier zu entführen. Und dass Berger ihm so dicht auf den Fersen gewesen sei, habe ihn vermutlich dazu gebracht, jetzt zuzuschlagen. Er habe seine Methoden gehabt, den Aufenthaltsort aller beteiligten Personen zu ermitteln. Benton konnte gar nicht mehr aufhören, über ihn zu sprechen und sie zu fragen, ob sie verletzt und ob alles in Ordnung sei.

Marino hatte Benton telefonisch über die Kleidungsstücke informiert und den Verdacht geäußert, wofür sie bestimmt waren. Bei ihrer Ankunft hatten Lanier und Benton das offene Rolltor bemerkt und waren sofort aktiv geworden. Sie standen noch auf der Thirtieth Street, als Hap Judd aus der Dunkelheit erschien und die Einfahrt betrat, um in den Transporter zu steigen. Er hatte sie gesehen und sofort die Beine in die

Hand genommen. Während Lanier sich an die Verfolgung gemacht hatte, hatte Jean-Baptiste Chandonne Scarpetta durch die Zwischentür gezerrt.

Benton folgte dem weiß gekachelten Flur und warf einen Blick in den Vorraum und den Autopsiesaal. Hap Judd sei bewaffnet gewesen, sagte er. Nun sei er tot. Bobby Fuller, Bentons Ansicht nach Jean-Baptiste Chandonne, sei ebenfalls nicht mehr am Leben. Am Ende des Flurs jenseits des Aufzugs, mit dem die Leichen zur Aufbahrung gebracht wurden, entdeckten sie Blutspritzer auf dem Boden. Sie führten zur Tür des Treppenhauses. Auf dem Treppenabsatz lag Filene. Neben ihr befand sich ein blutiger Hammer, wie sie zum Zusammennageln der Kisten aus Fichtenholz benutzt worden waren. Offenbar war die Mitarbeiterin des Sicherheitsdienstes hierher

geschleppt worden. Scarpetta kniete sich neben sie und hielt ihr die Finger seitlich an den Hals.

»Verständige einen Krankenwagen«, rief sie zu Benton.

Sie ertastete eine Verletzung rechts an Filenes Hinterkopf. Die geschwollene Stelle war nachgiebig und blutig. Als sie Filenes Augenlider öffnete, um die Pupillen zu untersuchen, war die rechte geweitet und unbeweglich. Ihr Atem ging stoßweise, ihr Puls war beschleunigt und unregelmäßig. Scarpetta befürchtete, der untere Hirnstamm könnte zu stark unter Druck geraten.

»Ich bleibe hier«, sagte sie zu Benton, während dieser Hilfe herbeitelefonierte. »Vielleicht übergibt sie sich oder bekommt einen Krampfanfall. Ich muss dafür sorgen, dass sie nicht erstickt. Ich bin bei Ihnen«,

wandte sie sich an Filene. »Alles wird gut. Der Krankenwagen ist schon unterwegs«, fügte sie hinzu.

## Sechs Tage später

Im Gedenkraum des zweiten Reviers waren neben dem Colaautomaten und dem Waffenschrank Bänke und Stühle aufgestellt worden, weil der Platz in der Küche nicht für alle reichte. Scarpetta hatte zu viel Essbares mitgebracht.

Pappardelle mit Spinat und Eiern, Maccheroni, Penne und Spaghetti standen in riesigen Schüsseln auf dem Tisch. Auf dem Herd köchelten Töpfe mit Saucen. Ein Ragout mit Steinpilzen, eine Hackfleischsauce und eine mit Parmaschinken. Außerdem noch eine schlichte Sauce aus Wintertomaten, weil Marino sie so gern zu seiner Lasagne aß, die er sich gewünscht hatte, und zwar mit extra viel Fleisch und Ricottakäse. Benton hatte für in der Pfanne

gebratene Kalbsschnitzel mit Marsalasaucen optiert, während Lucy ihren Lieblingssalat mit Fenchel bevorzugte. Berger war mit Huhn in Zitronensauce zufrieden. Der würzige Duft von Parmesankäse, Pilzen und Knoblauch lag in der Luft, und Lieutenant Al Lobo befürchtete schon, den Ansturm der Massen nicht bändigen zu können.

»Das gesamte Revier wird aufkreuzen«, sagte er, während er nach dem Brot sah. »Oder gleich ganz Harlem. Ich glaube, es ist fertig.«

»Es muss beim Draufklopfen hohl klingen«, erwiderte Scarpetta, wischte sich die Hände an der Schürze ab und blickte in den Backofen, aus dem eine köstlich riechende Dampfwolke aufstieg.

»Für mich klingt es hohl genug.« Lobo leckte sich den Finger ab, mit dem er das Brot getestet hatte.

»So macht er es auch mit den Bomben.« Marino kam in die Küche, gefolgt von Mac, dem Boxer, und Jet Ranger, Lucys Bulldogge. »Er klopft drauf, und wenn sie nicht in die Luft fliegt, kann er früher Feierabend machen. Kriegen sie auch was ab?« Marino meinte die Hunde.

»Nein«, rief Lucy aus dem Gedenkraum. »Kein Essen für Menschen.«

Jenseits der Tür waren Berger und sie damit beschäftigt, weiße Lichterketten auf den Vitrinen zu drapieren, die die Andenken an Joe Vigiano, John D'Allara und Mike Curtin enthielten, die Kollegen aus dem zweiten Revier, die bei den Anschlägen des 11. September ihr Leben verloren hatten. Ihre Ausrüstung, eine Sammlung aus Handschellen, Schlüsseln, Halftern, Bolzenschneidern, Taschenlampen, Edeltahlhaken zur Sicherung von Leinen und

Klemmen von Haltegeschirren, gerettet aus den Ruinen, war auf Regalen angeordnet. Auf dem Boden lag ein Teil einer Strahlstrebe vom World Trade Center. Fotos der drei und weiterer Kollegen vom zweiten Revier, die im Dienst gestorben waren, hingen an den mit Ahornholz getäfelten Wänden. Über Macs Hundekorb war eine von Schülern angefertigte Steppdecke mit dem Muster der amerikanischen Flagge angebracht. Weihnachtslieder spielten, untermalt von Gemurmel aus dem Polizeifunk. Scarpetta hörte Schritte auf der Treppe.

Benton war mit Bonnell losgefahren, um das restliche Essen zu holen: eine gefrorene Mousse aus Schokolade und Pistazien, einen butterfreien Sandkuchen, luftgetrocknete Würste und verschiedene Käsesorten. Scarpetta hatte nicht mit den Vorspeisen

gegeizt, denn es gab nichts Besseres als die Reste eines Festmahls, wenn Polizisten im Revier herumsaßen oder in der Garage Wartungsarbeiten durchführten und auf einen Einsatz warteten. Es war der Nachmittag des Weihnachtstages. Das Wetter war kalt, und hin und wieder schneite es. Lobo und Ann Droiden waren vom sechsten Revier gekommen, und es würden sich alle im zweiten Revier versammeln, denn Scarpetta hatte beschlossen, das Weihnachtsessen mit den Menschen zu teilen, die in letzter Zeit so viel für sie getan hatten.

Benton erschien mit einem Karton in der Tür. Sein Gesicht war von der Kälte gerötet.

»L. A. sucht noch einen Parkplatz. Nicht einmal Polizisten können hier problemlos ihr Auto abstellen. Was soll ich damit machen?« Er trat ein und sah sich um,

konnte aber kein freies Eckchen auf der Arbeitsfläche oder dem Tisch entdecken.

»Hier«, antwortete Scarpetta und schob einige Schüsseln beiseite. »Die Mousse kommt erst mal ins Gefrierfach. Ach, du hast Wein mitgebracht. Nun, du musst heute bestimmt nicht mehr zu einem Notfall ausrücken. Ist Wein hier erlaubt?«, rief sie in Richtung Gedenkraum, wo Lobo, Droiden, Berger und Lucy saßen.

»Nur wenn er einen Schraubverschluss hat oder aus dem Karton ist«, erwiderte Lobo.

»Alles, was mehr als fünf Dollar die Flasche kostet, fällt unter das Betäubungsmittelgesetz«, fügte Droiden hinzu.

»Ist hier jemand im Dienst?«, fragte Lucy. »Ich nicht und Jaime auch nicht. Ich glaube, Mac muss mal Gassi.«

»Furzt er wieder?«, erkundigte sich Lobo.

Der gestreifte Boxer war genauso alt und arthritisch wie Jet Ranger und ebenfalls ein Findelkind. Scarpetta suchte das Päckchen mit den Leckerchen heraus, die sie für die beiden gebacken hatte, gesunde Hundekkekse aus Erdnussbutter und Kleie. Auf ihren Pfiff eilten die Hunde auf sie zu, zwar nicht mehr sehr schwungvoll, aber nicht minder begeistert. »Sitz«, sagte Scarpetta und belohnte sie.

»Wenn es bei Menschen nur auch so einfach wäre«, meinte sie und nahm die Schürze ab. »Komm«, wandte sie sich an Benton. »Mac braucht ein bisschen Bewegung.«

Nachdem Benton die Leine geholt hatte, zogen sie ihre Mäntel an. Sie führten Mac die abgetretene Holzterappe hinunter und durch die große Garage, in der sich so viele Einsatzfahrzeuge und

Ausrüstungsgegenstände drängten, dass man sich förmlich hindurchschlängeln musste. Durch eine Seitentür verließen sie das Gebäude. Auf der anderen Seite der Tenth Avenue befand sich ein kleiner Park neben der Kirche Saint Mary. Scarpetta und Benton steuerten darauf zu, weil gefrorenes, dürres Gras angenehmer unter den Füßen war als Asphalt.

»Lagebesprechung«, sagte Benton. »Du hast zwei Tage lang gekocht.«

»Ich weiß.«

»Drinne wollte ich es nicht erwähnen«, fuhr er fort, während Mac zu schnuppern anfang und ihn erst zu einem kahlen Baum und dann zu einem Busch zog. »Die anderen werden sowieso den ganzen Abend über nichts anderes reden. Ich denke, wir sollten sie lassen und uns nach einer Weile verdrücken. Wir brauchen Zeit für uns. Die

ganze Woche waren wir nicht miteinander allein.«

Sie hatten auch nicht viel geschlafen. Die Ausgrabungen im Keller der Villa Starr hatten einige Tage in Anspruch genommen, denn der LABRADOR hatte genauso eifrig geschnüffelt, wie Mac es gerade tat, und Scarpetta zu einigen verwesenden Blutspuren geführt. Anfangs hatte sie befürchtet, dass mehrere Leichen in den beiden Ebenen des Kellergeschosses vergraben sein könnten, wo Rupe Starr seine Autos geparkt und gewartet hatte. Doch das war nicht der Fall gewesen. Letztlich hatten sie nur Hannah gefunden, und zwar unter dem Beton in der Montagegrube. Sie war auf ganz ähnliche Weise gestorben wie Toni Darien, nur dass der Täter bei ihr gewaltvoller und mit größerer Leidenschaft vorgegangen war. Hannah war

sechzehnmal auf den Kopf und ins Gesicht geschlagen worden, vermutlich mit derselben Waffe wie Toni, einem Schalthebel, dessen großer Stahlknauf die Form und den Umfang einer Billardkugel hatte.

Der Schalthebel gehörte zu einem Oldtimer der holländischen Marke Spyker, den Rupe laut Lucy vor etwa fünf Jahren restauriert und verkauft hatte. Die darauf sichergestellte DNA stammte von verschiedenen Personen, von denen drei eindeutig hatten identifiziert werden können: Hannahs, Tonis und die des Mannes, der die beiden Frauen Scarpettas Ansicht nach erschlagen hatte – Jean-Baptiste Chandonne, alias Bobby Fuller, angeblich ein amerikanischer Geschäftsmann. Chandonne hatte ihn frei erfunden, wie so viele Rollen, in die er im Laufe der Jahre geschlüpft war. Scarpetta hatte Chandonne zwar nicht selbst

obduziert, war jedoch dabei gewesen, weil sie glaubte, dass es für ihre Zukunft wichtig war, sich der Vergangenheit zu stellen. Dr. Edison hatte den Fall übernommen, eine Autopsie, wie sie jeden Tag in der New Yorker Gerichtsmedizin stattfand. Scarpetta konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass Chandonne darüber sehr enttäuscht gewesen wäre.

Er war nichts Besonderes und wurde genauso behandelt wie die anderen Leichen, die hier auf dem Tisch landeten. Der einzige Unterschied bestand darin, dass sein Körper überdurchschnittlich viele Hinweise auf plastische Chirurgie und Schönheitsoperationen aufwies. Die Eingriffe, denen er sich unterzogen hatte, hatten sich vermutlich über Jahre hingezogen und lange, qualvolle Genesungszeiten zur Folge gehabt. Scarpetta konnte sich die

Schmerzen kaum vorstellen, die es bedeutet hatte, sich die gesamte Körperbehaarung mit dem Laser entfernen und alle Zähne überkronen zu lassen. Doch wahrscheinlich war er mit dem Ergebnis zufrieden gewesen, denn als sie ihn sich im Autopsiesaal gründlich angesehen hatte, konnte sie kaum Hinweise auf seine früheren Deformierungen feststellen. Nur ein Narbengewirr, das beim Rasieren der Umgebung der Ein- und Austrittswunde von Bentons Neun-Millimeter-Geschoss zum Vorschein gekommen war.

Jean-Baptiste Chandonne war tot. Scarpetta war sicher, dass es sich um ihren Erzfeind handelte. DNA log nicht. Nun konnte sie endlich darauf vertrauen, dass er niemals wieder auf einer Parkbank, in der Gerichtsmedizin, in einer Villa oder an einem anderen Ort in Erscheinung treten

würde. Hap Judd war ebenfalls nicht mehr am Leben. Er hatte zwar nach Kräften versucht, seine nekrophilen Neigungen und Verbrechen zu vertuschen, aber eine große Anzahl von DNA-Spuren hinterlassen. Zum Beispiel auf der BioGraph-Uhr, die Toni im Rahmen eines von den Chandonnes finanzierten Forschungsprojekts namens Caligula, an das sie durch Vermittlung ihres am MIT ausgebildeten Gangstervaters geraten war, getragen hatte. Außerdem in ihrer Vagina, da Latexhandschuhe nicht so dicht waren wie Kondome. An dem roten Schal um ihren Hals. Auf zusammengeknüllten Papierhandtüchern, die Marino aus ihrem Mülleimer gefischt hatte. Vermutlich hatte Hap sie benutzt, als er versucht hatte, sämtliche Beweise dafür, dass er je in ihrer Wohnung gewesen war, zu beseitigen. Außerdem befand sich seine DNA auf den

beiden Gruselschockern in ihrer Nachtschubblade. Es wurde allgemein angenommen, dass Hap auch die Person auf den Überwachungsvideos war. Sein letzter Auftritt.

Er hatte Tonis Parka und ein Paar Turnschuhe angezogen, die ihren ähnelten, allerdings die falschen Handschuhe erwischt, weil sie seit einiger Zeit Skifäustlinge trug – und zwar die olivgrünen und braunen von Hestra auf dem Beifahrersitz des Lamborghini. In einem davon steckte noch ein drahtloses, an der Fingerspitze anzubringendes Messgerät zur Bestimmung des Sauerstoffgehalts im Blut. Hap hatte der Toten den Hausschlüssel abgenommen, sich damit Zutritt zum Gebäude verschafft und ihr den Schlüssel anschließend wieder in die Tasche geschoben. Allerdings konnte Scarpetta sich nicht erklären, was er in der

Wohnung gewollt hatte, und sie vermutete, dass es eine Reihe von Motiven gab. Bestimmt war seine Absicht gewesen, alles verschwinden zu lassen, was auf einen Kontakt zwischen ihm und Toni hindeutete, und das war eine ganze Menge gewesen. Man hatte ihr Mobiltelefon, den Laptop, ihre Briefftasche und verschiedene andere Gegenstände aus ihrem Besitz in seiner Wohnung in TriBeCa entdeckt, auch Ladegeräte, was hieß, dass sie ihn häufig dort besucht hatte. Aus den Datenspeichern ging hervor, dass sie ihm Hunderte von SMS geschrieben hatte. Er hatte ihr per E-Mail einige seiner beängstigenden Drehbücher geschickt, alles säuberlich gespeichert auf ihrer Festplatte. In seinen Nachrichten an sie hatte er betont, dass ihr Verhältnis wegen seiner Prominenz geheim bleiben müsse. Toni hatte ganz sicher nicht geahnt,

was sich in den sexuellen Phantasien ihres berühmten Freundes abspielte und dass ihr das gleiche Schicksal bevorstand wie den Frauen in den Texten, die er schrieb und las.

Inzwischen fahndete das FBI nach den Personen, die mehr über die Chandonnes, ihr Netzwerk und die Hintergründe der Ereignisse verraten können. Dodie Hodge und ein desertierter Marineinfanterist namens Jerome Wild würden bald ganz oben auf der Liste der zehn meistgesuchten Personen stehen. Carley Crispin, deren Fingerabdrücke auf Scarpettas BlackBerry entdeckt worden waren, hatte sich einen Prominentenanwalt genommen und war nicht mehr auf Sendung. Vermutlich war ihre Fernsehkarriere damit zu Ende, jedenfalls bei CNN. Die Haushälterinnen Rosie und Nastya wurden verhört, und es

kursierten Gerüchte, dass Rupe Starr exhumiert werden sollte. Scarpetta hoffte, dass es nicht dazu kommen würde, denn es würde sicher nicht sehr hilfreich sein und der Sensationspresse nur neuen Stoff liefern. Laut Benton war die Liste der Helfer, die Chandonne angeheuert hatte, ellenlang, weshalb es eine Weile dauern würde, festzustellen, wer eine tatsächlich existierende Person wie Freddie Maestro oder nur eine Erfindung von Jean-Baptiste war. Zum Beispiel der französische Wohltäter namens Monsieur Lecoq.

»Braver Junge«, lobte Scarpetta Mac und bedankte sich überschwänglich für sein Häufchen.

Nachdem sie es in einen Plastikbeutel geschaufelt hatte, kehrten sie und Benton zur Tenth Avenue zurück. Der Abend dämmerte bereits. Die kleinen Schneeflocken

blieben zwar nicht liegen, aber wenigstens waren sie weiß, wie Benton anmerkte, und das sei an Weihnachten ein Zeichen.

»Wofür?«, erkundigte sie sich. »Dass wir von unseren Sünden reingewaschen werden? Du kannst diese Hand nehmen. Nur nicht die andere.«

Sie reichte ihm die Hand ohne Plastikbeutel und läutete dann an der Tür des zweiten Reviers.

»Was bliebe ohne unsere Sünden von uns übrig?«, fragte Benton.

»Nichts Interessantes«, antwortete sie, während sich die Tür mit einem Klicken öffnete. »Offen gestanden plane ich, so viele Sünden wie möglich zu begehen, wenn wir zu Hause sind. Verstehen Sie das als Warnung, Special Agent Wesley.«

Oben drängten sich alle in der kleinen Küche, weil Benton die Weinflasche öffnete

und den Inhalt in Plastikbecher goss. Ein guter Chianti für alle, die Alkohol trinken durften. Marino holte Limonade für Lobo und Droiden und ein alkoholfreies Bier für sich selbst aus dem Kühlschrank. Inzwischen war auch Bonnell eingetroffen, und die Anwesenden beschlossen, dass es nun Zeit für einen Trinkspruch war. Anschließend gingen sie in den Gedenkraum. Scarpetta folgte mit einem Korb mit frischem Brot.

»Auch auf die Gefahr hin, dass ich euch langweile, möchte ich euch von einer Familientradition erzählen«, begann sie. »Erinnerungsbrot. Meine Mutter hat es gebacken, als ich noch klein war, und es so genannt, weil man sich an etwas Wichtiges erinnern soll, wenn man eine Scheibe davon isst. Es kann eine Begebenheit aus der Kindheit oder irgendein anderes Ereignis

sein. Also habe ich mir gedacht, dass wir miteinander anstoßen, ein Stück Brot essen und uns daran erinnern sollten, was wir durchgemacht haben und wer wir früher waren, weil es unsere Gegenwart beeinflusst.«

»Sind Sie sicher, dass das hier drin in Ordnung ist?«, fragte Bonnell. »Ich möchte nicht pietätlos sein.«

»Reden Sie von den Jungs?« Lobo meinte die getöteten Kollegen, deren Besitztümer im Schein der winzigen weißen Lichter nicht ganz so bedrückend wirkten. »Die wären die Ersten, die uns dazu ermuntern würden. Ich bin beinahe versucht, einen vollen Teller für sie hinzustellen. Ich weiß noch, wie John Tiere geliebt hat.« Er betrachtete das Foto von D'Allara, während Marino Mac streichelte. »In seinem Spind steht noch sein Schlangenstock.«

»Ich glaube, ich habe in Manhattan noch nie eine Schlange gesehen«, erwiderte Berger.

»Doch, jeden Tag«, entgegnete Lucy. »Wir verdienen unseren Lebensunterhalt mit Schlangen.«

»Die Leute setzen sie im Park aus«, erklärte Droiden. »Pythons, die sie als Haustiere gehalten haben und irgendwann loswerden wollen. Einmal war sogar ein Alligator unterwegs. Und wen ruft man in so einem Fall?«

»Uns«, riefen die anderen im Chor.

Scarpetta reichte den Brotkorb herum. Jeder brach ein Stück ab und verspeiste es, und sie erklärte, das Geheimnis von Erinnerungsbrot bestehe darin, dass man völlig beliebige Zutaten dazu verwenden könne. Reste von grobgemahlenem Getreide, Kartoffeln, Käse oder Kräuter. Sie fügte hinzu,

der Menschheit würde es bessergehen, wenn sie mehr auf das achten würde, was sie hätte, anstatt es zu verschwenden. Erinnerungen sind wie das, was man in der Küche findet, ergänzte sie. All der Krimskrams in den Schubladen und dunklen Schränken. Kleine Dinge, die einem überflüssig oder sogar nutzlos erscheinen. Doch manchmal eröffnen sie einem neue Möglichkeiten.

»Auf die Freundschaft«, verkündete sie und hob ihr Glas.

# **Danksagung**

Ich möchte mich ganz besonders bei den folgenden Beratern bedanken:

Dr. Staci Gruber, Leiterin der Abteilung für kognitive und klinische Bildgebung des Nervensystems am McLean Hospital und Assistenzprofessorin am Lehrstuhl für Psychiatrie der Harvard Medical School.

Barbara A. Butcher, Leiterin der Abteilung für forensische Ermittlungen am Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York.

Paul J. Browne, stellvertretender Chef des New York Police Department.

Nicholas Petraco, Leiter der Kriminaltechnik in der Abteilung für forensische Ermittlungen beim NYPD.

Mark Torre, Leiter des Bombenentschärfungskommandos des NYPD.

Dr. Louis Schlesinger, Professor für forensische Psychologie am John Jay College of Criminal Justice, New York.

Dr. Marcello Fierro, frühere Leiterin des Gerichtsmedizinischen Instituts von Virginia.

Lisa Friel, Leiterin der Abteilung für Sexualverbrechen bei der Bezirksstaatsanwaltschaft des New York County.

---

Reverend Lori Bruno von Hex: Old World  
Witchery in Salem, Massachusetts.